This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06820110 6

Ausführliche Geſchichte des Zweyten Zeitraums.

Fortſetzung des Dritten Buchs oder der Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaiſers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Auguſtinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften des Epiphanius.

Die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religionsſtreitigkeiten in dieſem Zeitalter, die gegen das Ende des neunten Theils angefangen worden iſt, bleibt ohngeachtet aller Anmerkungen, Grundſätze, Beyſpiele und Auszüge, welche bereits darüber mitgetheilt worden ſind, doch immer noch ſehr unvollſtändig, ſo lange man nicht den Epiphanius von allen Seiten kennt. Er ſchrieb das Hauptwerk in der alten Kirche über die Ketzergeſchichte und Ketzerwiderlegung. An der Methode, welche er darinne befolgt, hat man zugleich das Muſter vor den Augen, nach welchem die chriſtlichen Lehrer dieſer

J. n. C. G. 363. bis 430.

Schroeckh

2 DB

Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität
Wittenberg.

Zehnter Theil.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1792.

[illegible]

Vorrede.

Obgleich die Geſchichte der beſondern Religionsſtreitigkeiten in dem Umfange des dritten Buchs vom zweyten Zeitraum, welche mit dieſem Theil angefangen wird, ſich nicht weiter als über die Origenianiſchen erſtreckt; ſo hoffe ich doch die Leſer dafür durch die Mannichfaltigkeit anderer kirchlicher Auftritte, die mit demſelben in eine natürliche Verbindung gebracht worden ſind, einigermaaßen ſchadlos gehalten zu haben. An Statt der einförmigen und ermüdenden Methode, ganze und mehrere Bände nach einander mit der Erzählung theologiſcher Streitigkeiten anzufüllen, wird mit denſelben allemal das Leben der berühmteſten Lehrer, welche einen vorzüglichen Antheil daran genommen haben, verbunden. So haben hier Epiphanius und Chryſoſtomus ihre, wie es ſcheint,

be-

bequemſte Stelle gefunden. Dadurch aber iſt zugleich eine Veranlaſſung entſtanden, von vielen merkwürdigen Schriften, Meinungen, Lehrarten, kirchlichen Gebräuchen, Methoden zu predigen, die heilige Schrift zu erklären, u. dgl. m., Nachricht zu geben. Chryſoſtomus bot dazu beſonders einen ſehr reichlichen Stoff an; ich habe ihn zwar, wie die Größe dieſes Theils zeigt, ſorgfältig genüzt; aber doch mir gewiſſe Schranken dabey geſezt. Ich fahre übrigens ohne langen Aufſchub in der fernern Ausarbeitung dieſes Werks fort, und hoffe den eilften Theil deſſelben im bevorſtehenden Jahre weit früher als den gegenwärtigen ans Licht zu ſtellen. Wittenberg, am 5. November des J. 1785.

Chriſt-

Christliche Kirchengeschichte.

Zehnter Theil.

Ausführliche Geſchichte des weyten Zeitraums.

Fortſetzung des

Dritten Buchs

oder

r Geſchichte der chriſtlichen Religion und irche, vom Tode des Kaiſers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Auguſtinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften des Epiphanius.

Die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religionsſtreitigkeiten in dieſem Zeitalter, die gegen das Ende des neunten Theils J. n. C. G. 362. bis 430. gefangen worden iſt, bleibt ohngeachtet aller Anmerngen, Grundſätze, Beyſpiele und Auszüge, welche bets darüber mitgetheilt worden ſind, doch immer noch r unvollſtändig, ſo lange man nicht den Epiphaus von allen Seiten kennt. Er ſchrieb das Hauptrk in der alten Kirche über die Ketzergeſchichte d Ketzerwiderlegung. An der Methode, welche darinne befolgt, hat man zugleich das Muſter vor n Augen, nach welchem die chriſtlichen Lehrer dieſer

J. n. C. G. 363. bis 430.

Zeit mit den Irrgläubigen ſtritten. Faſt alles, was ihre Polemik am Ausgange des vierten Jahrhunderts Gutes und Schlimmes an ſich hatte, findet ſich an ihm beyſammen. Der große Ruf, der ſich von ſeinem Religionseifer, der Heiligkeit ſeines Lebens, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinen Verdienſten in der ganzen Kirche verbreitete, gründete ſein Anſehen überaus feſt; wenn gleich ſo viele Fehler, die er begieng, und noch ſeine letzten Handlungen demſelben hätten nachtheilig werden ſollen. Zwar wurden um die Zeit ſeines Todes, oder im Anfange des fünften Jahrhunderts, in der Abendländiſchen Kirche Hieronymus und Auguſtinus noch mehr als glückliche Religionsvertheidiger bewundert. Allein eben ſie trugen auch daſelbſt nicht wenig zu ſeiner Verehrung bey, indem ſie ihn als den vornehmſten Anführer der theologiſchen Streiter vorſtellten; nicht zu gedenken, daß man überhaupt ſchon gewohnt war, die morgenländiſchen Lehrer als die erſten und gelehrteſten in jedem Theil der Religionswiſſenſchaft anzuſehen. Epiphanius nahm auch an einer der berühmteſten theologiſchen Streitigkeiten einen ſolchen Antheil, der ihre entſcheidende Wendung ſtark beförderte. Mit ihm geht man auf den vollen Kampfplatz der Chriſten hinüber, der noch niemals von einem lautern Getümmel, als zu ſeiner Zeit, wiederſchallte.

Er kam ohngefähr zwiſchen den Jahren 310 und 320. zu Beſanduke, einem Flecken im Gebiete der Stadt Eleutheropolis in Paläſtina, zur Welt. Dürfte man einer alten Lebensbeſchreibung von ihm trauen, die Petav zuerſt in griechiſcher Sprache ans Licht geſtellt hat, (Epiphan. Opp. T. II. p. 318. ſq. ed. Colon. 1682. fol.) ſo könnte nicht allein von den frühern Jahren des Epiphanius, ſondern auch von ſeinem übrigen Leben ſehr viel Sonderbares erzählt werden, das keiner von ſeinen Zeitgenoſſen, oder bald darauf lebenden Schriftſtellern, meldet. So war er, nach derſelben,

ben, von jüdischen Eltern gebohren, und that sich schon in seiner ersten Jugend durch uneigennützige Rechtschaffenheit hervor. Da sein wildes Pferd von einem Christen, blos durch einen Befehl im Namen des Erlösers, getödtet wurde: machte ihn dieses zuerst auf die Religion desselben aufmerksam. Aber ein jüdischer Lehrer, der ihn an Sohnes Statt annahm, unterrichtete ihn eine Zeitlang in seinem Glauben, bis er nach dessen Tode durch den Mönch **Lucianus** zum Christenthum bekehret wurde. Denn da er sah, daß dieser einem Armen, welcher drey Tage lang gehungert hatte, seinen Mantel schenkte, um ihn zu verkaufen, und daß gleich darauf ein weißes Kleid, vom Himmel herabgelassen, die Blöße des Mönchs deckte: entschloß er sich, voll Furcht über diesen Anblick, zugleich ein Christ, und auch ein Mönch zu werden. Indem ihn nun der Bischof in der Kirche das Vorlesen der heiligen Schrift anhören ließ; sah auch er das Gesicht des **Epiphanius** glänzend werden, und eine Krone, die auf sein Haupt gesetzt worden war. — Einen solchen wundervollen Gang nimmt diese sehr ausführliche Lebensbeschreibung vom Anfange bis zum Ende. Obgleich zween Freunde und Gefährten des **Epiphanius** für Verfasser derselben ausgegeben werden; so ist sie doch mit so vielen unwahrscheinlichen, offenbar falschen, oder ungereimten Stellen angefüllt, daß man über denselben auch das Wahre, wovon sie manches enthalten mag, verliert, oder ganz unbrauchbar findet. Dies ist **Tillemonts** richtiges Urtheil von derselben. (Mémoires, T. X. Notes sur St. Epiphane, p. 803. ed. de Paris.) Ein neuerer Schriftsteller vom Leben des **Epiphanius**, welchen man für den Abt **Jacob Gervais** hält, (Histoire et la Vie de St. Epiphane, à Paris, 1738. 4.) glaubt, daß man wenigstens solche Umstände aus ihr nutzen könne, die weder dem Zeugnisse der Alten, noch der gesunden Vernunft zuwider laufen, auch nicht fabelhaft sind. (Préface p. IX.) Allein dieser Probierstein der histori-

J. n. C. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſchen Wahrheit iſt ſehr unzulänglich: zumal da Leſer genug alle ſolche ſpätere Wunderwerke zum Fabelhaften rechnen möchten; die doch Gervais ohne Bedenken nachgeſchrieben hat.

Mit mehr Gewißheit kann man die Geſchichte des Epiphanius aus ſeinen eigenen Schriften, aus verſchiedenen Stellen des Hieronymus (de viris illuſtr. c. 114. et in Epiſt.) aus dem Sokrates, (H. Eccl. L. VI. c. 10. 12.) dem Sozomenus, (H. E. L. VI. c. 32. L. VII. c. 27. L. VIII. c. 14. 15.) und aus andern Schriftſtellern gleicher Zeiten ſchöpfen; ohne daß man doch auch dabey vergeſſen darf, gegen Nachrichten, welche das Uebernatürliche als etwas ſehr Gewöhnliches anführen, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Schon vor ſeinem zwanzigſten Jahre alſo, ergriff er die Lebensart der Mönche, von welchen er zeitig unterwieſen worden war, und übte dieſelbe beſonders in Aegypten, wo noch Antonius, ihr berühmtes Vorbild, lebte, mit ungemeiner Strenge aus. Dort geſchah es auch vermuthlich, wie er ſelbſt erzählt, (Haer. XXVI. p. 99. ſq. T. I. Opp.) daß ihm die Gnoſtiker durch Frauensperſonen von ihrer Parthey, welche ihm die Bücher derſelben brachten, und ihre Reizungen an ihm verſuchten, ohne Wirkung nachſtellten. Er zeigte vielmehr dieſe Ketzer dem Biſchof der dortigen Stadt an, welcher ſie bald daraus vertrieb. Als er um das Jahr 330. nach Paläſtina zurückgekommen war, bauete er nicht weit von ſeinem Geburtsorte ein Kloſter, deſſen Vorſteher er wurde. Hier übte er ſich mit denen, welche ſich häufig unter ſeine Aufſicht begaben, über dreyßig Jahre lang in der Mönchsfrömmigkeit. Seine vertraute Freundſchaft mit dem Hilarion, der damals gleichſam der allgemeine Vater der Einſiedler und Mönche in Paläſtina war, bildete und ſtärkte ihn noch mehr in dieſer Art von gottſeligen Sitten. Er wurde auch in dieſem Kloſter zum Presbyter geweiht; (Hieron. Epiſt. XXXIX. p. 337. T. IV. Opp.

P.

P. II. ed. Bened.) und ſorgte daher als öffentlicher Lehrer, deſto eifriger für die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, während der Stürme, die ſeine Bekenner nach dem Tode des ältern Conſtantins trafen. Da ſein Biſchof zu Eleutheropolis ein Freund der Arianer war: hob er die Kirchengemeinſchaft mit demſelben auf; warnete auch andere vor dieſer Parthey, und verband ſich genauer mit den von ihr verfolgten Biſchöfen. Außer dem Gebete, Faſten, und ähnlichen Andachten, beſchäftigte er ſich in ſeinem Kloſter auch mit der theologiſchen Gelehrſamkeit; das heißt, er las die Schriften der vornehmſten chriſtlichen Lehrer fleißig. J. n. C. 363. bis 430.

Endlich wurde er im Jahr 367. von den verſammleten Biſchöfen in Cypern, zum Biſchof der Hauptſtadt ihrer Inſel, Conſtantia, welche in den ältern Zeiten Salamis hieß, erwählt. Sein alter Freund Hilarion, auf deſſen Empfehlung dieſes vielleicht geſchah, brachte auch damals ſeine letzten Tage in Cypern einſam zu. Eine alte, zwar nicht völlig zuverläßige Nachricht von einer Zuſammenkunft zwiſchen beyden (in Vitis Patrum per Rosweidum, L. V. c. 4. p. 568. Antverp. 1615. fol.) iſt wenigſtens lehrreich. Man trug ihnen bey Tiſche Vögel auf; allein Hilarion weigerte ſich davon zu eſſen, weil er ſeit dem Anfange ſeines aſcetiſchen Lebens nie etwas genoſſen hätte, das lebendig geweſen wäre. Und ich, gab Epiphanius, vermuthlich um die anweſenden Geiſtlichen zu belehren, zur Antwort, habe, ſo lange ich dieſe Lebensart führe, niemals zugegeben, daß jemand, der etwas wider mich auf dem Herzen hatte, ſich ſchlafen legte; ſo wie ich ſelbſt niemals eingeſchlafen bin, wenn ich mit einem andern einen Zwiſt hatte. Mein Vater! rief Hilarion aus, die Regel, welche ihr beobachtet, iſt vortreflicher als die meinige.

Epiphanius ſezte in der That ſein ehemaliges Kloſterleben auch als Biſchof fort; fühlte aber gar bald,

daß sein Körper die Härte desselben nicht mehr ertragen
J. n. C. G. könne. Dagegen breitete er solches in Cypern so glück-
363. bis lich aus, daß man ihn zwar nicht für den ersten Stifter
430. der Klöster ansehen kann, wie eine neuere Muthmaas-
sung behauptet; wohl aber den sehr blühenden Zustand
des Mönchslebens daselbst von seinem Beispiele und sei-
nen Anstalten herrechnen muß. In Ansehung der Rech-
te seines Amtes, bezeigte er sich gegen die übrigen Bi-
schöfe der Insel sehr gefällig. Er bat die ihm am näch-
sten wohnenden, daß sie auch über denjenigen Theil des
ihm eigenen und allem Ansehen nach sehr großen Kirch-
sprengels, der an den ihrigen gränzte, einige Aufsicht
führen möchten. Auch ließ er es geschehen, daß andere
Bischöfe, zuweilen Aeltesten oder Kirchendiener, sogar
in seinem Sprengel weihten, und ihm dieselben zuschick-
ten. Denn weil manche Christen dem geistlichen Stan-
de auswichen, dessen Pflichten **Epiphanius** mit einem
furchtbaren Ernste vollstreckt wissen wollte: so wurden
sie, wegen ihrer Würdigkeit von andern Bischöfen mit
einer Art von Gewalt in dieselbe gezogen. Aber auch
er selbst erstreckte den Vortrag der christlichen Lehre noch
weit über **Cypern**, in andere Länder hinaus. Die
Kenntniß des Syrischen, seiner Landessprache, des He-
bräischen, des Aegyptischen, des Griechischen, und ei-
nigermaaßen auch des Lateinischen, welche er besaß, er-
leichterte ihm diese Arbeit.

Sechs und dreyßig Jahre lang verwaltete **Epi-
phanius** sein bischöfliches Amt: und der Ruhm, wel-
chen er sich darinne erwarb, stieg nach und nach so hoch,
daß man ihm wunderthätige Kräfte, oder Wunder, die
zu seinem Dienste geschehen sollten, und göttliche Offen-
barungen zutrauete. Seine außerordentliche Mildthä-
tigkeit gegen die Armen, auf welche er sein ganzes Ver-
mögen wandte, hatte einst auch alle Einkünfte seiner
Kirche, (wiewohl dieselbe durch die Schenkungen, wel-
che ihr andächtige Christen in dieser Absicht machten,
über-

P. II. ed. Bened.) und ſorgte daher als öffentlicher Lehrer, deſto eifriger für die Erhaltung des katholiſchen Glaubens, während der Stürme, die ſeine Bekenner nach dem Tode des ältern Conſtantins trafen. Da ſein Biſchof zu Eleutheropolis ein Freund der Arianer war: hob er die Kirchengemeinſchaft mit demſelben auf; warnete auch andere vor dieſer Parthey, und verband ſich genauer mit den von ihr verfolgten Biſchöfen. Außer dem Gebete, Faſten, und ähnlichen Andachten, beſchäftigte er ſich in ſeinem Kloſter auch mit der theologiſchen Gelehrſamkeit; das heißt, er las die Schriften der vornehmſten chriſtlichen Lehrer fleißig. J. u. C. 363. bis 430.

Endlich wurde er im Jahr 367. von den verſammleten Biſchöfen in Cypern, zum Biſchof der Hauptſtadt ihrer Inſel, Conſtantia, welche in den ältern Zeiten Salamis hieß, erwählt. Sein alter Freund Hilarion, auf deſſen Empfehlung dieſes vielleicht geſchah, brachte auch damals ſeine letzten Tage in Cypern einſam zu. Eine alte, zwar nicht völlig zuverläßige Nachricht von einer Zuſammenkunft zwiſchen beyden (in Vitis Patrum per Rosweidum, L. V. c. 4. p. 568. Antverp. 1615. fol.) iſt wenigſtens lehrreich. Man trug ihnen bey Tiſche Vögel auf; allein Hilarion weigerte ſich davon zu eſſen, weil er ſeit dem Anfange ſeines aſcetiſchen Lebens nie etwas genoſſen hätte, das lebendig geweſen wäre. Und ich, gab Epiphanius, vermuthlich um die anweſenden Geiſtlichen zu belehren, zur Antwort, habe, ſo lange ich dieſe Lebensart führe, niemals zugegeben, daß jemand, der etwas wider mich auf dem Herzen hatte, ſich ſchlafen legte; ſo wie ich ſelbſt niemals eingeſchlafen bin, wenn ich mit einem andern einen Zwiſt hatte. Mein Vater! rief Hilarion aus, die Regel, welche ihr beobachtet, iſt vortreflicher als die meinige.

Epiphanius ſezte in der That ſein ehemaliges Kloſterleben auch als Biſchof fort; fühlte aber gar bald,

J. C. 363. bis 480.

rauf entschlossen sie sich, einen Versuch beym Epiphanius zu machen. Denn, sagten sie unter sich, die übrigen Bischöfe verstehen sich mit einander, und keiner will dem andern widersprechen; aber dieser ist ein Prophet, bey welchem kein Ansehen der Person gilt. Doch indem sie sich seiner Stadt näherten, offenbarte ihm Gott, wer sie wären; er ließ ihnen also melden, daß sie nicht hineinkommen sollten. Der Ausspruch eines solchen Mannes wider sie, brachte sie endlich zur Reue und Demüthigung. Auch dieses machte Gott dem Epiphanius bekannt; nunmehr erlaubte er ihnen, zu ihm zu kommen; nahm sie in die Kirchengemeinschaft auf und schrieb dem Alexandrinischen Erzbischof, er möchte eben dieses mit seinen Kindern thun, weil sie ihr Vergehen wirklich bereuet hätten.

Ganz konnten diese wenigen Erzählungen von so vielen andern nicht wegbleiben, wenn die hohe Ehrerbietung abgeschildert werden sollte, in welche sich Epiphanius ohne Zweifel durch seine heilig geachtete Mönchsstrenge von weit mehr als einem halben Jahrhunderte gesezt hatte. Nicht geringer dachte man von seiner theologischen Wissenschaft und Geschicklichkeit, den Glauben wider die Ketzer zu vertheidigen. Mehrere Lehrer, Mönche und andere Christen, bewogen ihn durch ihr Bitten, seit dem Jahr 374. Schriften darüber herauszugeben. Schon früher hatte er eine Parthey von vermeinten Widersachern der Jungfrau Maria schriftlich bestritten; wie er mit ihnen und mit den von ihm selbst genannten Collyridianern umgegangen sey, ist bereits in dieser Geschichte erzählt worden. (Th. IX. S. 196. fg.) Unterdessen fanden seine Werke einen vorzüglichen Beifall; aber er ward auch immer thätiger in der Theilnehmung an öffentlichen Kirchenangelegenheiten, und besonders Streitigkeiten. Die Geschichte dieser leztern, welche bald besonders wird beschrieben werden, macht es um der Deutlichkeit ihres

Zu-

überaus reich war) verzehret. Gerade aber, da es an allem fehlte, sagt Sozomenus, brachte ein Unbekannter dem Kirchenverwalter einen Sack mit Goldstücken: zu einem Beweis, daß Gott unmittelbar diese Noth gehoben habe. Ein andersmal, als ihn zween Bettler kommen sahen, warf sich der eine zur Erde nieder; der andere aber blieb neben demselben stehen, und beklagte nicht allein mit Thränen den Tod seines Gefährten; sondern auch seine Dürftigkeit, welche es nicht erlaubte, ihn begraben zu lassen. Epiphanius gab ihm so viel, als er dazu brauchte; ermahnte ihn jedoch, sich zu beruhigen, weil dieser Todte nicht wieder auferstehen würde. Dieses traf auch wirklich ein; der Lebende lief zwar voll Bestürzung dem Bischof nach, bekannte den Betrug, und bat ihn, dem nun wirklich Todten zum Leben zu verhelfen; aber vergebens. Sozomenus sezt hinzu, man erzähle zwar vom Gregorius dem Wunderthäter eine vollkommen gleiche Geschichte; (sie ist auch in diesem Werke, Th. IV. S. 361. beigebracht worden;) allein darum sey es nicht unglaublich, daß mit dem Epiphanius ebenfalls eine solche Begebenheit vorgefallen sey. In der vorher angeführten Sammlung (Vitae Patrum, L. V. c. 15. p. 629.) steht noch eines von den vielen Beispielen, was vor außerordentliche Begriffe man von ihm gehabt habe. Zween Mönche in Aegypten, welche sich, aus Mißverstand einer Rede Jesu, entmannet hatten, (wie es, nach der Bemerkung des Epiphanius, Exposit. fid. cath. c. 13. p. 1095. T. I. Opp. um diese Zeit viele thaten,) wurden von dem Erzbischof zu Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Sie glaubten, daß ihnen dadurch großes Unrecht wiederfahre, und wandten sich daher nach und nach an andere der vornehmsten Bischöfe, an die von Jerusalem, Antiochien, und Rom, um von einem derselben wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Alle aber wiesen sie ab, weil ihr Verlangen mit den Kirchengesetzen stritt. Da-

J. n. C. 363. bis 430.

verringerten gleichwohl ſein Anſehen gar nicht. Denn
J. n. C. G. 365. bis 430. brennender Eifer gegen vorgebliche Irrthümer, zumal mit dem Schein der frommen Selbſtverleugnung verbunden, deckte zu dieſer Zeit alle Fehltritte deſſelben zu. Hieronymus, ein Freund und Verehrer des Epiphanius, den er den Vater von faſt allen Biſchöfen, und ein Ueberbleibſel der alten Heiligkeit nennt, (Epiſt. XXXVIII. p. 313. T. IV. Opp. P. II. ed. Bened.) verſichert auch, (p. 308. ſqq.) daß man ihn allein verſchont habe, wenn gleich die Arianer im ganzen Reiche geherrſcht hätten, und daß ſich die regierenden ketzeriſchen Fürſten durch die Verfolgung eines ſolchen Mannes zu beſchimpfen geglaubt haben würden. Als er zu Jeruſalem mit dem dortigen Biſchof öffentlich gieng, drängten ſich unzählige Chriſten zu ihm hin; man brachte ihm Kinder, damit er ihnen den Seegen ertheilen möchte, küßte ihm die Füße, zupfte ihm die Verbrämung des Kleides ab, und wartete bis faſt an den Abend in der Kirche, um ihn predigen zu hören. (l. c. p. 312.) Es erhub ſich ſogar nach ſeinem Tode ein Gerücht, daß bey ſeinem Grabe Teufel ausgetrieben und manche Krankheiten geheilt würden. (Sozom. L. VII. c. 27.)

An eine freyere Beurtheilung des Epiphanius wagte ſich alſo auch in jenen Zeiten beynahe niemand; den einzigen Sokrates etwan ausgenommen, der jedoch nur geſteht, (L. VI. c. 10.) daß er eben ſo einfältig als fromm, oder wegen ſeiner gottſeligen Geſinnungen leicht zu hintergehen geweſen ſey. Freylich bildeten ſich die vollkommenern Aſceten auf dieſe Einfalt des Herzens und der Sitten, für welche ſich ausnehmende Religionskenntniß und Tugend ſehr wohl ſchicken ſollten, nicht wenig ein. Aber ſie und die Schriftſteller, von welchen ſie bewundert wurden, durften es auch eben deswegen niemanden verargen, welcher glaubte, daß ſie unzählige Dinge nicht richtig geſehen, gehört, oder ſonſt empfunden hätten, auf deren Wirklichkeit ſie alles bauten.

ten. Der gutherzigſte Mann kennt immer die Welt und die Menſchen am wenigſten; und jene edlere Einfalt iſt von der, welche den Verſtand herabwürdigt, bey einem eingeſchränkten ſchüchternen Gange, den er nimmt, oder wegen gewiſſer Lebensarten, Lehrgebäude, die ſich in den Weg ſtellen, und anderer Bedenklichkeiten, nehmen darf, noch weit entfernt. Epiphanius hat ſelbſt in ſeinen Schriften und durch Handlungen, welche mit den darinne lebenden Geſinnungen völlig übereinſtimmen, treffender als es ſonſt jemand thun kann, gezeigt, wie viel ihm von dieſen Eigenſchaften zukomme. J. n. C. 363. bis 430.

Sein erſtes wichtigeres Werk ſchrieb er im Jahr 374. auf Verlangen vieler Lehrer in Pamphylien, Piſidien und Aegypten, welche von ihm einen Unterricht und ein Verwahrungsmittel wider die in dieſen Ländern ſich immer mehr ausbreitenden Arianiſchen und Macedoniſchen Lehrſätze zu haben gewünſcht hatten. Er nannte es Ἀγκυρωτὸς, oder den Anker, „weil er, wie er „ſelbſt an einem andern Orte ſagt, (Panar. Haer. LXIX. p. 751. ſq. T. I. Opp. ed. Petav.) darinne aus der ganzen heil. Schrift die wahrhaften Lehren Gottes geſammelt, und den heiligen Apoſtoliſchen und Prophetiſchen „Glauben der Väter, welcher vom Anfange her bis auf „ſeine Zeiten in der heiligen Kirche Gottes geprediget „worden, gleichſam als einen Anker für diejenigen, „welche ihn gebrauchen wollten, deutlich vorgetragen „hätte, um ihre Gemüther zu unterſtützen und zu befeſtigen, damit ſie nicht durch die Erfindungen des Teufels herumgetrieben würden, und durch die ſtürmiſchen „Wellen, welche die Ketzereyen in der Welt ſo häufig „erregten, Schaden leiden möchten.“ Hauptſächlich aber war es ſeine Abſicht, die damals am meiſten angefochtene Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, nebſt einigen andern Glaubenslehren, wider ihre Gegner zu retten. (Ancoratus, p. 5. — 125. T. II. Opp. ed. Petav. Colon.)

Er

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er fängt mit der Bestimmung an, daß Ein Gott der Vater, und der einzige wahre Gott sey, indem der einzige Eingebohrne aus dem Einigen, und der einzige heilige Geist aus eben demselben; überhaupt aber die Dreyheit in der Einheit, und Ein Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist sey; jeder sey wahrer Gott, und die Dreyheit werde in Einem Geiste gezählt. Zwar, fährt er fort, nennt der Sohn nur den Vater **wahren Gott**; von dem eingebohrnen Gotte wird dieses nicht gesagt; aber eben so heißt es von dem Vater, er sey das Licht, und von dem Sohne, er sey das **wahre Licht**; ohne daß in beyden Fällen die Weglassung dem einen nachtheilig wäre. Es ist genug, das ganze Band der Dreyeinigkeit dergestalt auf eines zu führen, daß man aus dem Vater den Sohn als wahren Gott, und auch den wahren Geist erkenne. Daher nennt auch **Christus** den heiligen Geist, **Geist der Wahrheit**, und sich die **Wahrheit**; er heißt auch der **Geist des Vaters** und des **Herrn**. Wenn Gott bey dem Propheten sagt, er befestige den Donner, und erschaffe den **Geist**: so gilt dieses vom Vater. Allein von seinem **Christus** sagt er nicht, daß er ihn erschaffe oder befestige; sondern daß er ihn den Menschen, als den wahrhaftig von ihm gezeugten, den ungeschaffenen und unveränderlichen, den immer vorhandenen aus dem immer vorhandenen, verkündige. Denn **Moses** sagt: der da ist, hat mich gesandt; und **Johannes**: der in des Vaters Schooße ist, hat es verkündigt. Der da ist, ist der **Sohn**; der da ist, ist der **Vater**; der da ist, bey dem, der da ist, und von ihm gezeuget; der mit dem Vater nicht vermischt ist, auch nicht angefangen hat, zu seyn; sondern immer der ächte Sohn mit dem Vater ist; so wie dieser immer Erzeuger des Sohns ist. Denn wäre eine Zeit gewesen, da er nicht Vater war: so wäre er selbst der Sohn eines andern Vaters gewesen, ehe er der Vater des Eingebohrnen wurde. Bey Gott läßt sich nicht die geringste Zeit denken: und sobald man sich nur

nur den Sohn vorstellt, hat man auch sogleich den Begriff des Vaters. Der Sohn ist immer, nicht mit dem Vater vermischt; noch sein Bruder; sondern der ächte Sohn vom Vater gezeugt; der natürliche Sohn, und kein angenommener. Der Sohn ist gleiches Wesens mit dem Vater; nicht zugleich mit seinem Wesen, (συνούσιος) sondern gleiches Wesens, das heißt, nicht außer dem Vater gezeugt: und es ist ein Band des Glaubens, dieses Wort (ὁμοούσιος) von ihm zu gebrauchen. Es schlägt die Macht des Sabellius darnieder; wo dieses Wort statt findet, da zeigt es Ein Wesen (ὑπόστασις) an; und daß in diesem Wesen der Vater ist, der Sohn ist, und der heilige Geist ist; (ἐνυπόστατος) es drückt nur Eine Gottheit aus; so daß von eben derselben Gott aus Gott, der Sohn, und Gott der heilige Geist, nicht aber mehrere Götter sind. Wir sagen, Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist; nicht Götter. Es ist nur Ein eingebohrner Sohn: und der heilige Geist, der immer mit dem Vater und Sohne ist, ist nicht ein anderer als Gott, ist von Gott, geht von dem Vater aus, und nimmt es von dem Sohne, sowohl der Sohn als der heilige Geist, ist unbegreiflich; dieser ist nicht mit dem Vater und Sohne vermischt; sondern es ist immer Dreyheit von Einem Wesen; (οὐσία) Gottheit aber und Wesen sind nicht verschieden. Der Geist also ist der heilige Geist, und der Sohn ist der Sohn. Der Geist geht vom Vater aus, und nimmt es vom Sohne; er erforschet die Tiefen Gottes, und verkündigt, was des Sohnes ist, in der Welt; er heiligt die Heiligen durch die Dreyheit, und ist der dritte in der Benennung, wie man aus der Taufvorschrift sieht. Er ist das Siegel der Gnade, das Band der Dreyeinigkeit, gehört auch in ihre Zahl, Benennung und Gabe. Die Dreyeinigkeit ist immer Dreyeinigkeit, und es kann nichts zu ihr hinzugesezt werden: sie wird so gezählt: Vater, Sohn und heiliger Geist. Sie ist nichts Vermischtes; es giebt in ihr nichts,

J. n. C. 363. bis 430.

nichts, das von ihrer eigenen Einheit verſchieden wäre.
J. n. C. G. 363. bis 430. In der Subſtanz (ὑποστασει) der Vollkommenheit iſt der Vater vollkommen, der Sohn vollkommen, und der heilige Geiſt vollkommen. Der Geiſt wird auch von den göttlichen Gaben geſagt. In der Dreyeinigkeit iſt nichts Geſchaffenes, oder nachher Gemachtes. Der Vater zeugt den Sohn; aber es gab keine Zeit, da der Sohn nicht geweſen wäre. Der Vater iſt zu keiner Zeit nicht Vater genannt worden; ſondern der Vater war immer, und auch der Sohn, nicht Bruder, ſondern Sohn, und auf eine unbegreifliche Art gezeugt, nicht geſchaffen, nicht Mitbruder, nicht Vatersbruder, nicht Großvater, nicht Enkel; ſondern aus eben demſelben Weſen mit dem Vater und dem Sohn, iſt der heilige Geiſt. Denn der Geiſt iſt Gott. (Joh. C. IV. v. 24.) Jeder dieſer Nahmen gehört nur Einem allein; er darf nicht auf einen andern übergetragen werden. Denn der Vater iſt Vater, und hat nichts, was mit ihm verglichen oder mit einem andern Vater verbunden werden könnte, damit nicht zween Götter würden. Der Sohn iſt der Eingebohrne, wahrer Gott aus dem wahren Gott, der nicht den Nahmen des Vaters hat; aber auch nicht für den Vater fremd iſt; ſondern der Vorhandene Eines Vaters; der eingebohren heißt, damit er der Sohn von einziger Benennuug ſey, und Gott aus Gott, damit ein Gott der Vater und der Sohn genannt werde. Und ein einziger (μονογενὲς) heiliger Geiſt, der weder den Nahmen des Sohns, noch die Benennung des Vaters hat; ſondern der heilige Geiſt genannt wird, und für den Vater nicht fremd iſt. Denn ſelbſt der Eingebohrne ſagt: **der Geiſt des Vaters, der vom Vater ausgehet, und es von dem meinigen nehmen wird:** damit man nicht glaube, er ſey für den Vater oder den Sohn fremd; ſondern vielmehr eben deſſelben Weſens, und derſelben Gottheit. Es iſt der göttliche Geiſt, der Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes, der Geiſt der Tröſter, der allein dieſe Nahmen führt, der

kei-

ien hat, welcher mit ihm verglichen werden könnte, J. n. C. G.
h einem andern Geiſte gleich iſt; der nicht nach dem 363.
hmen des Sohns, oder nach der Benennung des bis
ters genannt wird, damit nicht aus Nahmen, die 430.
einem einzigen zukommen, gleichbedeutende werden.
iſt alſo Gott im Vater, Gott im Sohne, und Gott
heiligen Geiſte, welcher aus Gott und Gott iſt. Er
er Geiſt Gottes, der Geiſt des Vaters, und der
ſt des Sohnes: nicht durch eine Zuſammenſetzung,
bei uns Seele und Leib; ſondern in der Mitte zwi-
n Vater und Sohn, aus dem Vater und Sohn, der
te an Benennung. Denn es heißt: **Gehet hin,**
) taufet im Nahmen des Vaters, des Sohnes
) des heiligen Geiſtes. Dieſe Worte zeigen Ein
gel der Dreyeinigkeit an: und es iſt alſo eine Kraft
Gottheit in der Dreyeinigkeit. Es iſt eine gottes-
rliche Lehre zu ſagen, der Nahme des Vaters habe
in nicht ſelig machen können; er habe ſich daher zwey
ere Elemente geſchaffen, damit ſeine Gottheit noch
ere Kräfte bekäme, und er ſowohl den von ihm ver-
elten ſelig machen könnte, als auch der von ihm ge-
ffene Menſch Erlöſung oder Sündenvergebung erhal-
möchte. Ein ſolcher falſcher Glaube iſt ſchlimmer
der Unglaube. Denn dieſer wird durch die Anneh-
ng des Glaubens verbeſſert; jener aber iſt unverbeſ-
ch, und ſchwer zu retten, wenn nicht die Gnade von
herab hinzukömmt. Man ſieht weiter auch aus
Worten des **Petrus zum Ananias: Du haſt**
t gelogen; ingleichen aus der Verſicherung **Pau-**
die Gläubigen wären Gottes Tempel, daß der
ge Geiſt Gott ſey. Dieſes hat Gott dem vornehm-
und erſten der Apoſtel geoffenbaret, welcher wieder
heiligen Geiſt geoffenbaret hat. Dieſes war jenem
n Felſen gemäß, auf welchen die Kirche Gottes ge-
bet worden iſt; den die Pforten der Hölle, das
t, die Stifter der Ketzereyen nicht überwältigen
nen; in dem der Glaube auf alle Art befeſtigt wor-

J. n. C. G. 363. bis 430.

den iſt; der die Schlüſſel des Himmels empfangen hat; weil in ihm alle ſpitzfindige Glaubensfragen gefunden werden; der ſelbſt durch die Thränen nach ſeiner Verleugnung gezeigt hat, daß er den Erlöſer als Gottes Sohn und auch als Menſch erkannt habe; der ein Geſellſchafter des geliebten Jüngers Jeſu war; dem das Weiden der Heerde anvertrauet worden iſt; der dem Paulus und Barnabas, zum Zeichen der Gemeinſchaft, die rechte Hand gab, nebſt dem Jacobus und Johannes, damit jedes Wort auf drey Zeugen beruhen möchte. Die unter dem Geſetze lebenden erkennen nur den Vater, wenn ſie nicht die Kraft des Sohnes erhalten; ſie werden durch dieſe Zeugen, den Vater und Sohn, geſtärkt; müſſen aber durch das dritte Zeugniß den heiligen Geiſt empfangen, und offenbar mit den Stimmen der Cherubim und Seraphim erfüllt werden, welche zum drittenmal ſchrieen: Heilig! Heilig! Heilig! Denn das Loblied Gottes im Himmel wird nicht durch zwo Stimmen vollendet; auch rufen dieſe heilige, unſichtbare, geiſtliche Thiere nicht zum viertenmal, oder nur einmal; ſondern dreymal rufen ſie jene Worte einzeln aus. Sie ſagen nicht Heilige! Heilige, um dem Einfachen die mehrere Zahl beizulegen; oder die Zahl von dreyen zu verbergen; ſondern dreymal ſprechen ſie das Heilig! in einer einzigen Rede dergeſtalt aus, daß ſie zugleich die Vielgötterey vermeiden. Denn es iſt Ein Gott der Vater im Sohne, und der Sohn im Vater, mit dem heiligen Geiſte. Sobald man Gott nennt, begreift man auch die Dreyeinigkeit darunter. Jede Perſon wird zwar für ſich verehrt; aber eben dadurch, daß man den Vater nennt, zeigt man auch den Sohn an, und ehret ihn: und wenn man den Sohn nennt, ehrt man auch den Vater, indem man Chriſtum nicht für geringer hält, als Ihn. Da unter den Menſchen die Söhne nicht für ſchlechter gehalten werden, als die Väter, und die Beſchimpfung von jenen auf dieſe zurückfällt: wie viel weniger wird Gott und der Vater

seinen Sohn geringer geachtet wissen wollen, als sich? **Niemand kennet den Vater, als der Sohn; und niemand kennet den Sohn, als der Vater.** Man kann aber auch ohne Bedenken sagen: **Niemand kennet den Geist, als der Vater und der Sohn,** von welchem er ausgehet, und von welchem er es nimmt. **Wie können sich denn jene wütende Menschen unterstehen,** den heiligen Geist ein für Gott fremdes Wesen zu nennen? Sie verstehen gewiß die Lehre des glaubwürdigen und heiligen **Paulus** nicht, dem der vornehmste Apostel **Petrus**, welcher würdig gehalten worden ist, die Schlüssel des Himmels zu empfangen, die Rechte gereicht hat: **Niemand weiß, was im Menschen ist, als der Geist, der in ihm wohnet.** Denn dadurch erläutert und bildet er das Himmlische ab. Zwar können alle Geschöpfe, von den Engeln an, mit ihrem Herrn nicht genau verglichen werden; wenn gleich jeder Mensch, durch die göttliche Gnade, das Ebenbild Gottes hat. Aber doch bedient sich der Apostel dieser Vergleichung, um die Würde des heiligen Geistes zu erklären. **Also weiß auch niemand, was Gottes ist, als der Geist Gottes, der alles durchforscht, auch die Tiefen Gottes.** Und dieses Forschen geschieht nicht wider das Verbot der Schrift, (Pr. Sal. C. III. v. 22.) zu hohe oder unergründliche Dinge nicht zu erforschen; sondern vermöge seiner göttlichen Natur, und weil der heilige Geist den Heiligen, in welchen er wohnet, das Vermögen ertheilt, die Tiefen Gottes zu erforschen, damit sie ihn aus der Tiefe ihres Herzens verherrlichen können.

J. u. C. G. 363 bis 430.

Es würde unverantwortlich seyn, mit einer so langen, und gleichwohl größtentheils an lehrreichen Gedanken so leeren, so äußerst weitschweifigen und seichten Stelle, so viele Seiten in dieser Geschichte anzufüllen, wenn es nicht die Treue der Geschichte erforderte, einen Lehrer vom höchsten Ansehen, und von welchem viele andere Lehrer im wahren Glauben gegen herrschende Irr-

thümer befestigt zu werden verlangten, selbst reden und
J. n. C. G. 363. bis 430. sich abschildern zu lassen. Vielleicht glaubt man, das bisher angeführte sey ein Auszug aus dem Ancoratus des Epiphanius; es ist aber nur ein Inbegriff von den zwölf ersten Hauptstücken desselben, deren es zusammen in diesem Buche hundert und ein und zwanzig giebt; und man kann sich dennoch kaum von dem geschwätzigen Wortkram und von der eckelhaften Wiederholungssucht des Verfassers in dieser Stelle einen völligen Begriff machen, wenn man sie nicht ganz gelesen hat. Unterdessen giebt ihm die Behauptung der Gottheit des heiligen Geistes Gelegenheit, nicht allein der entgegengesezten Irrlehren zu gedenken; sondern zugleich alle sogenannte Ketzereyen, von den ersten Zeiten der Welt her, bis auf die seinigen, in Classen abgetheilt, anzuführen: ein Verzeichniß, welches mit seinem Werke, von den Ketzereyen, füglich wird verglichen werden können.

Darauf kehrt er wieder zur Vertheidigung der vorhergedachten Lehre zurück. Einige, sagt er, machen den Einwurf, der heilige Geist erforsche zwar die Tiefen Gottes; aber der Apostel setze nicht hinzu, daß er sie auch erreiche. O der Thorheit! als wenn dieses Wort nöthig gewesen wäre! Auch von dem allmächtigen Gott steht in der Schrift bloß, er prüfe die Nieren, und erforsche das Geheime des Bauchs; und doch weiß jedermann, daß er dieses auch genau kenne. Eben dieses muß desto mehr von dem heiligen Geiste gelten, da ihm in mehr als einer Stelle (1 B. Mos. C. I. v. 26. Ps. XXXIII. v. 6.) selbst die Schöpfung beygelegt wird. Zwar sagt der Sohn Gottes, daß nicht einmal er, sondern nur der Vater, den Tag des Gerichts wisse. Allein da er an einem andern Orte versichert, er habe, gleichwie der Vater, das Leben in sich selbst, und alles was der Vater habe, sey auch sein: so muß Gottheit und vollkommene Erkenntniß und alles übrige, auch im

Sohne

Sohne und heiligen Geiste seyn. Der Sohn weiß allerdings den Tag des Gerichts, weil er das Größere, nämlich den Vater selbst, kennet; nur muß man seinen geistlichen Vortrag recht verstehen. Sagt er gleich, der **Vater sey größer als er**; so heißt dieses doch nur so viel, er ehre ihn als seinen Vater. Wenn er weiter spricht: **Niemand ist gut, als der einige Gott**, so kömmt dieses gewiß mit mehrerm Rechte dem Sohne zu, als manche Menschen und andere Dinge in der heiligen Schrift gut genannt werden. Da ihm überdieß in derselben so viele göttliche Eigenschaften und hohe Lobsprüche beygelegt werden: so darf man gar nicht daran zweifeln, daß er den Tag des Gerichts kenne. Man muß dieses auch nach der **zweyfachen Erkenntniß** beurtheilen, deren die Schrift gedenkt. Die eine besteht in der Wirkung; die andere im bloßen Wissen. Nach beyderley Gattungen kennt der Vater jenen Tag: er weiß ihn, und hat auch schon gerichtet; der Sohn aber kennt ihn nur nach der leztern, indem er das ihm aufgetragene Gericht erst dereinst halten wird. Die Engel hingegen besitzen keine von beyden Kenntnissen. So müssen wir die heilige Schrift erklären, damit uns nicht ihr Buchstabe, in welchem eigentlich Leben ist, durch eine ungeschickte Auslegung tödte. Die heilige Dreyeinigkeit wird also in Einem Namen gezählt. Es wird nicht Einheit und Zweyheit, oder Einheit und Einheit; sondern Einheit in der Dreyheit, und Dreyheit in der Einheit, in Einer Gestalt und Einer Benennung gesagt. Selbst die drey Männer im Babylonischen Feuerofen, welche das Alte Testament ins Neue verwandelten, indem sie die Opfer bey Seite sezten, haben zwar, vom Geiste Gottes angetrieben, alle göttliche Geschöpfe besonders genannt; aber den Sohn und den heiligen Geist darunter nicht gerechnet: zum Beweise, daß sie dieselben für ungeschaffen hielten. Hier erkühnt sich der Teufel, jenen frommen Männern Unglauben Schuld zu geben; er wirft ihnen vor, daß sie, als Juden, weder

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. T. G. 363. bis 430.

den Sohn noch den heil. Geiſt gekannt hätten. Doch dieſen Einwurf der Ketzer widerlegen die Worte: das Geſicht des Vierten war wie das Geſicht des Sohnes Gottes; ingleichen die Stelle in der Geſchichte der Suſanna, (v. 46. fg.) daß Daniel, voll des heiligen Geiſtes, die Aelteſten gerichtet habe. Man ſage nicht, daß die gedachten Männer auch die Cherubim und Seraphim unter den Geſchöpfen Gottes nicht anführen. Andere Stellen ihres Geſangs beweiſen es, daß ſie dieſelben ebenfals dafür angeſehen haben. Aus dem Siegesgeſange der Engel im Himmel, welche dreymal Heilig, nicht etwan Heilig und Halbheilig rufen, ſieht man auch, daß ſie in Einer Vollkommenheit die Dreyheit in der Einheit, und die Einheit in der Dreyheit verherrlichen. Um uns dieſe Erkenntniß zu lehren, iſt der Sohn Gottes gekommen; der heilige Geiſt hat ſie uns verkündigt, und der Vater geoffenbaret, damit wir auf dieſen immerwährenden Grund bauen können. Aber nicht alle erlangen dieſe Erkenntniß; ſondern nur diejenigen, welche durch den heiligen Geiſt würdig geachtet werden, die Geheimniſſe der Wahrheit einzuſehen. Denn die heilige Schrift, welche dieſes lehret, iſt meiſtentheils in einem geiſtlichen Verſtande geſchrieben; beſonders aber über dasjenige, was unſer Leben und die Erkenntniß des Herrn betrift. Daher ſind ihre tiefern Lehren, welche unſere Seelen recht befeſtigen können, denen anſtößig, die Gottes Erkenntniß nicht empfangen haben. So verkannten ehemals die Juden Chriſtum, weil ſie die Weißagungen der Propheten von ihm nicht zu erklären wußten; und jezt denken die Ketzer irrig von ihm, weil ſie ſeine Worte falſch verſtehen. Schon die Anrede des Vaters an den Sohn und heiligen Geiſt: Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Bilde, (nicht etwan: ich werde Menſchen machen, oder nach meinem, oder nach deinem Bilde,) zeigt die Gleichheit der göttlichen Würde unter allen drey Perſonen an.

Hier

Hier wendet ſich nun der Verfaſſer beſonders mit einer Vertheidigung der Gottheit **Chriſti** gegen die **Arianer**. Sie erregten den Zweifel, daß der Sohn nichts gemacht habe; ſondern alles nur durch ihn gemacht worden ſey. Allein er antwortet darauf, daß außer der erſt angeführten Stelle, auch die Worte des Erlöſers: **Mein Vater würket, und ich würke ebenfals**, das Gegentheil darthun. Wäre er ein Knecht, nicht ein wahrer Herr: ſo würde es nicht heiſſen, daß er Knechtsgeſtalt angenommen habe. Nach der Gottheit hat er niemals von dem Vater geſagt: **Mein Gott**, oder **euer Gott**. Eben ſo wenig kommen dieſe Ausdrücke vor, da er mit zwey Engeln dem **Abraham** erſchien. Von ihm ſagt **Moſes: alle Engel ſollen ihn anbeten.** Seine Gottheit beweiſen ferner die Stellen, Pſalm CX. v. 1. Jeſaiä C. VII. v. 14. und Mich. C. V. v. 1. Auch da er den Vater ſeinen Gott nach der menſchlichen Natur nennt, ſezt er hinzu: **mein Vater**, um zu zeigen, daß er der ewige Sohn deſſelben ſey. Vergebens wenden die Ketzer ein, daß **Chriſtus** gehungert habe, ermüdet ſey, und andere menſchliche Schwachheiten empfunden habe. Er nahm alles dieſes zu unſerm Beſten auf ſich, und damit er deſto gewiſſer als wahren Menſchen ſich darſtellen möchte. Wenn bey dem Propheten (Jerem. C. XVII. v. 9.) geſagt wird: **Er iſt ein Menſch, und wer wird ihn kennen:** ſo geht das erſte auf ſeine menſchliche Natur; das leztere aber auf die göttliche. Bey einem andern Propheten (Jeſ. C. II. v. 14.) heißt es nicht: **ich werde ſeinen Nahmen nennen**, als wenn er erſt entſtanden wäre; ſondern, **man wird ihn nennen.** Er hat auch deswegen alle menſchliche Schwachheiten übernommen, um zu beweiſen, daß er eine Seele habe; welches die **Lucianiſten** leugnen: denn das Fleiſch allein ißt und trinkt nicht; ſeine Gottheit konnte dieſes gar nicht thun; aber ſeine Seele dürſtete; und Seele und Leib zugleich fühlten Ermüdung. Mehrere Stellen der Bibel legen ihm eine

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seele bey; er selbst sagt, seine Seele sey betrübt. Doch verriethen diese und andere seiner Worte keine Furcht vor dem Tode; sondern er betrug sich gegen denselben wie ein mächtiger König, der mit einem weit schwächern Krieg führt. Ein solcher Fürst bedient sich nicht seiner ganzen Macht gegen den Feind, weil sich dieser sonst in keine Schlacht mit ihm einlassen würde; sondern er nimmt vielmehr eine verstellte Flucht, damit derselbe Muth zum Streite bekommen möge. Eben so reizte der Heiland seinen Feind zum Angriffe, damit dieser, in der Voraussetzung, er fürchte sich vor dem Tode, ihn zwar, zum Heil der sterblichen Menschen, tödten, aber auch desto leichter von ihm besiegt werden könnte. Die Beschaffenheit seines Todes lehrt vornehmlich **Petrus** (1 B. C. III. v. 18.). Denn seine Gottheit übernahm zwar das Leiden im Fleische; kann aber an sich und konnte niemals leiden; so wie seine Ewigkeit unveränderlich blieb. Daraus, daß auch dem Vater eine Seele im uneigentlichen Verstande zugeschrieben wird, folgt nicht, daß der Sohn keine wahre gehabt habe: denn er mußte sie als ein Mensch haben. Seele und Leib litten eigentlich bey ihm; seine Gottheit aber ließ es sich gefallen, daß ihr diese Leiden zur Erlösung der Menschen zugeeignet wurden; wie man die Flecken eines Kleides demjenigen beylegt, der es trägt. Der Angstschweiß, den der Erlöser ausgestanden hat, beweiset freylich seine Menschheit; aber die Erscheinung des stärkenden Engels zeigt nicht eigentliche Stärkung an, deren er, über alle Engel erhaben, nicht bedurfte; sondern Anbetung desselben, als durch welche nach 5 B. Mos. C. XXXII. v. 43. die große von ihm erwiesene Kraft und Stärke gerühmt wird. Die Frage, welche **Christus** that: **Wo habt ihr den Lazarus hingelegt?** und dergleichen mehr, sind nicht einmal Proben von menschlicher Unwissenheit; sondern vielmehr Verweise für den Unglauben der Menschen; oder Veranlassungen zur Bekanntmachung seiner Wohlthaten. Denn auch der Vater

ter fragte: Adam, wo bist du? und es ist falsch, wenn die Ketzer alle solche Fragen im Alten Testamente dem Sohne zuschreiben. Man darf sich auch nicht wundern, daß er sagt: Durch mich kommen sie zum Vater, als wenn er verschiedenen Wesens von demselben wäre; indem er anderswo versichert, der Vater ziehe zu ihm. Seine Geburt, sein Uebergang von einem Orte zum andern, und mehrere örtliche Einschränkungen, hinderten doch nicht, daß er die ganze Welt erfüllte. Die Stellen, Hebr. C. III. v. 1. und Apost. Gesch. C. IV. v. 10. nach welchen ihn Gott zum Hohenprieſter und Christus gemacht hat, betreffen auch nur seine menschliche Natur. In den Sprüchen des Salomo, C. VIII. v. 22. steht zwar geschrieben: Der Herr hat mich geschaffen, als den Anfang seiner Wege zu seinen Werken. Aber in Sprüchwörtern muß man die Worte nicht so sehr nach ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen. Wir wissen auch nicht einmal, ob in dieser Stelle von dem Sohne Gottes die Rede sey. Denn es giebt mehrere Gattungen der Weisheit; und wenn der Sohn die Weisheit des Vaters, aber nicht aus ihm hervorgekommen wäre: so würde es dem Vater in ihm selbst an Weisheit fehlen. Gott weiß es allein, wie diese Stelle zu erklären sey; wenigstens enthält sie manches Widersprechende, wenn sie auf die ewige Weisheit gezogen werden soll, und müßte bloß von der Menschwerdung Christi verstanden werden. Sogar die wahre Ueberſetzung dieser Stelle ist noch streitig, indem sie Aquila dem Hebräischen ganz gemäß, überſezt: Der Herr hat mich erworben. Wir pflegen auch dieses wohl von unsern Kindern zu sagen; aber man kann jene Worte auch so überſetzen: Der Herr hat mich wie ein Küchlein ausgebrütet. So viel ist gewiß, daß der natürliche Sohn des Vaters das Fleisch im Leibe der Maria angenommen hat; und daß er solchergestalt Mittler zwischen Gott und Menschen, aber nicht mit Verwandlung seiner Natur, geworden

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. vor [illegible] bis 430.

See[illegible] [illegible]e: er hielt
ver[illegible] [illegible]leich zu ſeyn,
vor [illegible] [illegible]s habe nicht
wie [illegible] [illegible]yn wollen: denn
chern [illegible] [illegible]ur voraus, die er
ſein[illegible] [illegible]. Die figürlichen
ſonſt [illegible] [illegible]den, laſſen ſich
er nir [illegible] [illegible]er iſt er nicht, weil er
Mun[illegible] [illegible]me Zeit und Anfang,
der [illegible] [illegible]. Gott hat durch
der [illegible] [illegible]ur verloren, da ſelbſt
zwar, [illegible] [illegible]s von der ſeinigen ver-
auch [illegible] [illegible] nicht erſt hinzugekom-
Beſch[illegible] [illegible]funden worden. Denn
(1 B. [illegible] [illegible]es Manes, daß die See-
zwar [illegible] [illegible]ungen wären, und Einen
te niem[illegible] [illegible]e aber ihre Leiber verließen,
blieb. [illegible] [illegible]den, ſtreitet die Stelle: In
uneigen[illegible] [illegible] und viel Wohnungen. Die
daß der [illegible] [illegible]Vaters verurſachte alſo keine
ſie als ein[illegible] [illegible] Vater; welche zu vermeiden, die
lich bey [illegible] [illegible]angezeugt ausgeben. Sie ſchlieſ-
daß ihr [illegible] [illegible]aus den Worten: Dieſer iſt mein
net wurd[illegible] [illegible]ieber habe, er ſey bloß aus Got-
nigen be[illegible] [illegible]natur nach, deſſelben Sohn: denn
der Erle[illegible] [illegible]n einzigen erwählen. Eben ſo
Menſchh[illegible] [illegible]ohn der Liebe, weil Gott ihn,
gels zeigt [illegible] [illegible]Er kann auch kein Geſchöpf ſeyn,
alle Enge[illegible] [illegible]VII. v. 7. von den Engeln ange-
deſſelben, [illegible] [illegible]nds hat in den vier Evange-
v. 43. die [illegible] [illegible]n hundert und zwey und ſech-
gerühmt [illegible] [illegible]ntweder der Sohn geſagt:
Wo hab[illegible] [illegible]ſchaffen; oder der Vater:
chen mehr [illegible] [illegible]oder einen Sohn er-
Unwiſſenhe[illegible] [illegible]von [illegible]Geſchöpf; aber
glauben der [illegible] [illegible]ter, [illegible]n den Ein-
kanntmachu[illegible] [illegible]nig auf
dem

dem Throne, aber nicht seinen Thron verehrt. Die Arianer machen vergebens den Unterschied: der Sohn sey zwar ohne Zeit gezeugt; aber doch nicht ewig; er sey einmal nicht da gewesen. Denn dieses Einmal, das sie für keine Zeit ausgeben, ist doch gewiß eine. Sie fragen überdies: Hat der Vater den Sohn mit Willen, oder nicht mit Willen gezeugt? Ist das leztere: so ist Gott durch die Nothwendigkeit dazu gedrungen worden; gilt aber das erstere: so war sein Wille eher vorhanden, als der Sohn, und dieser also nicht ewig. Doch keines von beyden läßt sich von Gott behaupten: er brauchte nicht erst, wie die Menschen, Entschließung und Willen; sondern er hat das heilige Wort und Gott durch seine unendliche und unbeschreibliche Natur gezeugt. Ueberhaupt verdrehen die Ketzer eigentliche Redensarten, wie das Wort Gezeugt, in uneigentliche, und uneigentliche wie das Wort Geschaffen, das dem göttlichen Worte gar nicht zukömmt, in eigentliche, um nur die ewige Zeugung desselben streitig zu machen. Sie geben auch den Propheten Lügen Schuld, weil dieselben versicherten, Gott gesehen zu haben, welches sich doch, nach der ausdrücklichen Erklärung Christi, von niemanden sagen lasse. Aber sie unterscheiden eine vollkommene Anschauung und Uebersicht nicht von dem Sehen eines Theils, den man an statt des Ganzen setzen kann. Die Propheten haben auch Gott nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit den Augen selbst, so weit es möglich war, gesehen. J. n. C. 363. bis 430.

Man darf also hier nicht, so sezt Epiphanius seine Widerlegungen fort, eine allegorische Erklärung annehmen, wie es viele beym Paradiese gethan haben; also [illegible] Origenes, welcher behauptet, daß gar kein [illegible] auf der Erde sey. Er beruft sich auf die [illegible], 2 Corinth. C. XII. v. 2. allein [illegible] dritten Himmel mit dem Paradiese, dieses leztere gar nicht vorhanden:

J. n. C. G. 363. bis 430.

iſt. Unſere Gegner deuten auch die Worte: **er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu ſeyn,** irrig, als wenn ſie anzeigten, **Chriſtus habe nicht durch einen Raub Gott gleich ſeyn wollen:** denn ſie ſetzen vielmehr ſeine göttliche Natur voraus, die er frey gegen die Juden behaupeet hat. Die figürlichen Ausdrücke, welche von ihm gebraucht werden, laſſen ſich leicht erklären. Ein Geſchöpf aber iſt er nicht, weil er nicht körperlich, ſondern geiſtig, ohne Zeit und Anfang, kurz unbegreiflich, gezeugt worden iſt. Gott hat durch dieſe Zeugung nichts von ſeiner Natur verloren, da ſelbſt das ſich mittheilende Feuer nichts von der ſeinigen verliert. Freylich aber iſt das Wort nicht erſt hinzugekommen, und mit dem Vater verbunden worden. Denn gegen die thörichte Meinung des **Manes**, daß die Seelen von einer Lichtſäule entſprungen wären, und Einen Körper ausmachten; wenn ſie aber ihre Leiber verließen, in Ein Weſen gebildet würden, ſtreitet die Stelle: **In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen.** Die Erzeugung des Sohnes Gottes verurſachte alſo keine Veränderung in dem Vater; welche zu vermeiden, die Ketzer den Sohn für ungezeugt ausgeben. Sie ſchlieſſen auch fälſchlich aus den Worten: **Dieſer iſt mein Sohn, den ich erwählet habe,** er ſey bloß aus Gottes Gnade, nicht der Natur nach, deſſelben Sohn: denn Gott konnte nur dieſen einzigen erwählen. Eben ſo heißt er auch **der Sohn der Liebe,** weil Gott ihn, und uns in ihm liebt. Er kann auch kein Geſchöpf ſeyn, weil er nach Pſalm XCVII. v. 7. von den Engeln angebetet werden ſoll. Nirgends hat in den vier Evangelien, welche aus tauſend, ein hundert und zwey und ſechzig Abſchnitten beſtehen, entweder der Sohn geſagt: **Der Vater hat mich erſchaffen;** oder der Vater: **ich habe mir einen Sohn,** oder **meinen Sohn erſchaffen.** Der Leib Chriſti iſt zwar ein Geſchöpf; aber wir beten auch nicht den Leib beſonders, ſondern den Eingebohrnen im Leibe an: ſo wie man einen König auf dem

dem Throne, aber nicht seinen Thron verehrt. Die Arianer machen vergebens den Unterschied: der Sohn sey zwar ohne Zeit gezeugt; aber doch nicht ewig; er sey einmal nicht da gewesen. Denn dieses Einmal, das sie für keine Zeit ausgeben, ist doch gewiß eine. Sie fragen überdies: Hat der Vater den Sohn mit Willen, oder nicht mit Willen gezeugt? Ist das leztere: so ist Gott durch die Nothwendigkeit dazu gedrungen worden; gilt aber das erstere: so war sein Wille eher vorhanden, als der Sohn, und dieser also nicht ewig. Doch keines von beyden läßt sich von Gott behaupten: er brauchte nicht erst, wie die Menschen, Entschließung und Willen; sondern er hat das heilige Wort und Gott durch seine unendliche und unbeschreibliche Natur gezeugt. Ueberhaupt verdrehen die Ketzer eigentliche Redensarten, wie das Wort Gezeugt, in uneigentliche, und uneigentliche wie das Wort Geschaffen, das dem göttlichen Worte gar nicht zukömmt, in eigentliche, um nur die ewige Zeugung desselben streitig zu machen. Sie geben auch den Propheten Lügen Schuld, weil dieselben versicherten, Gott gesehen zu haben, welches sich doch, nach der ausdrücklichen Erklärung Christi, von niemanden sagen lasse. Aber sie unterscheiden eine vollkommene Anschauung und Uebersicht nicht von dem Sehen eines Theils, den man an statt des Ganzen setzen kann. Die Propheten haben auch Gott nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit den Augen selbst, so weit es möglich war, gesehen. J. C. 363. bis 430.

Man darf also hier nicht, so sezt Epiphanius seine Widerlegungen fort, eine allegorische Erklärung annehmen, wie es viele beym Paradiese gethan haben; insonderheit Origenes, welcher behauptet, daß gar kein Paradies auf der Erde sey. Er beruft sich auf die Stelle des Apostels, 2 Corinth. C. XII. v. 2. allein dieser hat keineswegs den dritten Himmel mit dem Paradiese vermischt. Ist dieses leztere gar nicht vorhanden:

den: so muß auch die ganze Schöpfungsgeschichte, in welche es gehört, allegorisch erklärt werden. Das ist aber bey wirklich geschaffenen Dingen unmöglich. Der Mensch wurde allerdings nach dem Bilde Gottes geschaffen; nur wollen wir die göttlichen Gnadengaben nicht zu neugierig durchforschen, und also auch eben nicht untersuchen, wie die Menschen das Ebenbild Gottes empfangen haben. Wir sagen nicht, daß der Leib nach demselben gebildet worden sey; wir seßen es auch nicht in die Seele, oder in den Verstand, oder in die Tugend. Doch sagen wir auch nicht, daß der Leib oder die Seele nicht nach dem Bilde Gottes sey. Es ist also zwar dasjenige im Menschen, was nach dem Bilde ist; wie aber, das weiß Gott allein. Soll es im Leibe gesucht werden: so macht man das Sichtbare, Begreifliche und Fühlbare zu einem Bilde des Unsichtbaren und Unbegreiflichen. Gleichwohl ist es im Leibe, weil es im Menschen ist, und der Leib, noch ehe ihm die Seele eingeblasen wurde, Mensch hieß, 1 B. Mos. C. II. v. 7. Man sieht auch aus diesem Einblasen, daß die Seele ein Geschöpf sey. Wir halten sie zwar nicht für einen Theil Gottes; denken aber doch von ihr dieser Einblasung würdig, ohne dieselbe genauer bestimmen zu können. In der Seele kann das Bild Gottes auch nicht seyn; denn sie ist Gott darinne unähnlich, daß sie theilbar ist, (Hebr. C. IV. v. 12.) das Zukünftige nicht kennt, und nur die Vorderseite der Körper sieht. Und doch muß es auch gewissermaaßen in der Seele seyn, weil diese ebenfals Mensch genannt wird. Man wird vielleicht sagen, das Bild Gottes sey im Verstande. Allein da Paulus von demselben schreibt, (Br. an die Römer, C. VII. v. 23.) er werde gefangen gehalten: so ist dieses auch nicht möglich. Weiter kann es auch nicht in der Tugend seyn, an die man doch hier vorzüglich denken muß. Denn Adam wurde nach dem Bilde Gottes geschaffen, ehe er noch eine Tugend geübt hatte. Wollte man endlich behaupten,

J. n. C. G. 365. bis 430.

ten, die Tauffe sey nach dem göttlichen Bilde: so würde daraus folgen, daß die Gerechten, welche nicht getauft worden, auch nicht nach diesem Bilde gewesen wären; wenn gleich das Vorbild der Tauffe schon vom Moses und vom Meere an seinen Anfang genommen hat. Alle Menschen haben also dasjenige an sich, was nach dem Bilde heißt; aber nicht nach ihrer Natur. Denn sie haben das, was nach dem Bilde ist, nicht nach einer Aehnlichkeit mit Gott; als welcher unbegreiflich, ein Geist über jeden Geist, und ein Licht über alles Licht ist. Wir glauben es unterdessen, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht habe: so wie wir an der Versicherung Jesu nicht zweifeln, daß das Brod, welches er in die Hand nahm, sein Leib war; obgleich zwischen dem Brode und dem menschlichen Leibe weder Gleichheit noch Aehnlichkeit ist. Wer dieses nicht glaubt, der verliert Gnade und Seligkeit. Wir wissen auch, daß unser Herr ganz Gefühl und fühlend, ganz Gott, ganz bewegend, ganz wirkend, ganz Licht, ganz unbegreiflich ist; aber uns nach seiner Gnade dieses geschenkt hat. Man kann mit dieser Stelle des Epiphanius vom göttlichen Ebenbilde, diejenige ähnlichen Inhalts in seinem Werke von den Ketzereyen vergleichen, welche bereits in dieser Geschichte, (Th. VI. S. 216. der zweyten Ausgabe) angeführt worden ist.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er kommt nun wieder zum Paradiese, und zu den irrigen Meinungen des Origenes. Daß jenes wirklich auf der Erde gewesen sey, beweiset er auch aus der Redensart: Es erhob sich eine Quelle, weil es sonst, wenn bloß das himmlische Paradies gemeint wäre, heißen müßte: es kam eine Quelle herab. Die vier Ströme, welche aus diesem Quell entsprangen, werden als eben so viele noch vorhandene Beweise von ihm erläutert. Darunter sagt er vom Phison, es sey der Ganges, bey den Griechen Indus genannt, der das große und kleine Evilat, oder das Land der Elymäer

J. n. C. G. 363. bis 430.

mäer durchlaufe, das große Aethiopien durchziehe, und gegen Süden gehe; endlich aber innerhalb Gades, ſich in das große Weltmeer ergieße. Der zweyte Fluß, fährt er fort, der Cheon, iſt eben ſo ſichtbar und nicht allegoriſch; es iſt der Nil, wie man aus Jerem. C. II. v. 18. ſieht. Wenn es kein wirkliches Paradies gab: ſo iſt auch keiner von dieſen Flüſſen da geweſen; ſo war kein Adam und keine Eva; ſo ſind überhaupt keine Menſchen. Nun aber ſind wir doch alle vom Adam entſtanden: und hier fällt es dem Verfaſſer ein, zur Beſtätigung einer Wahrheit, die niemand geleugnet hat, das völlige Geſchlechtsregiſter von Adam bis auf Chriſtum beizubringen. Es unterſcheidet ſich von dem im Anfange der Geſchichte des Matthäus befindlichen dadurch, daß er einige Namen anders ſchreibt, als dieſer Evangeliſt, auch zwiſchen den Joram und Ozias, den Ochozias, Joas und Emeſias einrückt. Vom Joſeph erzählt er, daß derſelbe mit ſeiner erſten Frau vier Söhne, Jacobus, Judas, Simon und Johannes; ingleichen zwo Töchter, Anna und Salome, gezeugt; endlich aber als Wittwer in ſeinem Alter, nach der nothwendigen Beſtimmung des Looſes, das auf die beym Tempel erzogenen erſtgebohrnen Kinder fiel, die Jungfrau Maria geheyrathet habe, von welcher der Erlöſer, lediglich durch die Kraft des heiligen Geiſtes, gebohren worden ſey. Da ſich nun dieſes unter der Regierung des Auguſtus zugetragen hat: ſo rückt Epiphanius gleich das ganze Verzeichniß der römiſchen Kaiſer, von dieſem an, bis auf den Gratianus, aber nicht ohne Fehler, ein. Alſo iſt die Geſchichte der Menſchen, ſo fährt er fort, nicht allegoriſch, auch alles, was im Paradieſe vorfiel, eigentlich zu verſtehen. Denn Gott iſt alles möglich; hat der Sohn Gottes den verweslichen Leib, welchen er empfieng, als er ihn mit der Gottheit vereinigte, zum unverweslichen machen können: ſo konnte Gott auch ein irdiſches Paradies hervorbringen, und in demſelben dasjenige geſchehen

ſchehen laſſen, was davon erzählt wird. Adams Leib und unſerer, und der Leib des Erlöſers ſind aus einerley Materie; der leztere aber iſt mit der Unſterblichkeit des Worts im Himmel geiſtlich verbunden worden. Origenes hat noch eine andere thörichte Allegorie erſonnen. Er behauptet, die Röcke, welche Gott unſern Stammeltern gemacht haben ſollte, bedeuteten ihren fleiſchigten Körper, in den ihre Seelen erſt nach dem Sündenfalle eingeſchloſſen worden wären: denn Kleider zu verfertigen, ſey Gott unanſtändig. Allein es war gewiß für Gott leichter, dieſes zu thun, als Himmel und Erde aus Nichts zu erſchaffen; oder einen Stab in eine lebendige Schlange zu verwandeln; oder die Bekleidung der Iſraeliten vierzig Jahre hindurch unabgenüzt zu erhalten. Bereitete ſich nicht Chriſtus ſelbſt neue Kleider, als er bey ſeiner Auferſtehung die alten Tücher im Grabe ließ. Doch die ganze Allegorie des Origenes fällt ſchon dadurch über den Hauffen, daß Adam noch vor dem Falle von ſeinem Fleiſche ſpricht. J. u. C. G. 363. bis 430.

Von dieſen Meinungen des Origenes aber, und von der Behauptung eben dieſes Schriftſtellers, daß der Sohn den Vater, der heilige Geiſt den Sohn, und die Engel den heiligen Geiſt ſo wenig ſehen können, als dieſe von den Menſchen geſehen würden, geht Epiphanius aufs neue zur Beſtätigung des Lehrſatzes über, daß im Vater, Sohn und heiligen Geiſte nichts verſchiedenes, ſondern die heilige Dreyeinigkeit gleiches Rangs und Weſens ſey. Zum Beweiſe davon führt er zuerſt die Schriftſtellen, Tit. C. II. v. 11-14. Coloſſ. C. II. v. 14. Johann. C. I, v. 14. 2 Corinth. C. V. v. 15. 19. Coloſſ. C. I. v. 19. 20. Epheſ. C. I. v. 10. C. II. v. 14-16. 1 Corinth. C. I. v. 30. und andere mehr an, aus welchen er die hohen Verdienſte des Erlöſers um die Menſchen erklärt. Daß aber, ſezt er hinzu, Chriſtus aus dem Vater, als Gott aus Gott, und der Geiſt aus Chriſto, oder aus beyden, auch die Geburt

J. n. C. G. 363. bis 430.

den Sohn noch den heil. Geiſt gekannt hätten. Doch dieſen Einwurf der Ketzer widerlegen die Worte: das Geſicht des Vierten war wie das Geſicht des Sohnes Gottes; ingleichen die Stelle in der Geſchichte der Suſanna, (v. 46. fg.) daß Daniel, voll des heiligen Geiſtes, die Aelteſten gerichtet habe. Man ſage nicht, daß die gedachten Männer auch die Cherubim und Seraphim unter den Geſchöpfen Gottes nicht anführen. Andere Stellen ihres Geſangs beweiſen es, daß ſie dieſelben ebenfals dafür angeſehen haben. Aus dem Siegesgeſange der Engel im Himmel, welche dreymal Heilig, nicht etwan Heilig und Halbheilig rufen, ſieht man auch, daß ſie in Einer Vollkommenheit die Dreyheit in der Einheit, und die Einheit in der Dreyheit verherrlichen. Um uns dieſe Erkenntniß zu lehren, iſt der Sohn Gottes gekommen; der heilige Geiſt hat ſie uns verkündigt, und der Vater geoffenbaret, damit wir auf dieſen immerwährenden Grund bauen können. Aber nicht alle erlangen dieſe Erkenntniß; ſondern nur diejenigen, welche durch den heiligen Geiſt würdig geachtet werden, die Geheimniſſe der Wahrheit einzuſehen. Denn die heilige Schrift, welche dieſes lehret, iſt meiſtentheils in einem geiſtlichen Verſtande geſchrieben; beſonders aber über dasjenige, was unſer Leben und die Erkenntniß des Herrn betrift. Daher ſind ihre tiefern Lehren, welche unſere Seelen recht befeſtigen können, denen anſtößig, die Gottes Erkenntniß nicht empfangen haben. So verkannten ehemals die Juden Chriſtum, weil ſie die Weißagungen der Propheten von ihm nicht zu erklären wußten; und jezt denken die Ketzer irrig von ihm, weil ſie ſeine Worte falſch verſtehen. Schon die Anrede des Vaters an den Sohn und heiligen Geiſt: Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Bilde, (nicht etwan: ich werde Menſchen machen, oder nach meinem, oder nach deinem Bilde,) zeigt die Gleichheit der göttlichen Würde unter allen drey Perſonen an.

Hier

Hier wendet ſich nun der Verfaſſer beſonders mit einer Vertheidigung der Gottheit Chriſti gegen die Arianer. Sie erregten den Zweifel, daß der Sohn nichts gemacht habe; ſondern alles nur durch ihn gemacht worden ſey. Allein er antwortet darauf, daß außer der erſt angeführten Stelle, auch die Worte des Erlöſers: **Mein Vater würket, und ich würke ebenfals**, das Gegentheil darthun. Wäre er ein Knecht, nicht ein wahrer Herr: ſo würde es nicht heiſſen, daß er Knechtsgeſtalt angenommen habe. Nach der Gottheit hat er niemals von dem Vater geſagt: **Mein Gott**, oder **euer Gott**. Eben ſo wenig kommen dieſe Ausdrücke vor, da er mit zwey Engeln dem **Abraham** erſchien. Von ihm ſagt **Moſes: alle Engel ſollen ihn anbeten.** Seine Gottheit beweiſen ferner die Stellen, Pſalm CX. v. 1. Jeſaiä C. VII. v. 14. und Mich. C. V. v. 1. Auch da er den Vater ſeinen Gott nach der menſchlichen Natur nennt, ſezt er hinzu: **mein Vater**, um zu zeigen, daß er der ewige Sohn deſſelben ſey. Vergebens wenden die Ketzer ein, daß **Chriſtus** gehungert habe, ermüdet ſey, und andere menſchliche Schwachheiten empfunden habe. Er nahm alles dieſes zu unſerm Beſten auf ſich, und damit er deſto gewiſſer als wahren Menſchen ſich darſtellen möchte. Wenn bey dem Propheten (Jerem. C. XVII. v. 9.) geſagt wird: **Er iſt ein Menſch, und wer wird ihn kennen?** ſo geht das erſte auf ſeine menſchliche Natur; das leztere aber auf die göttliche. Bey einem andern Propheten (Jeſ. C. II. v. 14.) heißt es nicht: **ich werde ſeinen Nahmen nennen**, als wenn er erſt entſtanden wäre; ſondern, **man wird ihn nennen.** Er hat auch deswegen alle menſchliche Schwachheiten übernommen, um zu beweiſen, daß er eine Seele habe; welches die **Lucianiſten** leugnen: denn das Fleiſch allein ißt und trinkt nicht; ſeine Gottheit konnte dieſes gar nicht thun; aber ſeine Seele dürſtete; und Seele und Leib zugleich fühlten Ermüdung. Mehrere Stellen der Bibel legen ihm eine

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seele bey; er selbst sagt, seine Seele sey betrübt. Doch verriethen diese und andere seiner Worte keine Furcht vor dem Tode; sondern er betrug sich gegen denselben wie ein mächtiger König, der mit einem weit schwächern Krieg führt. Ein solcher Fürst bedient sich nicht seiner ganzen Macht gegen den Feind, weil sich dieser sonst in keine Schlacht mit ihm einlassen würde; sondern er nimmt vielmehr eine verstellte Flucht, damit derselbe Muth zum Streite bekommen möge. Eben so reizte der Heiland seinen Feind zum Angriffe, damit dieser, in der Voraussetzung, er fürchte sich vor dem Tode, ihn zwar, zum Heil der sterblichen Menschen, tödten, aber auch desto leichter von ihm besiegt werden könnte. Die Beschaffenheit seines Todes lehrt vornehmlich **Petrus** (1 B. C. III. v. 18.). Denn seine Gottheit übernahm zwar das Leiden im Fleische; kann aber an sich und konnte niemals leiden; so wie seine Ewigkeit unveränderlich blieb. Daraus, daß auch dem Vater eine Seele im uneigentlichen Verstande zugeschrieben wird, folgt nicht, daß der Sohn keine wahre gehabt habe: denn er mußte sie als ein Mensch haben. Seele und Leib litten eigentlich bey ihm; seine Gottheit aber ließ es sich gefallen, daß ihr diese Leiden zur Erlösung der Menschen zugeeignet wurden; wie man die Flecken eines Kleides demjenigen beylegt, der es trägt. Der Angstschweiß, den der Erlöser ausgestanden hat, beweiset freylich seine Menschheit; aber die Erscheinung des stärkenden Engels zeigt nicht eigentliche Stärkung an, deren er, über alle Engel erhaben, nicht bedurfte; sondern Anbetung desselben, als durch welche nach 5 B. Mos. C. XXXII. v. 43. die große von ihm erwiesene Kraft und Stärke gerühmt wird. Die Frage, welche **Christus** that: **Wo habt ihr den Lazarus hingelegt?** und dergleichen mehr, sind nicht einmal Proben von menschlicher Unwissenheit; sondern vielmehr Verweise für den Unglauben der Menschen; oder Veranlassungen zur Bekanntmachung seiner Wohlthaten. Denn auch der Vater

ter fragte: Adam, wo bist du? und es ist falsch, wenn die Ketzer alle solche Fragen im Alten Testamente dem Sohne zuschreiben. Man darf sich auch nicht wundern, daß er sagt: Durch mich kommen sie zum Vater, als wenn er verschiedenen Wesens von demselben wäre; indem er anderswo versichert, der Vater ziehe zu ihm. Seine Geburt, sein Uebergang von einem Orte zum andern, und mehrere örtliche Einschränkungen, hinderten doch nicht, daß er die ganze Welt erfüllte. Die Stellen, Hebr. C. III. v. 1. und Apost. Gesch. C. IV. v. 10. nach welchen ihn Gott zum Hohenpriester und Christus gemacht hat, betreffen auch nur seine menschliche Natur. In den Sprüchen des Salomo, C. VIII. v. 22. steht zwar geschrieben: Der Herr hat mich geschaffen, als den Anfang seiner Wege zu seinen Werken. Aber in Sprüchwörtern muß man die Worte nicht so sehr nach ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen. Wir wissen auch nicht einmal, ob in dieser Stelle von dem Sohne Gottes die Rede sey. Denn es giebt mehrere Gattungen der Weisheit; und wenn der Sohn die Weisheit des Vaters, aber nicht aus ihm hervorgekommen wäre: so würde es dem Vater in ihm selbst an Weisheit fehlen. Gott weiß es allein, wie diese Stelle zu erklären sey; wenigstens enthält sie manches Widersprechende, wenn sie auf die ewige Weisheit gezogen werden soll, und müßte bloß von der Menschwerdung Christi verstanden werden. Sogar die wahre Uebersetzung dieser Stelle ist noch streitig, indem sie Aquila dem Hebräischen ganz gemäß, übersezt: Der Herr hat mich erworben. Wir pflegen auch dieses wohl von unsern Kindern zu sagen; aber man kann jene Worte auch so übersetzen: Der Herr hat mich wie ein Küchlein ausgebrütet. So viel ist gewiß, daß der natürliche Sohn des Vaters das Fleisch im Leibe der Maria angenommen hat; und daß er solchergestalt Mittler zwischen Gott und Menschen, aber nicht mit Verwandlung seiner Natur, geworden

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

iſt. Unſere Gegner deuten auch die Worte: **er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu ſeyn,** irrig, als wenn ſie anzeigten, **Chriſtus habe nicht durch einen Raub Gott gleich ſeyn wollen:** denn ſie ſetzen vielmehr ſeine göttliche Natur voraus, die er frey gegen die Juden behaupeet hat. Die figürlichen Ausdrücke, welche von ihm gebraucht werden, laſſen ſich leicht erklären. Ein Geſchöpf aber iſt er nicht, weil er nicht körperlich, ſondern geiſtig, ohne Zeit und Anfang, kurz unbegreiflich, gezeugt worden iſt. Gott hat durch dieſe Zeugung nichts von ſeiner Natur verloren, da ſelbſt das ſich mittheilende Feuer nichts von der ſeinigen verliert. Freylich aber iſt das Wort nicht erſt hinzugekommen, und mit dem Vater verbunden worden. Denn gegen die thörichte Meinung des **Manes**, daß die Seelen von einer Lichtſäule entſprungen wären, und Einen Körper ausmachten; wenn ſie aber ihre Leiber verließen, in Ein Weſen gebildet würden, ſtreitet die Stelle: **In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen.** Die Erzeugung des Sohnes Gottes verurſachte alſo keine Veränderung in dem Vater; welche zu vermeiden, die Ketzer den Sohn für ungezeugt ausgeben. Sie ſchlieſſen auch fälſchlich aus den Worten: **Dieſer iſt mein Sohn, den ich erwählet habe,** er ſey bloß aus Gottes Gnade, nicht der Natur nach, deſſelben Sohn: denn Gott konnte nur dieſen einzigen erwählen. Eben ſo heißt er auch **der Sohn der Liebe,** weil Gott ihn, und uns in ihm liebt. Er kann auch kein Geſchöpf ſeyn, weil er nach Pſalm XCVII. v. 7. von den Engeln angebetet werden ſoll. Nirgends hat in den vier Evangelien, welche aus tauſend, ein hundert und zwey und ſechzig Abſchnitten beſtehen, entweder der Sohn geſagt: **Der Vater hat mich erſchaffen;** oder der Vater: **ich habe mir einen Sohn,** oder **meinen Sohn erſchaffen.** Der Leib Chriſti iſt zwar ein Geſchöpf; aber wir beten auch nicht den Leib beſonders, ſondern den Eingebohrnen im Leibe an: ſo wie man einen König auf dem

ten, die Tauffe ſey nach dem göttlichen Bilde: ſo würde daraus folgen, daß die Gerechten, welche nicht getauft worden, auch nicht nach dieſem Bilde geweſen wären; wenn gleich das Vorbild der Tauffe ſchon vom Moſes und vom Meere an ſeinen Anfang genommen hat. Alle Menſchen haben alſo dasjenige an ſich, was nach dem Bilde heißt; aber nicht nach ihrer Natur. Denn ſie haben das, was nach dem Bilde iſt, nicht nach einer Aehnlichkeit mit Gott; als welcher unbegreiflich, ein Geiſt über jeden Geiſt, und ein Licht über alles Licht iſt. Wir glauben es unterdeſſen, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht habe: ſo wie wir an der Verſicherung Jeſu nicht zweifeln, daß das Brod, welches er in die Hand nahm, ſein Leib war; obgleich zwiſchen dem Brode und dem menſchlichen Leibe weder Gleichheit noch Aehnlichkeit iſt. Wer dieſes nicht glaubt, der verliert Gnade und Seligkeit. Wir wiſſen auch, daß unſer Herr ganz Gefühl und fühlend, ganz Gott, ganz bewegend, ganz wirkend, ganz Licht, ganz unbegreiflich iſt; aber uns nach ſeiner Gnade dieſes geſchenkt hat. Man kann mit dieſer Stelle des Epiphanius vom göttlichen Ebenbilde, diejenige ähnlichen Inhalts in ſeinem Werke von den Ketzereyen vergleichen, welche bereits in dieſer Geſchichte, (Th. VI. S. 216. der zweyten Ausgabe) angeführt worden iſt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er kommt nun wieder zum Paradieſe, und zu den irrigen Meinungen des Origenes. Daß jenes wirklich auf der Erde geweſen ſey, beweiſet er auch aus der Redensart: Es erhob ſich eine Quelle, weil es ſonſt, wenn bloß das himmliſche Paradies gemeint wäre, heißen müßte: es kam eine Quelle herab. Die vier Ströme, welche aus dieſem Quell entſprangen, werden als eben ſo viele noch vorhandene Beweiſe von ihm erläutert. Darunter ſagt er vom Phiſon, es ſey der Ganges, bey den Griechen Indus genannt, der das große und kleine Evilat, oder das Land der Elymäer

den: so muß auch die ganze Schöpfungsgeschichte, in welche es gehört, allegorisch erklärt werden. Das ist aber bey wirklich geschaffenen Dingen unmöglich. Der Mensch wurde allerdings nach dem Bilde Gottes geschaffen; nur wollen wir die göttlichen Gnadengaben nicht zu neugierig durchforschen, und also auch eben nicht untersuchen, wie die Menschen das Ebenbild Gottes empfangen haben. Wir sagen nicht, daß der Leib nach demselben gebildet worden sey; wir setzen es auch nicht in die Seele, oder in den Verstand, oder in die Tugend. Doch sagen wir auch nicht, daß der Leib oder die Seele nicht nach dem Bilde Gottes sey. Es ist also zwar dasjenige im Menschen, was nach dem Bilde ist; wie aber, das weiß Gott allein. Soll es im Leibe gesucht werden: so macht man das Sichtbare, Begreifliche und Fühlbare zu einem Bilde des Unsichtbaren und Unbegreiflichen. Gleichwohl ist es im Leibe, weil es im Menschen ist, und der Leib, noch ehe ihm die Seele eingeblasen wurde, Mensch hieß, 1 B. Mos. C. II. v. 7. Man sieht auch aus diesem Einblasen, daß die Seele ein Geschöpf sey. Wir halten sie zwar nicht für einen Theil Gottes; denken aber doch von ihr dieser Einblasung würdig, ohne dieselbe genauer bestimmen zu können. In der Seele kann das Bild Gottes auch nicht seyn; denn sie ist Gott darinne unähnlich, daß sie theilbar ist, (Hebr. C. IV. v. 12.) das Zukünftige nicht kennt, und nur die Vorderseite der Körper sieht. Und doch muß es auch gewissermaaßen in der Seele seyn, weil diese ebensals Mensch genannt wird. Man wird vielleicht sagen, das Bild Gottes sey im Verstande. Allein da Paulus von demselben schreibt, (Br. an die Römer, C. VII. v. 23.) er werde gefangen gehalten: so ist dieses auch nicht möglich. Weiter kann es auch nicht in der Tugend seyn, an die man doch hier vorzüglich denken muß. Denn Adam wurde nach dem Bilde Gottes geschaffen, ehe er noch eine Tugend geübt hatte. Wollte man endlich behaupten,

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſchehen laſſen, was davon erzählt wird. Adams Leib und unſerer, und der Leib des Erlöſers ſind aus einerley Materie; der leztere aber iſt mit der Unſterblichkeit des Worts im Himmel geiſtlich verbunden worden. Origenes hat noch eine andere thörichte Allegorie erſonnen. Er behauptet, die Röcke, welche Gott unſern Stammeltern gemacht haben ſollte, bedeuteten ihren fleiſchigten Körper, in den ihre Seelen erſt nach dem Sündenfalle eingeſchloſſen worden wären: denn Kleider zu verfertigen, ſey Gott unanſtändig. Allein es war gewiß für Gott leichter, dieſes zu thun, als Himmel und Erde aus Nichts zu erſchaffen; oder einen Stab in eine lebendige Schlange zu verwandeln; oder die Bekleidung der Iſraeliten vierzig Jahre hindurch unabgenüzt zu erhalten. Bereitete ſich nicht Chriſtus ſelbſt neue Kleider, als er bey ſeiner Auferſtehung die alten Tücher im Grabe ließ. Doch die ganze Allegorie des Origenes fällt ſchon dadurch über den Hauffen, daß Adam noch vor dem Falle von ſeinem Fleiſche ſpricht. J. n. C. G. 363. bis 430.

Von dieſen Meinungen des Origenes aber, und von der Behauptung eben dieſes Schriftſtellers, daß der Sohn den Vater, der heilige Geiſt den Sohn, und die Engel den heiligen Geiſt ſo wenig ſehen können, als dieſe von den Menſchen geſehen würden, geht Epiphanius aufs neue zur Beſtätigung des Lehrſatzes über, daß im Vater, Sohn und heiligen Geiſte nichts verſchiedenes, ſondern die heilige Dreyeinigkeit gleiches Rangs und Weſens ſey. Zum Beweiſe davon führt er zuerſt die Schriftſtellen, Tit. C. II. v. 11-14. Coloſſ. C. II. v. 14. Johann. C. I, v. 14. 2 Corinth. C. V. v. 15. 19. Coloſſ. C. I. v. 19. 20. Epheſ. C. I. v. 10. C. II. v. 14-16. 1 Corinth. C. I. v. 30. und andere mehr an, aus welchen er die hohen Verdienſte des Erlöſers um die Menſchen erklärt. Daß aber, ſezt er hinzu, Chriſtus aus dem Vater, als Gott aus Gott, und der Geiſt aus Chriſto, oder aus beyden, auch die Geburt

J. n. C. G. 363. bis 430.

burt Christi aus dem heiligen Geiste, geglaubt wird; dieses Geheimniß verstehe ich durch den Glauben, durch das Gehör, und durch die Liebe gegen denjenigen, der zu mir herabgekommen ist. In der heiligen Schrift wird die Dreyeinigkeit so vorgestellt: Drey sind heilig, und drey zugleich heilig; drey von Einer, und von gleicher Gestalt; drey wirkende und zugleich wirkende; drey bestehende und mit einander bestehende. Das heißt die heilige Dreyeinigkeit: Drey welche sind, Eine Uebereinstimmung, Eine Gottheit eben desselben Wesens, eben derselben Gottheit und Selbstständigkeit, ähnlich aus dem ähnlichen, in der Gleichheit der Gnade des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Wie dieses aber zugehe, muß ihnen selbst zu lehren überlassen werden; welches sie auch gethan haben. Sie werden Licht, Feuer, Geist, und mit andern Nahmen sichtbarer Dinge genannt, so wie es ein jeder Mensch, dem ein Dienst geleistet wird, würdig ist. Christus wurde ein Diener der Beschneidung, um die göttlichen Verheissungen zu erfüllen; und der heilige Geist dient nach der Versicherung. Christus wird vom Vater gesandt: und auch der heilige Geist wird gesandt. Beyde reden in den Heiligen, heilen Heilige, und tauffen in ihrem Nahmen. Aus beyden kommt Gerechtigkeit und Gnade. Der Geist wird mit dem Vater und mit dem Sohne verbunden; er wird Gott genannt, (Apost. Gesch. C. V. v. 3. 4.) und es wird gesagt, Gott sey im Geiste gerechtfertigt worden. (1 Timoth. C. III. v. 16.) Der Sohn wird auch Gott genannt. (Röm. C. IX. v. 5. Apost. Gesch. C. XVI. v. 32. 34. Johann. C. I. v. 1. Tit. C. II. v. 10. 11. Apost. Gesch. C. XX. v. 28. 1 Timoth. C. I. v. 12.) Sohn und heiliger Geist wirken also mit dem Vater; sie sind mit demselben nach Psalm XXXIII. v. 6. Schöpfer; und der heilige Geist soll nach Joh. C. IV. v. 24. angebetet werden; sie sind also beyde Gott. Der Vater, Sohn und heilige Geist werden in der Schrift mit verschiedenen Nahmen belegt. Wie

Gott

ſchehen laſſen, was davon erzählt wird. Adams Leib und unſerer, und der Leib des Erlöſers ſind aus einerley Materie; der leztere aber iſt mit der Unſterblichkeit des Worts im Himmel geiſtlich verbunden worden. Origenes hat noch eine andere thörichte Allegorie erſonnen. Er behauptet, die Röcke, welche Gott unſern Stammeltern gemacht haben ſollte, bedeuteten ihren fleiſchigten Körper, in den ihre Seelen erſt nach dem Sündenfalle eingeſchloſſen worden wären: denn Kleider zu verfertigen, ſey Gott unanſtändig. Allein es war gewiß für Gott leichter, dieſes zu thun, als Himmel und Erde aus Nichts zu erſchaffen; oder einen Stab in eine lebendige Schlange zu verwandeln; oder die Bekleidung der Iſraeliten vierzig Jahre hindurch unabgenüzt zu erhalten. Bereitete ſich nicht Chriſtus ſelbſt neue Kleider, als er bey ſeiner Auferſtehung die alten Tücher im Grabe ließ. Doch die ganze Allegorie des Origenes fällt ſchon dadurch über den Hauffen, daß Adam noch vor dem Falle von ſeinem Fleiſche ſpricht. J. u. C. G. 363. bis 430.

Von dieſen Meinungen des Origenes aber, und von der Behauptung eben dieſes Schriftſtellers, daß der Sohn den Vater, der heilige Geiſt den Sohn, und die Engel den heiligen Geiſt ſo wenig ſehen können, als dieſe von den Menſchen geſehen würden, geht Epiphanius aufs neue zur Beſtätigung des Lehrſatzes über, daß im Vater, Sohn und heiligen Geiſte nichts verſchiedenes, ſondern die heilige Dreyeinigkeit gleiches Standes und Weſens ſey. Zum Beweiſe davon führt er zuerſt die Schriftſtellen, Tit. C. II. v. 11-14. Coloſſ. C. II. v. 14. Johann. C. I, v. 14. 2 Corinth. C. V. v. 19. Coloſſ. C. I. v. 19. 20. Epheſ. C. I. v. 10. C. II. v. 14-16. 1 Corinth. C. I. v. 30. und andere mehr an, aus welchen er die hohen Verdienſte des Erlöſers um die Menſchen erklärt. Daß aber, ſezt er hinzu, Chriſtus aus dem Vater, als Gott aus Gott, und der Geiſt aus Chriſto, oder aus beyden, auch die Geburt

J. n. C. G. 363. bis 430.

burt Christi aus dem heiligen Geiste, geglaubt wird; dieses Geheimniß verstehe ich durch den Glauben, durch das Gehör, und durch die Liebe gegen denjenigen, der zu mir herabgekommen ist. In der heiligen Schrift wird die Dreyeinigkeit so vorgestellt: Drey sind heilig, und drey zugleich heilig; drey von Einer, und von gleicher Gestalt; drey wirkende und zugleich wirkende; drey bestehende und mit einander bestehende. Das heißt die heilige Dreyeinigkeit: Drey welche sind, Eine Uebereinstimmung, Eine Gottheit eben desselben Wesens, eben derselben Gottheit und Selbstständigkeit, ähnlich aus dem ähnlichen, in der Gleichheit der Gnade des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Wie dieses aber zugehe, muß ihnen selbst zu lehren überlassen werden; welches sie auch gethan haben. Sie werden Licht, Feuer, Geist, und mit andern Nahmen sichtbarer Dinge genannt, so wie es ein jeder Mensch, dem ein Dienst geleistet wird, würdig ist. Christus wurde ein Diener der Beschneidung, um die göttlichen Verheissungen zu erfüllen; und der heilige Geist dient nach der Versicherung. Christus wird vom Vater gesandt: und auch der heilige Geist wird gesandt. Beyde reden in den Heiligen, heilen Heilige, und tauffen in ihrem Nahmen. Aus beyden kommt Gerechtigkeit und Gnade. Der Geist wird mit dem Vater und mit dem Sohne verbunden; er wird Gott genannt, (Apost. Gesch. C. V. v. 3. 4.) und es wird gesagt, Gott sey im Geiste gerechtfertigt worden. (1 Timoth. C. III. v. 16.) Der Sohn wird auch Gott genannt. (Röm. C. IX. v. 5. Apost. Gesch. C. XVI. v. 32. 34. Johann. C. I. v. 1. Tit. C. II. v. 10. 11. Apost. Gesch. C. XX. v. 28. 1 Timoth. C. I. v. 12.) Sohn und heiliger Geist wirken also mit dem Vater; sie sind mit demselben nach Psalm XXXIII. v. 6. Schöpfer; und der heilige Geist soll nach Joh. C. IV. v. 24. angebetet werden; sie sind also beyde Gott. Der Vater, Sohn und heilige Geist werden in der Schrift mit verschiedenen Nahmen belegt. Wie

Gott

Gott der Vater Licht iſt: ſo iſt der Sohn Licht aus dem Lichte. Gott iſt auch ganz Kraft, und iſt deswegen Herr der Kräfte. Der Sohn iſt ganz Weisheit, und alſo Weisheit aus Weisheit. Gott iſt ganz Leben; mithin iſt der Sohn Leben aus Leben. Der heilige Geiſt aber iſt aus beyden, Geiſt aus dem Vater: denn der Geiſt iſt Gott. Er iſt der Geber göttlicher Gaben; er verkündigt den Willen des Vaters, wie der Sohn. Sagt jemand, daß wir auf dieſe Weiſe zween Söhne annehmen: ſo antworte ich, daß Gott ſelbſt denjenigen, der aus ihm iſt, Sohn, und denjenigen, der aus beyden iſt, Vater nenne. Der Vater iſt wahrhaftig der Vater des Sohns, und ganz Licht; der Sohn wahrhaftig der Sohn des Vaters, und Licht aus Licht; und der heil. Geiſt das dritte Licht vom Vater und Sohne; alles andere iſt es erſt durch gewiſſe göttliche Veranſtaltungen geworden. Der wahre Vater hat niemals angefangen, Vater zu ſeyn, und wird auch nie aufhören, es zu ſeyn: und ſo iſt auch der Sohn kein neugemachter, und der heilige Geiſt kein erſchaffener. In der Schrift kommen viele Geiſter vor; aber der heilige Geiſt wird allein vom Vater und Sohne der Geiſt der Wahrheit, der Geiſt Gottes, Chriſti und der Gnade genannt. Er allein ſchenkt jedem beſondere Gaben, und iſt ſelbſtſtändig, wie man aus den Worten ſehen kann: Der Geiſt bläſet wo er will; ingleichen aus dieſen: Ihr müſſet aus Waſſer und Geiſt gebohren werden, welche gleichbedeutend mit jener Stelle des Apoſtels ſind: Ich habe euch in Chriſto Jeſu gezeugt. Gleichwie niemand den Vater kennet, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater: ſo erkühne ich mich auch zu ſagen, daß niemand den heiligen Geiſt kennet, als der Vater und Sohn. Der Sohn iſt natürlicher und wahrer Sohn, der einzige vom einzigen, mit ihm iſt es auch der heilige Geiſt; wird aber Geiſt genennt. Eine Gottheit wird hauptſächlich beym Moſes verkündigt; eine Zweyheit vornehmlich in den

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

Propheten; die Dreyheit aber ward in den Evangelien geoffenbaret, weil sie sich für die Erkenntniß und den Glauben dieser Zeiten mehr schickte. So ist auch zuerst Rechtfertigung des Fleisches, sodann der Seele, endlich des Geistes, verschafft worden.

Mit dieser Ausführung, in welche eine große Anzahl biblischer Stellen eingeflochten worden ist, glaubt der Verfasser die Lehre vom gleichen Wesen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, aus der heiligen Schrift hinlänglich, zum Nutzen der Gläubigen, und zur Widerlegung der Ketzer, bewiesen zu haben. Weil aber, so fährt er nun weiter fort, die Festigkeit unsers Heils auf dem festen Bekenntnisse von der Menschwerdung unsers Heilandes, ingleichen auf der gewissen Hoffnung von der Auferstehung der Todten und unsrer Wiedergeburt, beruhet: so führt er einen ähnlichen Beweis auch für diese Lehren. Der Herr selbst, sagt er, befohl den Aposteln, in seinem, des Vaters und des heiligen Geistes Nahmen zu tauffen: er, der heilige und in dem göttlichen Wesen befindliche, (ἐνυπόστατος) der aus dem Vater hervorgeht; durch den die Aeonen und die Zeiten gemacht worden sind. Denn die Zeit war nicht vor dem Sohne; sonst wäre sie größer als der Sohn; und man könnte nicht mit der Schrift sagen, daß alles durch ihn gemacht worden sey; man müßte alsdann noch fragen, durch wen die Zeit gemacht worden wäre. Aber einige verfälschen die gedachte Stelle, indem sie nach den Worten: und ohne denselben ist nichts gemacht, die folgenden: was gemacht ist, weglassen. Weder der Vater, noch der Sohn, noch der heilige Geist ist gemacht worden; der leztere aber wehet aus dem Vater und Sohne. Alles andere ist vom Vater, Sohn und heiligen Geist, durch das ewige Wort gemacht worden. Dieser heilige Erlöser kam vom Himmel, und würdigte die Werkstätte der Jungfrau, unser Heil zu vollbringen. Von ihr gebohren

und

begreiffen, noch ſehen kann, der unter uns Menſch geworden, und geiſtlich auferſtanden iſt, hat in der anbefohlnen Taufformel durch das Verbindungswort **Und** angezeigt, daß der Vater, Sohn und heilige Geiſt drey Selbſtſtändigkeiten in Einem Weſen ſind. Das widerſpricht den Irrlehrern, welche ſich dieſe drey wie Leib, Seele und Geiſt im Menſchen vorſtellen. Sie unterſchieden ſich ſelbſt bey der Taufe **Chriſti** durch verſchiedene Handlungen: und überhaupt ſizt der Vater im Himmel, der Sohn ſizt zu ſeiner Rechten, und der Geiſt kömmt, wenn der Sohn von der Welt geht. J. n. C. G. 363. bis 430.

Hier hat man, ſchreibt **Epiphanius**, das rechtgläubige Bekenntniß, welches ſich von dem Geſetze und den Propheten an, bis auf unſere Zeiten, ohngeachtet der Anfälle der Ketzer, erhalten hat. Erſt vor kurzem haben einige, die in Aegypten und andern Ländern bey den **Aſceten** Beyfall fanden, eben ſo wie die **Hieracita** gelehrt, daß **nicht unſer Fleiſch, ſondern ein anders an deſſen Statt, auferſtehen werde.** Freylich leugnen und haſſen alle Heyden die Auferſtehung, weil ſie ſich vor der Beſtrafung ihrer Schandthaten fürchten. Aber ſchon in der Natur kommen täglich unzählige Beyſpiele vom Sterben und Auferſtehen vor. Es giebt Thiere, welche lange Zeit todt zu ſeyn ſcheinen, und wieder aufleben. Der **Phönix** verbrennt ſich nach fünfhundert Jahren, und ſteht aus ſeiner Aſche wieder auf. Selbſt in der heydniſchen Fabellehre werden **Alceſtis** und andere wieder lebendig gewordene Perſonen genannt; auch werden darinne die Höllenſtrafen anderer beſchrieben, welche doch nicht möglich wären, wenn ſie nicht noch in ihren Leibern lebten. Dieſem heydniſchen Irrthum aber kommen die Ketzer nahe, welche nur eine Auferſtehung der Seelen, nicht der Leiber zugeben. Wie kann aber die Seele auferſtehen, die niemals fällt und begraben wird? Die Gewohnheit der Heyden, Speiſe und Trank zu den Gräbern zu brin-

J. n. C. G. 363. bis 430.

gen, und dem Verſtorbenen zuzurufen: Iß und trink, und ergötze dich! widerlegt ſchon ihren Irrthum. Glauben ſie, daß die Seelen in den Gräbern ihrer Leiber ſind: ſo befinden ſich dieſelben in einer unempfindlichen Erwartung ihrer Wiedervereinigung mit den Körpern. Und doch halten die Heyden das Fleiſch für etwas Böſes, das nicht verdiene, wieder auferweckt zu werden. Allein ſie ſetzen vielmehr die Seelen der Todten in gewiſſe Oerter, welche einer jeden von Gott nach dem Werthe ihres Lebens beſtimmt worden ſind. Noch ſchlimmer iſt die vom Origenes herrührende Meinung, daß ein anderes Fleiſch an Statt unſers jetzigen auferſtehen werde. Es würde ungerecht ſeyn, ein anderes Fleiſch, als dasjenige, welches geſündigt hat, zu ſtrafen; oder einen andern Leib zur Herrlichkeit zu führen, als den, welcher durch Faſten, Wachen und Verfolgungen für Gott viel ausgeſtanden hat. Eben ſo wenig kann die Seele allein wegen Sünden, die ſie ohne den Leib nicht hätte begehen können, geſtraft werden. Das Geſicht Ezechiels zeigt, daß Gott todte Leiber auch ohne die Seelen wieder beleben könne; deſto weniger ſollen wir an ihrer Auferſtehung zweifeln. Gleichwohl kann auch der Leib nicht allein ohne die Seele beſtraft werden, weil er gemeinſchaftlich mit dieſer geſündigt hat. Sie müſſen alſo beyde wieder mit einander verbunden werden. Um dieſer gemeinſchaftlichen Auferſtehung willen, thun und leiden wir alles für Gottes Nahmen, weil unſere Hoffnung durch dieſelbe erfüllt werden ſoll. Die Stelle des Apoſtels, 1 Corinth. C. XV. v. 43-53. beweiſet es hinlänglich, daß der jetzige Leib auferſtehen werde. Auch der Erlöſer iſt mit ſeinem vorigen Leibe auferſtanden: denn er zeigte die Nägelmale und die Seitenöffnung an demſelben; wiewohl er geiſtlich geworden war, und durch verſchloſſene Thüren gieng. Sollte jemand einwenden, daß Chriſti Leib, weil er allein ohne männlichen Saamen gezeugt worden, auch allein ganz wieder auferſtanden ſey: ſo

wird

begreiffen, noch ſehen kann, der unter uns Menſch geworden, und geiſtlich auferſtanden iſt, hat in der anbefohlnen Tauffformel durch das Verbindungswort **Und** angezeigt, daß der Vater, Sohn und heilige Geiſt drey Selbſtſtändigkeiten in Einem Weſen ſind. Das widerſpricht den Irrlehrern, welche ſich dieſe drey wie Leib, Seele und Geiſt im Menſchen vorſtellen. Sie unterſchieden ſich ſelbſt bey der Tauffe Chriſti durch verſchiedene Handlungen: und überhaupt ſizt der Vater im Himmel, der Sohn ſizt zu ſeiner Rechten, und der Geiſt kömmt, wenn der Sohn von der Welt geht. J. n. C. G. 363. bis 430.

Hier hat man, ſchreibt **Epiphanius**, das rechtgläubige Bekenntniß, welches ſich von dem Geſetze und den Propheten an, bis auf unſere Zeiten, ohngeachtet der Anfälle der Ketzer, erhalten hat. Erſt vor kurzem haben einige, die in Aegypten und andern Ländern bey den Aſceten Beyfall fanden, eben ſo wie die Hieracizten gelehrt, daß nicht unſer Fleiſch, ſondern ein anders an deſſen Statt, auferſtehen werde. Freylich leugnen und haſſen alle Heyden die Auferſtehung, weil ſie ſich vor der Beſtrafung ihrer Schandthaten fürchten. Aber ſchon in der Natur kommen täglich unzählige Beyſpiele vom Sterben und Auferſtehen vor. Es giebt Thiere, welche lange Zeit todt zu ſeyn ſcheinen, und wieder aufleben. Der Phönix verbrennt ſich nach fünfhundert Jahren, und ſteht aus ſeiner Aſche wieder auf. Selbſt in der heydniſchen Fabellehre werden Alceſtis und andere wieder lebendig gewordene Perſonen genannt; auch werden darinne die Höllenſtrafen anderer beſchrieben, welche doch nicht möglich wären, wenn ſie nicht noch in ihren Leibern lebten. Dieſem heydniſchen Irrthum aber kommen die Ketzer nahe, welche nur eine Auferſtehung der Seelen, nicht der Leiber zugeben. Wie kann aber die Seele auferſtehen, die niemals fällt und begraben wird? Die Gewohnheit der Heyden, Speiſe und Trank zu den Gräbern zu brin-

J. n. C. G. 363. bis 430.

ner Nacht grün und fruchtbringend; ein Bild der Auferstehung, welche in einem Augenblicke geschehen wird. Den Ungläubigen mag die unwiderstehliche Macht Gottes dieses glaubwürdig machen. Er belebte auch den dürren Stab Moſis, und verwandelte ihn, nicht einen andern, nicht nur zum Theil oder scheinbar, in eine Schlange. Hundert und zwanzig Jahre nach Rubens Tode, sagt Moſes, er lebe, nemlich durch die Auferstehung; und sterbe nicht, das heißt, des zweyten Todes der Verdammung. Wenn von einigen Körpern nur ein Theil auferstehen sollte: so würde bey Gott ein Ansehen der Person seyn. Allein überall finden wir in der Schrift, daß die Auferweckung den ganzen Menschen betroffen habe, und daß dieses nicht etwan ein Vorzug der Beschnittenen oder der im eheloſen Stande lebenden gewesen sey. Eben so sind andere ganz von der Erde verschlungen, und mit Leib und Seele in die Hölle gestürzt worden. Die Geschichte Dathans und Abirams, die Stellen Hiob C. XIV. v. 14. Psalm CIII. v. 5. Jes. XXVI. v. 19. Psalm LXVIII. v. 7., bestätigen solches. Zwar heißt es beym Hiob, C. XIV. v. 12. ein Mensch, wenn er sich lege, werde nicht aufstehen, und nicht aufwachen. Allein der Zusatz: so lange der Himmel bleibt, zeigt, daß solches nur so lange nicht erfolgen wird, bis der Himmel vergeht. Darum befohl auch Gott dem Ezechiel, die Gebeine und die Seelen zur Wiedervereinigung mit einander aufzufordern; er selbst aber that es nicht, weil diese Leiber wieder sterben sollten. Eben so weckte Christus im Fleische kommend nur solche auf, die noch einmal starben; dereinst hingegen wird er alle auferwecken, und niemand wird weiter sterben. Mit ihm standen viele Leiber der Heiligen auf, auch nicht blos Theile derselben: denn sie wurden von den ihrigen erkannt. Um uns noch mehr in dieser Hoffnung zu stärken, stellte er immer die Auferweckung desto leichter vor, je schwerer sie vor menschlichen Augen zu seyn schien. Zum Lazarus,

der

wird er dieſes nicht beweiſen können. Zwar heißt der Erlöſer der Erſtling unter denen, die da ſchlafen: allein dieſes bedeutet nur ſo viel, daß er der erſte auferſtandne Todte ſey, der nicht wieder ſtarb. Nur einmal ſtarb er, da er mit der Menſchheit litt, indem ihm das Leiden dergeſtalt zugerechnet wurde, daß er in der Unſterblichkeit blieb. Durch das Fleiſch haben wir keine Hoffnung: denn verflucht iſt derjenige, der ſich auf Menſchen verläßt. Chriſtus war auch kein Menſch, der nach und nach zur Gottheit gelangt wäre; Gott allein, der wahrer Menſch wurde, konnte uns erlöſen. Sein Leiden wurde der Gottheit eben ſo zugerechnet, wie ein blutiger Flecken am Kleide demjenigen, der es trägt. So hat Chriſtus im Fleiſche gelitten, in ſeinem, des Herrn, Leibe, den der heilige Gott, das Wort, vom Himmel kommend, ſich ſelbſt gebildet hat: und ſo ſezt die Welt ihre Hoffnung nicht auf einen bloßen Menſchen. Wir beten den gekreuzigten, begrabenen, auferſtandenen und gen Himmel fahrenden Herrn an. Die ganze Schrift iſt zwar voll von der Auferſtehung; allein die Vollkommenheit dieſer Lehre wurde zur Ankunft deſſen aufbehalten, der die Erfüllung des Geſezes iſt. Wo wird nicht in der heiligen Schrift der Auferſtehung gedacht? Zuerſt verkündigt ſie Abels Blut, welches noch nach ſeinem Tode redet. Enoch wurde weggenommen, und ſah den Tod nicht. Noah bauete das Fahrzeug, zu einer Wiedergeburt für ſeine Familie. Der alte Abraham zeugte mit der Sara, deren Leib auch bereits erſtorben war, einen Sohn. Iſaak wurde vom Tode gerettet ſeinem Vater übergeben, und Gott zeigte in ihm die Hoffnung der Auferſtehung. Joſeph ließ dieſelbe blicken, indem er nicht verſtattete, daß ſeine Gebeine in Aegypten blieben. Auch bezeugte Gott dieſelbe, da er ſich den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs nannte, ob ſie gleich ſchon lange todt waren. Ein Geiſt hat eben daſſelbe im Geſetze und im Evangelium geredet. Der dürre Stab Aarons wurde in Ei-

J. n. C. 363. bis 429.

welcher Höhe in welche Tiefe er herabgesunken sey; und den
J. n. C. 363. bis 430. Abraham: Wo ist Sara, dein Weib? um sie allen künftigen Frauenspersonen zum Muster der Bescheidenheit zu empfehlen. Die Irrgläubigen tadeln auch wohl Gott darüber, daß er die Israeliten gelehrt habe, bey ihrem Auszuge aus Aegypten die dortigen Einwohner zu berauben. Sie hatten aber doch diesen zweyhundert und funfzehn Jahre lang umsonst gedient, welche Zeit mit eben so viel Jahren, die vom Abraham bis auf den Joseph verflossen, diejenigen vierhundert und dreyßig Jahre ausmacht, welche von den Israeliten, nach Gottes Vorhersagung, im fremden Lande zugebracht werden sollten. Nach einer dazu gehörigen Berechnung, die aber offenbar fehlerhaft ausgefallen ist, erklärt es Epiphanius für billig, daß den Israeliten für so langwierige Dienste ein Lohn angewiesen würde. Auch beantwortet er darauf einen andern Einwurf, der gegen die Gerechtigkeit Gottes von der Schenkung Canaans an die Israeliten hergenommen wurde. Gott, sagt er, bestraft die Sünden der Vorfahren öfters erst an ihren spätern Nachkommen. Nun hatte Noah nach der Sündfluth die ganze Welt unter seine drey Söhne vertheilt, wie solches hier ausführlich beschrieben wird: eine Meinung, welche, wie man anderwärts gesehen hat, (Chr. Kirchg. Th. IX. S. 376.) in den Augen des Philastrius sogar zur Glaubenslehre wurde. Da nun Canaan, der Sohn Chams, das Land, welches nachmals Palästina genannt ward, und auf Sems Antheil gefallen war, gewaltthätig an sich riß: so gönnte es zwar Gott den Nachkommen des Cham lange Zeit, damit sie diese unrechtmäßige Besitzung an den rechten Herrn zurückgeben möchten; endlich aber ließ er sie gänzlich darinne ausrotten, und gab das Land den Israeliten, welchen es gehörte. Als er sich darauf mit der Synagoge verloben wollte: befohl er zuerst dem Moses, seine Schuhe auszuziehen: wiewohl er wegen des Verderbens der Synagoge, das Bad der

Wie-

Wiedergeburt erſt ſehr ſpät einführte. Nachher nahm er den Propheten den Mantel ab; dem Jeremias ließ er bloß den Gürtel; am Johannes litt er gar keine Kleidung der Welt, und umgab ihn bloß mit Kameelhaaren; den Heiland aber und ſeine Jünger kleidete er, nach der Waſſerreinigung, mit Feuer und dem heiligen Geiſte. Gleichwohl erkannten die Iſraeliten, welche ſeine Gnade ſahen, nicht, daß er Gott ſey. Sie verſtanden auch andere Beweiſe der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geiſtes nicht, wie 1 B. Moſ. C. I. v. 26. Pſalm XXXIII. v. 6. 1 B. Moſ. C. XIX. v. 24. Mich. C. V. v. 1. Das war ihnen beſonders anſtößig, daß Chriſtus zugleich Gott und Menſch ſeyn ſollte; da doch ſolches Jeſaiä C. VII. v. 14. verkündigt wird. Nun iſt aber der wahre Sabbath an Statt des alten ta; und an die Stelle jener Beſchneidung, welche nur einen kleinen Theil des Körpers traf, iſt die himmliſche, das Waſſer mit Gebet, wodurch der ganze Leib gereinigt und vom Böſen befreyet wird, gekommen. Die Arianer und Sabellianer beſtreiten zwar die Geheimniſſe der heiligen Kirche. Allein zur Widerlegung der leztern iſt ſchon die Erſcheinung der Dreyeinigkeit bey der Tauffe Chriſti hinlänglich; den erſtern aber darf man nur die Stelle Johann. C. IX. v. 10. entgegen ſetzen. Endlich ſind wider diejenigen, welche die Gottheit des heiligen Geiſtes leugnen, die Beweiſe aus dem Geſange der drey Männer im glühenden Ofen, die den Sohn und den heiligen Geiſt nicht in ihr Verzeichniß von Geſchöpfen ſezten; aus dem dreymal Heilig der Engel, und aus Ap. Geſch. C. V. v. 3. 4. 1 Corinth. C. II. v. 10. gültig. Nach einer neuen Aufmunterung an die Lehrer, dieſen Glauben, welchen die Jungfrau Gottes, die Kirche, von den Apoſteln empfangen habe, aufzubewahren, rückt Epiphanius noch das Nicäniſche Symbolum, und darauf ein anderes ein, welches er nebſt allen rechtgläubigen Lehrern und der ganzen katholiſchen Kirche, übereinſtimmend mit dem vorher beygebrachten, ſonder-

J. n. C. G. 363. bis 430.

sonderlich den Täuflingen zur Verwahrung gegen neuentJ. n. C. G. standene Irrlehren übergiebt. Dieſes leztere Symbo-
363. bis lum enthält offenbar die Grundlage von dem ſo berühm-
450. ten, welches ſieben Jahre nach dieſer Schrift von der Kirchenverſammlung zu **Conſtantinopel** ausgefertigt worden iſt, wie man in dem vorhergehenden Theile dieſer Geſchichte (S. 300. fg.) geſehen hat. Es iſt unterdeſſen nicht glaublich, daß man hierinne der Anleitung des **Epiphanius** allein gefolgt ſey. Das **Nicäniſche Symbolum**, welches die **Conſtantinopolitaniſche Synode** vermehrte, war im Grunde aus dem Glaubensbekenntniſſe der **Katechumenen** bey ihrer Taufe entſtanden. Seit demſelben hatten vornehmlich die **Macedonianer** ſolche Lehrſätze vorgetragen, welche in der Lehre vom heiligen Geiſte nothwendig genauer beſtimmte Zuſätze zu dem Glaubensbekenntniſſe erforderten. Mehrere Biſchöfe mögen ſie bald zum Gebrauche der Täuflinge gemacht haben, und mit einander darüber einig geworden ſeyn: ſo fand die **Synode** zu **Conſtantinopel** deſto weniger Schwierigkeiten, ſie in die **Nicäniſche** Lehrformel einzurücken.

Wenn die Lehrer, für welche **Epiphanius** das bisher beſchriebene Buch aufſezte, in demſelben wirklich Unterricht und Befeſtigung im Glauben, wie ſie erwarteten, gefunden haben: ſo müſſen ihre Kenntniſſe ſehr mäßig, und ihre Beurtheilung noch ſchwächer geweſen ſeyn. Der in bekannten Dingen ſo wortreiche, ſich ſo oft in Einem Kreiſe herumdrehende, ſo unordentliche, und in den meiſten bibliſchen Erklärungen oder Beweiſen ſo ſeichte Vortrag, iſt Männern von Nachdenken unerträglich; er öffnet faſt keine einzige neue Bahn der Unterſuchung, oder ſtrauchelt meiſtentheils, wenn der Verfaſſer etwas Ungewöhnliches ſagen will. Es iſt wahr, daß die Lehrer in Pamphylien, welche dieſe Schrift von ihm verlangten, ihn ausdrücklich gebeten hatten, (p. 2. T. II. ed. Petav.) ſie in einem ſolchen Schreiben an ihre

Ge-

Wiedergeburt erſt ſehr ſpät einführte. Nachher nahm er den Propheten den Mantel ab; dem Jeremias ließ er bloß den Gürtel; am Johannes litt er gar keine Kleidung der Welt, und umgab ihn bloß mit Kameelhaaren; den Heiland aber und ſeine Jünger kleidete er, nach der Waſſerreinigung, mit Feuer und dem heiligen Geiſte. Gleichwohl erkannten die Iſraeliten, welche ſeine Gnade ſahen, nicht, daß er Gott ſey. Sie verſtanden auch andere Beweiſe der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geiſtes nicht, wie 1 B. Moſ. C. I. v. 26. Pſalm XXXIII. v. 6. 1 B. Moſ. C. XIX. v. 24. Mich. C. V. v. 1. Das war ihnen beſonders anſtößig, daß Chriſtus zugleich Gott und Menſch ſeyn ſollte; da doch ſolches Jeſaiä C. VII. v. 14. verkündigt wird. Nun iſt aber der wahre Sabbath an Statt des alten da; und an die Stelle jener Beſchneidung, welche nur einen kleinen Theil des Körpers traf, iſt die himmliſche, das Waſſer mit Gebet, wodurch der ganze Leib gereinigt und vom Böſen befreyet wird, gekommen. Die Arianer und Sabellianer beſtreiten zwar die Geheimniſſe der heiligen Kirche. Allein zur Widerlegung der leztern iſt ſchon die Erſcheinung der Dreyeinigkeit bey der Tauffe Chriſti hinlänglich; den erſtern aber darf man nur die Stelle Johann. C. IX. v. 10. entgegen ſetzen. Endlich ſind wider diejenigen, welche die Gottheit des heiligen Geiſtes leugnen, die Beweiſe aus dem Geſange der drey Männer im glühenden Ofen, die den Sohn und den heiligen Geiſt nicht in ihr Verzeichniß von Geſchöpfen ſezten; aus dem dreymal Heilig der Engel, und aus Ap. Geſch. C. V. v. 3. 4. 1 Corinth. C. II. v. 10. gültig. Nach einer neuen Aufmunterung an die Lehrer, dieſen Glauben, welchen die Jungfrau Gottes, die Kirche, von den Apoſteln empfangen habe, aufzubewahren, rückt Epiphanius noch das Nicäniſche Symbolum, und darauf ein anderes ein, welches er nebſt allen rechtgläubigen Lehrern und der ganzen katholiſchen Kirche, übereinſtimmend mit dem vorher beygebrachten, ſonder-

J. n. C. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 450.

ſonderlich den Täuflingen zur Verwahrung gegen neuentſtandene Irrlehren übergiebt. Dieſes leztere Symbolum enthält offenbar die Grundlage von dem ſo berühmten, welches ſieben Jahre nach dieſer Schrift von der Kirchenverſammlung zu **Conſtantinopel** ausgefertigt worden iſt, wie man in dem vorhergehenden Theile dieſer Geſchichte (S. 300. fg.) geſehen hat. Es iſt unterdeſſen nicht glaublich, daß man hierinne der Anleitung des **Epiphanius** allein gefolgt ſey. Das **Nicäniſche Symbolum**, welches die **Conſtantinopolitaniſche Synode** vermehrte, war im Grunde aus dem Glaubensbekenntniſſe der **Katechumenen** bey ihrer Taufe entſtanden. Seit demſelben hatten vornehmlich die **Macedonianer** ſolche Lehrſätze vorgetragen, welche in der Lehre vom heiligen Geiſte nothwendig genauer beſtimmte Zuſätze zu dem Glaubensbekenntniſſe erforderten. Mehrere Biſchöfe mögen ſie bald zum Gebrauche der Täuflinge gemacht haben, und mit einander darüber einig geworden ſeyn: ſo fand die **Synode** zu **Conſtantinopel** deſto weniger Schwierigkeiten, ſie in die **Nicäniſche** Lehrformel einzurücken.

Wenn die Lehrer, für welche **Epiphanius** das bisher beſchriebene Buch aufſezte, in demſelben wirklich Unterricht und Befeſtigung im Glauben, wie ſie erwarteten, gefunden haben: ſo müſſen ihre Kenntniſſe ſehr mäßig, und ihre Beurtheilung noch ſchwächer geweſen ſeyn. Der in bekannten Dingen ſo wortreiche, ſich ſo oft in Einem Kreiſe herumdrehende, ſo unordentliche, und in den meiſten bibliſchen Erklärungen oder Beweiſen ſo ſeichte Vortrag, iſt Männern von Nachdenken unerträglich; er öffnet faſt keine einzige neue Bahn der Unterſuchung, oder ſtrauchelt meiſtentheils, wenn der Verfaſſer etwas Ungewöhnliches ſagen will. Es iſt wahr, daß die Lehrer in Pamphylien, welche dieſe Schrift von ihm verlangten, ihn ausdrücklich gebeten hatten, (p. 2. T. II. ed. Petav.) ſie in einem ſolchen Schreiben an ihre

Ge-

oder Schaden das Chriſtenthum und die Chriſten von einer jeden derſelben gehabt hätten; wie viele von denſelben noch verdienten gekannt oder fortgeführt zu werden; in welcher Faſſung man inſonderheit die neuentſtehenden erwarten müſſe. Ohne die ſchärfſte und zugleich gelaſſenſte Würdigung aller dieſer Religionshändel und Ausſchweifungen, konnte keine der gedachten Abſichten wohl erreicht werden. Da mußten bloße **Irrungen** und Mißverſtändniſſe von **Irrthümern**, gutgemeinte **Verbeſſerungsvorſchläge** von muthwilligen **Verfälſchungen des Glaubens**, armſelige **Wortſtreitigkeiten** von wirklichen **Angriffen auf Hauptlehren**, genau unterſchieden werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Zwiſtigkeiten über die **Kirchenzucht**, über die **Rechte und Pflichten der Lehrer**, über den **äußerlichen Gottesdienſt** und Uebungen der Frömmigkeit, ſelbſt viele von den exegetiſchen Streitigkeiten, nicht in eine Claſſe mit den dogmatiſchen oder moraliſchen, ſo weit dieſe wirklich weſentliche Beſtandtheile der Religion trafen, geworfen werden durften. Auf gewiſſe Hauptquellen, aus welchen alle dieſe Abweichungen von dem gewöhnlichen Lehrgebäude entſprungen waren; auf die Art, wie ſich dieſelben einander näherten, oder gar zuſammenfloſſen, mußte derjenige ebenfals ſehr aufmerkſam ſeyn, der eine lehrreiche Geſchichte derſelben — denn von einer Widerlegung iſt noch gar nicht die Rede — ſchreiben wollte. Allein von allem dieſem hat **Epiphanius** ſehr wenig, von manchem darunter gar nichts gethan. Der folgende Auszug wird nicht allein dieſes, ſondern auch die Erwartung beſtätigen, daß der polemiſche Theil ſeiner Arbeit unmöglich feſt genug ſtehen könne, da er auf einen ſeichten hiſtoriſchen Grund erbauet worden iſt. J. n. C. G. 363. bis 430.

Zuerſt alſo unter allen Ketzereyen nennt **Epiphanius** in jenem Antwortſchreiben den **Barbarismus**, welcher vom **Adam** bis zum **Noah** in zehn Menſchenge-

J. n. C. G. 363. bis 430.

denſelben aber leitet er die übrigen funfzehn als beſondere Arten oder Zweige her. Die ſechzig Ketzereyen der chriſtlichen Zeiten ſind ohne ſolche Claſſen der Abſtammung oder Verwandſchaft unter einander gemiſcht, dergeſtalt durchgegangen worden, daß die Simonianer den erſten Platz einnehmen, und die Maßalianer den letzten.

Man ſieht ſchon aus dieſem vorläufigen Abriſſe, daß richtig beſtimmte Begriffe, und überhaupt eine reiflich überdachte Methode, nicht die Sache dieſes Schriftſtellers geweſen ſind. Ketzerey iſt ihm alles, was von den herrſchenden chriſtlichen Religionslehren ſeiner Zeit abwich; es mochte nun chriſtlichen, oder jüdiſchen, oder heydniſchen, oder gar eines noch ältern Urſprungs ſeyn. Philaſtrius, der ſich übrigens, wie in dieſer Geſchichte bereits erzählt worden iſt, (Th. IX. S. 363. fg.) auf eine zum Theil ſehr ungereimte Weiſe beſtrebte, ein weit vollſtändigeres Ketzerheer aufzuführen, als dieſer ſein Vorgänger, und es wirklich beinahe um die Hälfte verſtärkt hat, begnügte ſich aus den vorchriſtlichen Zeiten nur an jüdiſchen Irrlehrern und Partheien; wiewohl die allermeiſten derſelben auf die Schickſale des chriſtlichen Lehrbegriffs gar keinen Einfluß hatten. Aber wenn man auch nur bey den chriſtlichen Irrlehrern ſtehen bleiben will, welche Epiphanius durch die Muſterung gehen läßt: ſo vermißt man bey ihm die Beurtheilung und Anordnung, die zu einem ſolchen Werke gehörten, beynahe gänzlich. Zu einer Zeit, da man ſich auf allen Seiten mit Ketzern umgeben zu ſeyn glaubte, und ihre eifrige Bekämpfung ein ſicherer Weg zum großen Ruhm und Anſehen in der Kirche war, erforderte es das Beſte der theologiſchen Gelehrſamkeit, der Religionsgeſinnungen ſelbſt, und der Sitten der Chriſten, daß die Anzahl und Wichtigkeit dieſer für ſo furchtbar gehaltenen Feinde eher vermindert, als vergrößert, und nach dreyhundertjährigen Streitigkeiten unterſucht würde, welchen Nutzen oder

er Schaden das Chriſtenthum und die Chriſten von
er jeden derſelben gehabt hätten; wie viele von den- J. n. C. G. 363. bis 430.
ben noch verdienten gekannt oder fortgeführt zu wer-
n; in welcher Faſſung man inſonderheit die neuentſte-
nden erwarten müſſe. Ohne die ſchärfſte und zugleich
aſſenſte Würdigung aller dieſer Religionshändel und
sſchweifungen, konnte keine der gedachten Abſichten
hl erreicht werden. Da mußten bloße Irrungen
Mißverſtändniſſe von Irrthümern, gutgemeinte
rbeſſerungsvorſchläge von muthwilligen Verfäl-
ungen des Glaubens, armſelige Wortſtreitig-
ten von wirklichen Angriffen auf Hauptlehren,
au unterſchieden werden. Es verſteht ſich von ſelbſt,
Zwiſtigkeiten über die Kirchenzucht, über die
chte und Pflichten der Lehrer, über den äußer-
en Gottesdienſt und Uebungen der Frömmigkeit,
ſt viele von den exegetiſchen Streitigkeiten, nicht
eine Claſſe mit den dogmatiſchen oder morali-
en, ſo weit dieſe wirklich weſentliche Beſtandtheile
Religion trafen, geworfen werden durften. Auf
iſſe Hauptquellen, aus welchen alle dieſe Abwei-
ngen von dem gewöhnlichen Lehrgebäude entſprungen
ren; auf die Art, wie ſich dieſelben einander näher
, oder gar zuſammenfloſſen, mußte derjenige eben-
s ſehr aufmerkſam ſeyn, der eine lehrreiche Geſchichte
ſelben — denn von einer Widerlegung iſt noch gar
t die Rede — ſchreiben wollte. Allein von allem
n hat Epiphanius ſehr wenig, von manchem da-
e gar nichts gethan. Der folgende Auszug wird
t allein dieſes, ſondern auch die Erwartung beſtäti-
, daß der polemiſche Theil ſeiner Arbeit unmöglich
genug ſtehen könne, da er auf einen ſeichten hiſto-
hen Grund erbauet worden iſt.

Zuerſt alſo unter allen Ketzereyen nennt Epipha-
us in jenem Antwortſchreiben den Barbarismus,
her vom Adam bis zum Noah in zehn Menſchen-

ge-

J. n. C. G. 363. bis 430.

geſchlechtern fortgedauert, und davon den Nahmen bekommen habe, weil die damaligen Menſchen keinen Anführer gehabt, noch mit einander übereingeſtimmt hätten; ſondern ein jeder ſich ſeinen Willen zur Vorſchrift gemacht habe. In dem Eingange des erſten Buchs ſelbſt, verſichert der Verfaſſer gleichwohl, daß zu jener Zeit noch keine Verſchiedenheit von Lehren, kein Nahme einer Ketzerey, vorhanden geweſen ſey, weil es damals noch kein allgemeines Geſetz gegeben. Zur Erläuterung dieſes Zuſtandes, oder des von ihm genannten Barbarismus, führt er dreymal die Stelle des Apoſtels an: „In Chriſto Jeſu iſt weder ein Barbar, noch ein Scythe, noch ein Grieche, noch ein Jude.“ Es fällt in die Augen, daß Epiphanius in dieſen Worten den Grund zu ſeiner ſeltſamen Eintheilung der Ketzereyen vor Chriſto geſucht habe; er giebt aber auch nunmehr zu verſtehen, daß er das eben genannte Wort von allen nicht ächtchriſtlichen Religionsanſtalten aller Zeiten brauche.

Daher verſteht er weiter unter dem Scythismus denjenigen Religionszuſtand, in welchem ſich die Welt vom Noah an, bis einige Zeit über den Babyloniſchen Thurmbau hinaus, oder bis auf den Phaleg und Regu, befunden habe, indem dieſe nach Europa in Scythien gezogen wären. Doch ſetzt er wiederum hinzu, daß es auch damals noch keine Ketzerey gegeben habe; ſondern nur Gottſeligkeit oder Gottloſigkeit, von einem jeden nach der Natur beſtimmt. Nur müſſe man dabey bemerken, daß bey den Frommen ſchon eben derſelbe Glaube vorhanden geweſen ſey, der noch in der heiligen katholiſchen Kirche fortdauert, und daß die Patriarchen, vom Adam an, wirklich Vorbilder der Chriſten geweſen wären.

Hingegen fängt der Verfaſſer den Hellenismus vom Serug, oder von der eigentlichen Abgötterey an, deren Gegenſtände zuerſt verſtorbene Regenten, oder Betrü-

ger

trüger, oder Männer, welche ſonſt merkwürdige Din-
ge verrichtet haben, geweſen ſeyn ſollen. Nachdem J. n. C. G. 363. bis 430.
dieſelbe, ſagt er, von andern Nationen zu den Grie-
chen gekommen, und bey denſelben mehr befeſtigt wor-
den iſt, ſind unter ihnen daraus beſondere Partheien
(αἱρέσεις) entſtanden. Vier derſelben beſchreibt Epi-
phanius: die Pythagoreer oder Peripatetiker; die
Platoniker; die Stoiker und die Epikureer: alle
viel zu kurz, und in verſchiedenen Stellen auch unrich-
tig. Er greift darauf einzele Lehrſätze derſelben an, wie
die Seelenwanderung, und das Stoiſche Schickſal;
eine genaue Widerlegung aber ihrer Lehrgebäude kömmt,
ob er ſie gleich zu verſprechen ſcheint, gar nicht vor.
Statt derſelben erzählt er allerley aus der älteſten Jſ-
raelitiſchen Geſchichte, wie den Urſprung des Nah-
mens der Juden, Davids Geſchlechtregiſter; die Ab-
sicht der Beſchneidung; das Verzeichniß ihrer heiligen
Bücher, welches man ſchon an einem andern Orte (Th.
I. S. 23.) geleſen hat, und dergleichen mehr; bemerkt
auch, daß die ehrwürdigſten Männer dieſer Nation im-
mer eine Dreyheit in der Einheit Gottes geglaubt hät-
ten, und ihre Cärimonien Vorbilder chriſtlicher Reli-
gionseinrichtungen geweſen wären.

So kommt er ferner zu der Ketzerey der Samariter,
die er nach einer allgemeinen Beſchreibung, und Vertheidi-
gung der Auferſtehung der Todten wider ſie, in vier Par-
theyen theilt. Die erſte machen die Eſſener aus, welche
ſich von den übrigen dadurch unterſchieden, daß ſie die groſ-
ſen jährlichen Feſte einſtimmig mit denen begiengen, bey
welchen ſie ſich eben aufhielten. Die Sebuäer feyer-
ten dieſelben nach ihrer eigenen Art; die Gorthener
aber zu gleicher Zeit mit den Juden. Am meiſten wi-
chen die Doſitheer von andern Samaritern ab, indem
ſie die Auferſtehung der Todten glaubten, und ein ſtrenge-
res Leben führten; ſo daß ſie ſich des Belebten enthielten;
heyratheten nicht zum zweytenmal, andere gar nicht heyratheten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nun erſt folgt der Judaismus, obgleich der A
faſſer bereits die Samariter daraus hergeleitet h
Er findet in demſelben ſieben Partheyen. Die S
ducäer, als die erſte, ſtammten von dem Samar
Doſitheus ab; mit welchem ſie aber nichts mehr
mein hatten. Die Schriftgelehrten oder Schr
ausleger beobachteten außer den Vorſchriften des
ſetzes, noch viele andere Gebräuche, und trugen be
ders Denkzettel. Ihre meiſtentheils albernen Sa
gen leiteten ſie theils vom Moſes, theils von einem
wiſſen Akibas oder Barakibas, theils vom An
oder Annas, der auch Judas hieß, theils von
Söhnen des Aßamonäers her. Die Phariſäer,
che mit den Schriftgelehrten im Glauben übere
men, hatten deſto mehr Eigenes in der Strenge de
bensart, indem ſie eine vieljährige Keuſchheit, un
hörliches Gebet, Enthaltung vom Schlafe, Verdo
lung der geſetzlichen Vorſchriften, und dergleichen m
beobachteten. Sie waren auch der Lehre vom un
meidlichen Schickſal und der Aſtronomie, (ſo ſchr
der Verfaſſer an Statt Aſtrologie,) zugethan: d
überſetzten ſie alle griechiſche Nahmen der Geſtirne
Himmelszeichen ins Hebräiſche. Er nimmt davon
legenheit, ihre Lehre vom Schickſal aus dem zu err
tenden jüngſten Gerichte und aus der menſchlichen F
heit zu beſtreiten. Die Hemerobaptiſten, eine
dere jüdiſche Sekte, leugneten die Auferſtehung der
ten, und hatten auch andern Unglauben mit den S
ducäern gemein; aber dieſes eigenthümlich, daß ſie
täglich, zur Reinigung von ihren Sünden, wuſc
Die Naſaräer, welche Juden aus den Gegenden
ſeits des Jordan geweſen ſeyn ſollen, behaupteten,
die gewöhnlichen fünf Bücher Moſis untergeſcho
und die ächten nur bey ihnen vorhanden wären.
aßen auch deswegen nichts Belebtes und brachten k
Opfer. Epiphanius widerlegt jenes Vorgeben d
die Anmerkungen, daß manches in der Geſchichte

us den gedachten Büchern bekannt ſey; daß ſie nicht
ugleich halb wahr und halb falſch ſeyn könnten; daß J. u. C. 363. bis 430.
och die Gegenden der darinne beſchriebenen Begeben-
eiten da wären, und daß ſich auch Denkmäler derſel-
en zeigten, wie die aegyptiſche Gewohnheit, um die
eit der Stiftung des Paſcha, Schaafe und Bäume
ich zu färben. Die Oßener, das heißt, die Frechen,
er Feſten, verwarfen die meiſten Schriften der ſpä-
en Propheten; hatten auch außer dem Geſetze noch
ndere Bücher. Mit ihnen vereinigte ſich zu Trajans
eiten ein Betrüger Elxai, der ihnen von Chriſto und
m der Religion überhaupt die ſonderbarſten Meinun-
en beybrachte, und von welchem ſie Elceſaiten genannt
urden. (Unter dieſem Nahmen ſind ſie auch in der
ühern Geſchichte bereits vorgekommen. Chr. K Geſch.
h. IV. S. 40.) Die ſiebente jüdiſche Parthey waren
ie Herodianer, die den Herodes für den Meßias
elten; welches Epiphanius ebenfals widerlegt.

Er fängt hierauf die Geſchichte der chriſtlichen
Ketzereyen mit einer Nachricht von Chriſto und den
poſteln an, und geht in dem zweyten Abſchnitte
es erſten Buchs folgende Partheyen durch: die Si-
onianer, die Menandrianer, die Saturnilianer,
ie Baſilidianer, die Nicolaiten, die Gnoſtiker,
ie Carpokraſier, die Cerinthianer, die Nazaräer,
Ebionäer, die Valentinianer, die Secundianer,
d die Ptolemaiten. Weder hier, noch bey dem
gen übrigen Lauf des Werks, kann es erwartet wer-
n, daß die Beſchreibungen, welche Epiphanius
dieſen Sekten ertheilt, in einem Auszuge erſcheinen.
e ſind faſt alle ſchon in dieſer Geſchichte, nicht ohne
brauch unſers Schriftſtellers, aufgeführt worden;
d wenn einige umſtändlichere Erzählungen oder Bey-
n, die ſich bey ihm finden, daraus weggeblieben,
ſt gar eine oder die andere unerhebliche Parthey, wie
e beyden zuletzt genannten, Töchter der Valentinia-

J. n. C. G. 363. bis 430.

nischen, ganz übergangen worden sind: so hat die ei gentlich lehrreiche Vollständigkeit hoffentlich dadurch nichts verloren. Ohngeachtet aller Lücken und Dunkel heiten der ältesten Ketzergeschichte, würde doch die bloß genaue Sammlung aller Berichte, welche die christli chen Schriftsteller darüber bis ins fünfte Jahrhunder hinterlassen haben, eine der undankbarsten Arbeiten seyn, die sich denken läßt. Aber das kann hier gefordert wer den, daß die besondere Streitmethode des **Epiphanius**, so weit man sie nicht bereits aus seinem vorhergehenden Buche als ziemlich flach und weitschweifig kennt, nebst andern ihm eigenen Anmerkungen oder Meinungen, rich tig abgezeichnet werde. Schwer konnte es ihm bey den meisten dieser Partheyen nicht fallen, ihre thörichten Lehrgebäude, wie er sie wenigstens, nach dem Beyspiele des **Irenäus**, und anderer mehr, vorstellt, aus der heiligen Schrift, durch Folgerungen und spöttische Fra gen zu widerlegen. Doch bietet sich ihm häufig eine Gelegenheit an, auch gegen diese so verschwärzten Irr lehrer etwas mehr als Gemeines zu sagen: und die Gelegenheit benutzt er entweder gar nicht; oder e springt geschwind wieder von einem für ihn nicht genug sam gebahnten Wege ab.

So setzt **Epiphanius** dem Vorgeben der **Satur nilianer**, daß die Welt ohne Gottes Einwilligung v Engeln geschaffen worden sey, den Grund entgegen, da da Gott solches leicht hätte verhindern können, ihm vie mehr die Schöpfung zugeschrieben werden müs Beym **Basilides** bemerkt er zwar recht wohl, daß se Parthey auf Veranlassung der Frage: woher das B seinen Ursprung habe? entstanden sey. Allein er g gnügt sich daran, zu bemerken, daß anfänglich alles g gewesen sey; daß der Mensch freylich Böses thun kön und auch gethan habe; daß man aber keineswegs an e selbstständiges böses Wesen denken dürfe. Noch m findet man sich in seiner Erwartung bey demjenigen, w

n den Gnoſtikern ſagt, hintergangen. Hier war
urchaus nothwendig, zu zeigen, welchen Einfluß
ben angeführte Frage auf die Bildung des Lehrbe-
s aller gnoſtiſchen Sekten gehabt, und was ſonſt
ſo zahlreichen Gewächſe eines gemeinſchaftlichen
ens hervorgetrieben habe. Daran aber hat der
aſſer nicht einmal gedacht. Es iſt vielmehr in ſei-
Beſchreibung der Gnoſtiker ſo viel Verwirrung,
r es hauptſächlich geweſen iſt, welcher dadurch das
Vorurtheil befördert hat, als wenn es eine beſonde-
arthey dieſes Nahmens gegeben; nicht aber, wie
andere vor ihm zeigten, viele Partheyen dieſen all-
inen Nahmen geführt hätten. Dagegen leitet er
Gnoſtiker insgeſammt von dem Stifter der Nico-
n her; beſchreibt einige ihrer Religionsſchriften
ſonderbaren Meinungen; meldet auch viel von ih-
abſcheulich unzüchtigen Sitten, und ſtreuet biswei-
Widerlegungen ein. Am Ende ſetzt er hinzu, daß
Nachrichten deſto zuverläßiger wären, weil er ſich
in der nahen Gefahr befunden hätte, von den Gno-
rn verführt zu werden. Allein dieſe Bekanntſchaft
te ihn noch nicht berechtigen, das Bild der Gno-
r überhaupt nach dem ausſchweifendeſten Theil von
d einer ihrer Partheyen zu entwerfen. Indem er
er bey den Carpocratianern berichtet, daß zur
des römiſchen Biſchofs Anicetus eine Frauens-
n von denſelben, viele zu Rom auf ihre Seite ge-
n habe, rechnet er alle Biſchöfe jener Hauptſtadt bis
die gedachte Zeit, vom Petrus und Paulus an,
welche beyde dieſe Würde zugleich mit dem Apoſtel-
e geführt haben ſollen. Den Cerinthus läßt er auf
Carpokrates folgen, und macht ihn doch auch zu
n Zeitgenoſſen des Apoſtels Petrus. Eben ſo we-
ſt er mit ſich ſelbſt darinne einig, daß er ſagt, Cerin-
s habe die Auferſtehung Chriſti geleugnet. Nach
er Meinung hat Paulus, 1 Corinth. C. XV. nicht
n dieſen Irrthum, ſondern noch einen andern be-

J. u. E. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nun erſt folgt der **Judaismus**, obgleich der Verfaſſer bereits die **Samariter** daraus hergeleitet hatte. Er findet in demſelben ſieben **Partheyen**. Die **Sadducäer**, als die erſte, ſtammten von dem **Samariter Doſitheus** ab; mit welchem ſie aber nichts mehr gemein hatten. Die **Schriftgelehrten** oder **Schriftausleger** beobachteten außer den Vorſchriften des Geſetzes, noch viele andere Gebräuche, und trugen beſonders Denkzettel. Ihre meiſtentheils albernen Satzungen leiteten ſie theils vom **Moſes**, theils von einem gewiſſen **Akibas** oder **Barakibas**, theils vom **Andas** oder **Annas**, der auch **Judas** hieß, theils von den Söhnen des **Aßamonäers** her. Die **Phariſäer**, welche mit den Schriftgelehrten im Glauben übereinkamen, hatten deſto mehr Eigenes in der Strenge der Lebensart, indem ſie eine vieljährige Keuſchheit, unaufhörliches Gebet, Enthaltung vom Schlafe, Verdoppelung der geſetzlichen Vorſchriften, und dergleichen mehr, beobachteten. Sie waren auch der Lehre vom unvermeidlichen Schickſal und der **Aſtronomie**, (ſo ſchreibt der Verfaſſer an Statt **Aſtrologie**,) zugethan: daher überſetzten ſie alle griechiſche Nahmen der Geſtirne und Himmelszeichen ins Hebräiſche. Er nimmt davon Gelegenheit, ihre Lehre vom Schickſal aus dem zu erwartenden jüngſten Gerichte und aus der menſchlichen Freyheit zu beſtreiten. Die **Hemerobaptiſten**, eine andere jüdiſche Sekte, leugneten die Auferſtehung der Todten, und hatten auch andern Unglauben mit den **Sadducäern** gemein; aber dieſes eigenthümlich, daß ſie ſich täglich, zur Reinigung von ihren Sünden, wuſchen. Die **Naſaräer**, welche Juden aus den Gegenden jenſeits des Jordan geweſen ſeyn ſollen, behaupteten, daß die gewöhnlichen fünf Bücher **Moſis** untergeſchoben, und die ächten nur bey ihnen vorhanden wären. Sie aßen auch deswegen nichts Belebtes und brachten keine Opfer. **Epiphanius** widerlegt jenes Vorgeben durch die Anmerkungen, daß manches in der Geſchichte nur

aus

weggeworfen hätten. — Weit ausführlicher und mit schmähender Heftigkeit behandelt er die Parthey der Ebioniten. Sie soll das Schändliche von den Samaritern, den Nahmen von den Juden, die Lehrsätze von den Oßäern, Nazoräern und Nazaräern, die Gestalt von den Cerinthianern, die Bosheit von den Carpokratianern angenommen haben; und sich gleichwohl zu den Christen rechnen. Zu der Nachricht, daß sie sich blos der Evangelischen Geschichte Matthäi, wie die Cerinthianer, bedienten, und es das Evangelium an die Hebräer nenneten, fügt er hinzu, er müsse die Wahrheit sagen, daß Matthäus allein unter allen Schriftstellern des Neuen Bundes seine Evangelische Geschichte hebräisch aufgesetzt habe. Einige aber hätten ihm erzählt, daß auch das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte hebräisch übersetzt, von den Juden zu Tiberias geheim verwahrt würden. Da ihm dieses von verschiedenen bekehrten Juden, besonders von dem Comes Josephus, der hauptsächlich durch diese Uebersetzung zum Christenthum gebracht worden seyn sollte, berichtet worden war: so schaltet er die ganze Geschichte desselben, mit den Erscheinungen des Erlösers, welche ihm wiederfahren wären, allhier ein. Uebrigens beweiset Epiphanius gegen die Ebioniten vornehmlich, daß Christus kein bloßer Mensch gewesen sey, aus Jesaiä C. VII. v. 14. C. LXVI. v. 6. Jerem. C. XVII. v. 9. Luc. C. I. v. 35. und andern Stellen seiner Geschichte; widerlegt auch ihre Vorwürfe gegen Paulum, und ihren Eifer für die Beschneidung. — Bey den Valentinianern hält er sich ebenfals lange auf; beschreibt ihr Lehrgebäude aus ihren Büchern, ingleichen aus dem Werke des Irenäus; aus welchem er sehr viel ausschreibt, und trägt selbst überaus wenig zu ihrer Bestreitung bey. Obgleich dasjenige nicht richtiger ist, was er dem Valentinianer Secundus entgegen setzt; so erbittet er sich doch dazu von Christo den Beistand des heiligen Geistes. Mehr Mühe giebt

J. n. C. G. 363. bis 430.

nischen, ganz übergangen worden sind: so hat die eigentlich lehrreiche Vollständigkeit hoffentlich dadurch nichts verloren. Ohngeachtet aller Lücken und Dunkelheiten der ältesten Ketzergeschichte, würde doch die bloße genaue Sammlung aller Berichte, welche die christlichen Schriftsteller darüber bis ins fünfte Jahrhundert hinterlassen haben, eine der undankbarsten Arbeiten seyn, die sich denken läßt. Aber das kann hier gefordert werden, daß die besondere Streitmethode des Epiphanius, so weit man sie nicht bereits aus seinem vorhergehenden Buche als ziemlich flach und weitschweifig kennt, nebst andern ihm eigenen Anmerkungen oder Meinungen, richtig abgezeichnet werde. Schwer konnte es ihm bey den meisten dieser Partheyen nicht fallen, ihre thörichten Lehrgebäude, wie er sie wenigstens, nach dem Beyspiele des Irenäus, und anderer mehr, vorstellt, aus der heiligen Schrift, durch Folgerungen und spöttische Fragen zu widerlegen. Doch bietet sich ihm häufig eine Gelegenheit an, auch gegen diese so verschwärzten Irrlehrer etwas mehr als Gemeines zu sagen: und diese Gelegenheit benutzt er entweder gar nicht; oder er springt geschwind wieder von einem für ihn nicht genugsam gebahnten Wege ab.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Sy setzt Epiphanius dem Vorgeben der Saturnilianer, daß die Welt ohne Gottes Einwilligung von Engeln geschaffen worden sey, den Grund entgegen, daß, da Gott solches leicht hätte verhindern können, ihm vielmehr die Schöpfung zugeschrieben werden müsse. Beym Basilides bemerkt er zwar recht wohl, daß seine Parthey auf Veranlassung der Frage: woher das Böse seinen Ursprung habe? entstanden sey. Allein er begnügt sich daran, zu bemerken, daß anfänglich alles gut gewesen sey; daß der Mensch freylich Böses thun könne, und auch gethan habe; daß man aber keineswegs an ein selbstständiges böses Wesen denken dürfe. Noch mehr findet man sich in seiner Erwartung bey demjenigen, was

er

er von den Gnostikern sagt, hintergangen. Hier war es durchaus nothwendig, zu zeigen, welchen Einfluß die eben angeführte Frage auf die Bildung des Lehrbegriffs aller gnostischen Sekten gehabt, und was sonst diese so zahlreichen Gewächse eines gemeinschaftlichen Bodens hervorgetrieben habe. Daran aber hat der Verfasser nicht einmal gedacht. Es ist vielmehr in seiner Beschreibung der Gnostiker so viel Verwirrung, daß er es hauptsächlich gewesen ist, welcher dadurch das alte Vorurtheil befördert hat, als wenn es eine besondere Parthey dieses Nahmens gegeben; nicht aber, wie schon andere vor ihm zeigten, viele Partheyen diesen allgemeinen Nahmen geführt hätten. Dagegen leitet er die Gnostiker insgesammt von dem Stifter der Nicolaiten her; beschreibt einige ihrer Religionsschriften und sonderbaren Meinungen; meldet auch viel von ihren abscheulich unzüchtigen Sitten, und streuet bisweilen Widerlegungen ein. Am Ende setzt er hinzu, daß diese Nachrichten desto zuverläßiger wären, weil er sich selbst in der nahen Gefahr befunden hätte, von den Gnostikern verführt zu werden. Allein diese Bekanntschaft konnte ihn noch nicht berechtigen, das Bild der Gnostiker überhaupt nach dem ausschweifendesten Theil von irgend einer ihrer Partheyen zu entwerfen. Indem er weiter bey den Carpocratianern berichtet, daß zur Zeit des römischen Bischofs Anicetus eine Frauensperson von denselben, viele zu Rom auf ihre Seite gezogen habe, rechnet er alle Bischöfe jener Hauptstadt bis auf die gedachte Zeit, vom Petrus und Paulus an, her, welche beyde diese Würde zugleich mit dem Apostelamte geführt haben sollen. Den Cerinthus läßt er auf den Carpokrates folgen, und macht ihn doch auch zu einem Zeitgenossen des Apostels Petrus. Eben so wenig ist er mit sich selbst darinne einig, daß er sagt, Cerinthus habe die Auferstehung Christi geleugnet. Nach seiner Meinung hat Paulus, 1 Corinth. C. XV. nicht allein diesen Irrthum, sondern noch einen andern be-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. 363. bis 430.

ſtritten, der zwar die Auferſtehung Chriſti, aber nicht anderer Todten, zugab. Solche Leute fanden ſich in Aſien, ſonderlich in Galatien. Einige derſelben ſtarben ohne Taufe, welche andere für ſie übernahmen, damit ſie nur nicht, wenn ſie einſt auferſtünden, wegen Verabſäumung derſelben, unter die Herrſchaft des Weltſchöpfers fallen möchten. Darauf geht, einer mündlichen Sage zu Folge, dasjenige, was der Apoſtel von der Taufe über den Todten ſchreibt. Andere aber verſtehen es ganz bequem von den Catechumenen, die ſich bey der Annäherung des Todes taufen laſſen, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie eine Auferſtehung hoffen, indem ſie ſich der Vergebung der Sünden bedürftig halten, welche durch die Taufe ertheilt wird. Genug, der Apoſtel widerlegt an jenem Orte alle Irrthümer in dieſer Lehre. — Die Nazoräer unterſcheidet Epiphanius ſowohl von den oben gedachten Nazaräern, als von den erſten Chriſten, welche auch dieſen Nahmen führten, und außerdem eine kurze Zeit lang Jeßäer, vom Jeße, dem Vater Davids, geheißen hätten. Dieſe letztere Benennung, unter welcher auch Philo der Chriſten gedenken ſoll, veranlaßt ihn, zu unterſuchen, warum Chriſtus, obgleich Davids Nachkomme, doch nicht auf dem Throne deſſelben geſeſſen habe? und zu zeigen, daß dieſer Thron eigentlich das Prieſterthum der heiligen Kirche ſey, weil die königliche und prieſterliche Würde bey den Juden verbunden geweſen wäre; ja daß Chriſtus das Reich Davids zugleich mit dem Prieſterthum, den Hohenprieſtern der katholiſchen Kirche gnädig überlaſſen habe. Sonſt behauptet der Verfaſſer, daß die Nazoräer zwar an Chriſtum glaubten; aber im Grunde Juden wären, und doch von dieſen alle Tage öffentlich verflucht würden. Sie hätten, ſetzt er hinzu, das Evangelium Matthäi vollſtändig in hebräiſcher Sprache, wie es gleich anfänglich geſchrieben worden; er wiſſe aber nicht, ob ſie die Geſchlechtregiſter von Adam bis auf Chriſtum daraus

weg-

weggeworfen hätten. — Weit ausführlicher und mit schmähender Heftigkeit behandelt er die Parthey der Ebioniten. Sie soll das Schändliche von den Samaritern, den Nahmen von den Juden, die Lehrsätze von den Oßäern, Nazoräern und Nazaräern, die Gestalt von den Cerinthianern, die Bosheit von den Carpokratianern angenommen haben; und sich gleichwohl zu den Christen rechnen. Zu der Nachricht, daß sie sich blos der Evangelischen Geschichte Matthäi, wie die Cerinthianer, bedienten, und es das Evangelium an die Hebräer nenneten, fügt er hinzu, er müsse die Wahrheit sagen, daß Matthäus allein unter allen Schriftstellern des Neuen Bundes seine Evangelische Geschichte hebräisch aufgesetzt habe. Einige aber hätten ihm erzählt, daß auch das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte hebräisch übersetzt, von den Juden zu Tiberias geheim verwahrt würden. Da ihm dieses von verschiedenen bekehrten Juden, besonders von dem Comes Josephus, der hauptsächlich durch diese Uebersetzung zum Christenthum gebracht worden seyn sollte, berichtet worden war: so schaltet er die ganze Geschichte desselben, mit den Erscheinungen des Erlösers, welche ihm wiederfahren wären, allhier ein. Uebrigens beweiset Epiphanius gegen die Ebioniten vornehmlich, daß Christus kein bloßer Mensch gewesen sey, aus Jesaiä C. VII. v. 14. C. LXVI. v. 6. Jerem. C. XVII. v. 9. Luc. C. I. v. 35. und andern Stellen seiner Geschichte; widerlegt auch ihre Vorwürfe gegen Paulum, und ihren Eifer für die Beschneidung. — Bey den Valentinianern hält er sich ebenfals lange auf; beschreibt ihr Lehrgebäude aus ihren Büchern, ingleichen aus dem Werke des Irenäus; aus welchem er sehr viel ausschreibt, und trägt selbst überaus wenig zu ihrer Bestreitung bey. Obgleich dasjenige nicht richtiger ist, was er dem Valentinianer Secundus entgegen setzt; so erbittet er sich doch dazu von Christo den Beistand des heiligen Geistes. Mehr Mühe giebt

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

er ſich mit dem **Ptolemäus**, der auch aus jener Schule kam; rückt ein merkwürdiges Schreiben deſſelben an eine gewiſſe **Flora** ein, und behauptet unter andern gegen denſelben, die Geſetze **Moſis**: Auge um Auge! und dergleichen mehr, welche **Ptolemäus** getadelt hatte, wären noch gültig; ſie würden von den Chriſten freywillig beobachtet, da ſie ſonſt gezwungen erfüllt worden wären.

Im dritten **Abſchnitte des erſten Buchs** beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit noch andern **Gnoſtiſchen** Partheyen; mit den **Marcoſianern**, den **Colorbaſianern**, den **Heracleoniten**, den **Ophiten**, den **Cajanern**, den **Sethianern**, den **Archontikern**, den **Cerdonianern**, den **Marcioniſten**, den **Lucianiſten**, den **Apellianern**, den **Severianern**, und den **Tatianern**. Auch hier ſind die meiſten Gegengründe des **Epiphanius** nicht erheblich; wiewohl die groben Erdichtungen und willkührlichen Religionsänderungen der **Gnoſtiker**, auch ihre häufigen Abweichungen und Widerſprüche gegen einander, es ihm leicht gemacht haben, mit dem Gewöhnlichen durchzukommen. Daher ſtimmt er nicht ſelten ein frohes Siegsgeſchrey an; er ladet die Knechte Gottes ein, den **Betrüger und Marktſchreyer Colorbaſius** zu verlachen. Zu ſeinen beſondern Schriftauslegungen gehört es, daß er unter den achtzig Kebsweibern im **Hohenliede** eben ſo viele **Ketzereyen** verſteht: ingleichen, daß der Teufel vor der Ankunft **Chriſti** in der Welt, niemals gegen dieſen ſeinen Herrn läſterungen ausgeſtoßen oder ſich empört habe; er habe vielmehr, wie man aus der Stelle ſehen könne: **Er wird ſeinen Engeln befehlen, und ſie werden dich auf den Händen tragen, auf Chriſtum gewartet, weil er aus den Propheten wußte, die Gegenwart Chriſti werde den ſich beſſernden Sündern Erlöſung verſchaffen**; da er aber geſehen habe, daß er bey dem Erlöſer keine Barmherzigkeit zu hoffen habe, alsdann erſt habe er nicht allein ſelbſt ihn geläſtert, ſondern

der

rn auch die Menſchen dahin gebracht, an Statt des
ahren Gottes einen nicht vorhandenen zu ſuchen. Da-
r iſt man übrigens dem Epiphanius Dank ſchuldig,
ß er die vom Marcion in der Evangeliſchen Geſchich-
Lucä und in zehn Briefen Pauli, (als welche Bü-
r des Neuen Bundes er allein annahm,) vorgenom-
nen Verfälſchungen mit allem Fleiße geſammelt hat.
icht ſo angenehm iſt es für die Leſer, daß er bey einer
en dieſer Stellen, (es ſind zuſammen hundert und
ʒehn,) oft weitſchweifig in bekannten Dingen, zu
gen ſich bemüht, man könne den Marcion ſelbſt aus
njenigen, was er in der heiligen Schrift ſtehen gelaſ-
hat, hinlänglich widerlegen. Noch verdient be-
rkt zu werden, daß er gegen die Behauptung des Ta-
mus, Adam ſey nicht ſelig geworden, die Schluß-
ge zieht: wenn dieſes wahr ſey, ſo habe auch kein
heil von dieſer Maſſe, das heißt, kein Menſch, ſelig
rden können. Adam, fährt er fort, muß ſelbſt nach
r Abneigung jenes Irrlehrers gegen die Ehe, deſto
er die Seligkeit erlangt haben, weil er nicht von
lenſchen gezeugt, ſondern durch die Hand des Va-
s, Sohnes und heiligen Geiſtes gebildet worden iſt.
ben deswegen iſt Chriſtus auf Golgatha gerade an
m Orte, wo Adam begraben liegt, gekreuzigt wor-
n und es iſt daſelbſt Blut und Waſſer aus ſeiner Seite
ſ jenes Grab gefloſſen, damit dieſes ein Sinnbild
ſerer Reinigung, und der für uns zu hoffenden Se-
ligkeit ſeyn möchte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Reihe ketzeriſcher Partheyen folgt im
ſten Abſchnitte des zweyten Buchs: die Enkra-
iten; die Phrygier oder Montaniſten, oder Taſ-
odrugiten; die Quintillianer, Pepuzianer, Pri-
ſillianer und Artotyriten, (lauter beſondere Nah-
men der Montaniſten;) die Teſſareskaidekariten
der Quartadecimaner; die Aloger; die Adamia-
ner; die Sampſäer oder Elkeſäer; die Theodotia-

J. C. ner; die Melchiſedekianer; die Bardeſianiſten
C. G. die Noetianer; die Valeſier; die Katharer, vo
363. bis Nab.tus (Novatus) geſtiftet; die Angelici, v
430. denen Epiphanius blos den Nahmen, aber nicht wu
te, warum ſie denſelben geführt, und was ſie Irrig
gelehrt haben; die Apoſtolici oder Apotaktiten; d
Sabellianer, und zweyerley Origenianer. E
Abſchnitt, der wiederum, gleich den vorhergehenden, b
weiſet, daß es dem Verfaſſer ſehr darum zu thun gew
ſen ſey, dieſes Ketzerverzeichniß ſehr anſehnlich zu m
chen; an Statt daß ein Mann von größerm Verſtan
daſſelbe vortheilhaft abgekürzt haben würde. Geg
die Propheten der Montaniſten erinnert Epiphaniu
hauptſächlich, daß nach denſelben keine andern aufg
ſtanden ſind, und daß wahre Propheten im Bewußtſey
ihrer ſelbſt reden müßten. Aus den Montaniſtiſche
Partheyen leitet er auf eine unbegreifliche Art d
Quartadecimaner her; er verſichert auch, daß ma
gewiß wiſſe, der Leidenstag Chriſti ſey der zwanzig
ſte März geweſen, und daß die Rechtgläubigen ſch
vom zehnten Tage des Monaths, ihr Oſterlamm b
giengen, weil dieſe Zahl in dem Anfangsbuchſtaben d
Nahmens Jeſus, im Jota, enthalten ſey. Ueber d
Widerlegung der Aloger, denen er dieſe Benennun
beygelegt hat, kömmt er auf vielerley Nachrichten vo
den Evangeliſchen Geſchichtſchreibern. Daß d
Schriften Johannis vom Cerinthus herrühren ſol
ten, wie die Aloger behaupteten, findet er deſto wide
ſinniger, da ſie den Lehrſätzen deſſelben geradezu wide
ſprächen. Jedem Evangeliſten hat Gott, nach ſeine
Erklärung, etwas Eigenthümliches zugetheilt; ſo da
ſie zwar in einigen Erzählungen alle mit einander übe
einſtimmten, zum Merkmal, daß ſie aus Einer Quel
geſchöpft hätten; aber auch jeder etwas von den übrige
vorbeigelaſſenes meldete, welches ihm der Geiſt zu ſe
nem Antheil gegeben hatte. Weil nun Matthäus di
Geburt und das Geſchlechtregiſter Chriſti ſo ausführli

beſchrieben hat: ſo nahmen Cerinthus, Merinthus, und andere mehr, davon Gelegenheit, zu behaupten, Chriſtus ſey ein bloßer Menſch geweſen. Gleich hierauf wurde die Evangeliſche Geſchichtbeſchreibung dem Marcus aufgetragen. Er war einer von den zwey und ſiebzig Jüngern, welche ſich wegen der ihnen zu hart ſcheinenden Worte des Erlöſers vom Eſſen ſeines Fleiſches, und Trinken ſeines Bluts, zerſtreuet hatten. Petrus aber brachte ihn zu Chriſto zurück; und nun ſchrieb er, auf Antrieb des heiligen Geiſtes, ſeine Geſchichte, die er dreyßig Jahre ſpäter anfieng, als Matthäus. Da er aber auch die göttliche Würde Chriſti zwar anzeigte, nur nicht deutlich und genau genug entwickelte: ſo entſtand daraus eine neue Finſterniß und Beſtärkung für die Irrlehrer. Daher nöthigte gewiſſermaaßen der heilige Geiſt den Lucas, das noch Fehlende vollſtändiger darzulegen. Was er von vielen ſagt, welche vor ihm etwas Aehnliches verſucht hätten, bezieht ſich auf den Cerinthus, und auf andere. Er hat alſo auch die Geſchichte noch früher angefangen, als Matthäus. Porphyrius, Celſus, und der Jude Philoſabbathius haben zwar manches an der Uebereinſtimmung dieſer Evangeliſten getadelt; allein nur darum, weil ſie die Abſicht und Erzählungsart eines jeden derſelben nicht verſtanden. Lucas war übrigens auch einer von jenen flüchtigen Jüngern; ihn führte aber Paulus zurück. Er lehrte die Religion in Dalmatien, Gallien, Italien und Macedonien; vorzüglich in Gallien: wie Paulus (2 Timoth. C. IV. v. 10.) von einigen ſeiner Gefährten meldet. Doch ſelbſt Lucas konnte durch dasjenige, was er von der Ankunft des Wortes Gottes vom Himmel ſchrieb, die Irrenden nicht beſſern. Deswegen zwang der heilige Geiſt den Johannes, ſein Evangelium zu ſchreiben, nachdem er neunzig Jahre alt, unter dem Claudius, aus Pathmus zurückgekommen war. Dieſer hatte nun nicht mehr nöthig, ſich ſo ſehr mit der ſchon beſchriebenen Geſchich-

J. n. C. G. 363. bis 430.

te

J. n. te Christi auf der Welt zu beschäftigen; sondern er wi-
C. G. derlegte mehr die in Ansehung seiner entstandenen Irr-
363. bis thümer. Unter verschiedenen Einwendungen, welche
430. gegen das Evangelium desselben vorgebracht wurden, beantwortet **Epiphanius** diese besonders weitläufig, daß **Johannes** zwey von **Christo** gefeyerte **Pascha** angebe; da doch die übrigen Evangelisten nur von Einem wüßten. Dagegen zeigt er, daß sie alle eines dreymaligen **Pascha** gedenken; untersucht auch zugleich sorgfältig das Jahr der Geburt **Christi**, und setzt es zuversichtlich in das zwey und vierzigste Jahr des **Augustus**, den Geburtstag aber auf den sechsten Jänner. Zur Bestätigung des Wunders **Christi** auf der Hochzeit zu **Cana**, führt er an, daß noch zu seiner Zeit eine Quelle in **Carien**, von welcher er selbst getrunken habe, ingleichen eine andere in **Arabien**, zu eben derselben Stunde, in welcher jenes Wunder geschehen sey, in Wein verwandelt werde; wie man denn eben dieses auch von dem **Nil** in **Aegypten** sage. **Epiphanius** hatte gleich anfänglich gesagt, die **Aloger** würden, wenn sie blos die **Offenbarung Johannis** verwürfen, wenigstens den Schein für sich haben, daß sie nach einer genauen Untersuchung, ein apokryphisches Buch nicht annehmen wollten; weil in derselben vieles einen tiefen und dunkeln Verstand habe. Unterdessen bemüht er sich darzuthun, daß sie auch von dieser Seite Unrecht hätten. Sie fragen spottend, sagt er: Was hilft uns die Erzählung von den sieben Engeln, und eben so vielen Posaunen? Allein sie wissen nicht, wie nothwendig und nützlich dieses für die rechtgläubige Lehre sey. Denn Gott hat dem **Johannes** alles Dunkle des Gesetzes und der Propheten zu unserm Besten entdeckt. Jene Posaunen müssen also auch in einem geistlichen Sinne genommen werden; die Propheten waren Posaunen: und die heilige Stimme des Herrn im Evangelium ist auch eine; ja **Paulus** gedenkt ebenfals der Posaune, welche bey der Auferstehung der Todten erklingen soll. Die gedachten

Irr-

Irrlehrer machten weiter den Einwurf gegen die Offenbarung Johannis, daß darinne eine Gemeine zu Thyatira genannt werde, wo es doch keine gegeben habe. Aber es ist wirklich eine daselbst gewesen, welche zwar von den Phrygischen Ketzern ganz auf ihre Seite gezogen wurde; nach hundert und zwölf Jahren jedoch von neuem entstand; so daß der prophetische Geist des Johannes auch dadurch bestätigt wird. Eben so lachen sie vergebens über die vier Engel, welche er an den Euphrates setzt, indem diese eine gleiche Anzahl dortiger Nationen andeuten. — Die Adamianer, von denen man anderwärts (Th. II. S. 357.) eine Anzeige gelesen hat, und von welchen Epiphanius gesteht, daß er sie nur aus ungewissen Gerüchten beschreibe, vergleicht er weitläufig mit Maulwürfen; sucht auch überflüßigerweise zu zeigen, daß sie keine wahren Nachahmer Adams sind. — In der Folge beantwortet er die Einwendungen des Theodotus wider die Gottheit Christi. Dieser Irrlehrer, schreibt er, berief sich auf die Worte des Erlösers: „Ihr suchet mich zu tödten, einen Men„schen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe.“ Aber er bemerkt nicht, daß Christus an eben demselben Orte von der Wahrheit rede, die er von Gott, seinem Vater, gehört habe. Seine Versicherung, daß die Lästerung wider des Menschen Sohn Vergebung erlangen werde; aber nicht die Lästerung wider den heiligen Geist, beweiset auch nichts für den Theodotus: denn jenes gilt, nach der herablassenden Gnade des Erlösers, nur von seinen Zeiten. Ferner sagt zwar Moses: der Herr wird einen Propheten, wie mich, erwecken; allein andere Weissagungen lehrten, daß dieser Prophet zugleich wahrer Gott seyn werde. Daß es von der Maria heißt: der heilige Geist wird über dich kommen, nicht: er wird in dir seyn, ist auch kein Einwurf; weil ja nicht die Menschwerdung des heiligen Geistes angezeigt werden sollte. Wenn Jeremias von Christo schreibt: Er ist ein

T. II. S. 363. bis 480.

Mensch,

J. u. C. G. 363. bis 480.

Menſch, und wer wird ihn kennen? ſo leitet eben dieſe Frage auf ſeine unergründliche göttliche Würde. Aehnliche Antworten auf die Gründe des **Theodotus** kann man leicht vermuthen. — Bey den **Melchiſedekianern** erfährt man vielerley Sagen und Muthmaaßungen ſowohl der Ketzer als der Rechtgläubigen, über den **Melchiſedek**. — So umſtändlich ſich auch **Epiphanius** in die Widerlegung der **Noetianer** einläßt; ſo wenig iſt darinne, was ausgezeichnet werden müßte. Er geſteht, daß dieſe Parthey hauptſächlich beſorgt geweſen ſey, der Lehrbegriff der **Katholiſchen** von der Dreyeinigkeit möchte der Vielgötterey Vorſchub thun. Allein dieſen Wink, welchen er ſeinen Leſern giebt, weiß er für ſich ſelbſt, als Vertheidiger jenes Lehrbegriffs, nicht zu nützen; und doch kam hierauf die Hauptſache an: nicht blos die Stellen der heiligen Schrift nach angenommenen Lehrſätzen zu erklären; ſondern es begreiflich zu machen, wie wenig durch die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit der Einheit Gottes widerſprochen werde. Dafür begnügt er ſich, darzuthun, daß die Schrift den Vater, Sohn und heiligen Geiſt wirklich von einander unterſcheide, und zugleich jeden derſelben als Gott erkenne. Hier ſelbſt aber ſind ſeine Auslegungen nicht immer die ſicherſten. So ſchließt er aus der Stelle 1 Corinth. Cap. VIII. v. 6. wo von **Einem Gotte** und **Einem Herrn Jeſu Chriſto** die Rede iſt, wenn der Erlöſer nicht **Gott** wäre, ſo könnte er auch nicht der **Herr** genannt werden, und wäre er **Herr**, ſo müſſe er auch **Gott** ſeyn; zugleich aber habe **Paulus** auch in dem heiligen Geiſte geredet, deſſen nahmentliche Meldung darum vorbeygelaſſen worden ſey, weil er ſich nicht ſelbſt zu loben pflegte, und uns gleichfals warnen wollte, uns nicht zu loben. — Von den **Valeſiern** geſteht **Epiphanius**, daß er nicht habe erfahren können, wo ihr Stifter **Valens** ſich aufgehalten, und was er gelehrt habe. Gleichwohl hält er es, weil derſelbe einen arabiſchen Nahmen führe, für wahrſcheinlich, daß er

) ſeine Anhänger gleiche Meinungen mit gewiſſen J. n. C.
lehrern zu Bakatha jenſeit des Jordans, gehegt 363.
en möchten. Er führt an, daß ſie daſelbſt fälſchlich bis
oſtiker genannt würden; beſchreibt aber doch ihre 430.
nkungsart als ziemlich Gnoſtiſch. Da alle Vale-
: ſich entmannen ſollten: ſo ſucht der Verfaſſer zu
eiſen, daß ſie in keine von den drey Claſſen Ver-
ittener gehörten, welche Jeſus angegeben hätte.
er denen, welche ſich um des Himmelreichs willen
ſchnitten hätten, nennt er zuerſt die Apoſtel, und ſo-
n die Mönche, welche ſich auch eines jungfräulichen
ens befleißigten. — Mit der Beſtreitung der No-
tianer verbindet er eine ſehr kurze Anzeige der ihnen
lichen Donatiſten; giebt dieſen jedoch zugleich Ari-
iſche Lehrſätze Schuld. — Indem er ſich der von
Apoſtolikern verabſcheueten Ehe gewiſſermaaßen
nimmt, erinnert er, daß man nicht alles aus der hei-
n Schrift nehmen könne, indem die Apoſtel manches
h mündlich hinterlaſſen hätten: und dahin rechnet er
Vorſchrift, welche Paulus ertheilt haben ſoll, daß
n ſich verſündige, wenn man den eheloſen Stand, den
n einmal entſchloſſen betreten habe, mit der Ehe ver-
ſche. — Den Sabellianern endlich ſtellt er ſich
ls mit den gewöhnlichen Gründen, theils auf eine
wankende Art entgegen, die man ſchon aus ſeinem
hern Werke kennt. So ſchreibt er gegen den Be-
ſuß hin: Niemand nehme etwan die irrige Vorſtel-
g an, daß der Vater allein der einzige wahre Gott
nnt werde; der Sohn zwar auch Gott ſey, aber
t der wahre. Denn von dem Vater heißt es: Gott
ein Licht; der Sohn aber ſagt von ſich: Ich bin
s wahrhaftige Licht.

Der zweyte Abſchnitt des zweyten Buchs be-
t nur fünf Ketzereyen in ſich: die vom Paulus
amoſatenus herrührende; die Manichäiſche, die
acitiſche, das Meletianiſche Schisma, und den

Aria-

J. u. C. G. 363. bis 430.

Arianismus. Er iſt aber durch die ausführliche Widerlegung, beſonders der zweyten und fünften dieſer Partheyen, weitläufig genug geworden. Gegen den Paulus von Samoſata erinnert der Verfaſſer unter andern, die heilige Schrift ſage nicht: das Wort war in Gott, ſondern bey Gott; zum Beweiſe, daß es außerhalb Gottes, nicht aus deſſen Selbſtſtändigkeit (ὑποστασεως) ſey; ſie zeige aber auch durch den Nahmen eingebohrner Sohn an, daß Gott, das Wort, nicht dem in dem Herzen des Menſchen befindlichen Worte (oder der Vernunft) ähnlich ſey; und durch den Ausdruck Wort, daß man jenes göttliche Wort nicht in Abſicht auf das Weſen des Vaters für fremd halten dürfe. — In dem Streite mit den Manichäern, von deren Stifter und Lehrgebäude der Verfaſſer ſehr umſtändlich handelt, beruft er ſich zuerſt auf das Widerſprechende, das ſich in dem letztern finde. Er bemüht ſich weiter, die ſcheinbare Uneinigkeit der Evangeliſten beyzulegen, auch die Uebereinſtimmung des alten und neuen Bundes darzuthun. Die Manichäiſchen Einfälle von den Seelen, vom Monde, von der Seelenwanderung und dergleichen mehr, beſchäftigen ihn ebenfals. Hierauf geht er die Schriftſtellen durch, deren ſich Manes zur Beſtätigung ſeiner Meinungen bediente. So zog er 1 Corinth. Cap. XIII. v. 9. auf ſich; aus Matth. C. VII. v. 18. wollte er beweiſen, daß es zwey höchſte Grundweſen gebe, und aus Johann. C. VIII. v. 44. daß der Vater des Teufels Himmel und Erde geſchaffen habe. Epiphanius antwortet darauf, die faulen Bäume hätten doch ihren Anfang gehabt, weil ſie von jemanden gepflanzt worden wären; mithin könnten ſie kein ewiges Grundweſen anzeigen; und was die zweyte Stelle betreffe, ſo könnten nach der Beweisart des Manes, auch die Seelen nicht von einer göttlichen Kraft hervorgebracht ſeyn, wie er doch zugebe; ja Abraham müßte gleichfals ein Sohn des Teufels ſeyn, welches doch den Worten des Erlöſers widerſpreche.

Was

Was vom Lichte und von der Finsterniß, fährt er fort, Johann. C. I. v. 5. gesagt wird, hilft dem Manes auch nichts, weil es heißt, das Licht, oder das göttliche Gesetz, habe die Finsterniß ergriffen. Wenn Matth. C. XIII. v. 24. der Saamen und das Unkraut von einander unterschieden werden: so wird wegen des leztern kein böses Grundwesen angenommen, und der gute Saame bedeutet die Menschen mit Leib und Seele. Eben so wenig gewinnt Manes durch die Benennungen: Fürst dieser Welt, Gott dieser Welt: denn sonst müßte auch der Bauch nach Philipp. C. III. v. 19. ein besonderer Gott seyn. Er wirft zwar dem Gott, der durch die jüdischen Propheten geredet hat, vor, daß durch ihn böse Lüste, Todschlag und andere Verbrechen begünstigt worden wären, indem er den Israeliten befohlen habe, die Aegyptier zu bestehlen, sich habe Opfer bringen, Mörder tödten lassen, und dergleichen mehr. Allein Gott hat die Opfer nicht seinetwegen eingeführt; sondern um die Israeliten vom Götzendienste abzuziehen, und desto leichter an seine Verehrung zu gewöhnen; und an den Aegyptiern verschafften sie sich nur Genugthuung wegen der von denselben übertretenen Welttheilung des Noah. Der Einwurf, daß das alte Testament immer mehr veraltere, (1 Corinth. C. IV. v. 16.) und daß das neue täglich erneuert werde, (Hebr. C. VIII. v. 13.) mithin jenes, weil es sich seinem Untergange nähere, unmöglich ein Werk eben desselben Gottes seyn könne, von welchem sich das neue herschreibt, würde alsdann etwas zu bedeuten haben, wenn es ein doppeltes altes Testament, und ein doppeltes neues gäbe. So aber folgt aus der Behauptung des Manes, daß der gute Gott nur aus Nachahmung des bösen, Gelegenheit genommen habe, seine Lehre bekannt zu machen; indem er sonst das neue Testament nicht würde haben aufsetzen lassen, wenn er nicht erfahren hätte, daß das alte durch Veranstaltung des bösen geschrieben worden sey; eine Nachahmung, welche des wahren Gottes gar nicht wür-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

dig ist. Einen andern von den vielen Gründen des Manes, daß das alte und neue Testament einander entgegengesetzt wären, nemlich diesen, die Feyer des Sabbaths werde in jenem verboten, in diesem aber aufgehoben, beantwortet Epiphanius damit: es sey zu jeder Zeit erlaubt gewesen, den Sabbath wegen einer guten Ursache zu brechen; vielmehr habe ihn der Herr, dem alles gehörte, ganz aufheben können. Daß Paulus einen Blutschänder zum Verderben des Fleisches übergab, beweiset nicht, daß das Fleisch, welches in der Gewalt des Teufels sey, gänzlich untergehe; sondern daß die Werke des Fleisches unterdrückt werden sollen.

Es ist aber auch der Mühe werth, zu sehen, wie der Verfasser die Arianer bestreite; nur mit Uebergehung dessen, was bereits oben (S. 23. fg.) aus seiner frühern Schrift von vielen völlig gleichen Stellen, die hier wieder vorkommen, angebracht worden ist. Arius, sagt er, mißbrauchte die Stelle in den Sprüchen Salomons: Der Herr hat mich geschaffen, den Anfang seiner Wege; er hat mich vor der Welt gegründet, u. s. w. zur Einführung seines Irrthums, und nannte deswegen das Wort, das alles geschaffen hat, das vom Vater ohne Zeit und Anfang gezeugt worden ist, ein Geschöpf. Allein es ist daselbst gar nicht von der Gottheit Christi die Rede; auch nicht in andern ähnlichlautenden Stellen, welche die Arianer eben so deuten, wie Hebr. C. III. v. 2. Johann. C. I. v. 15. 30. (wo es heißt: er ist vor mir gemacht worden,) und Apost. Gesch. C. II. v. 36. Sie gebrauchen weiter gegen Einfältige den Kunstgriff, zu fragen, was sie von dem Sohne Gottes halten? als wenn etwas noch hinzugesetzt werden könnte, sobald man den Sohn Gottes genannt hat. Dem Nahmen nach bekennen sie ihn auch; aber an der Kraft verleugnen sie ihn, indem sie die niedrigsten und lächerlichsten Vorstellungen von seiner göttlichen Geburt machen. Man darf keine menschliche

Begriffe auf Gott anwenden: er iſt ein Geiſt, und J. n. C. G. 363. bis 430.
ſeinen eingebohrnen Sohn auf eine unausſprechliche
unbeſchreibliche Art aus ſich gezeugt. Zwar ſagen
wir nennen ihn nicht ein ſolches Geſchöpf und Werk,
leichen es mehrere giebt; allein ein Geſchöpf bleibt
er ein Geſchöpf. Sie wenden ferner ein: Wie
r das Fleiſch annehmen können, wenn er aus dem
en des Vaters war? Sie mögen aber auch ſagen,
m die Engel das Fleiſch nicht angenommen haben,
e doch ſeine Knechte ſind? Warum die Erzengel,
die Heere des Himmels, und alle andere Geiſter
es nicht gethan haben? Wenn Chriſtus nur in
enigen Verſtande Gottes Sohn genannt würde,
elchem alle Söhne Gottes ſo heißen, warum ſollte
s Gott angebetet werden? Eben ſo wenig darf man
heiligen Geiſt den übrigen Geiſtern gleichſchätzen,
aus dem Johannes C. I. v. 3. ſchließen, daß er von
iſto geſchaffen worden ſey. Dieſe Unglücklichen
n den Unterſchied zwiſchen Schöpfer und Geſchöpf
: denn jenes iſt der heilige Geiſt eben ſowohl, als
Vater und der Sohn. Daß der Erlöſer ſeinen Va-
at, er möchte ſeinen Jüngern das Leben in ſich ſelbſt
ben geben, beweiſet keineswegs, daß er nicht von
jem Weſen mit dem Vater ſey. Er that ſolches
deswegen, um uns ein Beyſpiel zu ſeyn, und alles
Verehrung des Vaters zu wenden; indem er übri-
in andern Stellen verſichert, daß er dasjenige habe
gebe, was der Vater hat und giebt. Er nennt
r den Vater den allein wahren Gott; iſt er nicht
der wahre Sohn deſſelben, den man folglich anbe-
muß? Er ſetzte jene Behauptung der Abgötterey ent-
n, und ſchon daraus, daß er das wahre Licht,
Vater hingegen nur das Licht überhaupt genannt
h, erhellet ſeine wahre Gottheit. Zwar ſagen die
aner: wir haben einerley Glauben mit den Katho-
ſchen; wie ſie, geben wir zu, daß der Sohn vom
ter gezeugt worden ſey; nur bekennen wir auch, daß

J. u. C. G. 363. bis 430.

ihm in der heiligen Schrift sehr oft Nahmen von Geschöpfen beygelegt werden: als zum Beyspiel: **Weg, Säule, Wolke, Fels, Schaaf, Lamm, Löwe, Sonne**, und dergleichen mehr. Doch diese Nahmen zeigen blos das Heil an, welches er uns erworben hat; wie könnte uns auch ein Geschöpf dasselbe verschaffen? Die Majestät des Vaters wird auch dadurch nicht, wie diese Gegner meinen, verringert, wenn ich den Sohn kein Geschöpf nenne, weil das Zeugen bey Gott eben so wenig einiges Leiden oder Ermüden verursacht, als das Erschaffen. Am wenigsten sollten die **Arianer** aus dem Briefe an die **Hebräer**, welchen sie **Paulo** absprechen, einen Einwurf nehmen; denn die Worte in demselben: **Er ist getreu dem, der ihn gemacht hat**, zielen auf die menschliche Natur **Christi**. In einer andern Stelle, deren sie sich bedienen, (Johann. C. I. v. 27.) verändern sie den Verstand der Worte, als wenn sie von vielem Trinken betäubt wären. **Er kömmt nach mir**, geht auf die Menschwerdung **Christi**; er ist **vor mir gewesen**, bezieht sich auf seine Gottheit. Der Ausdruck des Apostels: **Gott hat ihn von den Todten auferweckt**, ist kein Beweis, daß Christus zu seiner Auferstehung der Hülfe des Vaters benöthigt gewesen sey. Er hat ja selbst Todte auferweckt; die Apostel haben es in seinem Nahmen gethan: und er versicherte, daß er sein Leben lassen, aber auch wieder nehmen könne. Es zeigt also diese Stelle nur soviel an, daß in dem Werke der Erlösung gar nichts ohne den Willen des Vaters vorgenommen worden sey. Auch erregt der Ausruf **Christi: Mein Gott! warum hast du mich verlassen?** keine Bedenklichkeit wider seine göttliche Würde; indem er ihn nicht nur nach der menschlichen mit der göttlichen vereinigten Natur gethan, sondern auch an diese verbundene Gottheit gerichtet hat. Zugleich mußte er darum erfolgen, damit die Weißagungen der Propheten von ihm erfüllt würden. Er sollte als ein Mensch zur Hölle hinabfahren; und der Fürst der Hölle,

nebst

ſt dem Tode, ſollten, indem ſie ihn als einen Men- J. n. C. G. 363. bis 430.
n gefangen nehmen wollten, aber nicht wußten, daß
ſeiner Seele die Gottheit ſey, vielmehr ſelbſt gefan-
werden. Doch die Arianer, ſo ſchreibt Epipha-
s zulezt, verſuchen es ſogar, Gott in ihre Vernunft-
üſſe zu faſſen, und ſetzen die vergifteten Spizfindig-
en des Ariſtoteles an die Stelle der Unſchuld und
nftmuth des heiligen Geiſtes. Wenn wir alſo ſa-
, daß nach Johann. C. I. v. 1. fg. der daſeyende (ὢν)
hn bey dem daſeyenden Vater geweſen ſey: ſo fragen
ns: Iſt dasjenige was ſchon war, oder was noch
t war, gebohren worden? War es ſchon, wie hat
enn gebohren werden können? Wenn es aber geboh-
ward, wie konnte es denn vorher ſchon ſeyn? Wir
len ſie aber hinwiederum fragen, ob ſie von ihren,
von göttlichen Dingen auf dieſe Art urtheilen? und
ie gar keinen Unterſchied zwiſchen Gott und ihrer
tur machen? Geſtehen ſie dieſen leztern zu: ſo über-
gen wir ſie eben daraus, daß ihre Natur das Unbe-
fliche in Gott nicht begreiffen könne; ingleichen, daß
ottlos ſey, ſich nach ihrem Weſen Gott zu bilden.

anderer ihrer Einwürfe iſt dieſer: „Woher bringt
uns denn das Wort οὐσία? Warum wird der Sohn
ὅμοιος mit dem Vater genannt? Wo gedenkt denn
heilige Schrift eines von dieſen Wörtern?“ Allein
wiſſen nicht, daß ὑπόστασις und οὐσία ganz einerley
. Der Herr iſt in ſeiner Hypoſtaſis, und der
anz der Herrlichkeit, und der Charakter ſeiner Hy-
ſtaſis. Es iſt alſo eine οὐσία aber keine περιουσία, (kein
überfluß weſentlicher Eigenſchaften;) ſondern dasjeni-
was da iſt, wie Moſes ſagte: Der da iſt, hat
ich geſandt. Das Wort ὁμῶ aber bedeutet nicht bloß
en; ſondern in ὁμοούσιος zwey Vollkommene, die
einander nicht verſchieden, noch für ihre Einheit
nd ſind. Warum ſollten wir auch nicht, um der
terſeligkeit und Verbindung der Wahrheit willen, ein
hes Wort gebrauchen? Ohne das, ὁμοούσιος zu be-

J. u. C. G. 363. bis 430.

kennen, können wir gar keine Ketzerey widerlegen. Wenn dieses Wort auch gar nicht in der Bibel stehen sollte, (aber es ist darinne und kömmt deutlich im Gesetze, in den Schriften der Apostel und Propheten vor: denn auf zween oder drey Zeugen soll jedes Wort bestehen;) so wäre es uns dennoch erlaubt, zur Befestigung des Glaubens ein nützliches Wort zu gebrauchen. Glauben doch die Arianer selbst Lehrsätzen, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift vorgetragen worden sind; wie zum Beyspiel diesen, daß der Vater ungeschaffen sey. Auch sagen die Worte des Apostels von Christo: er wird das Reich Gott und dem Vater übergeben, gar nicht, wie diese Gegner glauben, so viel, als wenn das Reich des Erlösers dereinst aufhören sollte. Sie gehen nur auf seine menschliche Natur, die zu einer gewissen Zeit ihren Anfang genommen hat: denn nach der göttlichen heißt es von ihm, seines Königreichs werde kein Ende seyn. Der Apostel giebt überhaupt in dieser Stelle zu verstehen, daß nichts in dem Sohne erfüllt worden sey oder erfüllt werde, was von seiner Vereinigung mit dem Vater, von der Einheit des Willens zwischen dem Vater, Sohne und heiligen Geiste, unterschieden wäre.

Nunmehr geht Epiphanius im ersten Abschnitte des dritten Buchs die Audianer, die Photinianer, die Marcellianer, die Semiarianer, die Pneumatomachen, (oder Macedonianer,) die Aërianer und die Aëtianer, historisch und polemisch durch. Was er bey Gelegenheit der Lehre der erstern dieser Partheyen vom göttlichen Ebenbilde, selbst darüber geschrieben hat, ist nicht nur in einem andern Theile dieses Werks, (Th. VI. S. 215. fg.) angezogen worden; sondern man findet auch in dem gegenwärtigen (oben S. 27. fg.) eine nicht weniger merkwürdige Stelle dieses Inhalts aus seinem frühern Werke. Da die Audianer überdieß fortfuhren, das christliche Pascha

wider

wider die Vorschrift der Nicänischen Kirchenversamm- J. n. C. G. 363. bis 430.
lung zu feyern: so widerlegt sie der Verfasser nicht nur ausführlich; sondern erklärt auch chronologisch den Unterschied zwischen dem jüdischen und christlichen Pascha. — Dem Photinus, welcher sich bey Bestreitung der Gottheit Christi auf die Stelle des Apostels berief: Der erste Mensch ist von der Erde irdisch, der andere aber vom Himmel, anwortet er, es werde doch hier nicht gelehrt, daß Christi Fleisch vom Himmel herabgekommen sey; sondern die Meinung Pauli sey, das Wort, zu welchem der Vater sagte: Lasset uns Menschen machen! sey vom Himmel gekommen. Der Betrüger, fährt er fort, giebt nun zwar zu, daß das Wort vom Anfange an gewesen sey; nicht aber, daß der Sohn Gottes gebohren worden sey. Doch wenn er ihn nicht für den Sohn Gottes hält: so denkt er nicht besser von ihm, als die Juden. Es heißt daher im Evangelio von ihm nicht, das Wort sey im Anfange in Gott, sondern bey Gott gewesen. Auch wird das Wort des Menschen niemals der Mensch selbst genannt. Ferner ist es gewiß, daß nicht bloß das Wort des Herrn, sondern der Herr selbst vom Herrn in der heiligen Schrift unterschieden wird, wie 1 B. Mos. C. XIX. v. 24. und Psalm CX. v. 1. und dieses schon vor der Menschwerdung Christi, wie man aus den Worten Davids sieht: Aus dem Mutterleibe, vor dem Morgensterne, habe ich dich gezeuget. — Bey aller Ausführlichkeit, welche Epiphanius den Sevarianern und Pnevmatomachen wiedmet, findet sich doch nichts daraus zu bemerken, was nicht schon in der Geschichte dieser Partheyen, oder im Auszuge des Ancoratus, angeführt worden wäre. Eben so hat man auch bereits an einem andern Orte (Th. VI. S. 228. fg.) gelesen, mit welchen zum Theil seltsamen Antworten er den Einwürfen des Aërius wider das Gebet für die Todten, und andere christliche Gebräuche, genug gethan zu haben glaubte.

J. n. E. G. 363. bis 430.

Hingegen müssen hier einige Beyspiele gegeben werden, wie Epiphanius die sieben und vierzig Schlüsse des berühmten Anomöers Aetius, von denen in dem erstgenannten Theile dieses Werks, (S. 117. fg.) einige Nachricht ertheilt worden ist, widerlegt habe. In Ansehung des ersten dieser Schlüsse trete ich jetzt der Muthmaaßung des Herrn Röslers (Bibliothek der Kirchenväter, Sechster Theil, S. 305.) bey, daß man an Statt δυνατὸν, ἀδύνατον lesen müsse. Aetius schloß folgendergestalt: „Wenn es dem ungezeugten „Gott unmöglich ist, das Gezeugte Ungezeugt zu „machen; wenn jedes Wesen ungezeugt ist: so kann „keines von dem andern, in Absicht auf das Unabhängi„ge, verschieden seyn. Wie kann man denn also sagen, „das eine werde verändert, und das andere verändere? „da sie nicht zugeben, daß Gott aus einer nicht vorhan„denen Materie etwas hervorbringe?“ Darauf erwidert der Verfasser, es sey gottlos, zu denken, daß Gott etwas unmöglich sey; was Ihm nicht anständig ist, das thut er freylich nicht; aber nicht darum, als wenn es Ihm an Kräften dazu fehlte. Da nun sowohl das Ungezeugte, als auch das Gezeugte in seiner Art gut ist: so wird er das gut Gezeugte niemals ungezeugt machen wollen. Er, der ohne Anfang und ungezeugt ist, hat aus sich einen ihm ähnlichen oder vielmehr in allen Dingen gleichen Gott gezeugt. — Auf den zweyten Schluß des Aetius: „Wenn der ungezeugte Gott „vortreflicher ist, als jede Ursache: so muß er auch vor„treflicher seyn, als die Geburt; weil er weder sein Da„seyn von einer andern Natur erhalten, noch sich selbst „dasselbe ertheilt hat,“ antwortet Epiphanius, nur alsdann sey die Zeugung eine Erniedrigung für den aus Gott gezeugten, wenn er Gottes unwürdig und Ihm nicht völlig gleich sey. — Aber, fuhr Aetius fort, wenn Gott Sich Sein Daseyn nicht ertheilt hat, weil er höher als alle Ursache ist: so muß doch die durch ihn hervorgebrachte Natur von der seinigen verschieden seyn; so

kann

nn von derſelben weder gleiches, noch ähnlichen
Weſens geſagt werden. Man darf, ſagt der Verfaſ- J. n. C. G.
dagegen, gar nicht unterſuchen, wie das Daſeyn Got- 363.
von jeher geweſen ſey. Auch führt der Nahme ſei- bis
s Sohns keine Schwachheit mit ſich; ſondern zeigt 430.
lmehr an, daß er den Vorzug eines gleichen Weſens
t dem Vater habe. — Ein anderer Schluß iſt die-
: „Wenn Gott dem Weſen nach ungezeugt iſt: ſo
nn das Gezeugte nicht durch eine Trennung des We-
ns gezeugt worden ſeyn; ſondern aus dem Weſen,
as ihm Selbſtſtändigkeit gegeben hat. Denn man
nn unmöglich eben daſſelbe Weſen gezeugt und auch
ngezeugt nennen.“ Hier verweiſet es **Epiphanius**
n **Aetius**, daß er die Wörter **Ungezeugt** und **Ge-**
ugt ſo oft mißbrauche; da er ſich doch durch das Leſen
r geſammten heiligen Schrift, (von deren Büchern
gleich ein Verzeichniß eingerückt wird,) hätte über-
gen können, daß das erſtere derſelben gar nicht darin-
vorkomme. Es iſt zwar Gottes nicht unwürdig:
ein es iſt doch nicht nöthig, den Vater allein den un-
zeugten Gott zu nennen, damit nicht jemand da-
rch zweifelhaft werde, ob auch der Sohn und der hei-
e **Geiſt** gleiche göttliche Würde mit ihm haben. —
tius ſchloß weiter: „Wenn das **Ungezeugte** ge-
eugt worden iſt: was hindert es, daß auch das **Ge-**
eugte ungezeugt werde? Denn jede Natur drängte
ich zu dem, was ihr angemeſſen iſt, mehr als zu dem
ihr ſie fremden.“ **Epiphanius** begnügt ſich dawider
zumerken, daß es zwiſchen dem Schöpfer und dem
eſchöpfe noch eine andere Benennung gebe, welche ſich
m Nahmen des Ungezeugten nähere, aber von dem
ahmen des Schöpfers ſich entferne; man müſſe alſo
e Benennungen nicht muthwillig, zur Erniedrigung
s Sohns, vermengen; es ſey auch unmöglich, daß
ne ungezeugte und ungeſchaffene Natur einmal eine ge-
haffene werde; hernach aber aus dieſem Zuſtande in
n erſtern zurückgienge. — Noch ferner machte Aë-

J. n. C. G. 363. bis 430.

tius den Schluß: „Wenn Gott gänzlich ungezeugt ist: so wird er nicht wesentlich zur Zeugung getrennt; sondern er bringt das Gezeugte durch seine Macht hervor.“ Darauf antwortet der Verfasser, freylich sey der ganze Gott ungezeugt und ungeschaffen; auch sey der von ihm gezeugte ungeschaffen; mithin sey weder der Sohn, noch der heilige Geist mit geschaffenen Dingen im geringsten zu vergleichen; alles gehe vorüber, und weiche, mit Verlassung aller Vernunftschlüsse, den Lehren der heiligen Schrift, nach welcher niemand den Sohn kenne, als der Vater, und niemand den Vater, als der Sohn; oder dem es dieser offenbare; er offenbare es aber durch den heiligen Geist nicht denen, welche glauben, ihn durch ihre Vernunftschlüsse zu begreiffen; sondern bloß solchen, welche aufrichtig und vollkommen an ihn geglaubt haben. — Der sechs und dreyßigste Schluß mag diese Reihe von Beyspielen endigen. „Wenn der Ungezeugte und Gott für eines „und eben dasselbe genommen werden, sagt Aëtius, so „hat der Ungezeugte den Ungezeugten gebohren. Bedeuten aber die Nahmen Ungezeugt und Gott etwas „Verschiedenes: so ist es nicht ungereimt, daß Gott von „Gott gezeugt werde, da jeder seinen Ursprung von einem ungezeugten Wesen genommen hat. Wenn aber, „wie es wirklich ist, vor Gott nichts war: so heissen „Gott und Ungezeugt eben dasselbe, indem ein Gezeugtes das Ungezeugte nicht zuläßt. Daher leidet es „nicht, daß es zugleich mit Gott und seinem Vater ausgesprochen werde.“ Auch hier verlangt Epiphanius, daß sein Gegner lediglich der heiligen Schrift glauben soll; wirft ihm vor, er führe dadurch, indem er einem Geschöpfe die Gottheit beylege, eine Abgötterey ein; behauptet, daß ohngeachtet der wesentlichen Zeugung des Sohnes, die Dreyeinigkeit doch ewig, auch Gott und Ungezeugt nicht von einander verschieden sey; nennt es weiter Gott unanständig, jemals ohne Sohn gewesen zu seyn; ingleichen auch dem Sohne unanständig, daß

irgend

gend eine Zeit vor ihm gewesen wäre; und sezt hinzu, J. u. C. G. 363. bis 430.
aß, da Gott mit Gott sey, auch das Ungezeugte den
ezeugten Sohn zulasse, weil er den Nahmen Gott zu-
leich mit umfaßt, und mit dem Vater, als Gott von
m, genannt wird.

Die lezte Abtheilung dieses Werks, oder der zweyte bschnitt des dritten Buchs, begreift die Dimö-ten, welche sonst Apollinaristen genannt werden, d für welche die Geschichte noch unten einen Platz auf-wahrt hat; die Antidikomarianiten und Kollyri-aner, endlich die Maßalianer in sich. Wie Epi-hanius diejenigen beyden Partheyen bestritten habe, elche nach seiner Meinung, bey der Verehrung der ungfrau Maria, theils zu wenig, theils zu viel aten, ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden; Th. IX. S. 196. fg.) und eben so hat man auch der Geschichte der Maßalianer (Th. VI. S. 220. .) das Beträchtlichste gelesen, was er ihren Meinun-n entgegen sezt.

Nachdem Epiphanius die Beschreibung und Wi-rlegung aller dieser achtzig Partheyen vollendet hat, von er als von einer der gefährlichsten Unternehmun-n spricht, und seine Freude, sich der wahren Kirche ieder nähern zu können, mit biblischen Stellen, son-rlich des Hohenliedes, ausdrückt: bemerkt er, daß r wahre Gott vorzüglich die Mitglieder der heiligen irche angehe, von welchen es heiße: Sechszig sind r Königinnen; aber Eine ist meine Taube. ie Königinnen sind in dieser Stelle nach seiner Mei-ung diejenigen Seelen, welche schon vorher im Ge-hlechtsregister genannt sind: oder die zwey und sechzig eschlechter von Adam an, bis auf Christum, Statt eren, um der Kürze willen, nur sechszig angegeben erden. Wie viel Geschlechter aber, sezt er hinzu, von Christo bis auf unsere Zeit verflossen sind, weiß nie-and, weil die Geschichte seitdem nicht auf diese Art be-

schrie-

J. n. C. 363. bis 430.

ſchrieben worden, und jene Zahl durch das Verzeichniß der Königinnen verſiegelt worden iſt. Die achtzig Kebsweiber beym Salomo zeigen eben ſo viele Ketzereyen an; und die Jungfrauen ohne Zahl die verſchiedenen philoſophiſchen Sekten und Lebensarten. Im Beſitze, ziemlich alles hinzuſchreiben, was ihm über eine Sache einfällt, rückt Epiphanius hier unter andern eine Reihe von Stiftern philoſophiſcher Partheyen unter den Griechen, vom Thales bis auf den Epicurus, ein; giebt von den Lehrſätzen eines jeden derſelben einen ſehr kurzen Begriff; gedenkt auf gleiche Art der vielerley Philoſophen und Sekten bey den Indianern, Seren, Perſern, Aegyptiern, und andern Nationen; rechnet aber auch zu den Jungfrauen ohne Zahl, manche chriſtliche Sonderlinge, vornehmlich unter den Mönchen. Einige, ſagt er, haben ſich ſelbſt ein ſehr ſtrenges Leben vorgeſchrieben und gehen öffentlich mit langen Haaren herum; andere heilige Brüder bleiben im Sacke und in der Aſche zu Hauſe; noch andere erreichen die Vollkommenheit durch übermäßiges Faſten und Leiden um Gottes willen; es giebt aber auch ſolche, welche aus jugendlichem Leichtſinne der Wahrheit tyranniſch entgegen handeln. So hütete ſich Zachäus, der neulich in der gebürgigten Gegend von Jeruſalem ſtarb, daß er niemals mit jemanden gemeinſchaftlich betete, und weihte, ob er gleich ein Laye war, das Abendmahl. Zween andere, am Sinai und in Aegypten, erkühnten ſich, das Amt eines Biſchofs zu verwalten. Viele andere entmannen ſich wider die Geſetze, aus jugendlicher Verwegenheit. Wiederum giebt es andere von der katholiſchen Parthey, welche ſich unterſtehen, beſondere Zuſammenkünfte zu ſtiften, und ohne Verordnung einer oekumeniſchen Synode, diejenigen noch einmal zu taufen, welche von den Arianern zu ihnen übertreten. Andere tragen Feſſeln wider das Gebot der Kirche: und was der eigenmächtigen Handlungsarten mehr ſind.

Aber

Aber jene Eine Taube, und heilige Jungfrau, J. n. C. G. 363. bis 430.
fährt Epiphanius fort, bekennet Gott, den Vater,
ohn und heiligen Geist, einen jeden als vollkommen;
ne Dreyheit gleiches Wesens, und die nicht vermischt
t; sondern den aus dem Vater wahrhaftig gebohrnen
ohn, und den heiligen Geist, der für den Vater und
ohn nicht fremd ist; eine Dreyheit, welche stets war,
iner Zugabe bedarf, nichts Geringeres in sich faßt,
d zu Einer Einheit und Einem Ursprunge Gottes und
s Vaters zurückgeführt wird; — kurz, er bringt wie-
r ein ziemlich ausführliches, auch mit biblischen Be-
isen, nach seiner Art, versehenes Glaubensbekenntniß
r katholischen Kirche, hauptsächlich von der Drey-
igkeit und von Christo bey; das aber mit ähnlichen
tellen aus seinen Schriften, die bereits angeführt wor-
en sind, genau übereinstimmt.

Hierauf bittet Epiphanius seine Leser, es seiner
chwachheit zu verzeihen, wenn er aus Eckel und Ver-
uß über so schändliche Ketzereyen jemanden hart be-
gnet, oder ihm Schimpfnahmen beygelegt haben sollte;
ott für ihn anzuflehen, daß Er ihm eine Stelle in der
iligen, allein katholischen Kirche verleihen, ihn vor
er Ketzerey bewahren, und ihm seine Sünden um
hristi willen vergeben möchte. Er findet es aber noch
enlich, auch einiges von den Gesetzen und der Ver-
ssung der rechtgläubigen Kirche hinzuzusetzen:
as nämlich in derselben, seiner Natur nach, beobach-
t worden ist, und noch beobachtet wird; theils auf Be-
hl, theils aus freywilligem Vorsatze; so daß sich Gott
er diese tugendhafte Uebungen in seiner Lehre freuet.
Man trift hierüber bey ihm mehr an diesem Einen Orte
ysammen an, als bey irgend einem andern Schriftsteller
leicher Zeiten. Die Grundlage also, fängt er an, und gleich-
am die höchste Stufe in der Kirche, ist das jungfräuliche
Leben, welches von vielen geübt und gepriesen wird. Auf
dieses folgt sogleich das einsame Leben, (ἡμονότης) wel-
ches eine Menge von beyderley Geschlechten führet. Nach
diesem

J. n. C. G. 363. bis 430.

ten, und durch keine Hinderniſſe zurückgehalten würden, das heilige Abendmahl täglich zu hören; (quotidie audiat Miſſam) bald darauf aber hinzuſetze, in der vierzigtägigen Faſten ſollten ſie täglich, oder wenigſtens am Sonntage, ihre Gaben in der Kirche darbringen, und das heilige Abendmahl genießen. (offeratis et communicetis. Serm. XXXIV.) Wirklich muß Petav hier geglaubt haben, keiner ſeiner Leſer wiſſe es, daß Miſſa zu dieſen Zeiten nicht bloß das heilige Abendmahl, ſondern eben ſo oft den ganzen Gottesdienſt, oder auch Hauptheile deſſelben, ſelbſt denjenigen, welcher das heilige Abendmahl nicht in ſich faßte, anzeige. Beyſpiele davon ſind bereits in dieſer Geſchichte vorgekommen. (Th. VIII. S. 322.)

Epiphanius beſchreibt hierauf das Faſten ſeiner chriſtlichen Zeitgenoſſen. Am vierten und am ſechſten Tage der Woche, ſchreibt er, wird deswegen bis zur neunten Stunde gefaſtet, weil der Herr an jenem Tage gefangen, an dieſem aber gekreuzigt worden iſt. Daher hatten die Apoſtel das Faſten auf dieſe Tage gelegt, damit das Wort erfüllt werde: Wenn der Bräutigam von ihnen genommen werden wird, alsdann werden ſie weinen. Allein unſer Faſten iſt nicht darum eingeſetzt worden, damit wir demjenigen, der für uns gelitten hat, einen Gefallen erweiſen; ſondern damit wir zu unſerm Heil das Leiden bekennen, welches der Herr ſelbſt für uns übernommen hat, und damit unſer Faſten von Gott für unſre Sünden gnädig angenommen werde. Dieſes Faſten nun wird im ganzen Jahre beobachtet; ausgenommen in den funfzig Tagen zwiſchen Oſtern und Pfingſten nicht, zu welcher Zeit auch das Gebet nicht knieend verrichtet wird. An Statt der Verſammlungen aber, welche an jenen zween Tagen bis um neun Uhr gehalten werden, begeht man ſie alsdann, wie am Sonntage, des Morgens. Auch am Feſt Epiphania, da der Herr im Fleiſche gebohren worden, iſt es

nicht

nicht erlaubt, zu faſten, wenn es gleich auf den vierten oder ſechſten Tag der Woche fällt. Doch pflegen diejenigen, welche ſich aus freywilligem gutem Vorſatze üben, zu jeder Zeit, nur am Sonntage und in den genannten funfzig Tagen nicht, Faſten und Wachen auf ſich zu nehmen. Denn freylich iſt es ungereimt, am Sonntage, den die Kirche fröhlich gefeyert wiſſen will, zu faſten. Daher beobachtet auch die Kirche das vierzigtägige Faſten vor den ſieben feyerlichen Tagen des Paſcha; aber nicht an den dazu gehörigen Sonntagen. Die ſechs lezten Tage vor dieſem Feſte bringt jedermann mit trockenem Eſſen (ξηροφαγία) zu; das heißt, er genießt nur gegen Abend Brodt, Salz und Waſſer. Die Eifrigern ſetzen dieſes Faſten zwey, drey, vier Tage fort; andere ſogar ununterbrochen in dieſer ganzen Woche, bis zum Anbruche des Paſchafeſtes. Sie halten ſechs Wachen, und eben ſo viele gottesdienſtliche Verſammlungen, welche in dieſer ganzen Faſtenzeit von der neunten Stunde bis zum Abend dauern. An einigen Oertern aber durchwacht man bloß diejenigen Nächte, welche auf den fünften Tag der letzten Woche folgt, und vor dem Paſcha unmittelbar hergeht. Wiederum wird in einigen Gegenden, am fünften Tage dieſer Woche, das heilige Abendmahl, (eigentlich die Verehrung des Leidens Chriſti, λατρεία τῆς οἰκονομίας) in der neunten Stunde genoſſen: und ſolchergeſtalt wird das Volk entlaſſen, welches bey dem trockenen Eſſen bleibt. Anderwärts hingegen wird das heil. Abendmahl nicht eher begangen, als wenn der Sonntag des Paſcha angebrochen, und um dieſe Zeit das Volk entlaſſen iſt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Was den übrigen geheimen Gottesdienſt der Taufe und anderer innerer Gebräuche betrift, ſagt Epiphanius weiter: ſo werden ſie nach der Lehre des Evangelium und der Apoſtel beobachtet. Der Verſtorbenen wird nahmentlich gedacht, wenn die Gebete geſprochen werden, und das heilige Abendmahl gehalten wird.

J. u. C. G. 363 bis 430.

ſehen in der alten Kirche hauptſächlich ſtützten, iſt eine genauere Beurtheilung deſſelben deſto überflüßiger, da man nicht allein geſehen hat, was er eigentlich geleiſtet habe; ſondern auch bereits gelegentlich bemerkt worden iſt, wie viel der Verfaſſer noch außerdem hätte leiſten ſollen. Es iſt ſchon an ſich etwas Unangenehmes, Fehler in einem allgemein beliebten Werke aufzuſuchen; und wer dieſe Mühe übernimmt, kann ſehr leicht in einem nachtheiligen Lichte erſcheinen. Aber hier iſt ein ſolches Aufſuchen nicht einmal nöthig; ſo ſehr fallen die häufigen Vergehungen gegen gute Ordnung, Richtigkeit der Begriffe und der Beurtheilung, ſelbſt gegen die nothwendigſten Eigenſchaften des geſchickten Vortrags, in die Augen. Unverdroſſenen Fleiß im Sammeln, viele Beleſenheit, und einen feurigen Eifer für die Religion, auch wider alles, was ihr Schaden zu verurſachen ſcheint, der es daher bey ihrer Vertheidigung ſo gut zu machen ſucht, als es immer ein ehrlicher Mann von ſehr eingeſchränktem Geiſte machen konnte; alles dieſes darf man dem Verfaſſer nicht abſprechen; wenn er nur auch dadurch die edlere Beſtimmung eines ſolchen Werks erfüllt hätte! Was man am meiſten dabey bedauern muß, iſt dieſes, daß er, an Statt den Streitgeiſt und die Verketzerungsſucht ſeiner Zeiten zu bändigen, oder zu mildern, wie ein Mann von ſeinem Einfluße am erſten hätte thun oder doch verſuchen können, denſelben vielmehr angefeuert hat. Freylich muß man es auch verſtehen, ſich an ſeine Stelle zu ſetzen. Erzogen in Geſinnungen, ohne welche man in der Kirche dieſer Zeit ſein Glück nicht machen konnte, würde es ihm nicht allein die äuſſerſte Anſtrengung gekoſtet haben, freyere und gemäßigtere anzunehmen; ſondern es iſt auch wahrſcheinlich, daß er mit denſelben nicht durchgedrungen wäre. Ueberdieß aber mußte der ſo viele Jahre hindurch von der Welt abgeſonderte, mit ihr wenig bekannte, gegen ſich und diejenigen, welche ihn zum Führer wählten, überaus ſtrenge Aſcet, auch eine gewiſſe Härte der Behandlung

lung von allem, was ſeinen Grundſätzen gerade zu widerſprach, ſich eigen machen, und mit einem Bewuſtſeyn von Ueberlegenheit, das ihm aus dem Beſitze der Rechtgläubigkeit zu entſpringen ſchien, auf ſeine Gegner herabſehen. Er konnte, wie andere ſeines gleichen, gar nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß nicht jeder Chriſt in allen Stücken eben ſo wie die katholiſche Kirche lehrte. Daher giebt er ſich auch oft in ſeinen Widerlegungen ein Anſehen, das eigentlich auf nichts beruht. Und doch würde der Schluß ſehr übereilt ſeyn, der in unſern Tagen oft aus dergleichen Beyſpielen gezogen wird, die Verfechter des katholiſchen Lehrbegriffs in der alten Kirche wären lauter kurzſichtige und eingebildete Tröpfe, lauter verfolgende Wüteriche geweſen; nur bey den Partheyen, welche von ihnen ſo ſchwarz abgebildet worden ſind, ſey Scharfſinn und Menſchenliebe zu ſuchen.

J. n. C. 363. bis 430.

Epiphanius hat ſelbſt von dieſem Werke einen Auszug oder eine kurze Wiederholung der Hauptnachrichten in demſelben, (Ἀνακεφαλαίωσις) hinterlaſſen. (T. II. Opp. p. 126-157.) Zwar iſt er darinne einer etwas veränderten Ordnung gefolgt; aber die natürlichſte hat er doch eben ſo wenig, als in dem größern Werke, getroffen. Ueberhaupt iſt es nicht zu verwundern, daß die chriſtlichen Schriftſteller dieſer Zeiten, in der Bearbeitung der allgemeinen Ketzergeſchichte, welche nun ſo ſehr einer ihrer Lieblingsgegenſtände wurde, keinesweges miteinander übereinſtimmten. So ſehr auch Epiphanius, als der vornehmſte von dieſer Art, verehrt wurde; ſo entfernte ſich doch gleich darauf Philaſtrius weit genug von ihm: wie man leicht aus der Vergleichung desjenigen ſehen kann, was im Neunten Theil dieſer Geſchichte (S. 363. fg.) aus ſeinem Werke beygebracht worden iſt. Da er ein ſolches Beyſpiel von willkührlicher Erweiterung des Ketzerbegriffs vor ſich hatte: ſo übertraf er es durch neue Ausſchweifungen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Näher beym **Epiphanius** bleibt **Auguſtinus** in einem um das Jahr 428 geſchriebenen Buche ſtehen. (de Haereſibus ad Quodvultdeum Liber, T. VIII. Opp. p. 1. ſq. ed. Antverp.) Er war es auch in der That unter allen Schriftſtellern dieſer Gattung, der, wo nicht ſehr gelaſſen, doch wenigſtens mit einiger philoſophiſcher Genauigkeit hätte angeben können, was eigentliche Ketzereyen ſind, und wie ſie von Mißverſtändniſſen, auch allerley theologiſchen Streitigkeiten unterſchieden werden müſſen; wie nützlich und nothwendig es endlich ſey, ſie unter gewiſſe allgemeine Claſſen zu bringen. Allein was er am Ende dieſer Schrift, in der Fortſetzung derſelben hoffen läßt, iſt vermuthlich wegen ſeines bald darauf erfolgten Todes nicht zu Stande gekommen. Große Erwartungen dürfte man ſich ohnedieß davon nicht machen. Man hat anderwärts ſchon geleſen, (Th. IX. S. 335. fg.) daß er eine ziemlich ſchwankende Erklärung von einer Ketzerey gegeben habe: und hier ſind ebenfals gröbere Irrlehren mit Zwiſtigkeiten über die Kirchenzucht, oder über Cärimonien vermiſcht, mitten unter einer Reihe **Gnoſtiſcher** Partheyen, die **Gnoſtiker** als eine beſondere Sekte genannt, und andere ſolche Fehler von ihm begangen worden; wenn er gleich in der Vorrede den **Irrthum** von der **Ketzerey**, und wieder von beyden das **Schisma** unterſchieden wiſſen will. Zwar läßt er die Ketzereyen weg, welche **Epiphanius** aus den Zeiten vor **Chriſti** Geburt geſammelt hat; allein die folgenden ſchreibt er alle, bis auf eine kleine Veränderung, aus ihm ab. Sodann nimmt er eine Anzahl anderer aus dem **Philaſtrius**; nur legt er ihnen zum Theil beſondere Nahmen bey, und äußert dabey manchmal eben ſo viele Leichtgläubigkeit, als wenig Ueberlegung; auch wenn er etwas Eigenes beyfügt. So ſchreibt er es ihm nach, (Haer. 68.) es gebe eine ketzeriſche Parthey von Leuten, welche immer mit bloßen Füſſen giengen, weil Gott dem **Moſes** oder dem **Joſua** befohlen habe, ſeine Schuhe auszuziehen, und weil auch

Jeſai-

Jeſaias diese göttliche Vorſchrift bekommen habe. Dadurch also, ſagt Auguſtinus, wird es eine Ketzerey, weil ſie nicht um der Martern des Leibes willen so eingehergehen; ſondern aus unrechter Erklärung der bibliſchen Schriftſtellen. Eben so gutwillig rechnet er nach dem Philaſtrius die Ketzerey von unzählichen Welten her. (Haer. 77.) Er ſelbſt fügt noch zu dieſen allen aus einem Ungenannten, aus dem Euſebius, und andern Quellen, einige Hartheyen hinzu. Dergleichen ſind die Luciferianer, von denen er zwar geſteht, Epiphanius und Philaſter möchten ſie deswegen übergangen haben, weil ſie dieſelben nur für Schismatiker gehalten hätten; er habe aber, fährt er fort, bey einem Ungenannten gefunden, ſie hegten den thörigten Irrthum, daß die Seele durch Ergieſſung gezeugt werde, vom Fleiſche und Subſtanz des Fleiſches ſey. Ob er ſie nun wegen dieſer Meinung, wenn ſie anders dieſelbe gehabt hätten, unter die Ketzer gezählt habe; oder ob ihnen bloß wegen ihrer hartnäckigen Behauptung derſelben der Ketzernahme gebühre; könne er jezt nicht unterſuchen. Weiter nennt er die Jovinianiſten, die Arabiſchen Ketzer, die Helvidianer; ingleichen die Paternianer (nach andern Venuſtianer,) welche die untern Theile des Körpers für ein Werk des Teufels ausgegeben, und deßwegen allen Laſtern, die mit denſelben begangen werden, völlige Freyheit ertheilt haben ſollen. Auch die Tertullianiſten ſtehen in ſeinem Verzeichniſſe, Anhänger des berühmten Tertullianus, die erſt zu ſeiner Zeit gänzlich zu Carthago aufgehört, und die Kirche, welche ſie daſelbſt beſaßen, den Katholiſchen überlaſſen hätten. Vom Tertullianus ſelbſt ſagt er, er habe zwar die Unſterblichkeit der Seele, aber auch gelehrt, daß ſie zu einem Körper gebildet worden ſey; ja er habe ſogar Gott für körperlich gehalten, wenn er ihm gleich kein Bild beygelegt habe. Doch ſey er dadurch kein Ketzer geworden, indem er Gott nur in dem Verſtande einen Körper genannt haben könnte, weil er nicht Nichts,

n. u. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

nichts Leeres, nicht die Eigenſchaft eines Körpers oder einer Seele iſt; ſondern überall ganz, nicht in gewiſſe örtliche Räume vertheilt, wohl aber in ſeiner Natur und Subſtanz unveränderlich bleibt. Weil aber **Tertullianus** zu den **Kataphrygiern**, die er vorher beſtritt, übergegangen ſey, die zweyte Ehe wider die Lehre der Apoſtel, als Hurerey verdammt, auch von den **Katholiſchen** abgeſonderte Verſammlungen angeſtellt habe: ſo ſey er dadurch zum Ketzer geworden; wie er denn auch gelehrt habe, daß die böſen Seelen der Menſchen nach ihrem Tode in Dämonen verwandelt würden, und daß die Natur der Seele von einem auf den andern fortgepflanzt werde. Hierauf gedenkt **Auguſtinus** einer kleinen ketzeriſchen Parthey auf dem Lande bey **Hippo**, die er deswegen die **bäuriſche** (ruſticana) nennt. Sie war damals ſchon verloſchen; im Puniſchen hieß man ſie die **Abelonier**. Einige glaubten auch, daß ſie vom **Abel**, **Adams** Sohn, den Nahmen bekommen hätten; ſo daß man ſie **Abelianer** oder **Abeliten** nennen könnte. Ob ſie ſich gleich nicht mit Weibern vermiſchten; ſo war es ihnen doch, nach den Lehrſätzen ihrer Sekte, nicht erlaubt, ohne Weiber zu leben. Männer alſo und Weiber wohnten mit dem Gelübde der Enthaltſamkeit beyſammen, und nahmen ſich einen Knaben und ein Mägdchen an Statt Kinder an, die in einer gleichen Verbindung ihre Nachfolger werden ſollten; wenn aber eines von dieſen Kindern ſtarb, durch ein anderes von eben demſelben Geſchlechte erſezt werden mußten. Gieng hingegen eines von den Alten mit Tode ab: ſo mußte das Paar Kinder bis zu dem Tode des andern fortdienen; alsdann war es auch dieſen erlaubt, ein Paar Kinder anzunehmen. Und da ihre Nachbarn Kinder genug zeugten, welche ſie gern zur Hoffnung einer fremden Erbſchaft hingaben: ſo fehlte es ihnen niemals an ſolchen Kindern. Auf dieſe kahle Nachricht, mit welcher man in der Geſchichte der Ketzereyen kaum weiß was man anfangen ſoll, folgt zulezt eine Beſchreibung der

Pela-

Pelagianer, die in der Folge dieſer Geſchichte ſo vielen Platz einnehmen werden. Man findet zwar nach dieſen acht und achtzig ketzeriſchen Partheyen, noch in einer Handſchrift des Buchs, die Timotheaner, Neſtorianer und Eutychianer angezeigt. Allein es iſt eben ſo gewiß, daß dieſer Zuſatz nicht vom Auguſtinus herrühre, als daß eine ähnliche Schrift, welche nach ſeiner Verſicherung Hieronymus von den Ketzereyen hinterlaſſen hat, in der Geſtalt, wie ſie jetzt vorhanden iſt, ihn nicht zum Verfaſſer habe. J. n. C. G. 363. bis 430.

Theodoretus, der ohngefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des Auguſtinus ſein Werk von allen Ketzereyen, oder Unterſuchung der Lüge und der Wahrheit, (κατὰ πασῶν τῶν αἱρέσεων, ἢ ψεύδους καὶ ἀληθείας διάγνωσις) in vier Büchern, mit einem kurzen Begriffe der göttlichen Lehren im fünften, aufgeſezt hat, (Opp. T. IV. ed. Hal. p. 280-481.) muß doch wegen der zuſammenhängenden Vollſtändigkeit in der Darſtellung der Häreſiologen der alten Kirche, ſchon hier angeführt werden. Er hat unter allen die geringſte Anzahl von ketzeriſchen Partheyen: nur ſechs und funfzig. Das könnte ſeiner Beurtheilung Ehre machen, wenn er nicht auf der andern Seite faſt in eben dieſelben Fehler verfallen wäre, wie ſeine Vorgänger. Er iſt ihnen zwar in mancherley Betrachtung überlegen, und beſonders von der unausſtehlichen wiederholenden Schwazhaftigkeit des Epiphanius frey; leidet gar keine Vergleichung mit dem unwiſſenden Ketzerjäger Philaſtrius; ſchöpft auch mehr aus den Quellen, als Auguſtinus, ſchreibt methodiſcher und beſtimmter, als ſie alle. Doch vermengt er ebenfals Ketzer und Schismatiker, unbedeutende und erhebliche Meinungen miteinander; er läßt die Irrlehren nach althergebrachter Vorſtellungsart vom Teufel ſtiften, und befördert die Erbitterung der Chriſten gegen ihre wahren Urheber nur zu ſehr. In das erſte Buch hat er die-

J. n. C. G. 363. bis 430.

diejenigen geſtellt, welche mehr als Ein höchſtes Grundweſen angenommen, und dem Sohne Gottes nur eine ſcheinbare menſchliche Natur zugeeignet haben; in das zweyte ſolche, welche Chriſtum für einen bloßen Menſchen gehalten haben; im dritten kommen ſechs andere Gattungen vor, und im vierten die neueſten ſeit dem Arius. Er ſagt nichts von Origeniſten und Pelagianern; endigt aber dagegen mit den Neſtorianern und Pelagianern. Herr Rösler hat dieſe vier Hauptſchriftſteller der alten Kirche, welche die allgemeine Kenntniß, zum Theil auch Widerlegung der Ketzereyen befördert haben, den Epiphanius, Philaſtrius, Auguſtinus und Theodoretus, auf eine nützliche Art mit einander verglichen; hauptſächlich aber aus dem erſten derſelben einen fruchtbaren Auszug mitgetheilt. (Bibliothek der Kirchenväter, Sechſter Theil, S. 1-355.) Man könnte freylich noch den Vincentius von Lirinum (in Commonitorio adverſus haereſes) in Abſicht auf die von ihm empfohlne Verwahrung gegen die Ketzereyen überhaupt, hinzufügen; allein ſein ſpäteres Zeitalter weiſet ihn anderswo einen bequemern Platz an.

Die übrigen Schriften des Epiphanius verdienen weniger Aufmerkſamkeit, als die bisher beſchriebenen. Doch hat ſein Buch von den Gewichten und Maaßen, deren beſonders in der heiligen Schrift Meldung geſchieht, (περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν. Opp. T. II. p. 158-184.) einen nicht unbeträchtlichen Nutzen; wenn es auch gleich Spuren genug von ſeiner bekannten Schwäche des Urtheils in ſich faßt. In dieſer um das Jahr 392. verfertigten Abhandlung, giebt er zuerſt die mancherley Arten des Inhalts in den Schriften der Propheten an, nemlich: Lehre, Beſchauung, Ermahnung, Drohung, Mitleiden, Klagen, Gebet, hiſtoriſche Erzählung und Weiſſagung; erläutert auch einige Zeichen in den Abſchriften der griechiſchen Ueberſetzungen des Alten Bundes, welche bald die Schickſale

des

s jüdiſchen Volks, bald Chriſtum, bald eine dunkle
telle, und dergleichen mehr, anzeigen. Hierauf er-
irt er die Accente, die kritiſchen und grammati-
)en Zeichen, welche jenen Abſchriften beygeſezt wur-
n; wie zum Beyſpiel, den Aſteriſkus, Obelus,
mniſkus, und andere mehr. Dieſes führt ihn zu den
erdienſten des Origenes um die gedachten Ueberſez-
igen: zu einem Verzeichniſſe der Bücher des Alten
undes, das ſchon an einem andern Orte vorgekommen
. (Th. IX. S. 23.) ja zu einer ausführlichen Geſchich-
der Alexandriniſchen Ueberſetzung. Außerdem daß
es aus der Ueberſetzungsart ihrer Verfaſſer zu bewei-
ſucht, ſie hätten aus Eingebung des heiligen Geiſtes
chrieben, wiederholt er auch die ganze fabelhafte Er-
lung des Ariſteas von denſelben. Eben ſo wenig
ſäumt er die Gelegenheit, welche ihm dieſe und die
rigen griechiſchen Ueberſetzungen anbieten, erſtlich die
ge der Ptolemäer in Aegypten, ſodann die Römi-
en Kaiſer, vom Auguſtus an, bis auf den Adria-
s, unter welchem Aquila überſetzte, herzurechnen:
berichtet einiges von dieſem Kaiſer, noch mehr von
ſem Ueberſetzer, und fährt auf gleiche Art in der An-
ge der Kaiſer bis auf ſeine Zeit, ingleichen in der Ge-
ichte des Symmachus, Theodotio, und der Hexa-
pla des Origenes fort. Hierauf kömmt nun zwar,
dem kleinſten und letzten Theile dieſer Schrift, die Er-
rung der bibliſchen auch anderer Maaße und Gewich-
, welche, wo nicht immer völlig hinreichend, doch
ßtentheils brauchdar iſt. Allein Epiphanius un-
richt auch dieſe, theils durch eine Beſchreibung der
hs Schöpfungstage, theils durch ein abermaliges
erzeichniß der Bücher des alten Bundes. Er findet
bey, daß, wie der letztern zwey und zwanzig wären,
ſo auch Gott eben ſo viele Werke in jenen Tagen voll-
acht habe, und eben ſo viele Geſchlechter von Adam
s zum Jacob vorkämen; welches alles Bedeutungs-
ll ſey.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine Schrift des **Epiphanius** von den zwölf Edelſteinen im Kleide des Aaron, iſt in einer dreyfachen Ausgabe vorhanden. Die kürzeſte hat **Conrad Gesner**, (in ſeinem Opere de omnium foſſilium genere, Zürich 1565. 8.) bekannt gemacht. Sie iſt der zweyten etwas längern, in **Petavs** Ausgabe, beygefügt. (T. II. p. 225. ſq.) Aber beyde hält man nur für Auszüge aus ſeinem eigentlichen Werke, das **Peter Franz Foggini** zuerſt in einer alten lateiniſchen Ueberſetzung, nach einer mangelhaften Vaticaniſchen Handſchrift, zu Rom, im Jahr 1743. 8. ans Licht geſtellt haben will. Was der Verfaſſer von dem Nahmen, Vaterlande, der natürlichen Beſchaffenheit, und dem mancherley Gebrauche eines jeden Edelgeſteins ſagt, hat ſeinen Werth; die geiſtlichfrommen Deutungen aber, welche er beyfügt, haben gar keinen.

Auch nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung ſoll ſich der **Commentarius des Epiphanius über Salomons Hohes Lied** erhalten haben: und nach derſelben glaubte ihn der eben genannte **Foggini** zu Rom im Jahr 1750. 4. zuerſt aus der Vaticaniſchen Bibliothek herausgegeben zu haben. Allerdings gedenkt **Caßiodorus** (de Inſtitut. divinar. litterar. c. 5. p. 513. ed. Opp. Venet. T. II.) einer ſolchen Arbeit des **Epiphanius**, und meldet zugleich, daß er ſie durch ſeinen Freund, den Rechtsgelehrten **Epiphanius**, ins lateiniſche habe überſetzen laſſen. **Foggini** macht es wahrſcheinlich genug, daß dieſes eben die von ihm hervorgezogene Ueberſetzung ſey; er ſucht auch zu beweiſen, daß die unter dem Nahmen des **Philo von Carpathus**, zu Paris im J. 1537. 8. mit der lateiniſchen Ueberſetzung des **Stephan. Salutatus** gedruckte Auslegung des Hohen Liedes, nicht dem **Philo** zugehöre: ſondern größtentheils aus erweiterten Stellen der Schrift des **Epiphanius** zuſammengeſtoppelt ſey. Wenn man aber nun dieſe Unterſuchungen durchgegangen hat: ſo findet man alle Mühe durch

das

das Lesen des Buchs selbst schlecht belohnt. Es be- J. u. C. G. 363. bis 430.
steht aus lauter mystischen Erklärungen des Hohen Liedes, die bald moralischen, bald prophetischen Inhalts sind. So versteht der Verfasser im ersten Hauptstücke des Hohen Liedes, unter den **Brüsten** das Alte und Neue Testament, durch welche die Söhne der Kirche gesäugt würden; unter dem **Geruch der Salben**, die Herrlichkeit **Christi**, als Priesters und Königs; unter den **Mägden** oder **Jungfrauen**, die Seelen der Gläubigen; wobey er eine Anwendung auf die blutflüßige Frau, welche Christi Kleid berührte, und auf das Kananäische Weib macht. Der **Winter** C. II. v. 11. ist nach seiner Deutung das Leiden des Erlösers, und gleich darauf die Stimme der **Turteltaube**, **Pauli Stimme**, welcher wegen seines ehemaligen Hasses gegen die Kirche mit diesem Vogel verglichen werde. An dem **Bette**, C. III. v. 7. erkennt der Verfasser die Kirche; an den **sechszig Starken** aber um dasselbe, und an den **sechszig Königinnen**, die frommen **Israeliten**, deren er mit Einschluß des Täufers **Johannes**, der Apostel und Evangelisten, gerade sechszig ausfindig macht. Wenn er jedoch die **achtzig Kebsweiber** C. VI. v. 7. von eben so viel Seelen der Propheten deutet, die nicht offenbar geweissagt hätten: so erregt solches einen Verdacht, daß **Epiphanius** diese Auslegung wohl nicht geschrieben haben möchte, da er, wie man oben gesehen hat, (S. 76.) seine **achtzig ketzerischen Partheyen** in den **achtzig Kebsweibern** angetroffen hat. Freylich konnte er so willkührliche Einfälle gar leicht verändern: es sollen auch diese Beyspiele nichts mehr beweisen, als wie sehr man zu dieser Zeit schon gewohnt gewesen sey, ein so schönes Lied, gegen alle Regeln richtiger Erklärung, gegen alles poetische Gefühl, zum Behuf eines geistlichen Verstandes zu mißhandeln. Aber, wie so vieles andere, was die **Katholischen** des vierten Jahrhunderts unter sich ausgemacht hatten, blieb auch diese seltsame Deutungsart bey ihren Nachkommen,

J. n. C. G. 363. bis 430.

men, ohne alles Bedenken, weit über tausend Jahre lang, stehen.

Von dem Schreiben des **Epiphanius** an den Bischof **Johannes** zu **Jerusalem**, und von einem andern, das er an den **Hieronymus** abgelassen hat, wird erst bey den **Origenianischen** Streitigkeiten Nachricht ertheilt werden müssen. Ein kleines Stück seiner Erklärung des Evangelium **Johannis**, (in Combefis. Auctar. Noviss. Biblioth. Patrum, T. I. p. 300.) und **sieben Apophthegmata**, (in Cotelerii Monumentis Eccl. Graec. T. I. p. 426.) gehören unter seine unerheblichsten Aufsätze. Andere Schriften hingegen, welche ihm beygelegt werden, sind eines zweifelhaften Ursprungs. Das Buch **von den Propheten, ihrem Tode und Begräbniß**, steht zwar in der Sammlung seiner Werke; (T. II. p. 235. sq.) ist ihm aber schon vom **Petav**, und noch allgemeiner in den neuesten Zeiten, wegen einer Menge darinne befindlicher fabelhafter oder ungereimter Nachrichten, abgesprochen worden; wiewohl ein Grund von dieser Art bey einem weniger leichtgläubigen und alles zusammenraffenden Scheiftsteller, noch gültiger seyn würde. Es hat viele Aehnlichkeit mit den Erzählungen des unächten **Dorotheus von den Propheten und Jüngern des Herrn**, welchen **J. A. Fabricius** zu Hamburg im J. 1714. 8. griechisch und lateinisch herausgegeben hat. Bey einem andern Aufsatze: **Der Naturkündiger**, (Φυσιόλογος) **oder von der Natur der Thiere und Vögel**, (l. c. p. 189. sq.) zeigt sich die Bedenklichkeit, daß es scheint, als wenn derselbe bereits vom **Origenes** (Homil. XVII. in Genes. c. XLIX.) angeführt würde. Es könnte zwar ein anderes Buch mit gleicher Aufschrift seyn: und so wie **Epiphanius** in dem oben genannten Werke die Edelgesteine als Sinnbilder christlicher Tugenden vorstellt, so werden hier über die Eigenschaften der Thiere erbauliche, bisweilen nur etwas einfältige Betrachtungen

gen

n angeſtellt. Unterdeſſen bleibt der Verfaſſer immer J. n. C. G.
och ungewiß. — Acht Homilieen, welche am Palm- 363.
ntage, auf das Begräbniß Chriſti, den Joſeph bis
on Arimathia, und die Höllenfahrt des Heilandes, 430.
uf ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, zum Lobe
er Gottesgebährerin, und über ähnliche Materien
halten worden ſind, (l. c. p. 251. ſq.) tragen deſto
utlichere Merkmale an ſich, daß ſie in ſpätere Zeiten
ach dem Epiphanius geſezt werden müſſen.

Sie ſind jedoch nebſt den meiſten andern genannten
chriften, in die vollſtändigſte Sammlung der Werke
es Epiphanius gebracht worden, welche Dionyſius
etavius zu Paris im Jahr 1622. in zween Follobän-
en ans Licht geſtellt hat, und welche im Jahr 1682. zu
ipzig, unter dem Titel Cöln, nachgedruckt, auch mit
nigen noch dazu gehörenden Abhandlungen jenes Her-
usgebers, und Nachrichten von ſeinem Leben, vermehrt
orden iſt. Ueberhaupt kann man dieſem berühmten
eſuiten das Lob eines wohlangewandten Fleißes dabey
icht verſagen. Seine Anmerkungen, welche ohnge-
hr die Hälfte des zweyten Bandes ausmachen, ſind
ll mannichfaltiger Gelehrſamkeit, und mehrmals aus-
ihrliche Unterſuchungen, die man zur Ketzergeſchichte
nd zu den kirchlichen Alterthümern gut nützen kann.
leichwohl iſt dieſe Ausgabe Petavs eine ſeiner Arbei-
n, die ihm den meiſten verdienten Tadel zugezogen hat.
b aus Eilfertigkeit, oder aus ſelbſtgenügſamen Zu-
auen zu ſich, hat er weit weniger geleiſtet, als man
on ihm erwarten konnte. Auf die Berichtigung des
extes iſt er kaum im Vorbeygehen bedacht geweſen; es
ebt darinne Stellen genug, die keinen geſunden Ver-
and geben; andere, die einer leichten Verbeſſerung fä-
ig waren. Aber ſeine Ueberſetzung iſt, wiewohl ſie
ch allein angenehm leſen läßt, ſehr oft fehlerhaft gera-
hen. Er begnügt ſich nicht ſelten an dem erſten beſten
erſtande, der ihm bey einem geſchwinden Durchlau-

fen

J. n. C. G. 363. bis 430.

sen der Urschrift wahrscheinlich vorkömmt; rückt seine Begriffe in dieselbe ein, und umschreibt die kürzesten Ausdrücke des Verfassers nach seinem Gefallen. Zum Theil kömmt dieses freylich von seinen eifrigen Absichten her, dem **Epiphanius** überall mit der Lehre und Verfassung seiner Kirche gleichstimmend zu finden. Diese Partheylichkeit in der Behandlung der ältesten Kirchenlehrer dürfen zwar die Protestanten den Römischkatholischen nicht zu bitter vorwerfen, weil sie dieselbe so gar häufig selbst begangen haben. Allein in diesen Anmerkungen des **Petav** hat sie eine ungewöhnlich anstößige Gestalt. Er begegnet den gelehrtesten Männern, und allen, die nicht zu seiner Kirche gehören, mit einem so übermüthig beleidigenden Stolze, mit so viel Heftigkeit und Schimpfwörtern, daß man sich schämen müßte, Recht zu haben, wenn die Wahrheit durchaus keine andere Sprache führen könnte.

Vielleicht wurde das Beyspiel der ungestümen Hitze des **Epiphanius** gegen die Ketzer für ihn ansteckend: eines Mannes, der so sehr zum Beweise dient, daß man ein Lehrer und Schriftsteller von sehr mittelmäßigen Gaben seyn, und dennoch das reichste Maaß von Ansehen und Bewunderung erwerben könne, wenn man sich in die regierenden Grundsätze seines Zeitalters zu schicken weiß, und, da es sich unleidlich gegen alle Verbesserungen bezeigt, ihm noch überzeugender darthut, daß alles unverbesserlich sey, alles, was nur Versuche von Verbesserungen macht, zurückgestoßen und unterdrückt werden müsse. Daher hat man nun den **Epiphanius** so lange Jahrhunderte hindurch bloß unter dem Gesichtspunkte eines Heiligen, das heißt, rechtglaubigen Eiferers, gepriesen, und auch dasjenige, wodurch er sich einigermaaßen um die Nachwelt verdient gemacht hat, seine gelehrten, oder doch nützlichen Sammlungen, viel zu hoch am Werthe angeschlagen. Seine Zeitgenossen, oder nächsten Nachkommen, die ihn mit so vieler Ehrerbietung

bietung betrachtet haben, ſind bereits oben in ſeiner Lebensbeſchreibung (S. 6. fg. 11. fg.) angeführt worden. Tillemont, einer der vornehmſten unter den Neuern, welche das Leben und die Schriften des Epiphanius erläutert haben, (Mémoires, Tome X. St. Epiphane, p. 484 - 521. Notes ſur St. Epiphane, p. 802. ſq. à Paris, 1705. 4.) iſt zwar äußerſt ſorgfältig im Gebrauche der Quellen, und Sammeln hiſtoriſcher Umſtände; aber die ihm eigene Verehrung ſo angeſehener alter Lehrer verführt ihn auch hier zur Leichtgläubigkeit, und macht ihm alle ſchärfere Beurtheilung unmöglich; nicht zu gedenken, daß er, nach ſeiner Gewohnheit, die Schriften des Epiphanius viel zu kurz abfertigt. — In Anſehung dieſer leztern Erörterung hat ſein Vorgänger, Du Pin, (Nouv. Bibliotheque des Auteurs Eccleſ. T. II. p. 295-302. à Paris, 1694. 4.) auch hier vor ihm einen bekannten Vorzug; wenn er gleich nicht ganz die erwünſchte Gründlichkeit prüfender Auszüge beſizt. Auch verläßt ihn ſeine Freymüthigkeit nicht, mit welcher er bekennt, daß Epiphanius viel Wiſſenſchaft und Frömmigkeit, aber wenig Urtheilskraft und Klugheit gehabt habe, leichtgläubig und unzuverläßig in ſeinen Nachrichten, und oft ein ſchlechter Widerleger der Ketzer ſey. Doch mußte Du Pin die Kühnheit dieſer Kritik über den heiligen Epiphanius dadurch wieder vergüten, daß er ihn deſto rechtgläubiger machte. Er geſteht zwar, daß derſelbe den Gebrauch der Bilder in den Kirchen verworfen habe; allein, ſetzt er hinzu, er irrte ſich, indem er behauptete, daß dieſes mit der heiligen Schrift ſtreite: und, da jener Gebrauch damals noch nicht allgemein in der Kirche eingeführt war, ſo iſt es deſto weniger zu verwundern, wenn er ſich darüber etwas hart ausgedrückt hat; eben ſo wie Cyprianus diejenigen einer Uebertretung des Gebots Chriſti beſchuldigte, die den Wein im heiligen Abendmahl nicht mit Waſſer vermiſchten. Hingegen ſtreitet er in ziemlich hizziger Bewegung mit dem Abrah. Scultetus, der ſich unterſtan-

T. II. S. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

den hatte, zu behaupten, (Medulla Theologiae Patrum, p. 711. ſq. Francof. 1634. 4.) **Epiphanius** habe die Verehrung der Jungfrau **Maria** und anderer Heiligen, das Meßopfer, das Fegefeuer, den erzwungenen eheloſen Stand, und andere eigenthümliche Lehren der Römiſchen Kirche, theils nicht gekannt, theils auf das deutlichſte verworfen; ja die gedachten Lehren und damit verbundenen Kirchengebräuche kämen mit denen, welche manche ketzeriſche Partheyen beym **Epiphanius** beobachtet hätten, völlig überein. **Scultetus** war ein gelehrter und nützlicher Schriftſteller; ſein angeführtes Werk iſt keineswegs ſo ſehr veraltert, daß es nicht noch immer als eine ausgeſuchte Bibliothek der vornehmſten Kirchenväter genüzt werden könnte. Aber es iſt nicht nur überhaupt nach einer etwas ſchwerfälligen Methode; ſondern auch, wie es ſonſt gleichſam die Würde der **Patriſtik** zu erfordern ſchien, ganz in der Abſicht geſchrieben, damit aus demſelben erhellen möchte, das chriſtliche Alterthum ſey nur dem Lehrbegriffe der Reformirten Gemeinen günſtig. Vieles in dieſer Vergleichung hat er ungezwungen getroffen; indeſſen war es unvermeidlich, daß dem Polemiker, der die Geſchichte zum Beſten ſeiner Parthey ſprechen ließ, auch mancher Verſuch mißlang; daß er hin und wieder mehr ſah, als in einer Stelle des **Epiphanius** lag; oder zu gehäßige Parallelen zog, wie zwiſchen dem Herumtragen des Kuchens der **Kollyridianer**, und der geweihten Hoſtie der Römiſch-katholiſchen. Weder **Scultetus**, noch **Du Pin**, und ſehr ſelten ein anderer Gelehrter von den Proteſtantiſchen Gemeinen, faſt bis zu unſern Tagen, empfand oder geſtand es, wie wenig Ehre es bringen könne, mit ſolchen Lehrern, als **Epiphanius** war, mit ſo verunglückten Schriftauslegern und ſchwachſinnigen Ketzerrichtern, im Glauben übereinzukommen. Denn geſezt, daß man ſie auch nur als Zeugen von dem Glauben der Kirche ihrer Zeiten betrachten möchte; ſo waren ſie es doch eben, und mehrere ihres gleichen, welche auf dieſelbe unwiderſtehlich wirkten. Der

älteſten Kirche ähnlich zu ſeyn, iſt alſo immer ein zwey- J. u. C. G. 363. bis 430.
deutiges Gemählde, noch gar nicht ſo viel, als mit Chriſto und den Apoſteln übereinzuſtimmen. — Einer von denen, welche alles dieſes gar nicht begreifen konnten, war Jacob Gervais, welchem L'hiſtorie & la vie de St. Epiphane, &c. à Paris, 1738. in groß Quart, zugeſchrieben wird. Daß er großen Fleiß angewandt hat, um etwas Vollſtändiges aus guten Quellen zu Stande zu bringen, und manche Umſtände genauer beſtimmt hat; daß ſeine Auszüge aus den beiden Hauptſchriften des Epiphanius fruchtbar ſind, und ſeine Schreibart angenehm iſt, darf nicht verſchwiegen werden. Darinne beſteht aber auch ſeine ganze Geſchicklichkeit; die Kunſt, mit welcher er eine vollkommene Lobſchrift und Schuzrede für den Kirchenlehrer entworfen, alles was demſelben zur Ehre gereicht, für ausgemacht angenommen, die Mönche als irdiſche Engel, und die Ketzer deſto verabſcheuungswürdiger zu beſchreiben weiß, giebt ihm in der Geſchichte keinen Vorzug. Am Ende ſeines Buchs, (p. 405-439.) kömmt noch eine Vertheidigung des heiligen Epiphanius wider die Verleumdungen, mit welchen ihn die neuern Ketzer angeſchwärzt haben. Dieſe neuern Ketzer aber lauffen auf den einzigen Scultetus hinaus, den er vermuthlich nur aus dem Du Pin kannte, weitſchweifiger als dieſer, und mit einigen andern Wendungen oder Erklärungen, aber im Grunde nicht leſenswürdiger, widerlegt. Man möchte überhaupt zweifeln, ob Gervais, bey allem Anſehen, das er ſich giebt, eine Lebensbeſchreibung von einem alten Kirchenlehrer hätte unternehmen ſollen, da er unter andern Fehlern gegen die alte Litteratur, auch einen ſo groben zu begehen im Stande war, als folgender iſt: Epiphanius habe, weil er eben nicht für ſehr ſtark im Lateiniſchen gehalten ſeyn wollte, einen ſeiner Freunde, der mit ihm gleichen Nahmen führte, veranlaßt, ſeine Erklärung des Hohen Liedes in die gedachte Sprache zu überſetzen; dieſe Ueberſetzung ſey noch im ſechſten Jahrhunderte vorhanden geweſen, und vom Caßiodorus

J. n. C. G. 363. bis 430.

mit Vergnügen geleſen worden. — Es iſt überflüßig, mehr neuere Schriftſteller vom Epiphanius anzuführen; nur den Fabricius ausgenommen, (Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 414. ſq.) deſſen Nachrichten zwar natürlich einer Ergänzung bedürfen; aber doch immer als Nachforſchungen eines Mannes, der überall mit eigenen Augen ſah, ſchäzbar ſind.

Streitigkeiten über die Lehrſätze des Origenes.

Jezt geht die Geſchichte von der allgemeinen Behandlung der Religionsſtreitigkeiten, worinne Epiphanius das vornehmſte Muſter für dieſe Zeiten war, und für ſo viele folgende blieb, zu den beſondern über, deren es noch niemals mehrere und hizigere gegeben hatte, als eben in den vierzig lezten Jahren des vierten Jahrhunderts, und in den dreyßig erſten des folgenden. Zwar könnte es ſcheinen, daß ſolche einzelne Beyſpiele nunmehr weniger nöthig wären, nachdem man theils überhaupt ſchon geſehen hat, wie die damaligen Lehrer ihren Glauben vertheidigt haben; theils aus den Schriften des Epiphanius ſelbſt, des Hieronymus, Auguſtinus, und anderer ihrer Zeitgenoſſen, mannichfaltige Proben angeführt worden ſind, aus welchen die Anwendung der polemiſchen Grundſäze auf allerley Gattungen des Widerſpruchs ſattſam erhellet. Allein die beſondern Religionshändel dieſes Zeitalters ſind großentheils von einer nicht gemeinen Erheblichkeit. So alt auch einige derſelben waren; ſo nahmen ſie doch nunmehr einen eiuen Weg oder Ausgang; wichtige Männer in der Kirche traten hinzu, um ſie nach ihren Einſichten

oder

oder Leidenschaften zu lenken: und wo man am ersten entscheidende Vortheile für die Religion, Gelehrsamkeit, Lehrer, auch gesammte Freyheit und Richtigkeit im Denken erwartete, kamen sie am wenigsten zum Vorschein. Unter den neuentstandenen Streitigkeiten aber gab es auch eine und die andere von einer bisher ungewöhnlichen Art. Die Bestimmung des christlichen Lehrbegriffs hieng öfters von ihnen ab: sie sind insgesammt einer der lehrreichsten, wenn gleich bisweilen der unrühmlichsten Theile der Geschichte dieser Zeit.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Epiphanius genießt auch hier des traurigen Vorzugs, nicht bloß in Schriften, sondern zugleich durch die heftigsten Handlungen, ein Hauptanführer in einem der merkwürdigsten Streithändel älterer Zeiten zu seyn, der jetzt, nach einer ziemlich langen Ruhe, wieder aufgeweckt wurde. Es war der berühmte Zwist über die theologischen Meinungen des Origenes. Allerdings war jedem Zeitalter viel daran gelegen, was ein so großer Mann über die Religion gedacht, gelehrt und geschrieben habe. Von seinen Verdiensten und von seinen Fehlern dauerten die Folgen, wiewohl nicht in gleichem Grade, noch immer fort. Jene mußten genützt und nachgeahmt, diese konnten vergessen werden; oder, wenn man es ja für nothwendig hielt, das Andenken seiner Vergehungen in Religionssachen wieder rege zu machen: so war nichts leichter, als das stärkste Uebergewicht auf der bessern Seite zu finden, und nichts billiger, als den ehrwürdigen Todten, der sich nicht selbst vertheidigen konnte, aber von treflichen Männern geschickt vertheidigt worden war, sanft zu beurtheilen. Doch bereits die nächsten Nachkommen des Origenes ließen ihm diese mäßige Gerechtigkeit nicht wiederfahren. Man hat ihre Streitigkeiten über seine Lehren, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, die Klagen des Pamphilus über die Härte seiner Gegner, und einen kurzen Begriff von der Schutzschrift desselben für den Origenes, an

J. n. C. G. 363. bis 430.

seinem Orte in dieser Geschichte gelesen. (Christl. Kirchengesch. Th. IV. S. 431-440.)

Origenes behielt gleichwohl eine große Anzahl Verehrer und Nachahmer, wie er sie schon im dritten Jahrhunderte gehabt hatte, auch im vierten. Es war zu einleuchtend, wie viel ihm der Text, die Uebersetzungen und die gelehrte Auslegung der Bibel schuldig seyen; wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn er überhaupt in das theologische Studium gebracht, mit welchem edeln Anstande er die Sache der Religion geführt habe, als daß seine im Ganzen wahre und würdige Methode darum von guten Köpfen hätte verlassen werden können, weil er sie manchmal selbst übertreten hat. Die gelehrtesten Theologen des vierten Jahrhunderts, vorzüglich die besten und eifrigsten Schriftausleger, wie Eusebius von Cäsarea, Didymus, Basilius der Große, Gregorius von Nazianzus, Chrysostomus, Hieronymus, und andere mehr, waren entweder seine erklärten Schüler, oder verdankten ihm wenigstens ihre biblische Kenntnisse. Man machte in dem gedachten Jahrhunderte die lateinischen Christen durch Uebersetzungen seiner exegetischen Arbeiten in ihre Sprache, zuerst mit denselben bekannt. Seine Freunde leugneten es nicht, daß einiges an ihm zu tadeln, und manche anstößige Stelle in seinen Schriften sey; allein sie beriefen sich auf andere seiner Stellen, worinne eben dieselben Lehrsätze richtiger und genauer vorgetragen wären.

Durch die weitläuftigen und heftigen Arianischen Händel, welche die Kirche im größten Theil des vierten Jahrhunderts so sehr beschäftigten, scheint gewissermaassen ein Stillstand zwischen den Verehrern und Feinden des Origenes veranlaßt worden zu seyn. Zwar fehlte wenig daran, daß der Nahme und Lehrbegriff dieses allen Partheyen achtungswürdigen Mannes, nicht auch in jene Händel zu seinem Nachtheil eingeflochten wurden.

Die

Die Arianer suchten ihre Meinungen, nach dem Sokrates, (H. Eccl. L. IV. c. 26.) aus seinen Schriften zu bestärken. Epiphanius versichert schon gerade zu, (Haeres. LXIV. c. 4. p. 527. T. I. Opp.) Arius, und seine verschiedenen Anhänger hätten alle aus dem Origenes geschöpft: und Hieronymus behauptet, (Epist. XLI. p. 343. sq. T. IV. Opp. ed. Mart. P. II.) selbst die Nicänische Synode habe den Origenes, als die Quelle des Arius, wenn gleich nur heimlich, verdammt. Diesen Vorwürfen konnten seine verschiedenen Erklärungsarten von der göttlichen Dreyeinigkeit auch günstig seyn; indem sie zwar, so weit wir sie kennen, nicht Arianisch, aber doch auch keineswegs Nicänisch waren. Allein die Geschichte der Arianischen Streitigkeiten beweiset es genugsam, daß ihm hierinne Unrecht geschehen sey. Nicht allein sezt Sokrates in der angeführten Stelle hinzu, Basilius von Cäsarea und Gregorius von Nazianzus hätten das Vorgeben der Arianer widerlegt, indem sie ihnen zeigten, daß sie den Lehrbegriff des Origenes nicht verstanden hätten; sondern man kann sich auch noch jezt aus den Schriften der vornehmsten Gegner des Arianismus davon überzeugen. Athanasius, dessen Nahme hier allein so viel sagt, als alle übrigen, erinnert zwar, (Epist. de decretis Nicaenae Synodi, c. 27. p. 183. Tom. I. P. I. Opp. Patav. 1777. fol.) dasjenige was Origenes untersuchend und zur Uebung geschrieben habe, dürfe nicht so genommen werden, als wenn er selbst dieser Meinung gewesen wäre; er habe sich vielmehr nach denen gerichtet, mit welchen er stritt; was er aber zuversichtlich und bestimmt vorgetragen habe, das sey seine wahre Denkungsart. Hierauf also rückt Athanasius eine Stelle des Origens ein, welche zum Beweise dienen soll, daß er eben sowohl, als Dionysius von Alexandrien, und andere Kirchenväter, gelehrt habe, das Wort sey gleich ewig mit dem Vater, und keines andern Wesens oder einer andern Substanz, (οὐσίας ἢ ὑποστάσεως) als derselbe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Unterdessen würde es doch unerwartet seyn, wenn Origenes, ohngeachtet eines solchen mildernden Unterscheides, den das Vorbild aller Rechtgläubigen vor ihm gebrauchte, nicht bereits zu den Zeiten des Athanasius, oder gleich darauf, in die großen Ketzerrollen, welche man damals auszufertigen anfieng, nahmentlich wäre eingetragen worden. Wirklich weiset auch Epiphanius zuerst, wie man oben im Vorbeygehen gesehen hat, (S. 57.) dem Origenes und seinen Anhängern ihren Platz unter den ketzerischen Partheyen an: und er thut es recht nach seiner eigenen Art. „Es giebt, schreibt er, (Haer. LXIII. p. 520. T. I. Opp.) Leute, welche Origenier heissen: sie sind zwar nicht überall ausgebreitet; folgen aber doch gleich auf die Sabellianer, und andere Ketzer dieser Zeiten. Woher sie ihren Nahmen bekommen haben, ob vom Origenes, mit dem Beynahmen Adamantius? oder von einem andern? ist mir gänzlich unbekannt.“ Er hätte gar wohl, wie nachher Augustinus, (de Haeres. c. 42.) entscheidend sagen können, daß diese Sekte nicht von dem großen Origenes abstamme; allein Zusammenraffen von Sagen, ohne Prüfung ihrer Wahrscheinlichkeit, gehörte einmal in seinen Entwurf. Die Ketzerey der Origenier, fährt er fort, scheint nach den Lehrsätzen des Gnostikers Epiphanes gebildet worden zu seyn. Sie nehmen einige Schriften des Alten und Neuen Bundes an, ingleichen manche Apokryphische; verwerfen die Ehe, und überlassen sich allen Gattungen der Unzucht. Verschiedene unter ihnen von beyderley Geschlechte führen ein einsames Leben; aber in gleichen wollüstigen Ausschweifungen, welche sie auch gar nicht verbergen; nur mit der schändlichen Vorsichtigkeit, das keine solcher Weibspersonen schwanger werde: und sie werfen es daher ungescheut den Katholischen Geistlichen vor, daß sie mit ihren sogenannten geliebten Hausgenossinnen heimlich einen lasterhaften Umgang pflegten.

Nach

J. u. C. G. 363. bis 430.

Nach einer kurzen Widerlegung der Grundsätze dieser Parthey, kömmt Epiphanius zu den Irrlehren des Origenes, (Haer. LXIV.) dessen Geschichte und eine Anzeige seiner Verdienste er voranschickt. Seine Ketzerey, sagt der Verfasser, sezte sich zuerst in Aegypten fest; jezt aber sind die vornehmsten Mönche und Einsiedler ihr zugethan. Sie ist schlimmer als alle ältere: denn wenn sie gleich ihren Schülern keine schändlichen Sitten auferlegt; so greift sie doch die Gottheit selbst durch schändliche Meinungen an. Origenes erkühnt sich erstlich zu behaupten, daß weder der eingebohrne Sohn den Vater, noch der Geist den Sohn, noch die Engel den Geist, noch die Menschen die Engel sehen können. Er führt zwar den Sohn aus dem Wesen des Vaters her; hält ihn aber zugleich für geschaffen; so daß derselbe bloß aus Gnaden den Nahmen des Sohnes Gottes trage. Weiter glaubt er, daß die menschlichen Seelen vor den Körpern vorhanden, und Engel, oder obere Kräfte gewesen wären; daß sie aber von Gott zur Strafe wegen ihrer Sünden, in diesen Körper eingeschlossen würden; daher auch der Leib δέμας genannt werde, weil die Seele in ihn verwickelt sey. Epiphanius rechnet es ferner zu den Irrthümern des Origenes, daß er lehrte, Adam habe das göttliche Ebenbild verloren; und deswegen stehe in der Schrift, Gott habe ihm und der Eva Röcke von Fellen gemacht, worunter der Leib zu verstehen sey. Auch die Auferstehung der Todten verstümmelt er, indem er sie bald zugiebt, bald leugnet, bald wieder nur einen Theil des Leibes auferstehen läßt. Endlich verwandelt er alles was er kann, in Allegorie, wie das Paradies, die Wasser in demselben, über dem Himmel, und unter der Erde. Als Belege dieser vorgeworfenen Ketzereyen, bringt Epiphanius Stellen des Origenes bey, besonders solche, die seine Lehre vom Sohne Gottes und von der Auferstehung darstellen sollen. Er legt es ihm vornehmlich übel aus, daß er behauptet,

J. n. C. G. 363. bis 430.

haubtet, Christus sey Gott geworden. Wenn ein anderer so spräche, sagt er, so würde man dieses in einem richtigen Verstande nehmen. Allein da Origenes oftmals den eingebohrnen Gott von der Gottheit und dem Wesen des Vaters unterscheide: so müsse man aus jenen Worten schließen, daß er denselben für geschaffen halte. Geworden und gebohren sey wohl bey Geschöpfen einerley; aber nicht bey der göttlichen Natur. Sehr weitschweifig bestreitet zwar der Verfasser die Gedanken des Origenes von den bevorstehenden Veränderungen des menschlichen Körpers; es verdient jedoch hier nicht wiederholt zu werden. Uebrigens weiß er keine andere Quelle von den Irrlehren des Origenes anzugeben, als daß er nicht das allergeringste in der heiligen Schrift habe unerklärt lassen wollen.

Andere Spuren ihres Ursprungs hat Mosheim (Commentar. de reb. Christianor. ante Constant. M. p. 612. sq.) aufgesucht: und ihm ist darinne C. W. F. Walch (Entwurf einer vollständigen Historie der Kezereyen, Th. VII. S. 376. fg.) völlig beygetreten. Mosheim tadelt den Huetius, daß er in seinem vortrefflichen Buche, Origeniana, dem gelehrtesten und besten, das über die Lehrsätze des Origenes geschrieben worden ist, nicht allein einen beständigen Schuzredner dieses großen Mannes abgiebt; sondern auch die Meinungen desselben nicht so vollständig erzählt, als es geschehen seyn würde, wenn er nicht bloß bey den ihm öffentlich vorgeworfenen stehen geblieben wäre; sie auch nicht in einer natürlich zusammenhängenden Ordnung beschreibt; am allerwenigsten aber das philosophische System desselben entwickelt, ohne welches man doch von seinem theologischen gar nicht hinlänglich urtheilen könne. An allem diesem Tadel ist viel Wahres; doch kann er auch in Ungerechtigkeit ausarten, wenn man insonderheit den lezten Theil desselben in seiner ganzen Strenge unterschreibt. Huetius hat allerdings, wie

schon

schon in dieser Geschichte bemerkt worden ist. (Th. IV. S. 125.) die Platonische Meinung von dem Daseyn und Handeln der Seelen vor ihrer Verbindung mit den Körpern, und eine andere philosophische Lehre von der immer gleichen Freyheit und Stärke des menschlichen Willens in diesem und jenem Leben, auch von einer gleichen Freyheit der übrigen Geister, als zwo Hauptquellen genannt, aus welchen viele sonderbare Lehren des Origenes geflossen wären. Aber daß ihn Mosheim in der sorgfältigen Erörterung und Verknüpfung der philosophischen Lehrsätze des Origenes ganz verdunkelt habe, leidet auch keinen Zweifel. Nur scheint es, daß dieser sinnreiche Schriftsteller hin und wieder an dem Lehrgebäude des Origenes, das er aufführte, zu sehr gekünstelt; für einen Mann, dessen veränderliche und zweifelnde Lehrart er selbst erkennt, eine zu fest verkettete Reihe entschiedener Behauptungen ausfindig gemacht, und bey der Beschuldigung, Origenes habe eine doppelte Religion, eine für das Volk, und eine philosophische, gehabt, die Religion und die Theologie jenes Kirchenlehrers nicht genugsam unterschieden habe. Wenn Mosheim ferner die Nachricht des Epiphanius von dem ausnehmenden Beyfall, den Origenes unter den Mönchen seiner Zeit erlangt hatte, daraus herleitet, daß er mehr als ein anderer christlicher Lehrer vor seinen Zeiten, die mystische Theologie, auf welche sich das ganze ascetische Leben gründete, bearbeitet, auch durch philosophische Meinungen auf eine neue Art unterstüzt hat: so hat diese Erklärung viele Wahrscheinlichkeit. Origenes und die vollkommnern Asceten hatten auch ein gemeinschaftliches Vaterland, Aegypten. Wie er sich ihnen selbst an strengen Sitten genähert hatte: so waren auch seine Schüler in jenem Lande, in Syrien und Palästina, wo sich das Mönchsleben am stärksten ausbreitete, immer sehr zahlreich geblieben. Man möchte sich jedoch darüber noch etwas mehr Licht wünschen, wie die philosophischen Hypothesen des Origenes

J. n. C. 363. bis 430.

in

J. n. C. G. 363. bis 430. in ſo unphiloſophiſchen Köpfen, als der Mönche ihre waren, ja recht nach ihrem Beſtreben ſeyn ſollten, einen ſo feſten Fuß haben faſſen können. Seine Schriften müſſen wenigſtens zeitig unter ihnen Eingang gefunden haben. Denn bereits **Pachomius**, der Stifter des Kloſterlebens, ſuchte ſie ihnen aus den Händen zu reiſſen; wenn anders der ungenannte Verfaſſer ſeiner Lebensbeſchreibung, der ſein Zeitgenoſſe geweſen ſeyn will, (in Actis Sanctorum, Menſis Maii, Tom. III. in Append. p. 25. ſq.) Glauben verdienet. Nach dieſem Schriftſteller, warf **Pachomius** einen Band von Schriften des **Origenes**, den er bey einem Mönche angetroffen hatte, mit den Worten ins Waſſer, er halte ſie für eben ſo gefährlich, als diejenigen Bücher, in welchen die Abgötterey gelehrt würde; ob man gleich auch hier gegen den Nahmen des wahren Gottes Ehrerbietung bezeigen müſſe, der darinne geſchrieben ſey. Noch ausführlicher erklärte ſich **Pachomius**, er verabſcheue den **Origenes** mehr, als alle andere Ketzer: nicht bloß darum, weil er noch eher als **Arius** und **Meletius**, mit dem Kirchenbanne belegt, und eben ſo wie ſie, von der heiligen Kirche zu **Alexandrien** ausgeſchloſſen worden wäre; ſondern, weil er unter dem Vorwande, die heilige Schrift auszulegen, ihren wahren Verſtand durch ſolche Anmerkungen und Betrachtungen verfälſcht habe, die mit den abſcheulichſten Irrthümern angefüllt wären, und durch welche ſich ein einfältiger Lehrer leicht einnehmen laſſen könnte. Deswegen, ſagte er, habe er ſeinen Mönchen empfohlen, nicht allein nichts von demjenigen zu leſen, was **Origenes** über die Bibel geſchrieben hätte; ſondern auch mit keinem, der die Schriften deſſelben läſe, umzugehen. Dazu werden noch ſeltſame Erzählungen von mancherley Art, wie zum Beyſpiel, von einem unerträglichen Geſtanke geſezt, durch welche zwey **Origenianiſche** Ketzer entdeckt worden wären. **Pachomius** verſicherte ihnen im Nahmen des Herrn, daß, wer die Werke des **Origenes** leſe, und ſeine Meinungen

gen annehme, unfehlbar in die Hölle gestürzt werde. J. n. C. G. 363. bis 439. Auch noch bey seinem Ende ließ er alle Vorsteher der Klöster vor sich kommen, und verbot ihnen, mit den Anhängern des Origenes und Meletius keine Gemeinschaft zu unterhalten.

In diesem schwankenden Zustande befand sich der Ruf des Origenes gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts, als sich ein sonderbarer Streit über ihn erhob, der den gelehrtesten Lehrer der abendländischen Kirche aus einem Bewunderer desselben zu seinem heftigsten Feinde machte; überhaupt aber das Urtheil der herrschenden Kirche, aus einem bisherigen Gleichgewichte, sich nach und nach mehr zum Nachtheil des Origenes neigte. Vier christliche Lehrer nahmen daran zuerst und zu gleicher Zeit einen lebhaftern Antheil: Epiphanius, den man bereits als Ascheten, Bischof, Schriftsteller und Anführer aller Ketzerrichter kennt: Hieronymus, der auch schon in so mancherley Auftritten der gelehrten Arbeitsamkeit, des Religionseifers, der hitzigsten Händel, Schwachheiten und Leidenschaften erschienen ist; Rufinus, von dem unter den Geschichtschreibern dieses Zeitalters (Th. VII. S. 180. fg.) einige Nachricht ertheilt worden ist; und Johannes, Bischof von Jerusalem. Epiphanius hatte sich frühzeitig in seinen Schriften als einen Gegner des Origenes bekannt gemacht. Die drey übrigen hingegen, waren in einem nicht geringen Grade Verehrer desselben; Hieronymus und Rufinus lebten auch eine Zeitlang, in dem Kirchensprengel des Johannes, mit ihm in aller Eintracht, und unter sich in vertraulicher Freundschaft.

Dieser Bischof von Jerusalem übte sich in seinen frühern Jahren im Mönchsstande; wurde darauf Presbyter zu Jerusalem, und bereits in seinem dreyßigsten Jahre Bischof dieser Gemeine. Er verwaltete dieses Amt vom Jahr 386. bis zum Jahr 417. in welchem er starb.

J. u. C. G. 363. bis 430.

ſtarb. Theodoretus nennt ihn einen bewundernswürdigen Mann; (Hiſt. Eccl. L. V. c. 35.) und ſeine Freundſchaft mit dem Chryſoſtomus erweckt auch ein günſtiges Vorurtheil für ihn. Zwar ſpricht Hieronymus von ſeiner Gelehrſamkeit verächtlich; er führt die Lobſprüche, welche den Einſichten und der Beredſamkeit des Johannes von deſſen Freunden ertheilt wurden, auf eine ſpöttiſche Art an. Auch beſchuldigt er ihn nicht undeutlich des Arianismus, weil er zu einer Zeit, da dieſe Irrlehre in den Morgenländern beynahe ganz herrſchend geweſen ſey, mit den abendländiſchen Rechtgläubigen, und mit den Aegyptiſchen Bekennern, die nach Paläſtina verbannt waren, keine kirchliche Gemeinſchaft unterhalten habe. Er ſcheint ſogar dem Biſchof vorzuwerfen, daß er, als ein Aelteſter in der Kirche den heiligen Geiſt Gott nannte, ſich die Ohren verſtopft habe, und eiligſt mit den ſeinigen weggegangen ſey. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 308. 310. Tom. IV. P. II. Opp. ed. Martian.) Allein er ſchrieb dieſes alles zu einer Zeit, da er gegen ihn ſehr aufgebracht war, nachdem er ihn vorher geehrt, und keiner Ketzerey ſchuldig erklärt hatte. Gennadius meldet von dieſem Biſchof, (de viris illuſtr. c. 30.) daß er ein Buch wider die Verleumdungen ſeiner Geſinnungen (adverſus obtrectatores ſtudii ſui) geſchrieben, und darinne gezeigt habe, daß er zwar dem Geiſte des Origenes, aber nicht ſeinen Lehrſätzen, nachgehe. Es wäre zu wünſchen, daß es ſich erhalten hätte: denn geſetzt auch, daß die Auszüge, welche Hieronymus aus einem Schreiben deſſelben an den Biſchof Theophilus zu Alexandrien beybringt, aus demſelben gezogen ſeyn ſollten; ſo geben ſie nur einen verſtümmelten Begriff von ſeinem Inhalte.

Obgleich aber die Alten keiner andern Schriften des Biſchofs Johannes gedenken; ſo hat doch der Niederländiſche Carmelitermönch, P. Peter Waſtel, einen ziemlichen Folioband unter deſſen Nahmen, mit folgender

er Aufschrift zu Brüßel im Jahr 1743. drucken lassen: J. n.
ohannis. Nepotis Sylvani, Hierosolymarum Episcopi C. G.
LIV. Opera omnia, quae hactenus incognita, in- 363.
eniri potuerunt. Schon der besondere Nahme, den bis
r diesem Bischof giebt, hat keinen andern Grund, als 430.
ie unzuverläßigen, den Alten widersprechenden Nach-
ichten des Nicephorus Callisti, (H. Eccl. L. XII. c.
4. L. XIV. c. 30.) von einem Bischof Nepos zu Je-
rusalem, und noch späterer lateinischer Schriftsteller.
llein die ganze Sammlung von vermeinten Werken
s Bischofs Johannes, allen in lateinischer Sprache,
t offenbar aus der Absicht des P. Wastel entstanden,
inem Orden dadurch eine vorzügliche Ehre zu erweisen,
dem er den oftgenannten Bischof, vor dieser erlangten
Würde, zu einem Abt der Carmeliter (Abbas seu Pa-
r F. F. Eremitarum Virginis Mariae in monte Car-
nelo) macht. Ein abentheuerlicher Einfall; der aber
raus begreiflicher wird, weil die Carmeliter eben in
r ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer alten
Sage unter ihnen gemäß, den Propheten Elias zum
Stifter ihres Ordens erhuben, und daher sich nach an-
hnlichen Mitgliedern desselben von dieser Zeit an, unter
uden und Christen umsehen mußten. Gleich die erste
Schrift in dieser Sammlung, vom Unterrichte der
rsten Mönche, (de institutione primorum Mona-
horum,) die man in verschiedenen Bibliothecis Patrum
ingerückt findet, ist einerley mit derjenigen, welche
Trithemius (de laudibus Ord. F. F. Carmelitar.) de
incipio et profectu Ordinis Carmelitici nennt, und sie
nem Patriarchen von Jerusalem Johannes, der um
s Jahr 770. gelebt haben, auch ein Carmeliter gewesen
yn soll, beylegt. Ihr Inhalt nöthigt jedoch alle un-
artheyische Leser, sie erst in Jahrhunderte zu setzen, da
e Carmeliter zuerst jenen so träumerischen Ursprung
res Ordens ersannen. Unter den übrigen Schriften,
e Wastel dem Johannes von Jerusalem zueignet,
findet sich eine mehrmals unter den Werken des Ori-

genes

J. n. C. G. 363 bis 430.

genes gedruckte, von einem ganz unbekannten Verfaſſer: (in Stratagemata B. Iob, ſive Commentar. in tria priora Capp. Libri Iob,) die andern aber, theils Auslegungen über die Evangeliſchen Geſchichten, theils zwey und ſechszig Predigten, ſtehen alle in den Werken des Chryſoſtomus; wenn ſie gleich nicht alle ihn zum Verfaſſer haben. Zu dieſer Sammlung aber fügte Waſtel noch den zweyten eben ſo ſtarken Theil unter der Aufſchrift Vindiciarum Libri tres, hinzu. Er gab ſich darinne ſehr viele, aber unglückliche Mühe, zu beweiſen, daß alle gedachte Schriften dem Johannes von Jeruſalem zugehörten. So wenig Aufmerkſamkeit dieſe mühſamen und weitſchweifigen Erörterungen verdienen, in welchen die ſeichteſten Muthmaaßungen eben ſowohl als die leichtgläubigſten Behauptungen aus der älteſten Mönchsgeſchichte zuſammengerafft ſind; ſo hat doch der Verfaſſer im dritten und letzten Abſchnitte, (p. 436. ſq.) wo er ſeinen Biſchof in Abſicht auf die bald zu erzählenden Origenianiſchen Händel, eifrig vertheidigt, manches Brauchbare geſagt. Gegen ihn und andere Schriftſteller ſeines Ordens, haben die Jeſuiten, Papebroch, (Act. Sanctor. Menſ. April. T. I. p. 780. ſq. Tract. praelim. ad T. III. Maii, p. XX. ſq.) und Janning, (Apolog. pro Papebroch. praemiſſa Act. Sanctor. Menſ. Iunii, T. I. p. XL. §. 49. ſq.) mit der richtigern Kritik, welche jenen fehlte, dargethan, daß die erſte der genannten Schriften den Biſchof Johannes nicht zum Verfaſſer haben könne. Ueberhaupt aber haben von dieſem merkwürdigen Lehrer Tillemont, (Mémoires, Tome XII. p. 161. ſq. p. 341. ſq. Note XLIII. p. 639. ſq.) und Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. IX. p. 280. ſq.) nützliche Nachrichten geſammelt.

Ruſinus, der an den oftgedachten Streitigkeiten einen noch lebhaftern Antheil genommen hat, als Johannes, von dem auch mehrere ſchriftliche Arbeiten übrig geblieben ſind, hat deſto mehr den forſchenden Fleiß neuerer

neuerer Gelehrten beſchäftigt; zumal da es nichts Leichtes war, ihn von der ſchwarzen Geſtalt einigermaaßen zu reinigen, in welcher ihn ſein allgemein verehrter Feind der Nachwelt dargeſtellt hat. Tyrannius Rufinus, wie ſein Nahme vollſtändig hieß, den manche Neuere, wider die Gewohnheit der Alten, Ruffinus ſchreiben, kam, der wahrſcheinlichſten Vermuthung nach, gegen das Jahr 330, zu Concordia, einer Stadt nicht weit von Aquileja, im obern Italien, auf die Welt. Zu Aquileja lebte er eine Zeitlang im Kloſter; eben daſelbſt wurde er auch, ohngefähr um das Jahr 371. getauft. Damals waren er und Hieronymus, bey einem gemeinſchaftlichen Aufenthalte, auch gleichen Uebungen des Geiſtes und Lebens, ſchon ſehr vertraute Freunde geworden. Rufinus wurde gleich darauf durch den hohen Ruf, in welchem die Mönche der Morgenländer ſtanden, ſo begierig, ſie kennen zu lernen, daß er eine Reiſe dahin unternahm. Zu Alexandrien gerieth er in die Bekanntſchaft der ältern Melania, dieſes vornehmen Römiſchen Frauenzimmers, das ſchon in der Mönchsgeſchichte dieſer Zeiten einen Platz gefunden hat. (Chr. Kirchengeſch. Th. VIII. S. 372.) Hieronymus, der ſich bereits in den Einöden Syriens vergraben hatte, ſchrieb auf dieſe Nachricht an einen Bekannten zu Jeruſalem, dem er einen Brief an den Rufinus überſchickte, er möchte ihn nicht mit demſelben vergleichen; am Rufinus, der ſich erſt gewaſchen habe, rein und weiß wie der Schnee ſey, (eine Anſpielung auf das Vorurtheil dieſer Zeiten, daß die Tauffe alle vorher begangene Sünden auf einmal tilge,) werde er die deutlichſten Vorzüge der Heiligkeit erblicken; da er hingegen kaum den Glanz ſeiner Sitten ertragen könne, und mit allem Unflat von Sünden befleckt ſey. (Epiſt. II. p. 4. ed. Martian.) In Aegypten beſuchte Rufinus den Makarius, und andere berühmte Einſiedler in den Wüſten der Nitriſchen Gebürge. Zu gleicher Zeit, ſeit dem Jahr 372, wurden die Katholiſchen in Aegypten, ſelbſt jene von der J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 450.

Welt ganz abgesonderten Ascreten, von dem Arianisch-gesinnten Kayser Valens sehr gedrückt. Rufinus beschreibt nicht allein diese Verfolgung; sondern rechnet sich auch unter diejenigen, welche in derselben Gefängniß und Verbannung gelitten hätten. (Hist. Eccl. L. II. c. 34. et Apolog. ad Anastas.) Zwar erklärte dieses Hieronymus, als sich seine Gesinnungen gegen ihn geändert hatten, für eine Lüge, und spottete sehr über seine Leiden, von denen keine Umstände bekannt wären. (Apolog. adverf. Rufinum, L. II. p. 389. fq. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) Da aber auch andere, wie Hieronymus selbst gesteht, (Apolog. L. III. p. 453. 463.) den Rufinus einen Märtyrer genannt haben, und Sokrates (H. E. L. IV. c. 22.) damit übereinstimmt: so kann das Leugnen eines erbitterten Gegners diese Nachricht noch nicht unglaublich machen.

Während seines sechsjährigen Aufenthalts in Aegypten, begnügte sich Rufinus nicht daran, die berühmtesten Einsiedler dieser Gegenden zu sehen, und von ihnen den Seegen zu empfangen; sondern er nützte auch ihren Unterricht, besonders aber den mündlichen des so geschätzten Lehrers zu Alexandrien, Didymus. (Rufini H. Eccl. L. XI. c. 7. 8.) Hierauf begab er sich mit der Melania, um das Jahr 378. nach Jerusalem, um sich ganz dem Mönchsleben zu wiedmen. Daselbst lebte er mit andern Mönchen, in Zellen, die auf dem Oelberge angelegt waren. Er und seine Freundin, welche auch ein Kloster zu Jerusalem gestiftet hatte, nahmen die Bischöfe, Mönche und Christen aller Art auf, welche aus Andacht in diese Stadt kamen, und standen ihnen mit den nöthigsten Bedürfnissen bey. Eben so wohlthätig bezeigten sie sich gegen die dortige Geistlichkeit; legten überdies kirchliche Spaltungen und Händel bey. (Palladii Hist. Laus. c. 118.) In diesem Aufenthalte wurde auch die alte Freundschaft zwischen dem Hieronymus, der sich mittlerweile zu Bethlehem niedergelassen

laſſen hatte, und dem Rufinus, noch mehr verſtärkt. J. n. C. G. 363. bis 430.
Johannes, Biſchof zu Jeruſalem, ernannte den letztern um das Jahr 390, oder etwas ſpäter zum Presbyter. Aber kurz darauf entſtand zwiſchen jenen alten Freunden ein heftiger Streit über den Origenes. Zwar endigte er ſich im Jahr 397. und kurz darnach reiſte Rufinus mit der Melania nach Rom; allein durch gewiſſe Schriften, welche er daſelbſt herausgab, wurde die erloſchene Zwiſtigkeit von neuem angezündet. Um den Anfang des Jahrs 399. kehrte er nach Aquileja zurück, und arbeitete daſelbſt einige Jahre fleißig, theils an Ueberſetzungen der Schriften des Origenes, theils an ſeiner eigenen Vertheidigung gegen den Hieronymus. Endlich entſchloß er ſich aufs neue mit der Melania nach Paläſtina zu reiſen; wozu die verwüſtenden Züge Alarichs durch Italien viel beygetragen haben mögen. Schon war er mit ſeiner Freundin und ihrer Familie in Sicilien angelangt, und ſah von dieſer Inſel her die Verbrennung der Stadt Rhegium durch die Gothen, als der Tod im folgenden Jahr 410. ſeinen Reiſen und Unruhen ein Ende machte.

Dasjenige Werk des Rufinus, durch welches er bey der Nachwelt am berühmteſten geworden iſt, ſeine überſetzte, veränderte und fortgeſetzte Kirchengeſchichte des Euſebius, iſt bereits an einem andern Orte dieſer Geſchichte, (Th. VII. S. 180.) beſchrieben worden. Man kann aber zu der dort befindlichen Nachricht noch einiges mit Nutzen hinzufügen. Der Verfaſſer vollendete dieſe auf Verlangen des Biſchofs von Aquileja, Chromatius, unternommene Arbeit nicht lange vor dem Jahr 402, wie Fontanini, (in Hiſt. Litt. Aquileiens. p. 343. ſq.) am beſten bewieſen hat. Das zehnte Buch des Euſebius ließ er beynahe ganz weg, ſchmelzte es mit dem neunten in Eines zuſammen, rückte in das ſechſte etwas von den Offenbarungen, welche der Biſchof von Jeruſalem, Alexander, empfangen

J. n. C. G. 363. bis 430.

haben ſollte; in das ſiebente eine Erzählung von den Wundern Gregors des Wunderthäters; und in das neunte eine Rede des Märtyrers Lucianus ein; nahm ſich auch ſonſt manche Freyheiten in Anſehung der Urſchrift, und begieng verſchiedene Fehler. Doch gieng es dem Rufinus in den neuern Zeiten, wie einigen andern Schriftſtellern, deren Arbeiten mit Recht getadelt worden ſind; man hat ihm auch unverdiente Vorwürfe gemacht, und ſein Werk zu verächtlich weggeworfen: beſonders nachdem ihn Valeſius, in ſeinen Anmerkungen zum Euſebius, bey aller Mäßigung, ſcharf genug; Huetius aber, (de claris interpretib. p. 245. ſq. ed. Stad.) deſto härter beurtheilt hatte. Daher bedachte man ſich auch lange, ehe man dieſe Kirchengeſchichte neu drucken ließ. Seit dem Jahr 1554. da die beyden Bücher der Fortſetzung des Rufinus zu Baſel, mit den griechiſchen Kirchengeſchichtſchreibern ans Licht traten, war Peter Thomas Cacciari, ein Carmelit, Apoſtoliſcher Examinator des Römiſchen Clerus, und erſter Leſer der Theologie im Collegium der Fortpflanzung des Glaubens, im Jahr 1740. der erſte, welcher von allen eilf Büchern dieſer Geſchichte eine abermalige, und zugleich die brauchbarſte Ausgabe, zu Rom in zween Quartbänden veranſtaltete. Er verbeſſerte in derſelben den Text aus etlichen Handſchriften der Vatikaniſchen Bibliothek; ſetzte nicht wenige, und darunter auch wohlgerathene, Anmerkungen hinzu, und vertheidigte das Werk in der am Ende ſtehenden Hiſtorica Diſſertatio de vita, fide, ac Euſebiana ipſa Rufini translatione, p. 141-193.) mit vielem Eifer. In einigen Stellen iſt ihm dieſe Schutzſchrift gut gelungen; auch in der Vorrede und in den Anmerkungen. Aber die gefliſſentliche Abſicht, es dem Valeſius zu vergelten, was er durch ſeine Kritik über den Rufinus verſchuldet hat, macht den Cacciari bey der Vergleichung ihrer beyderſeitigen Ueberſetzungen partheyiſch und ungerecht. Am wenigſten hätte er aus der Achtung des Auguſtinus, und der

folgen-

olgenden lateiniſchen Kirchenſchriftſteller, die noch mehr fremdlinge im Griechiſchen waren, als dieſer, gegen ie Ueberſetzung des Rufinus den ausnehmenden Werth er letztern ſchließen ſollen. Fontanini hat zwar noch ehr ſolche Lobſprüche derſelben aus beyden Kirchen gemmelt; (l. c. p. 350. ſq.) aber auch nach Einſichtsvolen Vorgängern gezeigt, daß ſie ſelbſt bey der Urſchrift es Euſebius Dienſte leiſte, und daß ſich Du Pin inderheit, bey ſeinen Beſchuldigungen gegen den Rufinus, ſehr übereilt habe. Er war doch immer der ere, der die Kenntniß der chriſtlichen Kirchengeſchichte ey den Abendländern, durch das Hauptwerk der grieiſchen Kirche über daſſelbe, beförderte. Wenn er in er Fortſetzung deſſelben verdächtige Nachrichten zu icht geglaubt hat: ſo findet man auf der andern Seite uch beſſere bey ihm, und die ihm eigen ſind. Das ollſtändigſte Verzeichniß von den Ausgaben dieſer Kirengeſchichte, die älteſte vom Jahr 1474. ohne Anzeige es Orts, in Folio, ausgenommen, hat Fontanini (p. 56. ſq.) mitgetheilt. Nach ſeiner Zeit iſt nicht nur die om Cacciari beſorgte, ſondern auch die angefangene Sammlung aller Schriften des Rufinus im Jahr 1745. rſchienen; in deren erſtem Bande aber nur die zwey Bücher der fortgeſetzten Kirchengeſchichte vorkommen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ein anderes hiſtoriſches Werk des Rufinus, Vitae atrum, ſive Hiſtoria eremitica, iſt zwar in den ältern eiten ungemein fleißig geleſen, mehr als zwanzigmal druckt, und in verſchiedene Europäiſche Sprachen überzt worden; hat aber doch dieſen Beyfall noch weniger erdient, als das vorhergehende den ſeinigen. Eigentch hat Rufinus daſſelbe im Nahmen des Petronius, Biſchofs zu Bononia, aufgeſetzt, der mit den Aſceten er Nitriſchen Wüſteneyen, deren Leben darinne beſchrieben wird, vertraut umgegangen war, und den daer auch das Gerücht, nach dem Gennadius, (de riptt. eccleſiaſt. c. 41.) für den Verfaſſer dieſer Erzäh-

J. u. C. G. 363. bis 430.

lungen hielt. Man schrieb es sogar bereits im fünften Jahrhunderte dem **Hieronymus** zu, weil derselbe Lebensbeschreibungen anderer Mönchsheiligen hinterlassen hatte; da er doch von diesen geringschätzig und spöttisch urtheilt. „**Rufinus**, sagt er, (Epist. XLIII. p. 476. ed. Martian.) hat darinne viele Mönche hergerechnet, die es niemals gewesen sind; und die es wirklich waren, sind gewiß von den Bischöfen als **Origenisten** verdammt worden.“ Hier hat es **Fontanini** (l. c. p. 372.) beynahe zur Gewißheit gebracht, daß die Mönche, denen dieser Nahme nicht gebühren sollte, **Anachoreten**, nicht gemeinschaftlich lebende **Coenobiten**, gewesen sind. Was aber den Vorwurf des **Origenismus** betrifft: so ist dieser, wie man bald sehen wird, in dem Munde des **Hieronymus** ziemlich nichtswürdig. Mit mehrerm Rechte hätte er das Fabelhafte und den ganzen Mönchsmäßigen Anstrich dieser Lebensbeschreibungen tadeln können, wovon man anderwärts (Th. VIII. S. 293.) ein Beyspiel, das an Statt vieler dienen kann, gelesen hat. Uebrigens ist dieses Werk, das auch zur Bereicherung griechischer Heiligen-Leben gedient hat, von dem Jesuiten **Heribert Rosweyde**, in einer grossen Sammlung solcher Lebensbeschreibungen: Vitae Patrum, de vita et verbis Seniorum, sive historiae Eremiticae Libri X. zu Antwerpen im J. 1615. und vermehrt im Jahr 1628. in Folio, im zweyten Buche, am besten herausgegeben und erläutert worden.

Erheblicher für die jetzigen Zeiten ist die **Erklärung des sogenannten Apostolischen Glaubensbekenntnisses**, (Expositio Symboli) welche **Rufinus** auf dringendes Verlangen eines gewissen Bischofs **Laurentius** aufgesetzt hat. Man schätzte dieselbe in dem gleich folgenden Jahrhunderte so hoch, daß **Gennadius** (l. c. cap. 17.) versichert, er habe sie aus **Gottes Gnade und Geschenk** geschrieben; ja die ähnlichen Arbeiten anderer würden in Vergleichung mit dieser angesehen,

als

als wenn ſie gar nicht vorhanden wären. Auch iſt ſie deswegen ehemals bald dem Cyprianus, bald dem Hieronymus beygelegt worden, unter deren Werken man ſie gedruckt findet. So ſteht ſie in einem von den Anhängen zu den Schriften des erſtern, nach Johann Fells Ausgabe; (p. 17. ſq. ed. Brem.) auch ſchon mit ziemlicher Genauigkeit in der Römiſchen Ausgabe des Cyprianus vom Paul. Manutius; (p. 381. a. 1563. fol.) mit noch größerer in der Baluziſchen; außerdem in der Sammlung der Werke des Ruffinus zu Paris, 1580. Fol. Es iſt bereits in der Geſchichte der Apoſtel jener alten Sage gedacht worden, nach welcher ſich dieſelben, vor ihrer Abreiſe von Jeruſalem, mit vereinigter Bemühung eine Vorſchrift des Glaubens entworfen haben ſollten, welche ſie nunmehr in der Welt predigen würden: und es iſt dabey dieſe Schrift des Ruffins, durch welche die gedachte Sage recht herrſchend geworden iſt, nicht unbemerkt geblieben. (Chr. Kirchenhiſt. Th. II. S. 123. fg. der zweyten Ausgabe.) J. n. C. G. 363. bis 420.

Ruffinus erklärt zuerſt, warum dieſes Glaubensbekenntniß Symbolum genannt werde; man könne darunter ſowohl ein Merkzeichen (indicium, ſignum) verſtehen, weil es zum Unterſcheidungszeichen wider viele falſche Apoſtel jener Zeit dienen ſollte, daher es eine Aehnlichkeit mit den Loſungsworten der Soldaten habe; als auch einen Beytrag, (collatio) weil es aus den Beyträgen eines jeden Apoſtels erwachſen ſey. Hierauf geht er jeden Lehrſatz, der darinne enthalten iſt, durch, erläutert und beſtätigt ihn durch die heilige Schrift. Gleich bey dem erſten: ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, merkt der Verfaſſer an, daß in verſchiedenen Gemeinen einiges zu dieſen Worten hinzugeſezt worden ſey. Daß aber ſolches in der Römiſchen nicht geſchehen iſt, kömmt nach ſeiner Meinung davon her, weil in derſelben keine Ketzerey ihren Anfang genommen hat; auch daſelbſt die alte Gewohnheit beobachtet wird, die

J. n. T. G. 363. bis 430.

Täuflinge das Symbolum öffentlich, vor den Ohr
aller Gläubigen, herſagen zu laſſen; wobey die älte
Gläubigen keine Zuſätze würden vertragen können.
aber, ſezt er hinzu, folge derjenigen Ordnung, welc
er in der Gemeine zr Aquileja empfangen habe. Ic
glaube, ſtehe alſo ganz zuerſt, wie auch Paulus v
einem jeden, der ſich zu Gott nahet, vor allen Ding
den Glauben verlange. Selbſt im gemeinen Leben kö
ne weder Säen, noch Pflügen, noch eine andere Han
lung, ohne Glauben und Vertrauen auf einen glück
chen Erfolg, vorgenommen werden; wie vielmehr mü
man zur Erkenntniß Gottes glaubend kommen. Die
könne man auf den Vorwurf der Heyden antworten, d
unſere Religion keine Gründe für ſich habe; ſondern bl
in einer gläubigen Ueberredung beſtehe. Faſt alle mo
genländiſchen Gemeinen, fährt er fort, gebrauch
zum Eingange die Worte: Ich glaube an Ein
Gott, den allmächtigen Vater. Und im Folg
den, wo wir ſagen: Und an Jeſum Chriſtum, ſ
nen einigen Sohn, unſern Herrn, ſprechen
Und an Einen unſern Herrn Jeſum Chriſt
ſeinen einigen Sohn. Man unterſuche nicht zu
nau, wie Gott ſeinen Sohn gebohren habe, damit
nicht über dem Forſchen nach dieſem Lichte, zu wel
man ſich nicht nahen darf, den geringen Anblick ver
der den Menſchen von Gott geſchenkt worden iſt. K
man doch menſchliche oder ſichtbare Dinge nicht hinlä
lich erklären, wie zum Beyſpiel, auf welche Art un
Verſtand das Wort hervorbringe? oder welches in der
ſelben der Geiſt des Gedächtniſſes ſey? oder wie ei
Quelle einen Fluß aus ſich zeuge? oder wie das himm
ſche Feuer den Glanz des Lichts bilde? und dergleich
mehr. Genug, der Vater und der Sohn haben die
ihr Verhältniß gegen einander bezeugt. Wer darf
wohl wagen, ſich zwiſchen ihre Verſicherungen zu ſtelle
und ihre Gottheit zu theilen? Wenn aber die morge
ländiſchen Gemeinen Einen Gott und Herrn bek

ne

nen: so ist dieses nicht der Zahl nach, sondern nach der Allgemeinheit (universitate) zu verstehen, wie man auch Eine Sonne nennt, weil es keine zweyte und dritte giebt. Nach den Worten: allmächtigen Vater, setzt man bey uns noch hinzu: den unsichtbaren und des Leidens unfähigen, (invisibilem et impassibilem,) und dieses wegen der Sabellianischen oder Patripaßianischen Ketzerey. Bey dem Absatze: Und an Christum Jesum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, erklärt Rufinus die Nahmen Jesus und Christus, welcher letztere entweder hoheprieſterlich, oder königlich syn soll; warnet auch, bey dem Sohne Gottes nicht an ie irdische Zeugung zu denken; oder Vergleichungen, che dabey gebraucht werden, zu weit auszudähnen. Vater sey nicht eher vorhanden, als der Sohn, und r folge dem Vater nicht im Handeln nach, wie ein ohnes Statt angenommener. Zu dem darauf solen Absatze: welcher vom heiligen Geiste aus Jungfrau Maria gebohren worden ist, erfor- der Verfasser ein reineres Gehör und Gefühl. Er rkt an, Maria sey beym Ezechiel unter dem Thore gen Morgen abgebildet worden, welches für jeder- mann verschlossen sey, und durch welches nur der Gott Israels gehen werde. Auch lerne man hier die Majestät des heiligen Geistes erkennen. Zwar lachten die Heyden darüber, daß eine Jungfrau gebohren haben sollte. Allein der Vogel Phoenix werde doch ohne einen Ehegatten gebohren und wiedergebohren, und bey den Bienen finde auch keine Ehe Statt. Warum sollte Gott nicht jene übernatürliche Geburt zur Wiederherstellung der Welt haben veranstalten können? Die Heyden selbst ließen auf eine weit unglaublichere Art, die Minerva aus dem Gehirne des Jupiter, die Venus aus dem Schaum des Meeres, gebohren werden; und hätten andere ähnliche Sagen. Vielleicht aber antworteten sie darauf, eine solche Geburt sey zwar Gott möglich, nur seiner ganz und gar nicht würdig gewesen; indem

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

theils myſtiſch gedeutet. Leſenswürdig iſt dieſe Ausführung nicht, wie man aus den bereits angeführten Beyſpielen dieſer Art ſchließen kann. Aber merkwürdig kann ſie und dieſe ganze Schrift deswegen heißen, weil ſie nicht allein die Erklärungen und Beweiſe eines der älteſten Glaubensbekenntniſſe, wie ſie damals in den abendländiſchen Gemeinen gangbar waren, enthält; ſondern weil ſich auch eben dieſelben unter dem Nahmen des **Cyprianus** und **Hieronymus**, eine lange fortdauernde Gültigkeit erworben haben, deren Spuren noch jezt in den theologiſchen Lehrbüchern vorkommen. So findet der Verfaſſer die Verrätherey des **Judas** in den Stellen der Pſalmen: **Der mein Brod mit mir ißet, wird mir am meiſten nachſtellen;** (ampliabit adverſum me ſupplantationem) ingleichen: **Meine Freunde und Nächſten haben ſich wider mich genähert und aufgelehnt;** die Dornenkrone Chriſti in dem Zuruf des Hohenliedes: **Gehet hinaus! ihr Töchter Jeruſalems! und ſehet die Krone, mit welcher ihn ſeine Mutter gekrönt hat!** in dem Waſſer und Blut, welches aus ſeiner Seite floß, entweder eine zweyfache Gnade der Taufe, die Waſſertaufe, und die Bluttaufe der Märtyrer, oder andere Andeutungen; die getheilten Kleider des Erlöſers in den Worten des **Jeſaias: Wer iſt derjenige, der von Edom herkömmt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? Warum ſind deine Kleider röthlich?** und ſo weiter. Inſonderheit leitet er die Höllenfahrt Chriſti aus einer Vorherſagung der Pſalmen her: **Du haſt mich in den Staub des Todes geführt;** aus einer andern in denſelben: **Was vor ein Nutzen iſt in meinem Blute, wenn ich zur Verweſung hinabgeſtiegen bin?** aus der Weiſſagung des Erlöſers: **Du wirſt meine Seele nicht in der Hölle laſſen;** noch zugeben, daß dein **Heiliger die Verweſung ſehe;** aus der bekannten Stelle **Petri,** (1. Br. C. III. v. 15.) **und aus andern mehr.**

Was

Was er bey dem folgenden Absatze: Am dritten Tage von den Todten auferstanden, bemerkt, ist J. n. C. G. 363. bis 430.
emlich von gleicher Art. Er bringt besonders unter
uer großen Menge, wie er sagt, von Weissagungen
es Alten Testaments über die Auferstehung Christi, nur
nige wenige bey, wie zum Beyspiel, folgende aus den
almen: Ich liege und schlafe, und erwache;
enn der Herr hält mich; ingleichen: Wegen des
lends der Dürftigen, und des Seufzens der Ar-
en, will ich aufstehen, sagt der Herr; und die
utlichste, nach seiner Meinung, aus dem 88sten Psalm:
ch bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fah-
n; ich bin wie ein Mensch ohne Hülfe, und
ey unter den Todten; ferner aus dem Hoseas: Er
ird uns nach zwey Tagen heilen; am dritten
age aber werden wir auferstehen, und vor sei-
em Angesichte leben; endlich aus dem Hohenliede
n den Weibern, welche Christum vergebens im Gra-
e suchten: Ich suchte des Nachts in meinem Bet-
, den meine Seele liebet; ich suchte, aber ich
and ihn nicht. — Ueber die Worte: Aufgefahren
en Himmel, sitzt er zur Rechten des Vaters, von
annen er kommen wird, Lebendige und Todte
richten, erinnert Rufinus, der Erlöser sey gen
immel gefahren: nicht, wo das Wort Gott vorher
cht gewesen war; sondern, wo das Fleisch gewordene
ort vorher nicht gesessen hatte. Auf diesen seinen Ein-
ziele die Stelle Davids: Erhebt eure Haupt-
ore, und erhöhet euch, ihr ewigen Thore! in-
n der König der Ehren einziehen wird; wel-
s auch nicht wegen der Macht der Gottheit, sondern
gen der Neuheit des auffahrenden Fleisches, gesagt
rden sey; so wie das Sitzen zur Rechten des Vaters
chfals von der Aufnahme des Fleisches gelte. Es
überflüßig, zu zeigen, wie der Verfasser auch die Zu-
nft Christi zum Weltgerichte aus dem Daniel und
alachias erweise; oder es erkläre, daß der Teufel,

an

J. n. C. G. 363. bis 430.

an Statt dieser erwarteten Zukunft, eine betrügerische durch den Antichrist vorbereite. — Nur kurz erörtert er bey dem Absatze: Und an den heiligen Geist, die wahre Gottheit desselben aus dem Zusammenhange und Ausdrucke dieser Stelle.

Der lezte Absatz hingegen: Eine heilige katholische Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung dieses Fleisches, beschäftigt ihn länger. Zuerst macht er die Leser auf die Weglassung des in oder an aufmerksam, welches den Glauben an die göttlichen Personen bezeichnete. Da er nun hier abermals auf den heiligen Geist zurückkömmt: so rückt er das Verzeichniß der von ihm eingegebenen Schriften, und außer diesen kanonischen, auch die kirchlichen ein, welches schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 16.) mitgetheilt worden ist. In Ansehung der einzigen heiligen Kirche, gedenkt er, daß sie unter der Einen Taube im Hohenliede abgebildet werde; warnet auch in einer beträchtlichen Reihe ketzerischer Partheyen, vor ihren eiteln Versammlungen, (concilia vanitatis) die keine Kirchen heißen könnten. Bey der Vergebung der Sünden, schreibt er, ist bloß ein gläubiges Vertrauen, keine Untersuchung nöthig. Die Heyden spotten zwar darüber, daß wir uns selbst durch die Einbildung hintergiengen, als wenn die in der That begangenen Verbrechen plözlich durch Worte gereinigt werden könnten. Doch da es Gott ist, der solches versprochen hat: so muß man ihm schlechterdings glauben. Außerdem hat das Verbrechen nicht sowohl in der That, als im Gemüthe und Willen seinen Sitz. Diese können von Gott gebessert werden; dadurch bekomme ich meine verlorne Unschuld wieder: und so widerspricht also unser Glaube auch natürlichen Gründen nicht. Nachdem er für die Auferstehung der Todten biblische Beweise angeführt hat, so widerlegt er den Einwurf der Ungläubigen: Wie kann das verfaulte, in Staub aufgelöste, wohl gar vom Meere verschlun-

schlungene Fleisch wieder gesammelt, und zu einem Körper erneuert werden? Er sezt ihnen zuerst die Stelle des Apostels entgegen: **Du Thor!** was du säest, wird nicht lebendig gemacht, wenn es nicht vorher stirbt. Du säest nicht einen künftigen Körper; sondern ein bloßes Korn, aus welchem Gott einen Körper macht, wie er will. Warum willst du dasjenige, was du jährlich an dem in die Erde gestreueten Saamen siehst, nicht an deinem Fleische glauben, das auf Gottes Befehl in die Erde gesäet wird? Sollte nicht die göttliche Macht eben sowohl das menschliche Fleisch in der Erde ausfindig machen können, als die Scharfsichtigkeit der Menschen im Stande ist, die verschiedenen Adern von Metallen aus der Erde hervorzusuchen? Wenn jemand verschiedene Saamen, unter einander vermischt, in die Erde streuet: so bringt jeder derselben zu seiner Zeit den seiner Natur gemäßen Keim und Halm hervor. Eben so ist das Eigenthümliche eines jeden Fleisches, wenn gleich die Substanz desselben mannichfaltig zerstreuet wird, doch unsterblich, weil sie das Fleisch einer unsterblichen Seele ist. Der Zusatz: dieses Fleisches, erinnert den Catechumenus, der die Stirne mit dem Kreuze bezeichnet, daß es eben derselbe Körper seyn werde, der hier edel oder übel gebraucht wird. Viele andere Schriftstellen folgen wiederum für diese Lehre, und am Ende sucht er noch die Verwandlung der jetzigen Körper in vollkommnere, folgendergestalt begreiflich zu machen: Wenn Gott aus Erde Fleisch und einen Menschen gebildet hat, so kann es auch niemanden ungereimt vorkommen, daß der thierische Körper in einen geistigen übergeht. J. n. E. G. 363. bis 430.

Von dem mäßigen theologischen Werthe dieser berühmten Schrift des **Rufinus** spricht der eben geendigte Auszug selbst. Einen historischen hat sie destomehr, da in keiner aus diesen ältern Jahrhunderten, das öffentliche Glaubensbekenntniß der Täuflinge, welches gewöhnlich das Apostolische genannt wird, nach

den

J. n. C. G. 363. bis 430.

den Verschiedenheiten desselben in den Gemeinen zu Rom und Aquileja, ingleichen in den morgenländischen, so genau dargestellt worden ist. Nachdem jede dieser kleinen Abänderungen bey den Lehrsätzen, welche sie betreffen, eben so, wie sie der Verfasser selbst einzeln angegeben hat, bemerkt worden ist: so scheint es unnöthig zu seyn, aus denselben die dreyfache Gestalt noch besonders zusammen zu setzen, in der das Symbolum bey ihm erscheint. Andere Schriftsteller haben dieses bereits mehrmals gethan; wie zulezt C. W. F. Walch, (Biblioth. Symbolica vetus, p. 37. 38.) welcher hierinne den Joh. Franz. Bernhard Maria de Rubeis, (in Dissertatt. variae eruditionis, Venet. 1762. 4.) zum nächsten Vorgänger gehabt hat. Man findet aber auch beym Joh. Caspar Suicer, (Thes. Eccl. Tom. II. v. Σύμβολον, p. 1086. sq. ed. a. 1682.) ähnliche gute Erläuterungen über dieses Symbolum. Daß die jezt übliche Gestalt desselben mit keiner von den beym Rufinus abgebildeten völlig übereinstimme, lehrt der Augenschein. Zwar sind die in dem Symbolum von Aquileja befindlichen Worte: descendit ad inferna, nach und nach in den abendländischen Gemeinen überall aufgenommen worden, wozu unter andern die dem Augustinus fälschlich zugeschriebenen Predigten de Symbolo, (Opp. Tom. V. Append. p. 278. sq. Tom. VI. Append. p. 757. ed. Bened.) nicht wenig beygetragen haben mögen. In den erstern derselben kömmt auch die alte fabelhafte Sage von dem Apostolischen Ursprunge dieses Glaubensbekenntnisses, am vollständigsten vor; und da jeder Apostel ein Stück desselben hergesagt haben soll, so werden dem Thomas insonderheit die Worte beygelegt: Descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis. Allein der Zusatz, den man zu Aquileja, nach den Worten: Credo in Deum Patrem omnipotentem, oder vielmehr: Credo in Deo Patre omnipotente, wie solches Balüze (Not. ad Rufin. Exposit. Symb. in Append. Opp. Cyprian. p. 199.) aus Handschriften wiederhergestellt

stellt hat, machte: invisibili et impassibili, hat sich doch nicht weiter fortgepflanzt; eben so wenig, als die allerletzte Bestimmung: *huius* carnis resurrectionem. Ueberhaupt erhielt sich die alte Freyheit bey der Ausbildung des Taufsymbolum auch in den Abendländern so lange, daß man noch geraume Zeit nach dem Rufinus dasselbe zu Aquileja selbst, ohne jene Worte: descendit ad inferna, auch sonst mit kleinern Abweichungen, gebraucht hat. Zwo solcher Formeln, welche de Rubeis bekannt gemacht hatte, hat Walch ebenfals in seine genannte Sammlung (p. 54. 55.) eingerückt. J. u. C. G. 363. bis 430.

Noch im Jahr 398. schrieb Rufinus in dem Kloster Pinetum, auf Verlangen seines Freundes, des Presbyter Paulinus, der nachher als Bischof von Nola so berühmt wurde, Libros II. de Benedictionibus XII. Patriarcharum: ein zwar weniger beträchtliches, aber doch hier nicht ganz zu verschweigendes Buch. Paulinus fand in jenen Weißagungen Jacobs (1. B. Mos. C. XLIX.) manches ihm Unverständliche; Rufinus erklärte dieselben in einem dreyfachen Verstande: im historischen, moralischen und mystischen: allein oft, wie man aus den schon angeführten Proben seiner Auslegungsart vermuthen kann, desto willkührlicher, je mehr er in diesem biblischen Abschnitte gesucht hat. Johann Herold (in Orthodoxographis Theologiae sacrosanctae, T. II. p. 1423. sq.) und Johann Jacob Grynäus, (in Monumentis S. S. Patrum orthodoxographis, T. II. p. 1065. sq.) haben diese Schrift zuerst unter dem Nahmen des Rufinus herausgegeben. Sie steht auch in den Werken desselben, die zu Paris im J. 1580. Fol. gedruckt worden sind. Ueberall aber fehlt in einem dazu gehörigen Briefe des Verfassers an den Paulinus, eine Stelle, welche Fontanini (Hist. Liter. Aquilejens. p. 222.) aus der ältesten Handschrift des Buchs ergänzt hat.

Zwey Aufsätze vom Glauben, (Libellus de fide duplex) welche gleichfals dem Rufinus zugeschrieben

J. u. C. G. 363. bis 430.

worden ſind, gehören ihm nicht zu. Den kürzern, eine Sammlung von zwölf Bannflüchen wider mehrere Kezereyen, darunter die meiſten ſich auf die Lehren des Origenes beziehen, hat zwar Heinrich Noris unter ſeinem Nahmen ans Licht geſtellt. (Hiſt. Pelag. L. I. c. 3.) Allein Johann Garnier, der ihn in eben demſelben Jahre 1673. ſeiner Ausgabe des Marius Mercator (T. I. p. 114. ſq.) beyfügte, und mit brauchbaren Anmerkungen erläuterte, zeigte ſchon deutlich genug, daß es die Arbeit eines andern Rufinus ſeyn müſſe: und nachher entdeckte Johann Mabillon (in Muſeo Italico, T. I. p. 218.) daß vielmehr Hieronymus dieſe verdammenden Urtheile aufgeſezt habe. Die weitläufigere dieſer Schriften, welche Jacob Sirmond zu Paris (1650. 8.) bekannt gemacht hat, daher ſie auch unter ſeine Werke eingerückt worden iſt, (Tom. I. p. 160. ſq. ed. Venet.) findet ſich überdies in der gedachten Ausgabe des Mercator, (T. I. p. 285. ſq.). Daß ſie nicht vom Rufinus herrühren könne, ſahen dieſe Gelehrten leicht ein; blieben aber über deſſen wahren Urheber ungewiß. Die Benediktiner, welche die Werke des Auguſtinus herausgaben, machten es ziemlich wahrſcheinlich, daß Pelagius, der berühmte Stifter einer irrgläubigen Parthey, Verfaſſer dieſer Schrift ſey, und daß ſelbſt Auguſtinus (L. XV. de Trinit. c. 38.) ſie gebraucht und gebilligt habe. (in Addend. et Corrigend. ad T. VIII. Opp. Auguſt. poſt Indices Tomi XI.) Ihnen iſt Fontanini (l. c. p. 445.) beygetreten.

Eben dieſer Schriftſteller (l. c. p. 403. ſq.) und andere vor ihm, haben auch bewieſen, daß gewiſſe Erklärungsſchriften über die Bibel, (Commentarii in LXXV. Davidis Pſalmos, in Hoſeam, Ioelem et Amos,) fälſchlich unter dem Nahmen des Rufinus in den neuern Jahrhunderten ans Licht gezogen worden ſind. Von ſeinen ächten Schriften, die er bey Gelegenheit der Origenianiſchen Streitigkeiten ausgefertigt hat, wird bald

in

in der Beschreibung derselben Nachricht gegeben werden. Allein Rufinus war auch ein sehr fleißiger Uebersetzer griechischer Werke. Außer seiner bereits angezeigten Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius, und der in der Folge zu nennenden von verschiedenen Büchern des Origenes, ingleichen von einem Theil der Schutzschrift des Pamphilus für denselben, hat er acht Homilieen des großen Basilius, und zehn des Gregorius von Nazianzus, die dem Römischen Clemens beygelegten Recognitiones, den Canon Paschalis des Anatolius, Bischofs von Laodicea, die sittlichen Vorschriften (Liber centum Sententiarum) des Mönchs Evagrius, der im Jahr 399. in den Wüsten von Nitria starb, für die Mönche, und andere ähnliche Schriften desselben; das Buch des Märtyrers Pamphilus wider die Sterndeuter; (Sententiae adversus Mathematicos,) ingleichen das sittliche Handbuch des Pythagoräischen Philosophen Sixtus oder Xystus, (Enchiridion Sixti) ins lateinische gebracht. In Ansehung dieser letztern Schrift machte ihm Hieronymus, wie man bereits an einem andern Orte (Th. IV. S. 227.) gelesen hat, die bittersten Vorwürfe: obgleich Rufinus, der damals schon gestorben war, mehr die Meinung anderer, daß jener Sixtus der Römische Bischof gleiches Nahmens gewesen sey, als seine eigene, angeführt hatte. Andere Uebersetzungen, welche sonst auf seine Rechnung geschrieben wurden, wie von den Geschichtbüchern des Josephus, sind wenigstens zweifelhaft. Ueberhaupt rühmt nicht allein Gennadius (de Scriptt. Ecclesiast. c. 17.) seine feine Geschicklichkeit in Uebersetzungen aus dem Griechischen; sondern sie wurden auch in der Abendländischen Kirche häuffig, zum Theil selbst beym öffentlichen Gottesdienste, genützt. Meisterhaft sind sie freylich nicht; er erlaubt sich auch die Freyheit im Aendern und Weglassen, die er beym Eusebius und Origenes ausübte, nicht selten bey den übrigen: und die Wahl der übersetzten Schriften hätte

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Bisher hat die Nachricht von zwo Hauptperſonen welche an den Streitigkeiten über den **Origenes** gege das Ende des vierten Jahrhunderts Antheil nahmen, von **Johannes**, Biſchof zu **Jeruſalem**, und vom **Rufi nus**, die Geſchichte dieſer Händel ſelbſt noch zurückg halten; die aber nunmehr verſtändlicher werden kann Es hatte bis um das Jahr 394. nicht das geringſte An hen, daß jene beyden Lehrer mit dem **Hieronymus**, ihre Freunde und Nachbarn, wegen des **Origenes**, den alle drey verehrten, zerfallen würden. **Hieronym** inſonderheit hatte ſich die ſämmtlichen Bücher des Or genes angeſchafft; mehrere derſelben ins Lateiniſche üb ſezt; ſich nach demſelben zur Auslegung der heili Schrift gebildet, und ſtets mit ungemeinen Lobſprü von ihm geſchrieben. Er wünſchte ſogar ein (Praef. in Quaeſtt. Hebr. in Geneſin, p. 507. T ed. Martian.) „daß er dem **Origenes** an Einſicht „die heilige Schrift gleich ſeyn möchte; geſezt „er auch eben ſo verhaßt werden ſollte, wie dieſ In einem nicht lange vor dem Jahr 392. an Freundinn **Paula** geſchriebenen Briefe, iſt er n ohne Ausnahme ein Bewunderer deſſelben; giebt Verzeichniß ſeiner Schriften; verſichert, daß niem ſoviel habe leſen können, als **Origenes** geſchrieben be, und ſezt hinzu: „Wie wurde er aber für alle dieſe „beit belohnt? Der Biſchof **Demetrius** verdamm „ihn; die Stadt **Rom** trat dieſem Urtheil bey, u „hielt gegen ihn eine Verſammlung: nicht wegen d „Neuheit ſeiner Lehren, nicht wegen einer Ketzerey, w „jetzt die wütenden Hunde ſich wider ihn verſtellen; ſo „dern weil ſie den Ruhm ſeiner Beredtſamkeit und Wiſ „ſenſchaft nicht vertragen konnten; weil ſie, wenn „ſprach, alle für ſtumm gehalten wurden.“ (Epiſt XXIX. p. 68. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.)

Aber um eben dieſe Zeit fielen einige Begebenheite vor, welche, wenn ſie nicht die ganze Denkungsart d

Hier

Latina med. et inf. aetatis, T. VI. p. 130. ſq. ed. Patav.) betreffen hauptſächlich ſeine Schriften. In den Anmerkungen, womit ſie Manſi vermehrt hat, ſteht auch eine Beſchreibung der neuen prächtigen Ausgabe von den Werken des Rufinus, welche Dominic. Vallarſi zu Verona im Jahr 1745. in Folio zu beſorgen angefangen hat. In derſelben geht das Leben des Schriftſtellers vom Fontanini, das bisher ſo oft angeführt worden iſt, und einen ſolchen Reichthum von Unterſuchungen in ſich faßt, mit einigen Vermehrungen und Verbeſſerungen des Vallarſi voran. Darauf folgen die Bücher des Rufinus: de benedictionibus XII. Patriarcharum; Commentarius in Symbolum Apoſt. nach Balüzens Ausgabe; Hiſtoria Eremitica; Hiſtoriae Eccl. Libri II. Apologiae II. adverſus Hieronymum, und Apologia ad Anaſtaſium. Im Anhange ſtehen unächte oder bezweifelte Schriften, wie die obengedachten bibliſchen Erklärungen, die beyden Libelli fidei, und das Leben der Jungfrau und Märtyrerinn Eugenia. Ob der zweyte Band dieſer Ausgabe ans Licht getreten ſey, iſt mir wenigſtens nicht bekannt. Die Pariſer Sammlung aber von den Werken des Rufinus, welche R. L. de la Barre im Jahr 1580. in Folio veranſtaltete, enthält von ſolchen, die man ſicher annehmen kann, nur die Erklärung des Seegens der Patriarchen, ingleichen das Symbolum, und die zwey Bücher der Kirchengeſchichte. So ſehr indeſſen Fontanini die Erörterungen der Geſchichte des Rufinus erſchöpft zu haben ſchien; ſo hat doch J. F. B. M. de Rubeis in den Diſſertatt. II. prima de *Tyrannio Rufino* presbytero, &c. (Venedig, 1754. 4.) noch mehr Licht in dieſelbe gebracht, oder doch zu bringen geſucht: wie er denn öfters dem gedachten Prälaten zu ſehr in Kleinigkeiten widerſpricht. Daß auch der Carmelit Cacciari (in ſeiner Diſſ. hiſt. de vita, fide, ac Euſebiana ipſa *Rufini* translatione,) hier nützlich verglichen werden könne, iſt oben (S. 116.) bereits angemerkt worden.

F. u. E. G. 363. bis 430.

J. n. E. G. 363. bis 430.

er ein Anhänger des Origenes ſey. Dagegen verthe
digte ſich Hieronymus in einem beſondern Schreiben a
den Vigilantius (Epiſt. XXXVI. p. 275. ſq. l. c.) i
Jahre 396. eben ſo hitzig, als bitter. Er erklärte ſi
darinne, daß er den Origenes eben ſo geleſen habe, w
den Apollinarius, und andere Ausleger, deren Büch
die Kirche nicht in allen Stücken annehme. „Origene
fährt er fort, iſt ein Ketzer; was geht das mich an
Ich leugne es ja nicht, daß er in den meiſten Lehren e
Ketzer ſey. Er hat über die Auferſtehung der Todt
über den Zuſtand der Seelen, über die Beſſerung
Teufels geirrt; und was noch wichtiger iſt, er ha
ſeiner Erklärung des Jeſaias behauptet, der Sohn
tes und der heilige Geiſt wären Seraphim. A
ich nicht ſagte, daß er geirrt habe, und dieſes nicht
lich mit dem Bannfluche belegte: ſo wäre ich ein
genoße ſeines Irrthums. Denn wir müſſen ſein
nicht ſo annehmen, daß wir auch genöthigt würden,
ſchlimmen Meinungen beyzutreten. Doch hat ebe
ſelbe die heilige Schrift in vielen Stellen gut er
die Dunkelheiten der Propheten ausgelegt, und die
ten Geheimniße des Alten und Neuen Teſtaments o
baret. Wenn ich alſo das Gute von ihm überſezt,
daß Schlimme entweder abgeſchnitten, oder verbeſſ
oder verſchwiegen habe: muß man es mir zur Laſt leg
warum die Lateiner durch mich ſein Gutes haben, u
ſein Schlimmes nicht kennen?“ Er führt auch den
larius und den Biſchof von Vercellä, Euſebius, a
welche gleichfals viele Schriften des Origenes überſe
das Ketzeriſche aber aus denſelben weggelaſſen hätten.

Schon war alſo Hieronymus erhizt genug, m
aus Beſorgniß für den Ruf ſeiner Rechtgläubigkeit, ſi
bey jeder Veranlaſſung eifrig gegen den Origenes z
erklären. Aber er vergaß vollends alle Schranken de
Mäßigung, als der alte ſo ſehr verehrte Gegner jene
berühmten Mannes, Epiphanius, im Jahr 394. z

Jeru

Hieronymus vom Origenes veränderten, doch wenigstens in seinen öffentlichen Urtheilen über denselben, den heftigsten Widerspruch gegen die ältern hervorbrachten, und überhaupt diesen Gegenstand in eine sehr sonderbare Streitigkeit verflochten. Aterbius, ein Mann, den man weiter nicht kennt, kam mit andern nach Jerusalem. Ganz wütend, so schreibt Hieronymus, (advers. Rufinum, Libr. III. p. 466. sq. l. c.) machten sie dem Rufinus Vorwürfe, daß er den Irrthümern des Origenes zugethan sey; zugleich schlossen sie aus der Freundschaft des Hieronymus mit demselben, daß dieser einerley Meinungen hege. Der leztere befriedigte sie durch die Verdammung jener Lehrsätze; Rufinus hingegen verschloß sich in seiner Wohnung, ohne den Aterbius sehen zu wollen. Zwar giebt Hieronymus zur Ursache dieses Verhaltens an, daß Rufinus weder seinem Beyspiele habe folgen, noch durch ein gegenseitiges sich als einen Ketzer habe offenbaren wollen; er versichert überdieß, daß Aterbius, wenn er die Stadt nicht bald verlassen hätte, den Stock gefühlt haben würde, mit welchem Rufinus die Hunde abzuwehren pflegte. Doch diese Vermuthungen haben aus dem Munde eines Gegners kein Gewicht; man sieht nur so viel aus seiner Erzählung, daß er und sein damaliger Freund die Beschuldigung des Origenismus auf eine sehr verschiedene Art — welcher von beyden zu seiner größern Ehre? fällt bald in die Augen — aufgenommen haben. J. II. C. G. 363. bis 430.

Der Anfall eines solchen gemeinen und rohen Eiferers scheint unbeträchtlich gewesen zu seyn. Gleichwohl erschütterte er schon die Gesinnungen des Hieronymus ungemein: und unglücklicher Weise erfolgte kurz darauf, im Jahre 394, nach andern etwas später, ein zweyter, der schon mehr zu bedeuten hatte. Vigilantius gab, wie in der Geschichte desselben (Th. IX. S. 263.) erzählt worden ist, dem Hieronymus sowohl mündlich zu Jerusalem, als auf seiner Rückreise und in Schriften Schuld, daß

J. u. C. G. 363. bis 430.

„ruhmräthigen Alten, geſchrieen, und dich nicht geſchän
„ihm ins Geſicht zu ſagen, er gehe mit allem Vorſa
„ſo langſam fort? Erinnere Dich doch jenes Tages,
„das Volk, bloß in der Hoffnung, den Epiphanii
„predigen zu hören, bis zur erſten Nachmittagsſtun
„aufgehalten wurde, was Du damals geprediget ha
„Du ſprachſt nemlich in wütendem Zorne gegen die A
„thropomorphiten, welche mit bäuriſcher Einfa
„glauben, Gott habe ſolche Glieder, wie ihm in d
„heiligen Schrift beygelegt werden. Damals wandt
„Du Augen und Hände, und den ganzen Körper a
„jenen Alten, weil Du ihn dieſer ſo thörigten Ketze
„verdächtig machen wollteſt. Nachdem Du ermü
„mit trocknem Munde, rückwärts gebeugtem Na
„und zitternden Lippen geſchwiegen hatteſt; und en
„die Wünſche des ganzen Volks erfüllt worden wa
„was hat Dir der wahnwitzige und alberne Alte get
„Er ſtand auf, um anzuzeigen, daß er etwas we
„reden wolle, grüßte die Gemeine mit Stimme
„Hand, und ſagte: Alles was mein Bruder, d
„Amte nach, und mein Sohn, dem Alter na
„wider die Ketzerey der Anthropomorphiten
„ſprochen hat, hat er gut und rechtgläubig
„ſprochen. Ich verdamme ſie auch ſelbſt. A
„es iſt billig, daß wir eben ſo, wie wir dieſe K
„zerey verdammen, auch die verkehrten Lehrſä
„des Origenes verdammen, Du wirſt es noch
„halten haben, was darauf für ein allgemeines Geläc
„ter und zurufender Beyfall erfolgt ſey.“

Obgleich einige, zum Theil hier nicht angeführt Umſtände dieſer Erzählung dunkel oder ſtreitig ſind, weil ſie ganz auf einem heftigen Schreiben des Hieronymus wider den Biſchof zu Jeruſalem beruht; ſo iſt doch di Hauptſache, auch wie er ſie zum Vortheil des Epipha nius darſtellt, hinlänglich, um den Ausbruch dieſer Hän del zu beurtheilen. Er möchte es gerne als ausgemach

an

Jeruſalem alles wider denſelben in Bewegung zu ſetzen J. n. C. G. 363 verſuchte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Epiphanius hauptſächlich deswegen in dieſe Stadt gekommen ſey, um den weitern Fortgang des Anſehens und 430. der Lehren des Origenes, dem der dortige Biſchof Johannes, Rufinus, und viele andere, ſowohl von der Geiſtlichkeit, als aus dem Mönchsſtande ſehr ergeben waren, zu hintertreiben. Johannes nahm ihn in ſeine Wohnung auf, und verſicherte nachmals mit einem Eide, daß Epiphanius daſelbſt mit ihm wegen der Origeniſchen Lehrſätze gar nicht geſprochen habe. Er betrug ſich auch gegen den Rufinus freundſchaftlich, indem er ihn zum Kuße des Friedens und zum gemeinſchaftlichen Gebete zuließ. Allein bald darauf hielt er in der Kirche, welche an dem Auferſtehungsorte Chriſti erbauet war, eine Predigt wider den Origenes; oder im Grunde wider den gegenwärtigen Biſchof Johannes ſelbſt. Es iſt der Mühe werth, die Erzählung des ebenfals anweſenden Hieronymus, wenn ſie gleich äuſſerſt partheyiſch iſt, über die damals vorgefallene unanſtändige, zum Theil lächerliche Auftritte, beyzubringen. (Epiſt. XXXVIII. p. 312. ſq. ed. Martian.) „Du und „dein Anhang, ſo redet er den Johannes an, gabt durch „hundemäßiges Zähnebläken, durch Naſerümpfen, „Kopfkratzen und durch Winke, zu verſtehen, daß ihr „den alten Mann für aberwitzig hieltet. Haſt Du ihm „nicht, vor dem Grabe des Herrn, durch einen abgeſchickten Archidiakonus befehlen laſſen, von ſolchen „Dingen weiter nicht zu reden? Welcher Biſchof hat „dieſes jemals ſeinem Presbyter vor der Gemeine befohlen? Haſt Du nicht, als ihr darauf von der Auferſtehungskirche (Anaſtaſis) zur Kreuzkirche (Crux) gienget, und ein großer Hauffen von jedem Alter und Geſchlechte zuſammenlief, ihm die Kinder darbot, die „Füße küßte, den Saum vom Kleide abzupfte, als er „in dieſem Gedränge nicht fortſchreiten, ſich kaum erhalten konnte, von Neid getrieben, gegen ihn, als einen

J. u. C. G. 363. bis 430.

„ruhmräthigen Alten, geschrieen, und dich nicht geschämt, „ihm ins Gesicht zu sagen, er gehe mit allem Vorsatze „so langsam fort? Erinnere Dich doch jenes Tages, da „das Volk, bloß in der Hoffnung, den Epiphanius „predigen zu hören, bis zur ersten Nachmittagsstunde „aufgehalten wurde, was Du damals geprediget hast! „Du sprachst nemlich in wütendem Zorne gegen die An„thropomorphiten, welche mit bäurischer Einfalt „glauben, Gott habe solche Glieder, wie ihm in der „heiligen Schrift beygelegt werden. Damals wandtest „Du Augen und Hände, und den ganzen Körper auf „jenen Alten, weil Du ihn dieser so thörigten Ketzerey „verdächtig machen wolltest. Nachdem Du ermüdet, „mit trocknem Munde, rückwärts gebeugtem Nacken, „und zitternden Lippen geschwiegen hattest; und endlich „die Wünsche des ganzen Volks erfüllt worden waren; „was hat Dir der wahnwitzige und alberne Alte gethan? „Er stand auf, um anzuzeigen, daß er etwas weniges „reden wolle, grüßte die Gemeine mit Stimme und „Hand, und sagte: Alles was mein Bruder, dem „Amte nach, und mein Sohn, dem Alter nach, „wider die Ketzerey der Anthropomorphiten ge„sprochen hat, hat er gut und rechtgläubig ge„sprochen. Ich verdamme sie auch selbst. Aber „es ist billig, daß wir eben so, wie wir diese Kez„zerey verdammen, auch die verkehrten Lehrsätze „des Origenes verdammen. Du wirst es noch be„halten haben, was darauf für ein allgemeines Gelach„ter und zurufender Beyfall erfolgt sey.“

Obgleich einige, zum Theil hier nicht angeführte Umstände dieser Erzählung dunkel oder streitig sind, weil sie ganz auf einem heftigen Schreiben des Hieronymus wider den Bischof zu Jerusalem beruht; so ist doch die Hauptsache, auch wie er sie zum Vortheil des Epiphanius darstellt, hinlänglich, um den Ausbruch dieser Händel zu beurtheilen. Er möchte es gerne als ausgemacht an-

annehmen, daß Epiphanius den Johannes vorher mündlich erinnert habe, ehe er gegen ihn predigte. Allein wenn er auch dieses bewiesen hätte; so war doch ein solcher öffentlicher Anfall auf den Bischof in der Versammlung seiner Gemeine unverantwortlich. Hieronymus macht sich auch darüber lustig, daß Johannes versicherte, er habe in seiner gedachten Predigt wider die Anthropomorphiten; (so nannte man die hitzigsten Gegner des Origenes, welche wirklich, um sich von seinen Begriffen durchaus zu unterscheiden, auf so grobe von Gott verfielen,) oder in einer andern, nach Veranlassung des vorgelesenen biblischen Absatzes, über alle kirchliche Lehren geredet, welche er bis dahin ohne Aufhören in der Kirche vorgetragen habe. Man begreift unterdessen leicht, wie Johannes in einer Predigt, welche er zu seiner Vertheidigung halten mußte, einen kurzen Begriff der Glaubenslehre, besonders über die ihm gemachten Vorwürfe, habe anbringen können. J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine solche mit so vielem öffentlichem Aufsehen ertheilte Losung zum Streite, als Epiphanius im Vertrauen auf sein großes Ansehen gegeben hatte, zog gar bald wichtige Folgen nach sich: und er sorgte selbst dafür, daß es an denselben nicht fehlen möchte. Er kam in das Kloster zu Bethlehem, wo sich Hieronymus aufhielt, unter allen Merkmalen des Verdrusses über die Predigt des Johannes, mit dem er, wie er sagte, zu übereilt die Kirchengemeinschaft unterhalten habe. Das ganze Kloster bat ihn zwar, nach Jerusalem zurück zu kehren, und er that es auch; reiste aber schon in der folgenden Nacht wieder fort, ohne sich mit dem dortigen Bischof unterredet zu haben. Kurz darauf schrieb er mehrmals an die Mönche zu Bethlehem, und forderte schlechterdings von ihnen, daß sie keine kirchliche Gemeinschaft mit ihrem Bischof unterhalten sollten, wenn er nicht vorher in Ansehung seines Glaubens, sich genugthuend erklärt hätte. Sie folgten dem Epiphanius alle; auch

Hiero-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Hieronymus, der vornehmſte unter ihnen. Ruſinus hingegen, der zugleich Mönch und Presbyter war, blieb dem Johannes ergeben; dadurch bekam ſeine Freundſchaft mit dem Hieronymus den erſten Stoß. Dieſe Trennung in der Gemeine zu Jeruſalem erſtreckte ſich zwar nicht bis auf die ordentlichen Lehrer oder Aelteſten; ſtiftete aber doch eine ärgerliche Zerrüttung.

Epiphanius vergrößerte ſie noch dadurch, daß er, ein auswärtiger Biſchof, für Mönche in dem Kirchenſprengel von Jeruſalem, einen Presbyter weihte. Ob es dieſen an einem ſolchen Lehrer ſogleich damals gefehlt habe, weil ſie als Mönche keinen öffentlichen Gottesdienſt zu verwalten berechtigt waren, läßt ſich freylich nicht völlig ausmachen. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß die Aelteſten des Biſchofs Johannes jenen ſchismatiſchen Mönchen die Ausübung ihres Amtes gar bald werden verſagt haben: und der gelehrte Presbyter, den ſie unter ſich hatten, Hieronymus, war nicht allein wider ſeine Neigung dazu beſtellt worden; ſondern konnte auch niemals dahin gebracht werden, an Statt der Vorſchriften des Mönchslebens, die Pflichten des Lehramtes zu erfüllen. Hierinne ahmte ihm ein anderer dortiger Mönch, Vincentius, der gleichfals Presbyter war, nach. Hieronymus aber hatte einen jüngern Bruder von beynahe dreyßig Jahren, Paulinianus, im Kloſter neben ſich, der dem Biſchof von Jeruſalem ſchon ſeit einiger Zeit auswich, weil ihn derſelbe auch zum Presbyter ernennen wollte. Wenigſtens beruft ſich Epiphanius in ſeinem Schreiben an dieſen Biſchof, (Epiphan. Opp. T. II. p. 312. ſq. Hieronymi Epiſt. CX. p. 822. ſq.) worinne er ſeine Handlung rechtfertigt, darauf. Nach ſeiner Verſicherung wünſchten ihn die Mönche zu Bethlehem ſelbſt zu ihrem Lehrer, indem ſie ſich beklagten, daß ſie niemanden hätten, der ihnen den öffentlichen Gottesdienſt hielte. (Domini ſacramenta conficere.) Als daher Paulinianus

mit

bgekommen wären, ihre vorige Wärme verlohren hät- J. n.
en. Er unterſteht ſich, zu lehren, der Teufel werde C. G.
ieder dasjenige werden, was er ehemals geweſen war, 363.
nd zu ſeiner erſten Würde im Himmel von neuem ge- bis
ngen. Die Röcke von Fellen, welche Gott für den 430.
dam und Eva verfertigte, hält er für die menſch-
hen Körper. Durch ſchlüpfrige Beweisgründe leug-
t er die Auferſtehung des Fleiſches. Er ſchenkt
s das Paradies im dritten Himmel, und verſetzt
sjenige, deſſen die Schrift gedenkt, von der Erde in
n Himmel, erklärt auch alle Bäume in demſelben alle-
riſch, nämlich für Engliſche Mächte. Eben ſo ver-
ht er die Waſſer über der Feſte; und die unter
erſelben befindlichen hält er für entgegengeſezte Mäch-
, oder Dämonen. Unter die vielen ſchlimmen Lehr-
he, welche Origenes vorgetragen habe, zählt Epi-
hanius auch dieſen, daß Adam das Ebenbild Got-
s verlohren habe; welches doch die Schrift nirgends
ge. Wäre dieſes wahr, ſezt er hinzu, ſo würde nicht
ch alles in der Welt dem menſchlichen Geſchlechte die-
en; indem es daran durch das göttliche Ebenbild ein
echt empfangen hat.

Dieſes Schreiben, das Rufinus in der Folge dem
ieronymus beylegte, vermuthlich, weil es mit deſſen
eſinnungen, auch gegen ihn, ſo ſehr übereinſtimmte,
rde nicht allein in Paläſtina durch viele Abſchriften
gebreitet, und ſehr begierig geleſen; ſondern auch,
Hieronymus verſichert, (Epiſt. XXXIII. p. 248.)
gen der Gelehrſamkeit und Reinigkeit der Schreibart,
ohl von Gelehrten als Ungelehrten bewundert. Aber
r überſezte es bald, auf Verlangen eines Italiäni-
n Mönchs Euſebius, ins Lateiniſche. Euſebius
te dieſe nach dem Geſtändniſſe des Hieronymus eil-
ig in die Feder geſagte Ueberſetzung anderthalb Jahre
ß zu ſeinem Gebrauche, als ſie ihm entwandt, und
den Gegnern des Epiphanius und Hieronymus

J. n. E. G. 363. bis 430.

vorgezogen, und darauf geſehen werden, nicht was, ſondern wenn, wie und warum es geſchehen ſey. Denn da es keinen Unterſchied zwiſchen den Lehrern gebe, ſo ſollte Johannes vielmehr darüber froh ſeyn, daß Epiphanius durch die Furcht Gottes genöthigt worden iſt, eine nützliche Sache vorzunehmen. Außer demjenigen, was vorher bereits aus dieſem Schreiben angeführt worden iſt, enthält es beſonders ausführliche Warnungen vor der Ketzerey des Origenes. Bald ſcheint es, daß der Verfaſſer nur bey Wünſchen und Erinnerungen ſtehen bleibe. „Gott befreye Dich, Bruder, ſchreibt er, „und das heilige Volk Chriſti, das Dir anvertrauet „iſt, und alle Brüder, welche bey dir ſind, vornehmlich „aber den Presbyter Rufinus, vor dieſer und allen „andern verderblichen Ketzereyen!“ Andere Stellen aber ſcheinen mehr die wahre Abſicht des Epiphanius aufzudecken; nämlich den Biſchof zu Jeruſalem wirklich zum Anhänger jener Ketzerey zu machen. Denn er ſagt ausdrücklich, (p. 824.) es habe ihn gereuet, die kirchliche Gemeinſchaft mit dem Johannes unterhalten zu haben: da er doch die Irrthümer und Lehren des Origenes ſo ſehr vertheidige. Er vergißt auch nicht, dieſe Irrthümer herzurechnen, zum Theil ſogar zu widerlegen. Ob ſie gleich bereits oben (S. 105. fg.) aus dem großen Werke des Epiphanius angeführt worden ſind; ſo müſſen ſie doch auch hier, wegen einiger dabey angebrachten Veränderungen oder Zuſätze, wiederholt werden. Origenes hat alſo gelehrt, daß weder der Sohn Gottes den Vater, noch der heilige Geiſt den Sohn ſehen könne. Er hat behauptet, die Seelen wären ehemals Engel im Himmel geweſen; aber wegen ihrer Sünden in dieſe Welt, wie in Gräber herabgeſtoßen, und in ihre Körper zur Strafe verwieſen worden. Die Wahrheit der Geſchichte verfälſcht er durch lügenhafte Allegorieen, und verdreht die Worte nach ſeinen Abſichten, wie er zum Beyſpiel das Wort ψυχή von ψυχεσθαι herleitet, weil die Seelen, indem ſie von der Höhe

her-

llgemeine Erklärung über seine Rechtgläubigkeit hätte J. u. C. G. 363. bis 430.
eine Gegner nicht befriedigt. Unterdessen that er et-
was, woraus seine Friedensliebe hervorleuchtete: er er-
uchte den Bischof Theophilus von Alexandrien, der
ür einen Freund des Origenes gehalten wurde, die
Einigkeit wiederherzustellen. Rufinus, ein Schüler
nd Freund des Theophilus, mag ebenfals bey dem-
elben daran gearbeitet haben; wiewohl Hieronymus
ie Bemühungen desselben als ganz feindselig vorstellt.
in Rufin. L. III. p. 453. sq. Opp. l. c.) Zu gleicher
Zeit versuchte es der Comes Archelaus, der im fol-
genden Jahre Statthalter von Aegypten wurde, ein
frommer und beredter Mann, beyde Partheyen mit ein-
ander auszusöhnen. Unsere Hauptforderung, sagt Hie-
ronymus, (Epist. XXXVIII. p. 331.) war diese, daß
sich Johannes über den Glauben richtig erklären sollte.
Man bestimmte einen Ort der Zusammenkunft; der Bi-
schof versprach hinzukommen, und die Mönche erschie-
nen bereits in großer Anzahl daselbst. Auf einmal ließ
er melden, daß er sich wegen der Krankheit einer gewis-
sen Frauensperson nicht einfinden könne. Archelaus
brachte die Versammlung dahin, noch zween Tage zu
warten; er kam aber eben so wenig. Ueber dieses Auf-
bleiben macht sich Hieronymus, von dem die ganze
Erzählung herrührt, sehr lustig; man weiß aber nicht,
wie treu seine Nachrichten sind, und ob nicht Johan-
nes den Verdacht geschöpft habe, daß seine Mönche,
unter dem Vorwande des Glaubens, ihn haben nöthigen
wollen, nach ihrer Vorschrift Verdammungsurtheile
auszusprechen. Doch kurz darauf langte Isidorus,
ein Aegyptischer Aeltester, als Abgeordneter des Theo-
philus, in Palästina an. Ob er gleich die Anführer
beyder Partheyen sprach; so konnte er sie doch nicht mit
einander vereinigen: zumal, da er sich zu merklich auf
die eine Seite neigte. Denn Hieronymus scheint sich
mit Rechte darüber zu beschweren, daß Isidorus nicht
allein bereits vor seiner Ankunft sich für den Origenes

J. n. C. G. 363. bis 130. nach Jeruſalem gebracht wurde. Der leztere gab nachmals zu verſtehen, (l. c.) daß es wohl der Biſchof Johannes ſeyn möchte, der dieſen Diebſtahl veranlaßt hätte; anderwärts hingegen beſchuldigt er deſſen den Rufinus (in Rufin. L. III. p. 439. l. c. Opp.) Es iſt für dieſe Geſchichte zu klein, darüber Unterſuchungen anzuſtellen, die ohnedieß auf keinen ſichern Grund gebauet werden können. Genug, man warf dem Hieronymus vor, daß ſeine Ueberſetzung ſehr ungetreu ſey, und daher von dem gedachten Schreiben einen ganz falſchen Begriff gebe. In der Beſorgniß, daß man zu Rom wirklich einen ſolchen Argwohn gegen ihn erregen möchte, ſchrieb er an den Pammachius einen langen Brief, oder vielmehr eine Abhandlung, von der beſten Art zu überſetzen, (de optimo genere interpretandi. Epiſt. XXXIII. p. 248. ſq. ed. Martian.) Er vertheidigt ſich darinne nicht übel, daß er das Schreiben des Epiphanius nicht durchaus wörtlich überſezt habe. Was aber ſeine allgemeinen Grundſätze vom Ueberſetzen betrifft, die er zugleich angebracht hat: ſo gehöret die Anzeige derſelben in ſeine Lebensgeſchichte.

Während dieſer Zeit, oder bis ins Jahr 396. verantwortete ſich der Biſchof von Jeruſalem nicht ſchriftlich wider den Epiphanius: eine Gelaſſenheit, welche den leztern ſo ſehr verdroß, daß er ſich in vielen Briefen an Biſchöfe in Paläſtina darüber beſchwerte. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 334.) Auch Hieronymus fand es unanſtändig, daß Johannes auf Fragen und Vorwürfe über Glauben und Ketzerey nicht antworte; da doch ſo viele Brüder und große Hauffen von Mönchen in Paläſtina die Kirchengemeinſchaft mit ihm aufgehoben hätten. (l. c. p. 308.) Allein das Betragen des Johannes ſcheint bedachtſam und klug geweſen zu ſeyn. Eine Verdammung der Lehrſätze des Origenes, die man von ihm erwartete, konnte er nicht wohl leiſten; eine Entſchuldigung derſelben, die ihnen zum Theil gebührte, würde ihn noch verdächtiger gemacht haben: und eine allge-

allgemeine Erklärung über seine Rechtgläubigkeit hätte seine Gegner nicht befriedigt. Unterdessen that er etwas, woraus seine Friedensliebe hervorleuchtete: er ersuchte den Bischof **Theophilus** von **Alexandrien**, der für einen Freund des **Origenes** gehalten wurde, die Einigkeit wiederherzustellen. **Rufinus**, ein Schüler und Freund des **Theophilus**, mag ebenfals bey demselben daran gearbeitet haben; wiewohl **Hieronymus** die Bemühungen desselben als ganz feindselig vorstellt. (in Rufin. L. III. p. 453. sq. Opp. l. c.) Zu gleicher Zeit versuchte es der **Comes Archelaus**, der im folgenden Jahre Statthalter von Aegypten wurde, ein frommer und beredter Mann, beyde Partheyen mit einander auszusöhnen. Unsere Hauptforderung, sagt **Hieronymus**, (Epist. XXXVIII. p. 331.) war diese, daß sich **Johannes** über den Glauben richtig erklären sollte. Man bestimmte einen Ort der Zusammenkunft; der Bischof versprach hinzukommen, und die Mönche erschienen bereits in großer Anzahl daselbst. Auf einmal ließ er melden, daß er sich wegen der Krankheit einer gewissen Frauensperson nicht einfinden könne. **Archelaus** brachte die Versammlung dahin, noch zween Tage zu warten; er kam aber eben so wenig. Ueber dieses Ausenbleiben macht sich **Hieronymus**, von dem die ganze Erzählung herrührt, sehr lustig; man weiß aber nicht, wie treu seine Nachrichten sind, und ob nicht **Johannes** den Verdacht geschöpft habe, daß seine Mönche, unter dem Vorwande des Glaubens, ihn haben nöthigen wollen, nach ihrer Vorschrift Verdammungsurtheile auszusprechen. Doch kurz darauf langte **Isidorus**, ein Aegyptischer Aeltester, als Abgeordneter des **Theophilus**, in Palästina an. Ob er gleich die Anführer beyder Partheyen sprach; so konnte er sie doch nicht mit einander vereinigen: zumal, da er sich zu merklich auf die eine Seite neigte. Denn **Hieronymus** scheint sich mit Rechte darüber zu beschweren, daß **Isidorus** nicht allein bereits vor seiner Ankunft sich für den **Origenes**

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

und deſſen Freunde erklärt, ſondern ſich auch geweigert habe, ihm die an ihn gerichteten Briefe des Theophilus zu übergeben, weil ihm ſolches der Biſchof von Jeruſalem verboten hätte. (Hieron. Epiſt. XXXVIII. p. 330. ſq. ed. Mart.) Hingegen erklärte es Hieronymus für eine grobe Lüge, daß er und ſeine Anhänger, nach dem Vorgeben des erſtgenannten Biſchofs, mehrmals und ſogar eidlich, dem Iſidorus verſichert hätten, ſie fänden jetzt eben ſo wenig an dem Glauben des Johannes zu tadeln, als da ſie noch die Kirchengemeinſchaft mit ihm unterhielten. Er geſtand aber doch ſo viel, daß er den Johannes vorher niemals einer Ketzerey ſchuldig gehalten habe, bis ihm dieſelbe vom Epiphanius wäre vorgeworfen, und von dieſem zugleich allen Mönchen eingeſchärft worden, die kirchliche Gemeinſchaft mit ihrem Biſchof aufzuheben; auch er habe dieſes gethan, ohne zu unterſuchen, worinne dieſe Ketzerey beſtehe, und ohne eben die Vertheidigung des Epiphanius zu übernehmen, der ihm übrigens höchſt ehrwürdig ſey. (l. c. et Epiſt. XXXIX. p. 336.) Das heißt doch in der That nichts anders, als daß Hieronymus bereit geweſen iſt, einen jeden ſogleich als einen Ketzer zu fliehen, den Epiphanius dafür ausgab: bloß darum, weil dieſer ein zu angeſehener Mann war, als daß man ihm hätte widerſprechen dürfen.

Auf der andern Seite beklagte ſich Johannes darüber, daß er von der Parthey des Hieronymus weiter nichts verlangt habe, als ſie möchte ſich, obgleich manche von derſelben wider die Kirchengeſetze geweiht worden wären, wieder mit der Kirche vereinigen, und nicht eine unabhängige Gemeine vorſtellen; daß ſie aber Statt deſſen vielmehr ſeinen Glauben verdächtig gemacht hätte. Dieſes und vieles andere ſagte er zu ſeiner Ehrenrettung in einem Schreiben, welches er dem Iſidorus, bey ſeiner Rückreiſe, an den Theophilus mitgab. Es iſt von demſelben nur noch eine Anzahl Stellen in zwey

Brie-

heydnische und Platonische Lehre. Als ich einen von J. n. C. G. 363. bis 430.
urem Hauffen nöthigte, zu sagen, was er von der Seele
ächte, ob sie vor dem Körper da gewesen sey, oder nicht?
ntwortete er, Körper und Seele wären zugleich da ge-
esen. Ich wußte es wohl, daß dieser Ketzer Fallstri-
e in seinem Vortrage suchte. Endlich fand ich, daß
r erst alsdann, nachdem er den Körper beseelt hatte,
asjenige Seele genannt wissen wollte, was vorher ein
Dämon, oder ein Engel des Satan, oder ein Geist
er Hurerey, oder auf der entgegengesetzten Seite, eine
errschaft, eine Gewalt, ein verwaltender Geist, oder
n Bote genannt worden sey. Wenn aber die Seele
her vorhanden war, als Adam im Paradiese gebildet
urde, und in jedem Zustande etwas gethan hat: so
uß eine Ursache vorhergegangen seyn, warum sie, die
uerst ohne Körper war, nachher mit einem umgeben
orden ist. Und wenn es der Seele natürlich ist, ohne
Körper zu seyn: so ist es wider die Natur, im Körper
u seyn. Ist aber dieses leztere wahr: so wird auch die
uferstehung des Körpers wider die Natur seyn. Allein
ie Auferstehung wird nicht wider die Natur erfolgen:
lso wird nach eurer Meinung der wider die Natur auf-
rstehende Körper keine Seele haben. — Warum brichst
Du die angefangene Erörterung über die menschliche See-
e auf einmal ab, um Dich zu den Engeln und zu dem
eibe Christi zu wenden? Wenn das Einblasen Gottes,
welches Du doch nicht zugiebst,) den Zustand der Seele
estezt, woher bekam sie Eva, der sie Gott nicht einge-
lasen hat? Ich will nicht gedenken, daß Eva, welche
um Vorbilde der Kirche von der Ribbe des Mannes
ebauet worden ist, nach so vielen Jahrhunderten nicht
ie Verleumdungen ihrer Enkel ausstehen sollte. Wo-
er haben ihre ersten Kinder, woher hat das ganze
enschliche Geschlecht seine Seelen bekommen? Etwan
urch eine natürliche Fortpflanzung, (ex traduce) wie
ey den Thieren? oder sind die vernünftigen Geschöpfe
us Begierde nach den Körpern, allmälig auf die Erde

J. u. C. G. 363. bis 430.

herabgesunken, und zulezt auch an die menschlichen Leiber gebunden worden? Bringt nicht vielmehr, wie die Kirche nach dem Ausspruche des Erlösers lehrt: Mein Vater wirket bis jezt, und ich wirke auch; ingleichen nach dem Zacharias: Der den Geist des Menschen in ihm bildet, auch nach den Psalmen: Der in jedem die Herzen bildet, Gott täglich Seelen hervor? Ich weiß, was ihr dagegen zu sagen pflegt; daß ihr uns Ehebrüche und Blutschanden vorwerft; aber dieses kann auch wider euch gedreht werden. Was dem Schöpfer der gegenwärtigen Zeit unanständig zu seyn scheinet, das ist auch seines Geschenks unwürdig. Aus Ehebruch gebohren werden, ist nicht die Schuld des Gebohrnen; sondern des Zeugenden. Der Körper und die Seele haben Einen Schöpfer. Jephtah, den der Apostel unter die Heiligen rechnet, war der Sohn einer Hure. Wenn es anstößig ist, von einem menschlichen Körper gebohren werden; wie konnten Isaac, Simson und Johannes der Täuffer Kraft einer göttlichen Verheissung gebohren werden?

Er wirft ferner dem Johannes vor, daß er zwar in seinem Schreiben ein gewaltiges Wortgeräusche über die Auferstehung erregt; aber indem er neunmal den Körper genannt, nicht ein einzigesmal das Fleisch erwähnt habe. Er möchte nicht sagen, Fleisch und Körper sey einerley; warum hätte er denn nicht beydes gleichbedeutend gebraucht? Aber diese Wörter hätten auch nicht einmal einerley Bedeutung; alles Fleisch sey ein Körper; nicht jeder Körper sey Fleisch, indem es auch einen luftigen gebe, der nicht gesehen, noch gefühlt werde. Johannes, fährt er fort, hat nur darum so geschrieben, damit wir glauben möchten, er lehre die Auferstehung des Fleisches; da hingegen die Vollkommenen von seiner Parthey, welche mit dem Psalm zu sagen pflegen: Der ganze Ruhm der Königstochter ist inwendig, wohl wußten, daß er dieselbe leugne. So verwarf auch Origenes den gemeinen Glauben der Christen, als wenn eben dieselben Knochen,

das

das Fleiſch und Blut, welches wir jezt haben, dereinſt auferſtehen würden; er gab ſolches nur von der Grundlage und dem Saamen des gegenwärtigen Körpers zu, welches er ἐντερεώνη, das Innere oder den Kern deſſelben, nannte: indem bey dem gewöhnlichen Begriffe, nach ſeiner Meinung, viel Ungereimtes über die Einrichtung und Beſtimmung des menſchlichen Körpers angenommen werden müßte. Dagegen beruft ſich Hieronymus auf das Symbolum unſers Glaubens und unſerer Hoffnung, das die Apoſtel gelehrt haben, das nicht auf Papier und mit Tinte, ſondern in den fleiſchernen Tafeln des Herzens geſchrieben wird; und worinne nach dem Bekenntniſſe der Dreyeinigkeit, ingleichen der Einheit der Kirche, die ſämmtliche geheiligte chriſtliche Lehre (omne Chriſtiani dogmatis ſacramentum) mit der Auferſtehung des Fleiſches beſchloſſen werde. Er bringt darauf Schriftſtellen bey, welche beweiſen ſollen, daß das jezige Fleiſch nothwendig auferſtehen müſſe, weil es von demſelben heiſſe, daß es werde übergekleidet werden, in der Hoffnung ruſen, nicht die Verweſung, wohl aber das Heil Gottes ſehen. Selbſt nach Chriſti Zeiten, ſagt er, habe niemand ſo deutlich von der Auferſtehung des Fleiſches geſchrieben, als Hiob (C. XIX.) vor Chriſto davon geweiſſagt habe; er habe ſich recht unter dem Leiden ſeines Fleiſches damit aufgerichtet, daß eben daſſelbe dereinſt werde auferweckt werden. Ich will nun ganz frey, ſezt Hieronymus hinzu, im Glauben der Kirche bekennen. Die Wahrheit der Auferſtehung kann ohne Fleiſch und Knochen, ohne Blut und Gliedmaaßen, gar nicht verſtanden werden. Wo alles dieſes iſt, da muß auch ein Unterſchied der Geſchlechter ſeyn: und wo dieſer ſich findet, da iſt Johannes Johannes, und Maria iſt Maria. Fürchte Dich nicht vor der Heyrath derer, welche ſchon vor dem Tode in ihrem Geſchlechte, ohne die eigenthümlichen Werke des Geſchlechts gelebt haben. Wenn geſagt wird: An demſelben Tage werden ſie weder freyen, noch ſich

J. n. C. G. 363. bis 430.

T. n. T. G. 363. bis 430.

freyen laſſen, ſo gilt ſolches von denen, welche fre
können, und gleichwohl nicht freyen werden. — Nu
den Körper weg, und ſetze an deſſen Stelle das Flei
ſo haſt Du Mann und Weib nicht geleugnet. D
wer lebt mit dem Ruhm der Keuſchheit, der nicht
Geſchlecht haben ſollte, mit welchem Unkeuſchheit
begangen werden können? Die uns verſprochene Ae
lichkeit mit den Engeln iſt eine Seligkeit, in welc
ſich die Engel ohne Fleiſch und Geſchlechte befinden;
uns aber in unſerm Fleiſche und Geſchlechte geſchenkt w
den ſoll. Die Auferſtehung von Gliedern, welche
Pflicht nicht verrichten werden, darf nicht gleich üb
flüßig ſcheinen, da wir uns noch in dieſem Leben be
hen, die Geſchäfte der Gliedmaaßen nicht zu erfüll
Die Gründe aber, welche Du von Knaben und Kinde
von Alten, und Speiſen, und Unflath wider die Ki
hergenommen haſt, ſind nicht die Deinigen; ſie ſind
der Quelle der Heyden gefloſſen. Henoch und Elias
doch ſeit ſo langer Zeit in eben dem Alter verblieben, in
chem ſie in den Himmel aufgenommen worden ſind.
haben Zähne, einen Bauch und Zeugungsglieder; gle
wohl bedürfen ſie weder der Speiſen, noch der Eheweil
Warum verleumdeſt Du die Macht Gottes? Er, de
viele veränderte Körper aus den allererſten Beſtandt
len hervorbringen kann, wird doch wohl das bereits
weſene wiederherſtellen können! Du verwunderſt T
darüber, daß aus Kindern und Greiſen vollkomm
Männer auferſtehen; da doch ein vollkommener Men
ohne Wachsthum des Alters, aus einem Erdenkloß
macht worden iſt. Zu dieſem allem ſezt Hieronym
hauffenweiſe, wie er es nennt, aber eben deswegen
mit ſchlechter Wahl und gezwungener Deutung,
weiſe aus der heiligen Schrift. Wer kein hochzeit
Kleid hat, fängt er an, noch den Befehl beobachtet
Deine Kleider ſollen ſtets weiß ſeyn, (Pred. E
C. IX.) der wird an Händen und Füßen gebunden,
mit er nicht beym Gaſtmahl noch auf dem Throne

nicht zur Rechten des Herrn stehe. Die Haare eures Hauptes sind gezählet. Wenn die Haare gezählt sind, so mögen es wohl die Zähne noch leichter seyn. Sie sind aber vergebens gezählt, wenn sie dereinst umkommen sollen. Alsdann wird das Wort des Herrn durch den Propheten erfüllt werden: Mein Volk! gehe ein wenig in deine Kammern, bis mein Zorn vorüber sey. Die Kammern (cellaria) bedeuten die Gräber, aus welchen das darinne Verwahrte hervorgezogen wird. Die Hand des Moses ist schneeweiß geworden; hat aber darauf ihre erste Farbe wieder bekommen, und war in beyderley Gestalt seine Hand. Der Töpfer beym Jeremias, dessen Gefäß durch die harten Steine zerbrochen wurde, hat dasselbe von gleicher Maße und gleichem Thone wieder hergestellt. Aber selbst das Wort Resurrectio zeigt an, daß nicht etwas anders falle, (ruere) und etwas anders auferweckt werde, (suscitari;) und wenn hinzugesezt wird: der Todten, so verweiset dieses auf das eigene Fleisch: denn was in dem Menschen stirbt, wird auch lebendig gemacht. Der Verwundete auf dem Wege nach Jericho wird ganz in die Herberge getragen, und die Schläge der Sünden werden durch die Unsterblichkeit geheilt. Wer ist derjenige, sagt Jesaias, der aus Edom heraufsteigt? seine Kleider sind glänzend aus Bazar; er ist so schön im weißen Kleide! Edom heißt entweder irdisch, oder blutig; und Bazar bedeutet entweder Fleisch, oder in Trübsal. Hier wird in wenigen Worten das ganze Geheimniß der Auferstehung, nämlich die Wahrheit des Fleisches, und der Zuwachs von Herrlichkeit gezeigt. Der Verstand ist dieser: Wer ist derjenige, der von der Erde, vom Blute emporsteigt? dessen Kleider vom Fleische, oder von der Trübsal der Welt röthlich sind: denn er hat die Welt überwunden. Daher sind seine Kleider roth und weiß; wie er auch im Hohenliede genannt wird; und ihm ahmen diejenigen nach, welche ihre Kleider nicht mit Weibern befleckt haben. Unser Herr aß vier-

J. n. C. G. 363. bis 430.

zig

J. n. C. G. 363. bis 430.

zig Tage lang nach ſeiner Auferſtehung mit den Apoſt
damit man ihn nicht für ein Geſpenſt halten möc
und ſein Lebendigwerden außer Streit geſezt wü
Werden wir alſo auch nach der Auferſtehung eſſen?
weiß es nicht: denn es ſteht nichts davon geſchrie
Wenn man aber die Frage aufwirft: ſo glaube ich, n
müſſe ſie verneinen. Denn ich habe geleſen, daß
Reich Gottes nicht Eſſen und Trinken iſt; auch hat
uns verſprochen, was kein Auge geſehen, und kein
gehöret hat. Moſes und Elias haben vierzig Tage
Nächte hindurch gefaſtet. Das iſt wider die Nat
aber Gott nicht unmöglich: und durch Ihn kann
Menſch auch auf ewig ohne Eſſen und Trinken le
Daß der Erlöſer vor ſeinen Jüngern verſchwunden
geſchah ebenfals durch die Kraft Gottes; nicht als w
er einen Schattenleib gehabt hätte. Seine Jünger
ſen mit ihm, weil ſie den Menſchen und das Fleiſch
hen: nicht, als wenn der eine Gott, der andere Me
geweſen wäre; ſondern weil einer und eben derſ
Sohn Gottes als Menſch erkannt, und als Gott a
betet wurde. — Neulich ſagte ein Marcionit: „A
he demjenigen, der in dieſem Fleiſche und in dieſen K
chen auferſtehen ſollte! Wir ſind zugleich begrab
und durch die Tauffe mit Chriſto auferſtand
Verſtehſt Du darunter eine Auferſtehung der Seele o
des Fleiſches?“ Ich gab zur Antwort: Auch des F
ſches, welches mit der Seele in der Tauffe wiedergeb
ren wird. Und wie ſollte es umkommen, da es in Ch
ſto wiedergebohren worden iſt? Er wandte die St
ein: Fleiſch und Blut werden das Reich Got
nicht beſitzen. Freylich nicht beſitzen, verſezte
weil das Verwesliche das Unverwesliche ni
beſitzen wird; aber ſie werden doch auferſtehen,
zu jenem Beſitze tüchtig gemacht werden. — Zu
wirft es Hieronymus dem Johannes als ein gro
Verſehen vor, daß er ſich an den Biſchof von Alexa
dria, der in Paläſtina nichts zu ſagen hatte, und ni

vi

vielmehr an den Bischof zu Cäsarea daselbst gewandt habe; widerlegt außerdem das Vorgeben desselben, daß bloß die Weihung des Paulinianus, nicht aber eine Verschiedenheit im Glauben, zwischen ihm und dem Epiphanius Händel gestiftet habe. Er nennt auch den Johannes die einzige Ursache der fortwährenden Spaltung in der Kirche; besonders da sich Paulinianus nunmehr in dem Kirchensprengel seines Bischofs in Cypern aufhalte, und nur bisweilen die Gemeine zu Bethlehem besuche. J. n. C. G. 363. bis 430.

Ob Hieronymus in dieser Streitschrift den Bischof von Jerusalem billig behandelt habe, ist freylich schwer auszumachen, weil er aus dem Schreiben desselben nur dasjenige angeführt hat, worüber er ihm Vorwürfe machen wollte. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß eine gehäßige Folgerungssucht, und ein wider den Origenes eingenommenes Gemüth, wenigstens die Besorgniß, von einem so angesehenen Lehrer, als Epiphanius war, nicht auch unter die Ketzer gerechnet zu werden, ihn hauptsächlich in Bewegung gesezt haben. Ueber die Frage der Gründlichkeit hingegen ist es leichter zu urtheilen: und nicht bloß ein gelehrter Origenianer, sondern auch jeder andere scharfsichtige Kopf, würde sowohl an den biblischen als an den philosophischen Beweisen des Hieronymus viel auszusetzen gefunden haben. Vastel, der den Bischof Johannes sehr mühsam, aber auch bisweilen gezwungen vertheidigt, hat dieses Schreiben des Hieronymus, dessen Auszug man eben gelesen hat, für untergeschoben erklärt; (Vindiciar. Lib. I. Artic. 2. p. 509. sq.) hat aber die Gelehrten davon nicht überzeugen können.

Da der Abgeordnete des Theophilus keine Aussöhnung bewirkt hatte: so schrieb dieser Bischof desto dringender und sanfter darüber an den Hieronymus. Dieser antwortete ihm wiederum in einem langen weitläuftigen Schreiben. (Epist. XXXIX. p. 334. sq. ed. Mar-

J. n. C. G. 363. bis 430.

zig Tage lang nach seiner Auferstehung mit den Apostеln, damit man ihn nicht für ein Gespenst halten möchte, und sein Lebendigwerden außer Streit gesezt würde. Werden wir also auch nach der Auferstehung essen? Ich weiß es nicht: denn es steht nichts davon geschrieben. Wenn man aber die Frage aufwirft: so glaube ich, man müsse sie verneinen. Denn ich habe gelesen, daß das Reich Gottes nicht Essen und Trinken ist; auch hat Er uns versprochen, was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehöret hat. Moses und Elias haben vierzig Tage und Nächte hindurch gefastet. Das ist wider die Natur; aber Gott nicht unmöglich: und durch Ihn kann der Mensch auch auf ewig ohne Essen und Trinken leben. Daß der Erlöser vor seinen Jüngern verschwunden ist, geschah ebenfals durch die Kraft Gottes; nicht als wenn er einen Schattenleib gehabt hätte. Seine Jünger assen mit ihm, weil sie den Menschen und das Fleisch sahen: nicht, als wenn der eine Gott, der andere Mensch gewesen wäre; sondern weil einer und eben derselbe Sohn Gottes als Mensch erkannt, und als Gott angebetet wurde. — Neulich sagte ein Marcionit: „Wehe demjenigen, der in diesem Fleische und in diesen Knochen auferstehen sollte! Wir sind zugleich begraben, und durch die Tauffe mit Christo auferstanden. Verstehst Du darunter eine Auferstehung der Seele oder des Fleisches?“ Ich gab zur Antwort: Auch des Fleisches, welches mit der Seele in der Tauffe wiedergebohren wird. Und wie sollte es umkommen, da es in Christo wiedergebohren worden ist? Er wandte die Stelle ein: Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht besitzen. Freylich nicht besitzen, versezte ich, weil das Verwesliche das Unverwesliche nicht besitzen wird; aber sie werden doch auferstehen, und zu jenem Besitze tüchtig gemacht werden. — Zulezt wirft es Hieronymus dem Johannes als ein grobes Versehen vor, daß er sich an den Bischof von Alexandria, der in Palästina nichts zu sagen hatte, und nicht viel-

vielmehr an den Bischof zu Cäsarea daselbst gewandt J. n. habe; widerlegt außerdem das Vorgeben desselben, daß C. G. bloß die Weihung des Paulinianus, nicht aber eine 363. bis Verschiedenheit im Glauben, zwischen ihm und dem 430. Epiphanius Händel gestiftet habe. Er nennt auch den Johannes die einzige Ursache der fortwährenden Spaltung in der Kirche; besonders da sich Paulinianus nunmehr in dem Kirchensprengel seines Bischofs in Cypern aufhalte, und nur bisweilen die Gemeine zu Bethlehem besuche.

Ob Hieronymus in dieser Streitschrift den Bischof von Jerusalem billig behandelt habe, ist freylich schwer auszumachen, weil er aus dem Schreiben desselben nur dasjenige angeführt hat, worüber er ihm Vorwürfe machen wollte. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß eine gehäßige Folgerungssucht, und ein wider den Origenes eingenommenes Gemüth, wenigstens die Besorgniß, von einem so angesehenen Lehrer, als Epiphanius war, nicht auch unter die Ketzer gerechnet zu werden, ihn hauptsächlich in Bewegung gesezt haben. Ueber die Frage der Gründlichkeit hingegen ist es leichter zu entscheiden: und nicht bloß ein gelehrter Origenianer, sondern auch jeder andere scharfsichtige Kopf, würde sowohl an den biblischen als an den philosophischen Beweisen des Hieronymus viel auszusetzen gefunden haben. Wastel, der den Bischof Johannes sehr mühsam, aber auch bisweilen gezwungen vertheidigt, hat dieses Schreiben des Hieronymus, dessen Auszug man eben gelesen hat, für untergeschoben erklärt; (Vindiciar. Lib. III. Artic. 2. p. 509. sq.) hat aber die Gelehrten davon nicht überzeugen können.

Da der Abgeordnete des Theophilus keine Aussöhnung bewirkt hatte: so schrieb dieser Bischof desto dringender und sanfter darüber an den Hieronymus. Dieser antwortete ihm wiederum in einem langen weitschweifigen Schreiben. (Epist. XXXIX. p. 334. sq. ed. Mar-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Bethlehem, welche zum Kirchensprengel des Bis
von Jerusalem gehöre, als Presbyter vor. S
Paulinianus scheint in der Folge zu Bethlehem
seinem Bruder gelebt zu haben, wie man aus e
Briefe des Augustinus an den Hieronymus schli
kann. (Hieron. Epist. LXVIII. p. 608.)

Allein zwischen dem Hieronymus und Rufi
dauerte der Friede nicht lange fort. Rufinus war
nach Erneuerung desselben aus Palästina abgereiset,
zu Rom angekommen. Hier arbeitete damals
seiner Freunde, der Mönch Macarius, an einer
derlegung der Sterndeuterey und der heydnischen
vom Schicksal, (adversus Mathematicos.) Da er
sagt Rufinus, (Invectivar. in Hieron. L. I. p. 360
IV. P. II. Opp. Hier.) in diesen schweren Untersuch
bey den Veranstaltungen der göttlichen Vorsehung
wohl fortkommen konnte: so ließ ihm Gott, nach s
Erzählung, im Traume ein Schiff sehen, welches
lich im Hafen einlief und seine Zweifel auflöste. K
war er aufgestanden, als Rufinus bey ihm eintrat,
er nicht nur alles dieses meldete, sondern ihn auch
eine Nachricht ersuchte, was Origenes, von de
gehört hätte, daß er unter den griechischen Lehrern
meisten eigenen Meinungen gehabt, (opinatissimus)
jene Fragen gedacht habe. Rufinus antwortete i
dieses lasse sich schwer bestimmen; doch habe Pamp
lus in seiner Schutzschrift für den Origenes eini
darüber angemerkt. Als hierauf Macarius von
verlangte, daß er dieses Werk lateinisch übersetzen m
te, entschuldigte sich zwar Rufinus damit, daß
weder dasselbe, noch selbst die lateinische Sprache, n
einer dreyßigjährigen Verabsäumung, recht gelä
wären; aber endlich konnte er dem dringenden Bi
seines Freundes nicht länger widerstehen. Mit di
Erzählung stimmt die kurze Nachricht des Gennad
vom Macarius (de Scriptt. ecclesiast. c. 28.) ziem
üb

überein. Hieronymus hat zwar dem Rufinus bey dieſer Arbeit die üble Abſicht beygelegt, daß er ſich durch dieſelbe nur die Ausbreitung der Irrthümer des Origenes in eigenen Schriften deſſelben habe erleichtern wollen; (Apolog. adverſ. Rufin. L. I. p. 357. Opp. l. c. cet.) er hat es aber nicht bewieſen. Die Schutzſchrift des Pamphilus, oder vielmehr die von dieſem Märtyrer und dem Euſebius von Cäſarea gemeinſchaftlich ausgefertigte Schrift, iſt in der frühern Geſchichte dieſes Werks, (Th. IV. S. 431. fg.) bereits beſchrieben worden. J. n. C. G. 363. bis 410.

Was ſich von der Ueberſetzung des Rufinus erhalten hat, nämlich das erſte Buch jener Schutzſchrift, findet man am genaueſten, und mit einer gelehrten Einleitung, in der Benediktiner Ausgabe des Origenes, (Tom. IV. Opp. ad Origenem ſpectantia, p. 17. ſq.) abgedruckt. In der Vorrede an den Macarius ſagt Rufinus, diejenigen, welche ſich durch einen Schriftſteller beleidigt glaubten, der nicht übel vom Origenes dächte, würden ihm dieſe Bemühung ohne Zweifel verargen; manchen würde es ſchon ſehr anſtößig ſeyn, daß er nicht etwan ſeine Meinung vom Origenes, ſondern das Urtheil eines andern bekannt mache. Er bittet ſolche Leſer, ſich durch übereilte Verleumdungen nicht zu verſündigen. Um ſolches deſtomehr zu verhüten, legt er ein kurzes Glaubensbekenntniß über die Lehren von der Dreyeinigkeit, von der Menſchwerdung, dem Leiden und Sterben des Sohnes Gottes, und von der Auferſtehung ab. Bey der leztern hält er ſich am längſten auf: und es hat eine merkliche Beziehung auf das oben angeführte Wortgezänke des Hieronymus, wenn er ſich erklärt, daß bey ihm Körper und Fleiſch nicht verſchieden wären, wie man thörigter Weiſe erſonnen habe; daß er vielmehr jenes mit dem Apoſtel, dieſes mit dem Symbolum nenne. Er beſchließt damit, daß dieſes der Glaube ſey, welcher von dem Biſchof Johannes zu Jeruſalem gelehrt werde. Allein Rufinus hieng ſei-

J. u. C. G. 363. bis 430.

ner Ueberſetzung noch einen beſondern Aufſatz an: Epilogus in Apologeticum S. Pamphili Martyris ad Macarium; ſeu Liber de adulteratione Librorum Origenis. (p. 48. ſq. l. c.). Darinne gab er ſich viele Mühe zu beweiſen, daß die Schriften des **Origenes** von den Ketzern verfälſcht worden wären, und daß ſolches inſonderheit von denjenigen Stellen gelten müſſe, welche öfters in Einem Buche einander entgegen ſtehende Lehrſätze in ſich faßten. Denn wie wäre es möglich, ſchreibt **Rufinus**, daß er ſich ſelbſt ſo grob hätte widerſprechen können? Wollte man auch ſagen, er habe dasjenige, was er in ſeinen jüngern Jahren geſchrieben hatte, im Alter vergeſſen, wie konnte er in Stellen, die beynahe gleich auf einander folgen, entgegengeſezte Meinungen behaupten? zum Beyſpiel alſo, erſt lehren, der heilige Geiſt werde nirgends in der Schrift für gemacht oder geſchaffen ausgegeben, und doch ſogleich hinzufügen, unter den übrigen Geſchöpfen ſey auch der heilige Geiſt gemacht worden: oder deutlich zugeben, daß die Natur des Fleiſches mit dem Worte Gottes in den Himmel hinaufgeſtiegen ſey, und daſelbſt den himmliſchen Kräften einen neuen bewundernswürdigen Anblick gegeben habe; in der Folge aber leugnen, daß das Fleiſch ſelig werden könne. Solche Widerſprüche, fährt **Rufinus** fort, können nur von der bekannten Verwegenheit der Ketzer herrühren, deren Vater, der Teufel, ſchon im Paradieſe die Worte Gottes verfälſcht hat. Eben ſo haben auch ſie überall in den Schriften der berühmteſten und rechtgläubigſten Lehrer, Zuſätze und Veränderungen angebracht, um unter dem Nahmen derſelben ihre Irrthümer deſto glücklicher auszubreiten. In ein Werk des **Römiſchen Clemens**, (Ἀναγνωρισμὸς, Recognitio,) worinne er unter der Perſon des Apoſtels **Petrus** die Apoſtoliſche Lehre vortrug, haben ſie die Meinungen des **Eunomius**, und andere eben ſo falſche, eingerückt. Den **Alexandriniſchen Clemens**, der in allen ſeinen Schriften die göttliche Dreyeinigkeit nach ihrer wahren

Würde

Würde erklärt, lassen sie von dem Sohne Gottes sagen, J. u. C. G. er sey ein Geschöpf. Sie haben die Schriften des Dionysius von Alexandrien dergestalt verunstaltet, daß 363. bis sich die Arianer auf dieselben haben berufen können. 420. Rufinus bringt hierauf ein Schreiben des Origenes bey, in welchem er sich darüber beklagt, daß die Ketzer Aufsätze von seinen Unterredungen mit ihnen entweder verstümmelt, oder gar in seinem Nahmen erdichtet hätten; ein anderes Schreiben desselben von ähnlichem Inhalte hatte Rufinus damals nicht in den Händen. Er macht diese Kühnheit der Ketzer dadurch noch wahrscheinlicher weil sie selbst die heiligen Schriften der Christen auf gleiche Art gemißhandelt hätten. Auch mit den Schriften von Lehrern der lateinischen Kirche, vom Cyprianus, Hilarius und Damasus, sind sie, wie er erzählt, auf eben dieselbe Weise umgegangen. Er beschwert sich über diejenigen, welche alles dem Origenes zu danken hätten, und deswegen, damit man solches nicht merke, andere vom Lesen seiner Schriften abschröckten; und spottet merklich genug über den Epiphanius, der sechs tausend Schriften des Origenes gelesen haben wollte; bloß um seine schlimmen Lehrsätze daraus kennen zu lernen. Zulezt sieht er es als ausgemacht an, daß alles, was in denselben mit dem katholischen Glauben streite, von den Ketzern eingeschaltet worden sey.

Doch den Beweis davon hat er sich viel zu leicht vorgestellt, als daß man dadurch völlig überzeugt werden könnte. Er bleibt zu sehr beym Allgemeinen stehen; führt außer den vom Origenes selbst genannten Aufsätzen, die nicht einmal eigentliche Bücher desselben waren, keine seiner Schriften, keine Stellen besonders an, welche durch die Verfälschungen der Ketzer gelitten hätten; nennt auch keinen dieser leztern, der daran Antheil gehabt habe. Sein von der Analogie hergenommener Schluß, oder daß die Ketzer, welche die heilige Schrift und die Bücher älterer Lehrer nicht verschont

J. n. C. G. 363. bis 430.

hätten, (unter denen er freylich das dem Clemens von Rom fälschlich zugeschriebene nicht hätte nennen sollen,) einen Mann von dem ungemeinen und verdienten Ansehen, wie Origenes genoß, auch gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen gesucht haben werden, ist gewissermaassen gültiger, als derjenige, den er von dem Widerspruche dieses Lehrers gegen sich selbst, entlehnt hat. Denn Origenes hat zwar darauf gedrungen, daß die Apostolische und kirchliche Lehre von allen Christen angenommen werden müsse; hat aber doch den scharfsinnigern unter ihnen die Freyheit vorbehalten, eben denselben Lehrbegriff genauer zu untersuchen, über die Natur und die Gründe der Lehrsätze ihre Meinung bescheiden zu sagen. (Chr. KGesch. Th. IV. S. 112. fg.) Daher konnte gar wohl Glauben und Philosophiren über Religionssachen bey ihm neben einander stehen; andern aber widersprechend vorkommen. Genug, es ist eine willkührliche und unerwiesene Folgerung, daß sich alles in seinen Schriften, was nicht rechtgläubig sey, von den Ketzern herschreibe. Vielleicht aber hat sich Hieronymus eben so sehr übereilt, indem er nicht die geringste Verfälschung der Ketzer in den Werken des Origenes zugestehen wollte. Der jüngere De la Rüe hat in der vorhergenannten Ausgabe von der kleinen Abhandlung des Rufinus, dasjenige in den darunter stehenden Anmerkungen beygefügt, was Hieronymus in seinen bald anzuführenden Schriften hierüber erinnert hat. Das wichtigste darunter möchte wohl dieses seyn, daß die ältesten, gelehrtesten und geschicktesten Vertheidiger des Origenes, Eusebius und Didymus, sich dieses Umstandes zu seiner Rechtfertigung nicht bedient haben. Er sezt hinzu, es sey unglaublich, daß alle Bücher des Origenes in allen christlichen Ländern gänzlich verdorben worden, und keine einzige ächte Abschrift derselben übrig geblieben wäre. Origenes selbst aber hat, nach einer andern Bemerkung des Hieronymus, in seinem Schreiben an den Römischen Bischof Fabianus, das Anstös-

sige

ge in ſeinen Werken nicht etwan auf die Kunſtgriffe der J. n. Ketzer zurückgeworfen; ſondern von der Eilfertigkeit C. G. ergeleitet, mit welcher ſie ſein Freund Ambroſius, 363. bis ir welchen ſie nur zuvörderſt beſtimmt waren, halb reif 430. us Licht gezogen habe.

Dieſe Gründe würden in dem Munde eines jeden ihigen Forſchers zuſammengenommen eine nicht geringe Stärke haben: und ſelbſt der Jeſuit Germon, der ſo neigt war, ketzeriſche Verfälſchungen in den Büchern r erſten Chriſten anzunehmen, war beynahe durch die- lben gewonnen. (De veteribus Haereticis, eccleſiaſti- orum codicum corruptoribus, L. II. c. 7. p. 276. Paris 713. 8.) Allein Hieronymus hat bey dieſer Unterſu- ung die Partheylichkeit und Hitze ſehr weit getrieben. r leugnete nunmehr, was er ſelbſt ehemals (de Viris luſtr. c. 75.) erzählt hatte, daß Pamphilus an der Schutzſchrift für den Origenes Antheil genommen habe; loß aus dem Grunde, weil ein Märtyrer unmöglich nen Ketzer vertheidigen könne; und er geſteht lieber, aß er hierinne vom Rufinus hintergangen worden ſey. ach legt er dem Euſebius, den er als den einzigen erfaſſer jener Schutzſchrift erkennen will, die Abſicht , durch dieſelbe den Origenes mit ſich, als mit ei- Arianer, übereinſtimmend zu machen. Ohnedieß r konnte die heftige Widerlegung des Hieronymus icht verhindern, daß die Behauptung des Rufinus fortgepflanzt, von manchem, der ihrer gedachte, bezweifelt, von andern aber ausdrücklich genehmigt de. Sulpicius Severus berichtet in dem oben ezeigten Buche, (Dial. I. c. 6. 7. p. 244. ſq.) daß dem ähnlichen Streite, der zu Alexandrien, um Anfang des fünften Jahrhunderts, über die Schrif- des Origenes, entſtanden war, vortrefliche und ſehr hrte Männer ſich darüber getheilt hätten. Seine theidiger hätten die ſchlimmen Stellen auf die Rech- der Ketzer geſetzt, und es für unbillig erklärt, we-

J. n. C. G. 363. bis 430.

gen derſelben die ganzen Bücher zu verwerfen; zumal da die heiligen Schriften der Chriſten ein gleiches Schickſal betroffen habe. „Mir hat, ſchreibt der Verfaſſer, ſehr vieles in ſeinen Büchern gefallen; aber ich habe auch einiges daſelbſt gefunden, worinne er ohne Zweifel irrig gedacht hat; ſeine Vertheidiger geben dieſes für verfälſcht aus. Ich wundere mich, wie eben derſelbe Mann ſich ſo unähnlich habe ſeyn können, indem er auf derjenigen Seite, wo man ihn billigt, nach den Apoſteln ſeines gleichen nicht hat; auf der getadelten aber keiner ſchändlicher geirrt hat. Am meiſten wurde er durch die Stelle verhaßt, in welcher er lehrt, daß **Chriſtus** auch den Teufel durch ſein Leiden erlöſen werde.“

Nicht lange nach dem **Sulpicius** fällte **Vincentius von Lirinum** ſein Urtheil über den **Origenes**. Auf die prächtigſten Lobeserhebungen deſſelben, die ſich mit dem Gedanken endigen, **man möchte beynahe lieber mit ihm irren, als mit andern der Wahrheit zugethan ſeyn**, läßt er auch einen ſcharfen, obgleich nicht ganz gerechten Tadel folgen. „Dieſer ſo „große Mann, ſagt er, hat, indem er die Gnade Gottes übermüthig mißbrauchte, ſich ſeinem Geiſte und „Witze zu ſehr überließ, die alte Einfalt der chriſtlichen „Religion geringſchäzte, ſich einbildete, klüger als alle „andere zu ſeyn, die kirchlichen Lehren und Vorſchriften „der Alten verachtete, und einige Abſätze der Schrift auf „eine neue Art erklärte, dadurch verdient, daß auch von „ihm die Kirche Gottes ſage: **Wenn unter dir ein „Prophet aufſtehen ſollte**; und bald darauf: **Er „höre nicht auf ſeine Worte.** — Sagt etwan jemand, die Werke des **Origenes** wären verfälſcht: „widerſpreche ich nicht; ich nehme es ſogar gern an, weil „dieſes von einigen nicht nur Rechtgläubigen, ſondern „auch Ketzern, erzählt und geſchrieben worden iſt. Allein wir müſſen jezt darauf merken, daß, wenn gleich „nicht er, doch die unter ſeinem Nahmen herausgegebe-

,nen Schriften, eine große Versuchung stiften. Hat J. u. C. G. 363. bis 430.
,er gleich dabey an keinen Irrthum gedacht; so dient
,doch sein Ansehen dazu, daß der Irrthum beliebt ge-
,macht wird.“ (Commonitor. advers. haeres. c. 23.
. 78. sq. Cantabr. 1687. 12.) Um gleiche Zeit mit dem **Sulpicius**, oder um die Mitte des fünften Jahrhunerts, nahm es der Verfasser des Praedestinatus, (L. I. 22. in Sirmondi Opp. T. I. p. 274. ed. Venet.) als ekannt an, daß die ketzerische Parthey der **Apelliten**, ach ihrem Gefallen die Bücher des **Origenes**, von en sie vollkommen besiegt worden sey, verändert hätte, m manche Christen dadurch zu hintergehen; er versihert, daß man bey einiger Aufmerksamkeit dergleichen Stellen leicht finden könne, und daß auch **Pamphilus** n seiner Schutzschrift dieses bekräftigt habe. Den lezrn Umstand wiederholt er an einem andern Orte, (c. 3. p. 249.) mit der Erweiterung, der gedachte Märrer habe gezeigt, daß alles Tadelhafte in den Werken es **Origenes** von denen herrühre, die er überwunden atte; das ganz Verkehrte aber in denselben von zween ketzern, die seinen Nahmen geführt haben. Eben diee unbekannte Schriftsteller nennt sogar einen Irrlehrer Bithynien, **Ampullianus**, der behauptet habe, alle sterhaften würden in der Hölle so lange mit den Teufeln sgekocht, bis sie ganz rein wieder aus derselben in ihn anerschaffenen Zustand zurückkehren könnten; und er abe ein Buch des **Origenes** vorgelegt, worinne diese einung auch enthalten wäre. Es ist wahr, daß die achrichten dieses Ungenannten nicht sehr glaubwürdig nd; daß insonderheit die den **Pamphilus** betreffende ne Bedenken verworfen werden kann. Allein man eht doch daraus, wie ungehindert sich eine Meinung, e von einem so angesehenen Manne, als **Hieronymus** war, bestritten wurde, erhalten habe; man hat ch Spuren davon noch im neunten Jahrhunderte ausdig gemacht.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man ſollte alſo, wie es ſcheint, daraus ſchließen können, daß es ihr nicht ganz an Wahrheit fehle. Unterdeſſen haben ſich doch die Neuern über die Verfälſchung der Schriften des Origenes durch Ketzer getheilt. Einer der vornehmſten, die ſie vorausgeſezt haben, Huetius, (Origenian. L. II. c. 2. p. 106. L. III. c. 1. p. 289. ed. Bened.) urtheilt zugleich, daß niemand dem Origenes mehr geſchadet habe, als Rufinus durch ſeine kühnen Veränderungen; indem er zwar dafür ſorgte, daß jene Schriften lateiniſch geleſen werden konnten; aber auch dadurch die Vernachläßigung der griechiſchen Urſchriften beförderte. Es ſey alſo wahrſcheinlich, ſezt er hinzu, daß alle Bücher des Origenes, die wir noch übrig haben, verfälſcht ſind; ſowohl durch Abſchreiber und Ketzer, als durch Fehler oder vorſetzliche Aenderungen in der Ueberſetzung. Obgleich De la Rue (Praefat. in Tom. I. Opp. Origen. p. 2. ſq.) ſich bemüht hat, darzuthun, daß die Verfälſchungen der Ketzer jenen Schriften nichts haben ſchaden können, ſeitdem Origenes ſelbſt ächte Abſchriften derſelben in der Bücherſammlung zu Cäſarea niedergelegt hatte; ſo bleibt doch wohl die Hauptſache von der Meinung des Huetius ſtehen. Was und wie viel durch Ketzer in den oftgedachten Schriften verändert worden ſey, läßt ſich freylich gar nicht mehr beſtimmen, da es nicht einmal in der alten Kirche recht genau erörtert worden iſt. Allein da eben derjenige, der über ſolche Mißhandlungen bloß ins Weite und Allgemeine hinein übertriebene Klagen führte, Rufinus, ſich bey eben denſelben Schriften ſo ſtarke Freyheiten erlaubt hat: ſo hat er dadurch die Nachwelt außer Stand geſezt, entſcheiden zu können, was darinne ihm, oder was dem Origenes zugehöre. Hieronymus warf ihm vor, daß er ſelbſt in der Schutzſchrift des Pamphilus, die aus dem Origenes angeführten Stellen, welche die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit betrafen, verändert habe: und die Vergleichung mit einer derſelben, die noch griechiſch vorhanden iſt, beweiſet, daß

daß dieſe Beſchuldigung wenigſtens nicht völlig erdichtet J. u. C. G. 363. bis 430. geweſen ſey. Doch giebt Hieronymus auch anderwärts zu verſtehen, daß manche dieſer Veränderungen vom Didymus herrühren könnten. (in Rufinum L. III. p. 449.)

Auf dieſe erſte Ueberſetzung des Rufinus, folgte gar bald, ebenfals zum Gebrauche ſeines Freundes Macarius, eine andere, von dem am übelſten berüchtigten Buche des Origenes, περὶ ἀρχῶν: und dieſe machte eigentlich ſeiner Freundſchaft mit dem Hieronymus ein Ende. Er meldet in der Vorrede, womit er dieſelbe begleitet, daß ſehr viele Chriſten, um die heilige Schrift beſſer verſtehen zu lernen, von gelehrten Männern verlangt hätten, den Origenes lateiniſch reden zu laſſen. „Auch unſer Bruder und Amtsgenoſſe, fährt er fort, „wurde von dem Biſchof Damaſus darum erſucht, „überſezte wirklich zwo Homilien deſſelben über das Ho„helied, und fügte ſo prächtige Lobſprüche hinzu, daß je„dermann dadurch noch begieriger wurde, mehr von die„ſem Schriftſteller zu leſen, indem er auf die Seele deſ„ſelben die Worte des Hohenliedes zog: Der König „hat mich in ſein Schlafgemach geführt, und ver„ſicherte, daß er zwar bey den übrigen bibliſchen Bü„chern alle andere, bey dieſem aber ſich ſelbſt übertroffen „habe. Er verſprach auch in der Vorrede, daß er die „Auslegung des Hohenliedes ſelbſt, und viele andere „Bücher des Origenes ins lateiniſche überſetzen wollte. „Aber, wie ich ſehe, gefällt er ſich mehr in ſeiner eige„nen Schreibart, und unternimmt lieber das Rühmli„chere, ſelbſt Schriftſteller, als Ueberſetzer zu ſeyn. „Wir wollen alſo das von ihm angefangene und gebil„ligte fortſetzen; können aber nicht mit gleicher Beredt„ſamkeit die Worte eines ſo großen Mannes ausſchmü„cken. Ich fürchte daher, es möchte derjenige Mann, „dem er an Wiſſenſchaft und Weisheit mit Rechte die „zweyte Stelle nach den Apoſteln angewieſen hat, wegen „unſers dürftigen Ausdrucks weit geringer zu ſeyn ſchei-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man ſollte alſo, wie es ſcheint, daraus ſchließen können, daß es ihr nicht ganz an Wahrheit fehle. Unterdeſſen haben ſich doch die Neuern über die Verfälſchung der Schriften des Origenes durch Ketzer getheilt. Einer der vornehmſten, die ſie vorausgeſezt haben, Huetius, (Origenian. L. II. c. 2. p. 106. L. III. c. 1. p. 289. ed. Bened.) urtheilt zugleich, daß niemand dem Origenes mehr geſchadet habe, als Rufinus durch ſeine kühnen Veränderungen; indem er zwar dafür ſorgte, daß jene Schriften lateiniſch geleſen werden konnten; aber auch dadurch die Vernachläßigung der griechiſchen Urſchriften beförderte. Es ſey alſo wahrſcheinlich, ſezt er hinzu, daß alle Bücher des Origenes, die wir noch übrig haben, verfälſcht ſind; ſowohl durch Abſchreiber und Ketzer, als durch Fehler oder vorſetzliche Aenderungen in der Ueberſetzung. Obgleich De la Rue (Praefat. in Tom. I. Opp. Origen. p. 2. ſq.) ſich bemüht hat, darzuthun, daß die Verfälſchungen der Ketzer jenen Schriften nichts haben ſchaden können, ſeitdem Origenes ſelbſt ächte Abſchriften derſelben in der Bücherſammlung zu Cäſarea niedergelegt hatte; ſo bleibt doch wohl die Hauptſache von der Meinung des Huetius ſtehen. Was und wie viel durch Ketzer in den oftgedachten Schriften verändert worden ſey, läßt ſich freylich gar nicht mehr beſtimmen, da es nicht einmal in der alten Kirche recht genau erörtert worden iſt. Allein da eben derjenige, der über ſolche Mißhandlungen bloß ins Weite und Allgemeine hinein übertriebene Klagen führte, Rufinus, ſich bey eben denſelben Schriften ſo ſtarke Freyheiten erlaubt hat: ſo hat er dadurch die Nachwelt außer Stand geſezt, entſcheiden zu können, was darinn ihm, oder was dem Origenes zugehöre. Hieronymus warf ihm vor, daß er ſelbſt in der Schutzſchrift des Pamphilus, die aus dem Origenes angeführten Stellen, welche die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit betrafen, verändert habe: und die Vergleichung mit einer derſelben, die noch griechiſch vorhanden iſt, beweiſet,

aß dieſe Beſchuldigung wenigſtens nicht völlig erdichtet J. n. C. G. 363. bis
ewesen ſey. Doch giebt Hieronymus auch anderwärts
u verſtehen, daß manche dieſer Veränderungen vom
Didymus herrühren könnten. (in Rufinum L. III. p. 430. 49.)

Auf dieſe erſte Ueberſetzung des **Rufinus**, folgte ar bald, ebenfals zum Gebrauche ſeines Freundes Ma- arius, eine andere, von dem am übelſten berüchtigten Buche des **Origenes**, περὶ ἀρχῶν: und dieſe machte igentlich ſeiner Freundſchaft mit dem Hieronymus ein Ende. Er meldet in der Vorrede, womit er dieſelbe egleitet, daß ſehr viele Chriſten, um die heilige Schrift eſſer verſtehen zu lernen, von gelehrten Männern verangt hätten, den **Origenes** lateiniſch reden zu laſſen. „Auch unſer Bruder und Amtsgenoſſe, fährt er fort, „wurde von dem Biſchof **Damaſus** darum erſucht, „überſezte wirklich zwo Homilien deſſelben über das Ho„helied, und fügte ſo prächtige Lobſprüche hinzu, daß je„dermann dadurch noch begieriger wurde, mehr von die„ſem Schriftſteller zu leſen, indem er auf die Seele deſ„ſelben die Worte des Hohenliedes zog: **Der König hat mich in ſein Schlafgemach geführt**, und ver„ſicherte, daß er zwar bey den übrigen bibliſchen Bü„chern alle andere, bey dieſem aber ſich ſelbſt übertroffen habe. Er verſprach auch in der Vorrede, daß er die Auslegung des Hohenliedes ſelbſt, und viele andere Bücher des **Origenes** ins lateiniſche überſetzen wollte. Aber, wie ich ſehe, gefällt er ſich mehr in ſeiner eigenen Schreibart, und unternimmt lieber das Rühmlichere, ſelbſt Schriftſteller, als Ueberſetzer zu ſeyn. Wir wollen alſo das von ihm angefangene und gebilligte fortſetzen; können aber nicht mit gleicher Beredtſamkeit die Worte eines ſo großen Mannes ausſchmücken. Ich fürchte daher, es möchte derjenige Mann, dem er an Wiſſenſchaft und Weisheit mit Rechte die zweyte Stelle nach den Apoſteln angewieſen hat, wegen unſers dürftigen Ausdrucks weit geringer zu ſeyn ſcheinen.“

J. n. C. G. 363. bis 430.

lehrer ausgeschrieen habe; ja er gab sogar zu verstehen, daß Hieronymus den gedachten Mönch, nebst andern, deswegen in die Hauptstadt möchte abgeschickt haben, um sie zu Anklägern gegen ihn zu gebrauchen. (in Rufin. L. III. p. 462. Opp. T. IV. P. II.) Kurz, er trauete seinem ehemaligen, kaum wieder ausgesöhnten Gegner und dessen Anhängern immer noch das Schlimmste zu: ob aus einer genauen Kenntniß derselben? oder aus bitterm Verdrusse, in Händel, vor welchen er sich so sehr hüten wollte, eingeflochten zu werden? kann jezt nicht mehr ausgemacht werden. Hieronymus scheint es freylich einmal zuzugeben und zu tadeln, daß Eusebius die Uebersetzung des Rufinus früher verbreitet habe, als sie von ihrem Verfasser zur Reife gebracht war; (l. c. p. 441.) allein es ist weder möglich, noch eben nützlich, das verwickelte Gewebe beyderseitiger Vorwürfe und Vertheidigungen ganz aufzulösen. Ueberhaupt giebt doch hier die sichere Bemerkung ein Licht, daß sowohl Hieronymus als Rufinus ihre Parthey zu Rom gehabt haben; und daß besonders unter den Anhängern des erstern gewisse Auflaurer der Rechtgläubigkeit, wie man sie gar wohl nennen kann, von beyderley Geschlechte gewesen sind, die sogleich Lerm bliesen, wenn dieselbe in einige Gefahr zu gerathen schien; mithin es eben so machten, wie ihr Anführer selbst. Zwar fehlte es dem Rufinus daselbst nicht an Freunden. Lehrer und Mönche, vornehmlich aber Weltleute, gaben ihm Beyfall; der Bischof Siricius ertheilte ihm, als er gleich darauf nach Aquileja reiste, ein Empfehlungsschreiben zur Versicherung der kirchlichen Gemeinschaft, indem Rufinus, wie es Hieronymus erklärt, (Epist. XCVI. Epitaphium viduae Marcellae, p. 782. l. c.) die Einfalt des Bischofs mißbrauchte, der andere nach seinem redlichen Gemüthe beurtheilte. Aber die Gegenparthey war noch geschäftiger, und hatte überdieß einen gewissen ehrwürdigen Schein der Heiligkeit für sich. Vorzüglich that sich hierbey die berühmte Freundin des Hiero-

nymus, Marcella, das erste Muster der Nonnen zu Rom, deren Geschichte an einem andern Orte beschrieben worden ist, (Chr. KGesch. Th. VI. S. 56. fg.) hervor. „Da sie sah, schreibt Hieronymus, (l. c.) daß die Lehre der Apostel durch die ausgestreuete Uebersetzung des gedachten Werks vom Origenes Schaden leide, widersezte sie sich dem Fortgange desselben, nach langem Zurückhalten und Bedenken; stellte Zeugen auf, welche dadurch irrgläubig, aber wieder gebessert worden waren; zeigte die Menge der Betrogenen an, und wies die von der Hand des Rufinus selbst verbesserten Abschriften jener Uebersetzung vor. Ihr gebührt also der Anfang des rühmlichen Siegs, der über diese Ketzer erfochten worden ist.“ Um gleiche Zeit schrieben Pammachius und Oceanus, zween Freunde des Hieronymus, an ihn, (Epist. XL. inter Epist. Hieron. p. 341. l. c.) schickten ihm die oftgenannte Uebersetzung, ohne den Rufinus zu nennen, in welcher, wie sie sagten, vieles nicht Katholische enthalten, vermuthlich auch vieles weggelassen sey, was die offenbare Gottlosigkeit des Verfassers angezeigt hätte, und baten ihn, zum Gebrauche aller Einwohner Roms, eine neue Uebersetzung von der Schrift des Origenes, nach ihrer ächten Gestalt, zu verfertigen, ingleichen die Fehler und Irrthümer des damaligen Uebersetzers anzugeben. Sie vergaßen auch nicht, Seiner Heiligkeit, dem Hieronymus, einen Wink zu geben, daß der Uebersetzer in der Vorrede seiner auf eine verdeckte Weise gedacht, und ihn in den Verdacht gebracht habe, als wenn er mit ihm gleichgesinnt wäre; es sey also nöthig, daß er sich gegen diese Beschuldigung vertheidigte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Mehr brauchte es nicht, um den Hieronymus aufzubringen, der es nun durchaus nicht leiden wollte, in die Gesellschaft des Origenes gelobt zu werden. Er antwortete seinen beyden Freunden, (Epist. XLI. p. 341. f.) man thue ihm großes Unrecht daran, daß man ihn für

J. n. C. G. 363. bis 430.

für einen Anhänger des Origenes halte. Zwar hab er denſelben gelobt; aber nur als Schriftausleger, nich als Lehrer des Glaubens; ſo ſey er auch in Anſehun mancher ſeiner Lehrer geſonnen geweſen, indem er d Meinungen des Apollinarius nicht angenommen, au ſelbſt von einem Juden Unterricht empfangen habe; d er doch die Nation deſſelben ausnehmend haſſe. Er h be ſogar, fährt er fort, die Irrthümer des Origene in ſeinen Schriften beſtritten. Wollte man ihm nich glauben, daß er nie ein Origeniſt geweſen ſey: ſ möchte man wenigſtens glauben, daß er nunmehr au gehört habe, einer zu ſeyn. Freylich ſey Origenes wie ſeine Anhänger ſich deſſen, als eines Beweiſes ſeine Rechtgläubigkeit, zu rühmen pflegten, auf der Nicäni ſchen Kirchenverſammlung nicht verdammet worden weil dieſe es nur mit dem Arius zu thun gehabt habe aber heimlich habe ſie doch auch die Quelle des Arius den Origenes, geſchlagen. Daß ſeine Anhänger den Glauben der Kirche nicht beytreten, könne man daran allein ſehen, weil ſie die Auferſtehung dieſes Leibes de Worten nach bekenneten; aber nach ihrem wahren Ver ſtande leugneten. Er geſtehe es, daß er in ſeinen jün gern Jahren den Origenes einen Lehrer der Kirche g nannt habe; er habe ihn aber doch unmöglich einen Ke zer nennen können, da er ſeine Schriften überſezte. Hin gegen habe er eben ſo wenig, als irgend ein lateiniſche Schriftſteller das Werk des Origenes von de Gründen der chriſtlichen Religion, und andere üb berüchtigte Bücher deſſelben zu überſetzen gewagt hab daſſelbe thun wollen, ob ihn gleich viele darum gebete hätten: denn er pflege diejenigen nicht verhaßt zu ma chen, deren Gaben er bewundere. Es hätten zwar au andere chriſtliche Lehrer Irrthümer vorgetragen; allei da Origenes von ſeinen Bewunderern allein, gleich e nem Apoſtel gelobt werde, ſo müſſe man ſich ihm beſo ders widerſetzen. Geſezt man räume zum Ueberfluß ein daß Pamphilus an der Schutzſchrift für denſelben Ar

heil gehabt habe; so sey doch dieselbe aufgesezt worden, J. n. C. G. 363. bis 430.
e er Märtyrer geworden war, und er würde durch
inen Märtyrertod diesen Fehler, wie andere, ausge-
ſcht haben. Zulezt gedenkt Hieronymus seiner Ue-
rſetzung von dem gedachten Werke des Origenes, als
ner bereits fertigen Arbeit. Sie ist nicht mehr vor-
nden; Pammachius wollte sie anfänglich nicht ver-
:eiten, damit die in dem Buche selbst enthaltenen Irr-
ümer nicht dadurch bekannter würden; es wurden aber
ch Abschriften von derselben gefertigt, und sie hatte
uch eine warnende Vorrede. Die vom Rufinus abge-
ßte Ueberſetzung ist schon in einer andern Stelle dieser
eſchichte benuzt worden. (Th. IV. S. 112. fg.)

Daß diese Verantwortung des Hieronymus in aller
Betrachtung schlecht gerathen sey, haben bereits Hue-
tius, (Origenian. L. II. c. 4. p. 267. ed. Ruaei) und
ndere nach ihm, selbst Tillemont, (Mémoires, Tome
III. p. 222. ſq.) erkannt. Er hätte nicht einmal seinen
reunden, die ihn zu einer Vertheidigung anfeuerten,
Gehör geben sollen: denn Rufinus, der seiner ehren-
oll gedachte, hatte ihn eigentlich nicht unter die Anhän-
er des Origenes gerechnet. Aber indem er diesen lez-
ern Verdacht von sich abwehren wollte, blieb er so we-
ig mit sich einig, daß man Ursache findet zu glauben, er
y vormals Origenist gewesen; nur jezt wolle er nicht
ehr, daß jemand dieses von ihm denken möchte. In
r That ist es auch falsch, daß er in seinen frühern
chriften die dogmatischen Irrlehren des Origenes wi-
legt haben sollte; er hat ihn uneingeschränkt als den
ßten Mann der Kirche gepriesen. Er versicherte
chher, daß er in diesem Schreiben jeden persönlichen
griff auf den Rufinus vermieden habe, um ihre
eundschaft nicht zu unterbrechen, und sich bloß über-
upt zu vertheidigen. Allein er bezeichnete ihn nicht al-
n auf das deutlichste; sondern zählte ihn auch eben so

merk-

J. n. C. G. merklich unter die Ketzer, die in ſeinem Briefe nicht g
363. bis 430. ſchont werden.

Es hatte unterdeſſen das Anſehen, daß ſich das gu Vernehmen zwiſchen beyden noch erhalten würde. Der Hieronymus antwortete auf einen Brief, worinne ſi Rufinus über die Freunde deſſelben zu Rom mag b klagt haben, glimpflich genug. (Epiſt. XLII. p. 348 Nur bat er ihn, künftig ihm keine ſo zweydeutige Lob ſprüche zu ertheilen, wie er in der Vorrede zu dem Bu che des Origenes gethan habe, wider welche er ſich ohne ſeinen Freund zu beleidigen und ihn nach ſeine Art zu loben, vertheidigt habe. Rufinus, der nich mehr zu Rom war, empfieng dieſes Schreiben erſt nac zwey Jahren; wohl aber bekam er das vorhergehend an den Pammachius und Oceanus zu Geſichte, un glaubte ſich eine Vertheidigung gegen daſſelbe ſchuldi zu ſeyn. Dazu kam noch ein neuer mächtiger Gegne den er an dem Römiſchen Biſchof Anaſtaſius fand Er hatte ſeine kirchliche Würde im Jahr 398. erlangt und es iſt ſchon in der Geſchichte der Römiſchen Biſchö fe (Th. VIII. S. 129. fg.) erzählt worden, was für einen Antheil er an dieſen Händeln genommen habe. Auf de einen Seite arbeitete die geſchäftige Marcella mit ihre Parthey daran, ihn gegen den Rufinus in Bewegung zu ſetzen; auf der andern aber ſcheint der Biſchof von Alexandrien, Theophilus, der nunmehr ſich eifrig wi der die Origenianer zu erklären anfieng, durch ſein Schreiben am meiſten bewirkt zu haben. Anaſtaſius forderte alſo den Rufinus zur Verantwortung nac Rom. Dieſer aber entſchuldigte ſich, daß er ſeine Fa milie, in die er nach einer Abweſenheit von dreyßig Jah ren kaum zurückgekehrt wäre, nicht ſogleich wieder ver laſſen könne. Dafür vertheidigte er ſich in einem an dieſen Biſchof gerichteten Aufſatze; (Apologia pro fide ſua ad Anaſtaſium, T. V. Opp. Hieron. ed. Man tian. p. 259. ſq.) ingleichen mit einer Vorrede und An merkungen von Conſtant, in deſſen Epiſt. Roman. Pon-

tifi

tiff. p. 715.) Mein Glaube, sagt Rufinus darinne, ist zwar durch die Verfolgung, welche ich in Aegypten ausgestanden habe, hinlänglich bewährt worden; ich will denselben aber auch jezt frey bekennen, wenn ihn jemand prüfen, oder hören oder lernen mag. Und nun erklärt er sich über die Lehren von der heiligen Dreyeinigkeit, von Christo insonderheit, von der Auferstehung dieses Fleisches, und von den ewigen Strafen der Verdammten und des Teufels, vollkommen so, wie es die Rechtgläubigen dieser Zeit verlangen konnten. „Ich höre auch, fährt er fort, daß Streitfragen über die Seele erregt worden sind; ob dieselben geführt oder weggeworfen werden müssen, magst Du entscheiden. Wenn man mich um meine Gedanken darüber frägt: so gestehe ich, daß ich verschiedene Meinungen bey unsern Schriftstellern darüber gefunden habe. Einige, wie Tertullianus und Lactantius, vielleicht auch noch mehrere, behaupten, die Seelen würden eben so wie der Leib, von den Menschen fortgepflanzt; andere lehren, daß Gott täglich Seelen schaffe, und in die gezeugten Körper setze; nach dem Origenes aber und einigen Griechen, hat Gott die Seelen zugleich mit allem übrigen geschaffen, und verbindet sie nach und nach mit ihren Körpern. Gott ist mein Zeuge, daß ich bis jezt über diese Frage keine bestimmte Meinung angenommen habe; Ihm überlasse ich es, die Wahrheit zu wissen, und wem Er sie etwan offenbaren möchte. Nur darinne halte ich es mit der deutlichen Lehre der Kirche, daß Gott der Schöpfer der Seelen und der Körper sey.“ Auf den Vorwurf, daß er Schriften des Origenes übersezt habe, antwortet er, diese Beschuldigung fließe bloß aus Neid: denn was gehe es den Uebersetzer an, der auf Verlangen seine Arbeit übernommen habe, wenn etwas in der Urschrift mißfalle? er habe auch einiges Anstößige auf die Seite geschafft, weil er nicht glaubte, daß es von seinem Schriftsteller herrühre. Er sey kein Vertheidiger des Origenes, auch nicht sein erster Uebersetzer. Außer dem schon vorgetra-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

getragenen Glauben, den die Römiſche und Alexandriniſche Gemeine, auch die ſeinige zu Aquileja, und die zu Jeruſalem lehre, habe er nie einen andern gehabt, und werde auch keinen andern jemals haben, wer aber einen andern habe, der ſollte verflucht ſeyn!

Wie man es erwarten konnte, ſah Hieronymus in der Entſchuldigung des Rufinus, warum er nicht nach Rom kommen könne, bloß die Aengſtlichkeit eines Kezzers, der lieber abweſend verdammt, als gegenwärtig überwieſen ſeyn wollte. (Epiſt. XCVI. p. 782.) Selbſt Tillemont iſt von einem gleichen Urtheil nicht abgeneigt, und möchte beynahe auch in der Glaubenserklärung des Rufinus etwas zu tadeln finden; nämlich die Stelle, wo zwar ein ewiges Feuer zugegeben, aber nicht ausdrücklich gelehrt werde, daß die Verdammten ewig darinne brennen würden, indem gewiſſe Ketzer, nach dem Auguſtinus, beydes von einander unterſchieden hätten. (Mémoires, T. XII. p. 241. ſq.) Aus verſchiedenen Stellen des Hieronymus, welche der eben genannte Gelehrte geſammelt hat, ſieht man, daß Rufinus ſich zwar des Beyfalls gerühmt habe, mit welchem ſein Glaubensbekenntniß von den italiäniſchen Biſchöfen aufgenommen worden ſey; daß ſich aber Anaſtaſius gegen ihn nicht günſtig bezeigt habe. Dieſer Biſchof verdammte den Origenes als einen Ketzer, und viele andere Biſchöfe traten ihm hierinne bey. Es iſt nicht völlig bekannt, wie er ſich weiter gegen den Rufinus betragen habe; allein da der Biſchof Johannes von Jeruſalem ſich in einem Schreiben an ihn, jenes Mannes wider ſeine Gegner angenommen hatte, antwortete ihm Anaſtaſius im Jahr 401. in einem noch vorhandenen Briefe, der zu ſeiner Ehre hätte untergehen können, (in Hieron. Opp. T. V. p. 260. ſq. et apud Cutant. l. c. p. 719.). Im Anfange deſſelben überhäuft er Seine Heiligkeit, von der er wohl nicht wiſſen mochte, wie heftig ſie durch den Epiphanius verketzert worden war,

im

m Gegenſatze von ſeiner Wenigkeit, mit ausſchwei- T. II.
enden Lobeserhebungen. Vom Rufinus ſagt er, daß S. 363.
r die göttliche Majeſtät zum Richter ſeines Gewiſſens bis
abe: vor welcher er ſich alſo ſelbſt zu rechtfertigen wiſ- 430.
n werde. Vom Origenes aber geſteht er, daß er,
is zur Ueberſetzung ſeiner Schriften, nicht gewußt
abe, wer derſelbe geweſen ſey; oder was er ge-
chrieben habe. Was die gedachte Ueberſetzung be-
reffe, ſchreibt er ferner, ſo billige er es, wenn durch
ieſelbe Origenes den Römern recht fluchwürdig und
erhaßt habe gemacht werden ſollen. Wenn aber ihr
Verfaſſer den Irrthümern deſſelben beypflichte, und ſie
nter den Chriſten auszubreiten ſuche: ſo ſey er ein Ver-
älſcher der einzig wahren chriſtlichen Lehre, und er,
Anaſtaſius, werde es auf alle Art zu verhüten wiſſen,
aß derſelbe in ſeinem Kirchenſprengel dieſe Abſicht nicht
reiche. Er freuet ſich daher auch, daß die Kaiſer das
ſen der Schriften des Origenes verboten haben: eine
Nachricht, über welche ſich jezt nur Muthmaaßungen
abringen laſſen, unter denen es wenigſtens die wahr-
heinlichſte iſt, daß ein ſolches Geſetz bey dem Kaiſer
Honorius ausgewirkt worden ſey. Anaſtaſius endigt
in Schreiben mit der Erklärung, daß Rufinus durch
ine Ueberſetzung im Grunde nichts anders gethan habe,
s fremde Fehler zu genehmigen. Er iſt, ſagt der Bi-
hof zulezt, für uns ſo fremd, daß wir nicht einmal zu
iſſen verlangen, was er mache, und wo er ſey; er mag
lbſt zuſehen, wo er losgeſprochen werden könne.
Manche Römiſchkatholiſche Schriftſteller haben aus die-
n Worten einen Beweis genommen, daß Rufinus
on dem römiſchen Biſchof mit dem Kirchenbanne belegt
orden ſey. Es giebt aber, wie ſelbſt neuere Gelehrte
on eben dieſer Gemeine erkannt haben, nicht den ge-
ingſten Grund, hier auf etwas anders zu fallen, als
uf eine Losſprechung von dem Vorwurfe, daß Rufi-
us die Irrlehren des Origenes gebilligt habe.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Rufinus, dem Hieronymus in der Folge eine Abschrift dieses Briefs übersandte, konnte es nicht glauben, daß ein Bischof, dessen Vorgänger ihn für rechtgläubig erklärt hatte, einen Unschuldigen und Abwesenden dergestalt habe mißhandeln können; er hielt ihn für eine Arbeit des Hieronymus. (Hieron. in Rufin. L. III. p. 455. 462. 468. Tom. IV. Opp. P. II.) Doch der Eifer wider den Origenes fieng nun bereits zu Rom an, alles Maaß zu überschreiten. Ein gewisser Faustinus behauptete daselbst, man dürfe gar keine Schriften desselben lesen. Hieronymus fand dieses zwar zu hart; er urtheilte, daß man ihn eben so, wie manchen andern verdächtigen Kirchenschriftsteller, mit Prüfung lesen könne. Aber zu gefällig für die blinden Eiferer, sezte er hinzu: wenn die Liebhaber und Gegner des Origenes in der Hitze ihres Streits gar keine Mittelstraße zu beobachten wüßten, so wollte er doch lieber die fromme Grobheit, als die gelehrte Lästerung wählen. (Epist. LVI. p. 589.)

Unterdessen arbeitete Rufinus an einer ausführlichen Schutzschrift gegen die Vorwürfe, welche ihm Hieronymus in dem oben angeführten Schreiben an den Pammachius und Oceanus gemacht hatte. Vermuthlich wurde ihre Ausfertigung durch das Betragen des römischen Bischofs gegen ihn beschleunigt; sie erschien im Jahr 401. zu Rom; aber nur zum Gebrauche seiner Freunde. (Apologia, oder, wie sie auch unrichtig genannt wird, Invectivarum in D. Hieronymum Libri II. p. 350. sq. T. IV. P. II. Opp. Hieron. ed. Martian. auch noch einmal, T. V. Opp. p. 261. sq.) In dem ersten Buche derselben sucht Rufinus seine Rechtgläubigkeit außer Streit zu setzen; im zweyten lehnt er andere Beschuldigungen des Hieronymus ab. Alles aus derselben in einen Auszug zu bringen, was der Verfasser in persönlichen Rücksichten, wiewohl ziemlich treffend, geschrieben hat, wovon auch einiges bereits in die bisherige Erzählung eingeflochten worden ist, würde ermü-

dend

dend und überflüßig seyn; nur dasjenige gehört hieher, was die ganze Streitigkeit aufklärt. Rufinus beruft sich zuvörderst, um seinen Glauben zu retten, auf das Glaubensbekenntniß der Gemeine von Aquileja, welches er bey seiner Taufe empfangen habe, und worinne, gleichsam als wenn es zu seiner künftigen Vertheidigung dienen sollte, der Zusatz, dieses Fleisches Auferstehung, als ein Unterschied von andern Gemeinen, angebracht worden sey. Man wird sich dabey der Stelle aus seiner Erklärung des Symbolum erinnern, wo dieser Zusatz durchgegangen worden ist. (Oben S. 126. fg.) Aber hier verwahrt er sich gegen die Folgerungen des Hieronymus noch genauer, indem er festsezt, daß allerdings die Natur des jetzigen Fleisches, nur nicht mit dessen Gebrechlichkeit, auferstehen werde. Man könne ihm also, fährt er fort, in Absicht auf den Glauben, nun weiter nichts zur Last legen, als daß er doch ein Buch des Origenes, in welchem mancherley Irrthümer stünden, übersezt hätte. Aber er schreibe gar nicht zur Rechtfertigung dieses Schriftstellers, und bekümmere sich nicht darum, ob derselbe bey Gott stehe, oder gefallen sey. Für ihn selbst rede die Veranlassung und Einrichtung seiner Uebersetzung hinlänglich; in derselben finde sich nichts, das ihm zugehörte; wohl aber habe er dafür gesorgt, daß Origenes nicht andern seiner Schriften widersprechen möchte. Um ihn gleichwohl in einen übeln Ruf zu bringen, habe man seine Uebersetzung sogar verfälscht. So habe er in einer Stelle, wo gegen die Anthropomorphiten gestritten werde, von dem unsichtbaren Wesen Gottes unter andern folgender Gestalt geschrieben: „Es ist etwas anders, Sehen, und etwas „anders, Kennen. Gesehen werden und Sehen „gehört für Körper; Gekannt werden und Kennen „für ein verständiges Wesen.“ Er habe daselbst gar nicht den Vater und Sohn mit einander vergleichen wollen; auch Origenes selbst habe an Statt des anstößigen Worts Sehen von der Gottheit, lieber mit dem

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

Herrn ſelbſt geſagt, niemand kenne den Vater, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater. In dieſe Stelle nun habe man die Worte eingerückt: „So „wie der Sohn den Vater nicht ſieht, ſo ſieht auch der „heilige Geiſt den Sohn nicht;“ und er giebt dieſe Verfälſchung deutlich genug dem Euſebius nebſt der Marcella Schuld; widerlegt auch das Vorgeben, als wenn die gedachten Worte in der griechiſchen Urſchrift anzutreffen wären. Rufinus beklagt ſich darauf, daß Hieronymus, den er nur unter dem Nahmen des morgenländiſchen Lehrers aufführt, nicht gerade gegen ihn ſelbſt ſeine Ueberſetzung getadelt, ſondern ihn in Häuſern und Klöſtern, ja in ganz Italien, durch Frauen und andere Perſonen habe verketzern laſſen; daß eben derſelbe durch ſeine neue Ueberſetzung von dem berüchtigten Buche des Origenes, die Lateiner mit dem Böſen dieſes Schriftſtellers bekannt mache, und ihnen ſein Gutes entziehe; daß er unaufhörlich ſeine Hunde wider den Rufinus loslaſſe, die ihn mit ihrem Bellen der Verleumdung überall verfolgten. Vornehmlich aber beſchäftigt ſich Rufinus damit, aus den Schriften des Hieronymus zu zeigen, daß er jezt ſeinen ehemaligen uneingeſchränkten Lobſprüchen des Origenes ſichtbarlich widerſpreche; ſogar Lehren, welche er jezt an dieſem Schriftſteller als Ketzereyen verwerfe, aus demſelben ſonſt in ſeine Schriften ohne Bedenken übergetragen habe. Er treibt ihn mit dieſem Beweiſe bisweilen ziemlich in die Enge, wenn er ihn gleich nicht überall einleuchtend genug geführt hat. So zeigt er, zum Beyſpiel, daß Hieronymus gerade in denjenigen bibliſchen Auslegungsſchriften, aus welchen er ſeine Rechtgläubigkeit vorzüglich erkannt wiſſen wollte, das Vorherdaſeyn der Seelen in einer unſichtbaren Welt, ehe noch die ſichtbare geſchaffen wurde, behauptet habe; daß er eben daſelbſt von einer dereinſt zu erwartenden Beſſerung und Seligkeit der Teufel, von einem Wachsthum und einem Abnehmen der Menſchen in dem künftigen Leben

von

von der künftigen Wiederherſtellung aller vernünftigen Geſchöpfe in Einem Körper, rede. Auch dieſes findet Rufinus an ſeinem Gegner unverantwortlich, daß er andere Lehrer der Kirche, die einerley Meinungen mit dem Origenes vorgetragen hätten, entſchuldige, und nur dieſen einzigen, ſo lange nach ſeinem Tode, ohne alle Nachſicht behandle. J. n. C. G. 363. bis 430.

Etwas weniger Eindruck macht das zweyte Buch dieſer Schutzſchrift, weil der Verfaſſer darinne durch die rachſüchtige Begierde, alles zuſammen zu raffen, was zu Vorwürfen wider den Hieronymus dienen konnte, nicht ſelten eigene Blößen offenbart. Er beſchuldigt denſelben, daß er in ſeinem Schreiben an den Euſtachium, (von welchem man im Achten Theil dieſer Geſchichte, S. 349. fg. einen Auszug geleſen hat,) die ſchändlichſte Abſchilderung von allen Ständen und Gattungen der Chriſten gemacht habe; ſo daß die Heyden und andere Feinde des Chriſtenthums ſich daſſelbe um die Wette abgeſchrieben hätten, weil darinne ihre Läſterungen gegen die Chriſten nicht nur zugegeben, ſondern gar vergrößert worden wären. Da Hieronymus von Bundsgenoſſen des Origenes geſprochen hatte, denen der Meineyd geläufig wäre: ſo macht ihn Rufinus ſelbſt zum Meineydigen, weil er ſein Traumgelübde, niemals mehr einen heydniſchen Schriftſteller zu leſen, gebrochen habe. Er rechnet es ihm als große Fehler an, daß er den heydniſchen Philoſophen Porphyrius und Juden für ſeine Lehrer ausgebe; daß er eine neue lateiniſche Ueberſetzung der Schriften des Alten Bundes verfertigt, und dagegen die griechiſche, von Gott eingegebene, welche die Apoſtel ſelbſt den Chriſten überliefert hätten, weggeworfen; daß er die Geſchichte der Suſanna, und den Lobgeſang der drey Jünglinge, für apocryphiſche Aufſätze erklärt habe. Hier kommt er wieder auf die Vergleichung der ältern und neuern Geſinnungen des Hieronymus gegen den Origenes,

J. n. C. G. 363. bis 430.

die einen ſo ſeltſamen Abſtand ausmachten; er läßt auch keine der ihm gemachten Beſchuldigungen unbeantwortet. Zulezt ſagt er, wenn ja die Schriften des Origenes, nach der Abſicht des Hieronymus, von einer Kirchenverſammlung verdammt werden ſollten: ſo müßten die Bücher des leztern ein gleiches Schickſal haben. „Gleichwie es dem Origenes nichts geholfen hat, ſezt „er hinzu, daß er von Dir gelobt worden iſt: ſo wird es „auch Dir nichts helfen, daß er von mir entſchuldigt „worden iſt. Denn ich muß dem Urtheil der katholi„ſchen Kirche folgen, es mag wider die Bücher des Ori„genes, oder wider die Deinigen gefällt werden.“

Eine Schutzſchrift, die zugleich ſo ſehr als Angriff betrachtet werden konnte, die dem Gegner ſo viel Wahres, nicht ohne Heftigkeit und bittern Spott vorrückte, ließ in Kurzem eine noch hitzigere Beantwortung erwarten. Zwar hatte ſie Rufinus nur für ſeine Freunde zu Rom beſtimmt; andere bekamen keine Abſchriften davon; allein ſehr vielen wurde ſie vorgeleſen, und in weniger Zeit alſo war ſie weit genug herum bekannt geworden. Die Anhänger des Hieronymus ſchickten ihm Auszüge daraus, ſo wie auch aus der Schutzſchrift des Rufinus an den Anaſtaſius. Hieronymus wartete auch nicht ſo lange, bis er beyde Schriften ſelbſt empfangen hätte: ſondern ſezte, nach jenen übereinſtimmenden Nachrichten, ſogleich eine Vertheidigung in zwey Büchern auf. (Apologia adverſus Rufinum, Libri II. p. 349. ſq. T. IV. Opp. P. II. ed. Martian.) Im erſten Buche beantwortet er die ihm gemachten Vorwürfe: im zweyten aber geht er die Schutzſchrift des Rufinus an den römiſchen Biſchof durch. Auch aus dieſer Schrift, die ſo voll Anzüglichkeiten, weitſchweifiger und unordentlicher als die vorhergehende, und bisher ſchon mehrmals zu hiſtoriſchen Erläuterungen gebraucht worden iſt, darf nur dasjenige, was noch ferner zu gleichem Zwecke beſonders dienlich iſt, ausgezeichnet werden.

Hiero-

Hieronymus rechtfertigt ſeine Ueberſetzung von dem berüchtigten Werke des Origenes damit, weil Rufinus in der ſeinigen nur die darinne befindlichen Irrthümer von der Dreyeinigkeit verbeſſert; alle übrige aber ſtehen gelaſſen habe, und es alſo nothwendig geweſen ſey, jenes Werk in ſeiner wahren Geſtalt lateiniſchen Leſern zu zeigen. Er wirft dem Rufinus, (freylich aus einer verdächtigen Sage,) vor, daß er erſt neulich, nachdem er die Briefe des Biſchofs Theophilus geleſen hatte, in welchen die Ketzereyen des Origenes angezeigt werden, ſich die Ohren verſtopft, und dieſen Schriftſteller laut mit dem Geſtändniſſe verdammt haben ſollte, er habe bis dahin nicht gewußt, daß derſelbe ſo ſchlimme Lehren vorgetragen hätte. Auf die Beſchuldigung, daß er ſelbſt Origenianiſche Irrthümer in ſeine Schriften eingeſtreuet habe, antwortet Hieronymus, daß er, nach der Art gelehrter Auslegungsbücher, verſchiedene Meinungen über die heilige Schrift angeführt habe, ohne ſie deswegen zu billigen: eine Ausflucht, die deswegen nicht auf alle getadelte Stellen paßt, weil der Verfaſſer wirklich die Erklärungen des Origenes bisweilen als ſolche zu den übrigen hinſezt, unter welchen man wählen könne. Daß ihm ſein im Traum geſchehenes Verſprechen vom Rufinus ſo ſtreng ausgelegt wird, findet er überhaupt unverſchämt; frägt denſelben, ob er auch alles in der Taufe verſprochene erfüllt habe, und verſichert, daß für ihn kein fortgeſeztes Leſen der Heyden nöthig geweſen ſey, um dasjenige zu behalten, was er ehemals von ihnen gelernet hatte. Ob ſich gleich Rufinus über ſeinen Glauben ſo befriedigend erklärt zu haben glaubte; findet doch Hieronymus noch manches darinne unbeſtimmt. Er verlangt von ihm, daß er geradezu bekenne, die Seele Jeſu ſey mit ihrem Körper geſchaffen worden, indem jede andere Meinung von ihrem Urſprunge gefährliche Folgen habe. Eben ſo begnügt er ſich nicht daran, daß Rufinus die vollſtändige Auferſtehung dieſes Fleiſches mit allen Gliedern zugiebt. Er frägt ihn,

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

was Origenes leugne, nämlich, ob die Körper in eben demſelben Geſchlechte, in welchem ſie geſtorben ſind, auferweckt werden ſollen? oder ob in einem vermiſchten Geſchlechte, das entweder beydes zugleich, oder keines von beyden ſey? und ob die Körper ſelbſt mit Fleiſch und Blut ewig unſterblich bleiben, oder nach und nach in Nichts verwandelt, in die vier Elemente wieder aufgelöſet werden ſollen? Er ſpottet weiter darüber, daß ſein Gegner den Teufel das ewige Feuer beſitzen läßt, und nennt es eine Verleumdung gegen dieſen, daß er allen Menſchen die Urſache zu ſündigen geworden ſey. Denn dadurch würden die Menſchen von aller Schuld befreyet, auch ihr freyer Wille aufgehoben. Beſonders ſtellt er es lächerlich vor, daß Rufinus ein feyerliches Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit über den Urſprung der Seelen, an den Anaſtaſius abgelegt habe; es iſt ihm unglaublich, daß der richtige Begriff davon nicht einmal durch Chriſtum gelehrt worden ſeyn ſoll: aber in eine Unterſuchung dieſer Streitfrage läßt er ſich nicht ein. Darauf ſind es wieder die Irrthümer des Origenes, und die Ueberſetzung ſeines Werks vom Rufinus, welche Hieronymus angreift. Merkwürdig iſt hier vornehmlich die Art, wie er den Beweis des leztern, daß die Schriften des Origenes von Ketzern verfälſcht worden wären, zu entkräften ſucht. Andern rechtgläubigen Lehrern, hatte Rufinus geſagt, war eben dieſes begegnet. Allein das leugnet Hieronymus, weil man durch eine ſolche Muthmaaßung auch die Schriften der Ketzer ſelbſt vertheidigen, und behaupten könne, das Irrige in denſelben ſey durch Verfälſchungen hineingekommen; ja auf dieſem Wege würde man jedes Buch, woran man etwas auszuſetzen finde, für unächt ausgeben müſſen. Wie ſind denn aber, fährt er fort, in die Schriften jener Lehrer anſtößige Stellen gefloſſen? und giebt die Antwort: „Wenn ich gleich die Urſachen „dieſer Flecken nicht anzugeben weiß; ſo werde ich ſie „darum nicht alsbald für Ketzer erklären. Denn es iſt

„mög-

„möglich, daß sie entweder ehrlich geirrt, oder in einem J. u. „andern Verstande geschrieben haben; oder daß ihre C. G. „Schriften nach und nach von den ungeschickten Abschrei- 363. „bern verdorben worden sind. Sie mögen auch wohl, bis 430. „ehe Arius, gleichsam als ein mittäglicher Teufel, zu „Alexandrien gebohren wurde, manches unschuldig und „unvorsichtig geredet haben, was der Verleumdung ver„kehrter Leute nicht ausweichen kann.“ Es ist unleugbar, daß alle diese Entschuldigungen dem Origenes eben so wohl, und gewissermaaßen noch mehr zu Statten kommen mußten, als andern alten Lehrern. Allein niemand wird sich wundern, daß Hieronymus solches nicht empfunden, noch weniger gestanden hat. Er hatte sich einmal fest vorgenommen, alles einseitig zu betrachten: und man hat auch bereits in dieser Geschichte die Ursachen gesehen, warum bey so vielen jeder Fehltritt des Origenes weit unverzeihlicher gewesen ist, als eben derselbe bey andern, die weder seinen Geist noch seine Verdienste aufweisen konnten. Besser führt Hieronymus seine Sache in dem übrigen Theil dieser Schrift, wo er seine neue Uebersetzung des Alten Bundes, ingleichen seine Gesinnungen in Absicht auf die alexandrinische Uebersetzung, rettet.

An Gelehrsamkeit, Witz und Beredsamkeit, an der Gabe fein und bitter zu scherzen, zeigt sich Hieronymus in dieser Schutzschrift seinem Gegner ohne Zweifel sehr überlegen. Aber zugleich herrscht darinne eine so unglückliche Rechthaberey, mit niedrigen Disputirränken und Spottnahmen verbunden, daß Rufinus in dieser Vergleichung eben nicht verächtlich wird; wenn gleich manche schlechte und schiefe Ausdrücke desselben nicht ohne Grund belacht werden. Dieser scheint auch durch sein folgendes Betragen den Ruhm einer größern Mäßigung beybehalten zu haben. Da ihm ein Kaufmann aus den Morgenländern die Schutzschrift des Hieronymus nach Aquileja brachte, der nach zwey Tagen wieder abreiste:

so

J. u. C. G. 363. bis 430.

so wollte er nicht erst die Zeit zu einer öffentlichen Widerlegungsschrift abwarten; sondern schrieb bloß an seinen Gegner selbst, um ihn, wie er sagte, zu erinnern und zu bessern; nicht aber bey andern ein Aergerniß zu stiften. Dieses Schreiben ist zwar nicht mehr vorhanden; allein Hieronymus hat in seiner Beantwortung (advers. Rufinum L. III. p. 435. sq. l. c.) mehrere Stellen aus demselben eingerückt. Er nennt es freylich eine Anklageschrift voll Schmähungen, Lügen und Drohungen; unterdessen sieht man doch nur soviel, daß Rufinus ziemlich derb geschrieben haben möge. Seine Schutzschrift wider den Hieronymus, sagt er, sey nicht, um Aufsehen zu machen, sondern zur Belehrung einiger, welche durch ihn falsche Begriffe bekommen hätten, aufgesezt, und daher auch diesen nur zugesandt worden; weil er sie aber widerlegt habe, ohne sie zu sehen, so werde sie auch ihm hiermit geschickt, damit er nicht, wie es seine Freunde ehemals gemacht hätten, nöthig habe, den Geschwindschreiber des Rufinus zu bestechen. Dieser behauptet, daß Hieronymus in seinen exegetischen Schriften eben das gethan habe, was er seiner oftgenannten Uebersetzung so sehr zur Last lege, nämlich Meinungen des Origenes und anderer einzuschalten, ohne sie genau von den seinigen zu unterscheiden. Er beruft sich darauf, daß alle italiänische Bischöfe seinen Glauben von der Auferstehung gebilligt hätten; gesteht nochmals, daß er über den Ursprung der Seelen eben so wenig, als über andere natürliche Gegenstände, etwas Gewisses sagen könne; beharrt dabey, daß Hieronymus sein eidliches Versprechen, keine heydnischen Schriftsteller zu lesen, gebrochen habe; ermahnt ihn, sich zu bessern, und verlangt von ihm nicht öffentliche, sondern Privaterinnerungen. Es hat auch das Ansehen, daß er gedroht habe, ihn vor den weltlichen Gerichten zu verklagen; zulezt aber wünscht er, Hieronymus möchte den Frieden lieben.

Eben

en dieſen Wunſch äußerte auch Chromatius, J. n. C. G. 363. bis 430.
von Aquileja, gegen den Hieronymus, nach-
die Schutzſchrift deſſelben geleſen hatte, und ver-
on ihm, daß er den Streit nicht weiter fortſetzen
Allein Hieronymus rief den Erlöſer zum Zeu-
daß er wider ſeinen Vorſatz die Feder habe er-
müſſen, weil er ſonſt, da ihm Rufinus den Un-
drohte, wenn er nicht ſchwiege, ſich der vorge-
n Verbrechen ſchuldig erkennen würde. Er
alſo abermals eine ausführliche Vertheidigung,
. Ruf. Liber. III. p. 435. ſq.) die noch ins Jahr
er in das folgende gehört. Man erwartet im vor-
ıß darinne viel Perſönliches, viele Wiederholun-
ı dem ehemals geſagten, vorkommen werden; da-
man noch die dem Verfaſſer eigenen wortreichen
veiſungen und Gemeinplätze ſetzen. Es wird al-
nur wenig daraus hier einen Platz finden können.
inigen hitzigen und ſpöttiſchen Stellen, ruft
rymus aus: „Welch eine Erbauung für die Zu-
daß zween alte Männer mit einander wegen der
fechten! Zumal da beyde für Rechtgläubige ge-
ſeyn wollen. Laßt uns die Ketzer nicht weiter
! ſo wird auch kein Streit unter uns ſeyn. Wir
den Origenes mit eben demſelben Eifer, mit
n wir ihn ehemals gelobt haben, jezt, da er in der
Welt verdammt wird, auch verdammen. Laßt
ander die Hände geben, die Gemüther vereinigen,
n beyden Siegszeichenträgern der Morgenländer
endländer, (dem Theophilus und Anaſtaſius,)
rtigem Schritte folgen. Wir haben als Jüng-
eirrt; wir wollen uns im Alter beſſern. Wenn
ein Bruder biſt: ſo freue Dich über meine Beſſe-
wenn ich Dein Freund bin: ſo muß ich Dir zu
Bekehrung Glück wünſchen. So lange der
wiſchen uns fortdauert, wird es ſcheinen, daß wir
hren Glauben aus Noth, nicht aus Neigung, an-
. Unſere beyderſeitige Feindſchaft entreißt uns
das

J. n. C. 363. bis 430.

groben Irrthümer, welche dem Origenes beygemessen wurden, durch andere Lehrer ausgebreitet werden dürften? Aber, wie man gesehen hat, war davon eigentlich die Frage nicht. Denn diese Lehrer betheuerten es, daß sie an den gedachten Irrthümern gar keinen Antheil nähmen; sie leugneten sogar, daß Origenes dieselben vorgetragen habe. Alles lief daher auf persönliche und geringfügige Zänkereyen über den Origenes, seine Schriften, Feinde, Freunde und Uebersetzer, hinaus. Freylich hätte auch hieraus noch ein erheblicher Nutzen gezogen werden können, wenn es die Natur eines persönlichen Streits, der nicht Wahrheit, sondern bloß Ehre und Vortheil oder Verkleinerung auf beyden Seiten sucht, erlaubt hätte. Gewissermaaßen konnte man zwar bey der Frage über die Lehrsätze des Origenes, kaum einen recht festen Fuß stellen. Doch selbst bey Seite gesezt, wem sie zugehörten, war es eine bequeme Gelegenheit, sie freyer zu untersuchen; oder auch ausfindig zu machen, mit welcher Bescheidenheit man bey ihrer genauern Bestimmung verfahren müsse. Keines von beyden geschah; Verketzern und Verketzerungen abwehren, war alles, was man auszuführen suchte. Origenes wurde nun verhaßter, als er jemals vorher gewesen war; allein diejenigen, welche solches bewirkten, zeichneten sich durchaus als schlechtere Menschen aus, wie ihre Gegner. Ohne gerade alles zu vertheidigen, was der Bischof Johannes und Rufinus in diesen Händeln, wo sie doch so offenbar gereizt wurden, gethan oder geschrieben haben, kann man gleichwohl ihren mehrmals angeführten Schutzrednern, Wastel, Cacciari, Fontanini und Rubeis, unter welchen die beyden lezten den zwey ersten bey weitem vorzuziehen sind, in der allgemeinen Beurtheilung seinen Beyfall nicht versagen.

Dieser so langwierige, für die Wahrheit bey[illegible] ganz unnütze Streit, war jedoch nur der erste Au[illegible] von den Händeln, welche gegen das Ende des

Jahrhunderts über die Lehrsätze des Origenes ausbrachen. Er hatte hauptsächlich Palästina und Italien zum Schauplatze gehabt; wenn gleich die Bewegungen desselben sich auch nach Africa fortpflanzten. Zu gleicher Zeit aber eröffnete sich der zweyte Auftritt in Aegypten, und nach und nach zu Constantinopel, noch weit anstößiger und unglücklicher als der erste; für die Aufklärung der Christen, oder auch für die theologische Gelehrsamkeit, eben so fruchtlos, und desto mehr ein Denkmal der unbändigsten Leidenschaften. Epiphanius bezeigte sich zwar auch hier sehr geschäftig; selbst Hieronymus unterließ nicht daran Theil zu nehmen; allein die Hauptperson, welche Getümmel und Verwirrung auf mehreren Seiten stiftete, war Theophilus, Bischof oder Patriarch von Alexandrien.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Unter allen christlichen Lehrern dieser Zeit hat er den schlimmsten Ruf hinterlassen. Ja, ob ihm gleich Hieronymus die übertriebensten Lobsprüche ertheilt, und er selbst durch seinen Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben so gut wie andere jener ältern Lehrer, den Ehrennahmen des Heiligen verdient hätte, mit welchem Athanasius, Epiphanius und Hieronymus, und die übrigen ihres gleichen immer bezeichnet werden; so haben doch die neuern Römischkatholischen Schriftsteller größtentheils Bedenken getragen, ihm diese Höflichkeit zu erweisen, die, da sie so oft dem Charakter der angesehensten Lehrer widerspricht, auch bey allen ohne Unterschied wegbleiben sollte. Sie ist zwar eben so wenig ein rühmliches Urtheil der Nachwelt von irgend einem derselben, als der Beynahme Seelig, mit welchem man von Verstorbenen spricht; allein der [illegible] Bischof legt doch gar zu leicht dem freyern For[illegible] r Geschichte, [illegible] Stillschweigen, oder [illegible] Schüchternheit [illegible] Theophilus scheint i[illegible] n Jahren [illegible] lang unter den Einsied[illegible] Gebürges in Aegypten [illegible]

J. n. C. G. 363 bis 430.

de er zu Alexandrien durch seine Gelehrsamkeit bekannt, als er vermuthlich Presbyter geworden war. Sein noch vorhandener Osterzirkel (Cyclus Paschalis) ist allem Ansehen nach damals von ihm aufgesezt worden, und Rufinus rühmt sich, ihn um diese Zeit zum Lehrer gehabt zu haben. Nach dem Tode des Timotheus, Bischofs von Alexandrien, im Jahr 385. folgte er ihm in dieser Würde nach, und bekleidete sie über sieben und zwanzig Jahre.

Sein unternehmender und Ränkevoller Geist zeigte sich seitdem bey sehr vielen Gelegenheiten. Als der Kaiser Theodosius im Jahr 388. mit dem Maximus Krieg führte, schickte Theophilus einen seiner Aeltesten zu Alexandrien, Isidorus, der daselbst für die Fremden und Armen Sorge trug, mit Schreiben, sowohl an den Kaiser, als an dessen Mitbewerber um das Reich, ab, und befohl ihm, demjenigen von beyden das Schreiben, nebst den mitgegebenen Geschenken, zu überreichen, der die Oberhand behalten würde. Indem aber Isidorus dieses zu Rom abwartete, entwandte ihm der Vorleser, der ihn begleitet hatte, die gedachten Briefe, und nachdem also seine zweydeutige Bestimmung entdeckt worden war, eilte er nach Alexandrien zurück. Für diesen gefährlichen Dienst wollte ihn nachmals Theophilus dadurch belohnen, daß er ihm das Bißthum von Constantinopel verschaffte. Allein der oberste Staatsbediente hatte dazu bereits den in der Folge so berühmt gewordenen Johannes Chrysostomus ausersehen. Er überließ also dem Theophilus kurzweg die Wahl, ob er diesen zum Bischof weihen, oder sich gegen die schweren Anklagen verantworten wollte, welche verschiedene Bischöfe wider ihn eingegeben hatten: und er befand für gut, das erstere zu thun. (Socrat. Hist. Eccl. L. VI. c. 2. Sozom. H. E. L. VIII. c. 2.)

Man hat bereits in dieser Geschichte gelesen, (Th. VII. S. 215-219.) wie feurig sich der Eifer des Theophilus

phílus bey der Zerstörung der heydnischen Tempel zu Alexandrien im Jahr 391. bewiesen habe; aber auch, wie viel Religionshaß und Verfolgungsgeist er dabey habe blicken lassen. Die Beschuldigung der Heyden, daß ihn zugleich Eigennutzen und Geldbegierde dabey angetrieben haben, gewinnt durch den Abriß, welchen christliche Schriftsteller von ihm machen, eine ziemliche Stärke. In einer Stelle des Palladius, (Dialog. de vita S. Iohann. Chrysost. p. 137. Paris. 1680. 4.) wo von dem Patriarchen der Aegyptier gesagt wird, daß er eben so wie der Jüdische, aus der Besetzung und Veränderung priesterlicher Aemter viel Geld ziehe, kann nur Theophilus gemeint seyn. Isidorus von Pelusium aber klagt ausdrücklich über seine Geldsucht und ausschweifende Neigung zum Bauen; (L. I. Ep. 152. p. 47. Paris. 1638. fol.) welche leztere vom Palladius (l. c. p. 51.) eine Pharaonische Steinwuth zu Gebäuden, deren die Kirche nicht bedarf, genannt wird. J. n. C. G. 363. bis 430.

Zwar könnten alle diese Schriftsteller, als Verehrer des Origenes oder des Chrysostomus, partheyisch gegen den Theophilus zu seyn scheinen. Allein nicht nur ihre Uebereinstimmung unter einander in so vielem Böse, was sie von ihm erzählen; sondern hauptsächlich seine ungezweifelten Handlungen, bestätigen ihre Glaubwürdigkeit. Man beschreibt ihn also als einen sehr kühnen, heftigen und unbiegsamen Mann, der bald gewaltsame, bald arglistige Mittel zur Erreichung seiner Absichten gewählt habe, und schlechterdings keinen Widerstand dulden konnte. Er gab deswegen auch die geistlichen Aemter Leuten, welche ihm ganz ergeben waren. Um der Unterstützung der Großen zu genießen, sandte er Geistliche nach Constantinopel, welche es selbst durch Bestechungen auswirken mußten, daß der Hof keine andern Befehlshaber in Aegypten ernannte, als welche ihm angenehm waren. Es fehlte ihm unterdessen auch nicht an bessern Eigenschaften. Ein nicht gemeiner Verstand,

J. n. C. G. 363. bis 430.

viel Thätigkeit und Muth, machten ihn fähig, große Dinge auszuführen. Palladius versichert, (l. c. p. 43.) daß er scharfsichtig genug gewesen sey, um aus der Bildung und den Reden eines Menschen, sogleich einen sichern Schluß auf die geheimen Absichten desselben machen zu können. Seine Wachsamkeit im Lehramte wird auch gerühmt; es war aber freylich mehr die Fertigkeit, über alles herzufallen, was von seinen Religionsbegriffen abwich. Desto unerwarteter ist es, daß er, wie anderwärts gemeldet worden ist, (Th. VII. S. 156.) einst einen Mann zum Bißthum geweiht hat, der sich erklärte, daß er die Auferstehung der Todten nicht glauben könne. Die Gelehrsamkeit und Beredsamkeit dieses Mannes, des Synesius, erwarben ihm vielleicht diese außerordentliche Gewogenheit des Theophilus, der selbst in der Philosophie und Mathematik nicht ungeübt war.

Von seinen Schriften brauchen diejenigen hier noch nicht genannt zu werden, welche gegen den Origenes und dessen Freunde gerichtet sind. Eine der ersten unter den übrigen war sein auf Verlangen des Kaisers Theodosius ausgerechneter Osterzirkel. Er fieng denselben mit dem Jahr 380. an, und bestimmte darinne vierhundert und achtzehn Jahre hindurch, den Monath und Tag, auf welchen das Osterfest jährlich fiel. Den ähnlichen sogenannten goldenen Cyklus des Anatolius, Bischofs von Laodicea, im dritten Jahrhunderte, der nur neunzehn Jahre in sich begriff, verbesserte und erweiterte er zwar durch den seinigen; aber auch dieser wurde erst nachher vom Victorius durch seinen Cyklus von 532 Jahren zur Vollkommenheit gebracht. Unterdessen diente der vom Theophilus erfundene dem Stifter der christlichen Zeitrechnung im sechsten Jahrhunderte, Dionysius, zur Grundlage des seinigen. Dem Kaiser sandte er nur eine Tafel von hundert Jahren aus diesem Cyklus, nebst den dazu gehörigen Beweisen, und einem Schreiben. Nichts von

dieſem

dieſem allem iſt mehr vorhanden; wohl aber ein kleiner Aufſatz des Theophilus über dieſe Tafel. (in Aeg. Bucher Commentar. de doctr. tempor., in Victorium Aquit. et alios antiquos Canon. Paſchal. Scriptores, p. 471. ſq. Antverp. 1673. fol.) Ueberhaupt wurde ſein Cyklus, weil man ihn etwas dunkel fand, wenig gebraucht. Daher kürzte ihn ſein Schweſterſohn und Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, dergeſtalt ab, daß er ihn auf fünf und neunzig Jahre zuſammenzog. Theophilus ſelbſt kündigte, ohngeachtet er durch ſeinen Cyklus das Oſterfeſt auf viele Jahre feſtgeſezt hatte, daſſelbe jährlich, nach der alten Gewohnheit der Alexandriniſchen Biſchöfe, auch durch beſondere Schreiben oder Predigten an, von denen die noch vorhandenen in der Folge beſchrieben werden ſollen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Einige ſeiner merkwürdigern kirchlichen Vorſchriften und Entſcheidungen (Canones, in Beveregii Synodico, T. II. P. I. p. 170-173.) verdienen auch hier angeführt zu werden. In der erſten ſagt er, daß, da die Chriſten ſchuldig wären, jeden Tag des Herrn zu ehren, weil an demſelben Chriſtus von den Todten auferſtanden ſey, ſolches auch diesmal geſchehen müſſe, da das Feſt Theophania (oder das Geburtsfeſt Chriſti) auf einen Sonntag falle. An Statt alſo am vorhergehenden Tage das gewöhnliche Faſten zu beobachten, ſollten die Chriſten ſeines Kirchenſprengels nur wenige Datteln genießen, ſich den Ketzern nicht gleich ſtellen, welche dem Auferſtehungstage Chriſti keine Ehrerbietung bezeigen, und in der neunten Stunde ſich zum öffentlichen Gottesdienſte verſammeln. In einem andern Schreiben verordnet er, daß Lehrer, welche mit Arianiſchen Biſchöfen Kirchengemeinſchaft unterhalten hätten, zwar abgeſezt werden; aber doch ruhig an dem Orte ihres Aufenthalts verbleiben ſollten. Bey einem Diakonus, welcher beſchuldigt wurde, daß er ſeines Bruders Tochter geheyrathet habe, müſſe darauf geſehen werden, ob

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſolches noch vor ſeiner Taufe geſchehen ſey, und ob er nach derſelben keinen vertrauten Umgang mit ihr gepflogen habe? in dieſem Falle ſollte er ſtraflos bleiben; ſonſt aber aus dem geiſtlichen Stande geſtoßen werden. Keine Weihungen von Geiſtlichen ſollten heimlich vorgenommen werden; ſondern die geſammte Geiſtlichkeit der Gemeine ſollte darein willigen; das Volk ſollte gegenwärtig ſeyn, und von dem Biſchof angeredet werden, damit es für den zu Weihenden ein Zeugniß ablegen könne. Der Reſt von den freywilligen Gaben, (τὰ προσφερόμενα εἰς λόγον θυσίας) nachdem das heilige Abendmahl (τὰ μυστήρια) davon gehalten worden iſt, ſoll bloß unter die Geiſtlichen, und die bey ihnen befindlichen Gläubigen, nicht aber unter Katechumenen, vertheilt werden. Andere Verordnungen in dieſem Schreiben, gehen von der gewöhnlichen Kirchenzucht gar nicht ab. Unter den übrigen aber enthält eines den Fall eines Mannes, der, weil er aus Unwiſſenheit in den Kirchengeſetzen eine unerlaubte Heyrath getroffen hatte, ſich nachher mit Bewilligung ſeiner Frau von derſelben trennte. Theophilus giebt dem Biſchof, der ihm dieſes gemeldet hatte, den Rath, beyde Perſonen, wenn ſie anders aufrichtig dabey handelten, unter die Katechumenen zu verſetzen; ſollte er aber Unredlichkeit bey ihnen merken: ſo möchte er thun, was ihm Gott eingebe, und die ihnen nöthige Schärfe anwenden.

Theophilus hatte an den Streitigkeiten, welche in Paläſtina über den Origenes entſtanden waren, nach und nach, wie bereits oben (S. 147. fg. 149. fg. 158. fg.) erzählt worden iſt, einigen Antheil genommen, welcher den Wünſchen des Epiphanius und Hieronymus gar nicht gemäß war. Er ließ nicht allein gegen den Origenes viele Neigung blicken; ſondern zeigte ſich auch als einen Freund des Biſchofs von Jeruſalem, Johannes, und des Rufinus. Das Betragen ſeines Abgeordneten Iſidorus in Paläſtina, ſein eigener Aufenthalt

dieſem allem iſt mehr vorhanden; wohl aber ein kleiner Aufſatz des **Theophilus** über dieſe Tafel. (in Aeg. Bucher Commentar. de doctr. tempor., in Victorium Aquit. et alios antiquos Canon. Paſchal. Scriptores, p. 471. ſq. Antverp. 1673. fol.) Ueberhaupt wurde ſein **Cyklus**, weil man ihn etwas dunkel fand, wenig gebraucht. Daher kürzte ihn ſein Schweſterſohn und Nachfolger im Bißthum, **Cyrillus**, dergeſtalt ab, daß er ihn auf **fünf und neunzig Jahre** zuſammenzog. **Theophilus** ſelbſt kündigte, ohngeachtet er durch ſeinen Cyklus das Oſterfeſt auf viele Jahre feſtgeſezt hatte, daſſelbe jährlich, nach der alten Gewohnheit der Alexandriniſchen Biſchöfe, auch durch beſondere Schreiben oder Predigten an, von denen die noch vorhandenen in der Folge beſchrieben werden ſollen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Einige ſeiner merkwürdigern kirchlichen Vorſchriften und Entſcheidungen (Canones, in Beveregii Synodico, T. II. P. I. p. 170-173.) verdienen auch hier angeführt zu werden. In der erſten ſagt er, daß, da die Chriſten ſchuldig wären, jeden **Tag des Herrn** zu ehren, weil an demſelben **Chriſtus** von den Todten auferſtanden ſey, ſolches auch diesmal geſchehen müſſe, da das Feſt **Theophania** (oder das **Geburtsfeſt Chriſti**) auf einen Sonntag falle. An Statt alſo am vorhergehenden Tage das gewöhnliche Faſten zu beobachten, ſollten die Chriſten ſeines Kirchenſprengels nur wenige Datteln genießen, ſich den Ketzern nicht gleich ſtellen, welche dem Auferſtehungstage **Chriſti** keine Ehrerbietung bezeigen, und in der neunten Stunde ſich zum öffentlichen Gottesdienſte verſammeln. In einem andern Schreiben verordnet er, daß Lehrer, welche mit **Arianiſchen** Biſchöfen Kirchengemeinſchaft unterhalten hätten, zwar abgeſezt werden; aber doch ruhig an dem Orte ihres Aufenthalts verbleiben ſollten. Bey einem **Diakonus**, welcher beſchuldigt wurde, daß er ſeines Bruders Tochter geheyrathet habe, müſſe darauf geſehen werden, ob

J. u. C. G. 363 bis 430.

Manne gehört habe. (H. E. L. VIII. c. 12.) Dieser zu Folge haßte Theophilus erstlich deswegen den Isidorus und den Petrus, weil sie sich beyde geweigert hatten, zu bezeugen, daß die Schwester des Bischofs von einem gewissen Manne zur Erbin eingesezt worden sey. Dazu kam noch dieses, daß Isidorus nichts von dem vielen Gelde, das ihm zur Besorgung der Armen gebracht wurde, dem Cyrillus zu seinem Kirchenbaue überlassen wollte, indem er sagte, es sey besser, die Körper der Kranken zu pflegen, welche vorzüglich Tempel Gottes wären, als Gebäude aufzurichten. Eben dieses bestätigt auch Palladius (Dial. de vita S. Ioh. Chrysost. p. 51.) mit den besondern Umständen, daß Isidorus von einer vornehmen Wittwe tausend Goldstücke, mit der durch einen Schwur bey des Erlösers Tische von ihm eingegangenen Verbindlichkeit erhalten habe, armen Frauen dafür heimlich, ohne Vorwissen des Theophilus, Kleider zu kauffen, damit dieser nicht nach dem Gelde trachten möchte. Er erfuhr aber doch die Anwendung dieses Geldes, beschuldigte aus Verdruß darüber den Isidorus, in der Versammlung seiner Geistlichkeit, aus einer Klagschrift, die ihm bereits vor achtzehn Jahren übergeben worden seyn sollte, der Sodomiterey; bemühte sich vergebens, als sich derselbe sehr wohl vertheidigte, einen jungen Menschen zum Kläger wider ihn zu erkauffen, und stieß ihn endlich aus der Kirche. Isidorus, der sich vor noch ärgern Gewaltthätigkeiten des Bischofs fürchtete, eilte wieder zu den Mönchen des Nitrischen Gebirges, unter welchen er seine jüngern Jahre zugebracht hatte. Er war damals bereits achtzig Jahre alt, und Palladius, der ihn zum Führer des Mönchslebens wählte, rühmt ihn in einer andern Schrift, (Hist. Lausiac. c. 1. sq.) als ein großes Muster desselben. Er trug niemals Leinenzeug, ausgenommen das gewöhnliche um den Kopf, aß kein Fleisch, und niemals bis zur Sättigung. Oft weinte er bey Tische, weil er sich schämte, gleiche Nahrungsmittel

enthalt daselbst, und andere seiner Schritte, dienten zur Unterstützung der Origenisten. Besonders aber scheinen die Vorwürfe, welche er dem Epiphanius in einem Schreiben an den Römischen Bischof Siricius machte, und seine Ermahnungen an den Hieronymus, den kurzen Stillstand dieser Händel im Jahr 397. befördert zu haben. Er hatte auch einen Aegyptischen Bischof oder Presbyter, Paulus, der ein Feind der Origenisten war, in einer Versammlung von Bischöfen abgesezt, und genöthigt, nach Palästina zu flüchten. Hieronymus nahm denselben zu Bethlehem liebreich auf; und obgleich Paulus einen kaiserlichen Befehl erhielt, um wieder in sein Amt eingesezt zu werden, blieb er doch am gedachten Orte bis zum Jahr 401. (Hieron. advers. Rufin. L. III. p. 453. sq.) J. n. C. G. 362. bis 439.

Allein der heftige und unruhige Geist des Theophilus gieng seitdem allmählig zu ganz entgegengesezten Gesinnungen über. Er entzweyete sich mit eben demselben Isidorus, der so lange sein Vertrauter gewesen war. Zwar kommen die Geschichtschreiber nicht völlig in den Ursachen dieser Veränderung überein; es scheinen aber auch mehrere derselben zusammengekommen zu seyn. Nach dem Sokrates, (H. E. L. VI. c. 9.) wollte Theophilus der Archipresbyter Petrus zu Alexandrien unter dem Vorwande absetzen, weil er eine Manichäische Frauensperson, ohne daß sie ihren Irrthümern entsagt hätte, zum heiligen Abendmahl zugelassen habe. Allein Petrus behauptete, daß diese Frau rechtgläubig sey, und daß ihre Aufnahme in die Kirchengemeinschaft sogar mit Bewilligung des Theophilus selbst geschehen wäre. Als der Bischof nichts davon wissen wollte, berief sich jener auf das Zeugniß des Isidorus, welcher auch eben dieses bekräftigte; aber sich und dem Archipresbyter dadurch den Verlust ihrer Aemter zuzog. Sozomenus sezt zu dieser Nachricht noch eine andere hinzu, die er von einem glaubwürdigen

J. u. C. G. 363 bis 430.

Manne gehört habe. (H. E. L. VIII. c. 12.) Dieſer zu Folge haßte Theophilus erſtlich deswegen den Iſidorus und den Petrus, weil ſie ſich beyde geweigert hatten, zu bezeugen, daß die Schweſter des Biſchofs von einem gewiſſen Manne zur Erbin eingeſezt worden ſey. Dazu kam noch dieſes, daß Iſidorus nichts von dem vielen Gelde, das ihm zur Beſorgung der Armen gebracht wurde, dem Cyrillus zu ſeinem Kirchenbaue überlaſſen wollte, indem er ſagte, es ſey beſſer, die Körper der Kranken zu pflegen, welche vorzüglich Tempel Gottes wären, als Gebäude aufzurichten. Eben dieſes beſtätigt auch Palladius (Dial. de vita S. Ioh. Chryſoſt. p. 51.) mit den beſondern Umſtänden, daß Iſidorus von einer vornehmen Wittwe tauſend Goldſtücke, mit der durch einen Schwur bey des Erlöſers Tiſche von ihm eingegangenen Verbindlichkeit erhalten habe, armen Frauen dafür heimlich, ohne Vorwiſſen des Theophilus, Kleider zu kauffen, damit dieſer nicht nach dem Gelde trachten möchte. Er erfuhr aber doch die Anwendung dieſes Geldes, beſchuldigte aus Verdruß darüber den Iſidorus, in der Verſammlung ſeiner Geiſtlichkeit, aus einer Klagſchrift, die ihm bereits vor achtzehn Jahren übergeben worden ſeyn ſollte, der Sodomiterey; bemühte ſich vergebens, als ſich derſelbe ſehr wohl vertheidigte, einen jungen Menſchen zum Kläger wider ihn zu erkauffen, und ſtieß ihn endlich aus der Kirche. Iſidorus, der ſich vor noch ärgern Gewaltthätigkeiten des Biſchofs fürchtete, eilte wieder zu den Mönchen des Nitriſchen Gebirges, unter welchen er ſeine jüngern Jahre zugebracht hatte. Er war damals bereits achtzig Jahre alt, und Palladius, der ihn zum Führer des Mönchslebens wählte, rühmt ihn in einer andern Schrift, (Hiſt. Lauſiac. c. 1. ſq.) als ein großes Muſter deſſelben. Er trug niemals Leinenzeug, ausgenommen das gewöhnliche um den Kopf, aß kein Fleiſch, und niemals bis zur Sättigung. Oft weinte er bey Tiſche, weil er ſich ſchämte, gleiche Nahrungsmittel

mitte mit den Thieren zu genießen, an Statt daß er das himmlische Manna kosten sollte. Auch soll seine Religionswissenschaft und Gottseligkeit so erhaben gewesen seyn, daß er nicht selten über der Tafel, indem er sich in einen wichtigen Gedanken vertiefte, in eine Entzückung gerieth, die ihm alles Bewußtseyn raubte. Nach einer solchen Abschilderung, wie man sie von dem Verfasser der Lausischen Geschichte erwarten kann, ist es wahrscheinlich, daß nicht immer, wo in der frühern Geschichte des Theophilus ein Isidorus vorkömmt, der jezt beschriebene gemeint sey. J. n. C. G. 363. bis 430.

Unter den Mönchen des Nitrischen Gebürges, zu welchen sich Isidorus rettete, gab es damals zwo Partheyen, welche auch ihre Beziehung auf die über den Origenes entstandenen Streitigkeiten hatten. Sie waren über die Frage uneins geworden, ob Gott ein Körper von menschlicher Gestalt, oder ob er vielmehr unkörperlich sey, und weder eine menschliche, noch eine andere Gestalt habe? Das erstere behaupteten, wie Sokrates (H. E. L. VI. c. 7.) und Sozomenus (H. E. L. VIII. c. 11.) erzählen, die meisten dieser Mönche, welche aus Einfalt, die Augen, die Hände Gottes, und dergleichen mehr, was ihm in der heiligen Schrift beygelegt wird, ganz buchstäblich nahmen; da hingegen andere in solchen Redensarten einen geheimen Verstand suchten, und jenen eine Lästerung gegen Gott Schuld gaben. Die vernünftigere Meinung der leztern war aus den Erklärungsgrundsätzen des Origenes geschöpft worden. Aber die erstere hatte sich eben durch die Abneigung gegen die allegorischen Auslegungen dieses berühmten Mannes gestärkt: und ihre Anhänger wurden mit einem vorher schon in der Kirche üblichen Partheynahmen, Anthropomorphiten genannt. Wie grob und elend ihre Vorstellungen von Gott gewesen sind, hat man bereits anderwärts (Chr. KGesch. Th. VIII. S. 429.) aus den Nachrichten des Cassianus gelesen.

Vier

J. n. C. G. 563. bis 430.

Vier Brüder, **Dioſkorus**, **Ammonius**, **Euſebius** und **Euthymius**, ragten unter der großen Menge der Nitriſchen Einſiedler und Mönche, nicht allein durch ihre Leibeslänge, von welcher ſie die langen Brüder hießen; ſondern hauptſächlich durch den Ruhm ihrer Religionswiſſenſchaft und Gottſeligkeit, ſo ſehr hervor, daß ſie als die Oberhäupter der übrigen angeſehen wurden. **Sokrates** (l. c. et L. IV. c. 23.) **Sozomenus**, (l. c. c. 12. L. VI. c. 30.) **Ruffinus**, (Vit. Patr. L. II. c. 23.) und **Palladius**, (Dial. de vita Chryſoſt. p. 156. ſq. Hiſt. Lauſ. c. 12. p. 117.) haben viele Nachrichten von ihnen aufgezeichnet. Sie hatten ſich ſchon in ihrer erſten Jugend in die Einöde begeben, wo ſie ſich ſchlechte Hütten baueten, und ihre Zeit zwiſchen Beten, Leſen und Handarbeiten, um ſich ihren geringen Unterhalt zu verſchaffen, theilten. Man glaubte, daß ihnen die dunkelſten Stellen der heiligen Schrift deutlich wären. Da ſie auch wegen ihres Widerſtandes gegen die **Arianer**, verfolgt worden waren, und in der Strenge gegen ſich ſelbſt immer zunahmen: ſo wurden ſie endlich die allgemeinen Vorbilder und Lehrer ihrer Mitbrüder. **Theophilus** ehrte ſie ungemein, ſuchte ihren Umgang und ihre Belehrung. Er ernannte daher auch den **Dioſkorus**, der bereits **Presbyter** für die Einſamen des **Nitriſchen** Gebürges war, ſehr wider deſſen Willen, zum Biſchof von **Hermopolis**, wodurch er die kirchliche Aufſicht über jene Gegend bekam: und ſeine beyden jüngſten Brüder mußten ſich, ebenfals ungern, zu Lehrern in der Hauptſtadt Aegyptens beſtellen laſſen. Von allen dieſen Brüdern aber wurde **Ammonius** am meiſten bewundert; freylich wegen ſo mönchsmäßiger Tugenden und Handlungen, daß ſie ein weiſer Mann nicht einmal billigen würde. Außer den tiefſten Religionseinſichten, einer außerordentlichen Sanftmuth und Geduld, ſogar der Weiſſagungsgabe, die man ihm zuſchrieb, verſicherte man auch, daß niemals jemand ſeine Leidenſchaften ſo ſehr zu bezwingen gewußt habe, als er. Allein da er die

gepflanzt würde; sonst wollten sie ihn als einen Feind Gottes behandeln. Aber auch dazu war Theophilus alsbald bereit; er versicherte, daß er schon längst von diesen Schriften ein gleiches Urtheil gefällt habe. Die Mönche hatten nichts weiter zu verlangen, und kehrten also ruhig in ihre Einöden zurück. (Socr. H. E. L. VI. c. 7. Sozom. L. VIII. c. 11.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Daß Theophilus von dieser Zeit an ein Anthropomorphit geworden sey, wird niemand glauben. Aber ob er nun seine alte Denkungsart über den Origenes verändert habe, ist nicht so leicht auszumachen. Denn ob er sich gleich seitdem als einen erklärten und hizigen Gegner desselben betrug; so ist doch nichts unglaublicher, als daß seine so vieljährige Ueberzeugung bloß durch die auf ihn losstürmenden Mönche eine entgegengesezte Richtung bekommen habe. Vielmehr scheint er sich nur nach den Absichten einer furchtbaren Rotte, die ihre Meinungen mit bewaffneter Faust auszuführen geneigt war, bequemt zu haben, um seiner Herrschsucht gemäß, ihren Anführer abzugeben, da sie seine Vorschriften nicht annehmen wollte. Dieses wird noch wahrscheinlicher, wenn man sieht, daß er außer seinen Händeln mit dem Isidorus, der unter den Nitrischen Mönchen lebte, auch mit den langen Brüdern, die er so sehr geschäzt hatte, in Uneinigkeit gerathen sey, und sie desto nachdrücklicher verfolgt habe, nachdem er zu den Feinden des Origenes übergetreten war.

Ammonius und etliche andere Mönche baten den Theophilus, daß er den Isidorus wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen möchte. Er versprach es ihnen; that aber nichts weniger. Als sie nach einiger Zeit ihre Bitte dringend wiederholten, ließ er einen von ihnen in das öffentliche Gefängniß werfen. Ammonius und die übrigen bedienten sich der Gelegenheit, da sie demselben seine Bedürfnisse brachten, und blieben bey ihm.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſchreiben alſo, welches er gegen den Anfang des Jahrs 399. nach der zu Alexandrien längſt üblichen Gewohnheit, ausfertigte, um die Zeit der großen Faſten und des Oſterfeſtes anzuzeigen, beſtritt er zugleich die Ketzerey der Anthropomorphiten ausführlich. Die weitläufige Abhandlung, in welcher er dieſes nach dem Gennadius (de vir. illuſtr. c. 33.) aus der heiligen Schrift gethan haben ſoll, iſt allem Anſehen nach eben dieſes Oſterſchreiben, deſſen Caßianus (Collat. X. c. 2. p. 383. ed. Francof.) gedenkt. Es ſtiftete unter den Mönchen des Nitriſchen Gebürges und der Sketiſchen Wüſte, ja überhaupt in Aegypten, die heftigſte Bewegung. Die allermeiſten ſagten, Theophilus habe in demſelben einen ſchlimmen Irrthum vorgetragen, indem er geleugnet habe, daß Gott eine menſchliche Geſtalt beſitze, da doch der Menſch ſelbſt nach deſſen Bilde erſchaffen worden ſey. Das Schreiben des Biſchofs wurde beſonders von den Sketiſchen Einſiedlern und Mönchen, die man als die vollkommenſten und weiſeſten von allen anſah, ſo ſehr verabſcheuet, daß es nur in einer einzigen Gemeine derſelben vorgeleſen werden durfte.

Ein großer Hauffe derſelben zog ſogar nach Alexandrien, erregte daſelbſt Unruhen, und drohte den Theophilus umzubringen. In der Beſtürzung, worinne er ſich befand, entſchloß er ſich ſogleich, die Wuth der Mönche zu beſänftigen; wenn es auch auf Koſten ſeiner bisherigen Lehrſätze, oder wenigſtens ſeiner unverſtellten Aufrichtigkeit, geſchehen müßte, gieng ihnen entgegen, und redete ſie mit dem bibliſchen Ausdrucke an: Ich ſehe euer Angeſicht, wie Gottes Angeſicht. (1. B. Moſ. C. XXXIII. v. 10.) Dieſer Kunſtgriff that eine ſchleunige Wirkung. Die Mönche zweifelten nunmehr nicht, daß der Biſchof von der menſchlichen Geſtalt Gottes eben ſo denke, wie ſie. Zwar forderten ſie noch von ihm, daß er die Bücher des Origenes verdammen ſollte, weil durch dieſelben der gegenſeitige Irrthum fort-

ge-

gepflanzt würde; sonst wollten sie ihn als einen Feind J. N. C. 363. bis 430.
Gottes behandeln. Aber auch dazu war Theophilus alsbald bereit; er versicherte, daß er schon längst von diesen Schriften ein gleiches Urtheil gefällt habe. Die Mönche hatten nichts weiter zu verlangen, und kehrten also ruhig in ihre Einöden zurück. (Socr. H. E. L. VI. c. 7. Sozom. L. VIII. c. 11.)

Daß Theophilus von dieser Zeit an ein Anthropomorphit geworden sey, wird niemand glauben. Aber ob er nun seine alte Denkungsart über den Origenes verändert habe, ist nicht so leicht auszumachen. Denn ob er sich gleich seitdem als einen erklärten und hizzigen Gegner desselben betrug; so ist doch nichts unglaublicher, als daß seine so vieljährige Ueberzeugung bloß durch die auf ihn losstürmenden Mönche eine entgegengesezte Richtung bekommen habe. Vielmehr scheint er sich nur nach den Absichten einer furchtbaren Rotte, die ihre Meinungen mit bewaffneter Faust auszuführen geneigt war, bequemt zu haben, um seiner Herrschsucht gemäß, ihren Anführer abzugeben, da sie seine Vorschriften nicht annehmen wollte. Dieses wird noch wahrscheinlicher, wenn man sieht, daß er außer seinen Händeln mit dem Isidorus, der unter den Nitrischen Mönchen lebte, auch mit den langen Brüdern, die er so sehr geschäzt hatte, in Uneinigkeit gerathen sey, und sie desto nachdrücklicher verfolgt habe, nachdem er zu den Feinden des Origenes übergetreten war.

Ammonius und etliche andere Mönche baten den Theophilus, daß er den Isidorus wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen möchte. Er versprach es ihnen; that aber nichts weniger. Als sie nach einiger Zeit ihre Bitte dringend wiederholten, ließ er einen von ihnen in das öffentliche Gefängniß werfen. Ammonius und die übrigen bedienten sich der Gelegenheit, da sie demselben seine Bedürfnisse brachten, und blieben bey ihm.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ihm. Zwar wurden ſie von dem Biſchof wieder losgegeben, er rächte ſich aber bald an ihnen dadurch, daß er die andere Parthey gegen ſie, als Anhänger des Origenes verhezte; woraus die ſchmähſüchtigſten Streitigkeiten zwiſchen den Mönchen entſtanden. (Sozom. Hiſt. Eccl. L. VIII. c. 12.) Den Dioſkorus haßte er, weil ihm die Mönche ſo ausnehmend ergeben waren. Die beyden jüngſten aber von den langen Brüdern beleidigten ihn damit, daß ſie nicht länger ihr Amt zu Alexandrien behalten wollten, indem ſie deutlich zu verſtehen gaben, ſeine Geldbegierde ſey ihnen höchſt anſtößig, und ſie befürchteten Gefahr für ihre Seelen, wenn ſie nicht zu ihren Mitbrüdern zurückgiengen. Theophilus, der ſie mit Drohungen entlaſſen hatte, warnete gar bald die Anthropomorphiten unter den Mönchen ſchriftlich, daß ſie ſich vor dem Dioſkorus und ſeinen Brüdern in Acht nehmen möchten, weil dieſelben Gott die menſchliche Geſtalt abſprächen. (Socrat. H. E. L. VI. c. 7.) Nach der Erzählung des Palladius, (Dial. de vita S. Chryſoſt. p. 54. ſq.) ſchrieb Theophilus nunmehr an die benachbarten Biſchöfe, daß ſie einige der vornehmſten Mönche im Nitriſchen Gebürge aus ihren Cellen vertreiben möchten, ohne eine Urſache anzugeben. Hierauf kamen dieſe ſelbſt mit ihren Aelteſten nach Alexandrien, um den Grund ihrer Verurtheilung von dem Biſchof zu erfahren. Allein dieſer fuhr ſie mit grimmigem Zorne an, warf dem Ammonius, der mit darunter begriffen war, ſeinen Mantel (ὠμοφόριον) um den Hals, als wenn er ihn erdroſſeln wollte, gab ihm Ohrfeigen und Fauſtſchläge ins Geſicht, wovon es blutete, und ſchrie dazu: Ketzer! verdamme den Origenes! Gleichwohl hatte er mit dieſen Mönchen noch gar nicht über den Origenes geſtritten; er mag alſo wohl nur ſeine neue Verbindungen gegen ſo verhaßte Perſonen haben zeigen wollen. Sie giengen unterdeſſen wieder in ihre einſamen Wohnungen zurück.

Aber

Aber bald darauf, im Jahr 400. verdammte Theophilus auf einer Kirchenverſammlung zu Alexandrien, hernach auch auf mehrern, die Lehrſätze des Origenes, nebſt ihren Anhängern, beſonders die langen Brüder, den Dioſkorus ausgenommen: und ſie wurden ſogar der Zauberey beſchuldigt. (Pallad. Dial. de vita Chryſ. p. 55. Sulpic. Sev. Dial. I. c. 6. p. 244. ed. Vorſt. Hieron. ad Cteſiph. advers. Pelag. p. 476. in Epiſtn. l. c.) Theophilus reiſte ſogar nach Nitrien, um in dem Sitze der Origeniſten, dieſe Parthey, oder vielmehr den ihm verhaßten Theil der Mönche, durch gleiche Anſtalten zu unterdrücken. Es iſt noch ein Stück eines Synodalſchreibens übrig, (in Manſii Collect. ampliſſ. Concilior. T. III. p. 971.) aus welchem man ſieht, daß auf der Alexandriniſchen Verſammlung hauptſächlich die Lehre des Origenes vom Vorherdaſeyn der Seelen, und ihrer Beſtrafung oder Reinigung in den Körpern verurtheilt worden ſey. Aber in den neuern Zeiten iſt auch ein Schreiben des Theophilus an die Biſchöfe in Paläſtina und Cypern ans Licht gezogen worden, (in Hieronymi Opp. ed. Vallarſii, T. I. p. 537. ſq. apud Manſium, l. c. p. 979. ſq.) welches noch weit mehr Licht über die damaligen Bemühungen dieſes Biſchofs verbreitet. Er erzählt darinne, daß einige Mönche des Nitriſchen Kloſters die Ketzerey des Origenes ausgeſtreuet, und ihre Mitbrüder dadurch vergiftet hätten. Er habe ſich daher, um ihnen Einhalt zu thun, auf Bitten der Vorſteher und Aelteſten ſelbſt dahin begeben. Die Anhänger des Origenes wären ſo raſende Leute, daß ſie ſich zum Theil ihre Glieder mit Meſſern abgeſchnitten, und geglaubt hätten, ein Muſter von Demuth und Andacht abzugeben, wenn ſie mit verſtümmeltem Geſichte und abgeſchnittenen Ohren einhergiengen. (Ohne Zweifel geht dieſes auf die oben gemeldete Handlung des Ammonius.) Einer von ihnen habe ſogar ein Stück von ſeiner Zunge abgeſchnitten, damit er, wenn er ſchwach und langſam redete, Unwiſſende verführen könnte, zu

J. u. C. G. 363. bis 430.

J. u. glauben, ſein Herz ſey zu voll, und ſein Eifer für die göttlichen Gebote zu groß, als daß er anders ſprechen könnte. Theophilus ſezt noch hinzu, er wiſſe, daß dieſe Leute die Biſchöfe, an welche er ſchreibe, auf ihre Seite zu bringen ſuchten; deswegen berichte er ihnen, daß er eine Anzahl Biſchöfe verſammelt habe, nach Nitrien gereiſet ſey, und daß daſelbſt in Gegenwart vieler Väter, beynahe aus ganz Aegypten, die Schriften des Origenes vorgeleſen und verdammt worden wären.

E. C. 363 bis 430.

Hier giebt nun Theophilus ein Verzeichniß von den Irrthümern dieſes berühmten Mannes. In ſeinem Buche von den Gründen der chriſtlichen Religion, habe er behauptet, der Sohn Gottes ſey in Vergleichung mit uns, Wahrheit, mit dem Vater aber verglichen, Lügen; eben derſelbe ſey um ſo vieles geringer als der Vater, als Petrus und Paulus von Chriſto verſchieden wären; das Reich Chriſti werde dereinſt ein Ende nehmen: der Teufel werde zu ſeiner Zeit von allen Flecken der Sünde befreyet, gleich geehrt, und mit Chriſto unterworfen werden. In der Schrift vom Gebete, habe er gelehrt, man dürfe nicht zum Sohne, auch nicht zum Vater mit dem Sohne, ſondern allein zum Vater, beten. Folgende Irrlehren ſtünden in andern Büchern des Origenes: unſere Leiber würden einſt in Nichts verwandelt, und in eine dünne Luft aufgelöſet werden, indem der auferweckte Leib verweslich und ſterblich ſeyn werde; die Engel wären nicht gleich zu ihren verſchiedenen Dienſtleiſtungen erſchaffen worden; ſondern erſt nach und nach zu denſelben gelangt; ſie hätten von den Iſraelitiſchen Opfern eben ſolche ſinnlich angenehme Empfindungen gehabt, als die Teufel von den Opfern der Heyden; die Teufel erführen durch die Bewegung und verſchiedene Geſtalten der Geſtirne das Zukünftige. Aus dieſer leztern Meinung wird gefolgert, daß Origenes die Sterndeuterey und Wahrſagerkunſt gebilligt habe.

habe. Daher wirft ihm auch Theophilus in einer andern Stelle dieses Schreibens vor, daß er die Magie für erlaubt gehalten habe: und überdieß soll Origenes die Menschwerdung des Sohnes Gottes dadurch geleugnet haben, daß er im Briefe an die Philipper C. II. v. 7. nicht das Wort, sondern die vom Himmel kommende Menschenseele Christi verstand; ja nach seinen Gedanken soll Christus einst auch für die Teufel leiden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Anmerkungen über dieses Verzeichniß von Ketzereyen zu machen, ist so überflüßig, daß vielmehr die vornehmste, welche man dabey anbringen kann, von selbst in die Augen fällt, nämlich diese, Theophilus habe, als ein neuer Uebergänger zu den Feinden des Origenes, alles ohne Wahl zusammengerafft, was nur seinen Eifer gegen denselben kenntlich machen konnte, und noch mehr Irrthümer gefunden, als diese Parthey selbst gewöhnlich anzugeben wußte. Der übrige Inhalt dieses Schreibens darf hier nur im Auszuge stehen. Theophilus meldet, daß die Mönche, über die Verdammung des Origenes aufgebracht, sich mit einigen Armen und Leibeigenen verbunden hätten, um an ihm Gewaltthätigkeiten auszuüben. Sie hätten zwar verlangt, daß die Sache des Isidorus öffentlich untersucht werden möchte; aber selbst vor den Heyden die schändlichsten Dinge gesagt, welche einen Aufruhr derselben gegen die Kirche verursachen sollten, indem es ihre Absicht gewesen sey, unter dem Nahmen des Isidorus, als ihres Oberhauptes, den viele Bischöfe aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hätten, die Ketzerey zu vertheidigen. Da also die Untersuchung angefangen werden sollte, hätten sie dem Bischof die ärgsten Vorwürfe gemacht; der doch, ohne ein Feind des Isidorus zu seyn, nur willens gewesen wäre, die Kirchengesetze mit aller Furcht Gottes und Sanftmuth an demselben vollziehen zu lassen. Die Mönche beklagten sich mit Unrecht, daß ihnen das Lesen der mit Irrlehren angefüllten Bücher des Origenes

J. n. C. G. 363. bis 430.

nes verboten worden wäre. Ob man sie gleich verdammt und vertrieben hätte, suchten sie doch in andern Ländern Unruhen zu stiften. Theophilus bittet daher die Bischöfe, sie zu bessern. Er beschuldigt diese Mönche, daß sie ihm nach dem Leben getrachtet, und die Kirche bey dem Nitrischen Kloster mit Freygelassenen und Leibeigenen besezt hätten, damit weder die Bischöfe noch die ehrwürdigsten Mönche hineinkommen könnten.

Theophilus, der nach diesem Schreiben so vollkommen das Recht auf seiner Seite hatte, und so plözlich zu der stärksten Ueberzeugung von den Ketzereyen des Origenes gelangt war, unterließ nicht, sich seiner glücklichen Unternehmung auch gegen andere angesehene Lehrer zu rühmen, und sie zur Beförderung derselben aufzufordern. Zween derselben, Hieronymus und Epiphanius, brauchten freylich unter allen eine solche Ermunterung am wenigsten. Dem ersten schrieb Theophilus, (Hieron. Epist. LX. p. 598. T. IV. P. II. Opp.) einige böse und wütende Leute, welche die Ketzerey des Origenes in den Nitrischen Klöstern zu pflanzen gesucht hätten, wären mit der prophetischen Sichel abgehauen worden; und dieses vermöge der Ermahnung des Apostels: Bestrafe sie scharf! Er möchte also ebenfals, um einen Theil der Belohnung zu erhalten, die Betrogenen bessern, indem nichts wünschenswerther sey, als den wahren Glauben zu bewahren, und alle neue Lehren zu unterdrücken. Hierauf antwortete Hieronymus (Ep. LXI. l. c.) mit den höchsten Lobsprüchen des Eifers, welchen Theophilus wider eine so äußerst schlimme Ketzerey bezeigt hätte. „Die Stimme Deiner Seligkeit, sagt er, hat die ganze Welt durchdonnert, und bey der Freude aller Gemeinen Christi, hat das Gift des Teufels geschwiegen. Die alte Schlange zischt nun keineswegs mehr; sondern hat sich gekrümmt und ihrer Eingeweide beraubt, in dunkle Höhlen verkrochen, weil sie die helle Sonne nicht vertragen kann.“ Er

selbst,

ſelbſt, fährt er fort, habe bereits, ehe er das Schreiben des Theophilus empfangen, die Abendländiſchen Chriſten ſchriftlich vor dieſen Ketzern gewarnet, und es ſey wohl durch göttliche Veranſtaltung geſchehen, daß der Alexandriniſche Biſchof um gleiche Zeit, in eben derſelben Abſicht, an den Römiſchen geſchrieben habe. Jezt aber wolle er, auf deſſen Erinnerung, noch fleißiger daran arbeiten. Er bittet zugleich den ihm ſo lieben Biſchof, (Papa amantiſſime atque beatiſſime) ihm, wenn er Synodalſchreiben ausgefertigt hätte, dieſelben zu ſchicken, damit er durch ſein Anſehen deſto zuverſichtlicher für Chriſtum ſprechen könne, auch bey jeder Gelegenheit an die abendländiſchen Biſchöfe wider den Origenes zu ſchreiben. Theophilus meldete ihm gleich darauf (Epiſt. LXII. p. 599. l. c.) noch einmal, daß die Origeniſten in Aegypten vernichtet wären, und warnete ihn vor den heuchleriſchen Anhängern dieſer Parthey in Paläſtina. — Dem Epiphanius aber berichtet er um gleiche Zeit, (Hieron. Epiſt. CXI. p. 829. ſq. l. c.) die unbefleckte Kirche Chriſti habe die aus ihren Höhlen hervorkommenden Schlangen des Origenes mit dem Evangeliſchen Schwerdte niedergehauen, und den andern Hauffen der Nitriſchen Mönche von der anſteckenden Peſt befreyet; worüber er ſich auf ſein Circularſchreiben beruft. Er bittet inſonderheit den Epiphanius, der in dieſem Streite ſchon ſo lange geübt ſey, die Biſchöfe ſeiner Inſel zu einem ähnlichen Schluſſe zu verſammeln, und alsdann ein Synodalſchreiben an ihn, an den Biſchof zu Conſtantinopel, und an andere Biſchöfe, ergehen zu laſſen, damit Origenes nahmentlich, und ſeine Ketzerey von allen gemeinſchaftlich verdammt werden möge. Da auch Ammonius und ſeine Brüder nach Conſtantinopel geſegelt wären, um ſich daſelbſt zu verſtärken: ſo möchte Epiphanius den ſämmtlichen Biſchöfen in Iſaurien, Pamphylien, und den benachbarten Ländern, den Verlauf der Sache erzählen, auch das gedachte Schreiben des Theophilus beylegen,

J. n. C. G. 363. bis 410.

J. u. damit wir, ſagt er, alle in Einem Geiſte verſammelt,
E. G. mit der Kraft unſers Herrn Jeſu Chriſti, ſie dem Sa-
363. bis tan, zum Untergange der Gottloſigkeit, welche ſie beſizt,
439. übergeben. Endlich verlangt er auch, daß der Cypriſche Biſchof einen ſeiner Geiſtlichen nach Conſtantinopel ſchicken möchte, ſo wie Theophilus die Vorſteher der Nitriſchen Mönche bereits zur Beſchleunigung dieſer Angelegenheit dahin geſandt habe. — Epiphanius gab kurz darauf dem Hieronymus ſeine Freude darüber zu erkennen, (Ep. Hieron. LXIII. p. 599. ſq.) daß Amalek mit dem Stamme ausgerottet, und zu Rephidim Siegszeichen des Kreuzes aufgerichtet worden wären. Gott habe, wie er meint, den Theophilus eben ſo geſtärkt, als ehemals den Moſes, bey der Aufrichtung ſeiner Hände; ſo daß derſelbe auf den Altar der Alexandriniſchen Kirche eine Fahne wider den Origenes geſtellt habe, und die Stelle der Schrift erfüllt worden ſey: Schreibe dieſes Zeichen, weil ich die Ketzerey des Origenes von Grund aus vertilgen will, auf der Erde, mit dem Amalek. Zugleich ermahnt er ſeinen Freund, ein lateiniſches Buch wider den Origenes aufzuſetzen.

Man erachtet leicht, was die vereinigte Thätigkeit von drey ſolchen Feuerköpfen, wie Theophilus, Epiphanius und Hieronymus waren, auf die übrigen Biſchöfe für eine Wirkung gethan habe. War ſie gleich nicht völlig ſo groß, wie der im Vergrößern ſtarke Hieronymus verſichert, (Apolog. advers. Rufin. L. II. p. 417. l. c.) daß alle Biſchöfe in den Morgenländern und Abendländern, den Origenes öffentlich für einen Ketzer erklärt hätten; ſo erfolgten doch gleichſtimmige Urtheile genug aus mehrern Gegenden. Die Biſchöfe einer zu Jeruſalem gehaltenen Kirchenverſammlung antworteten dem Theophilus in ihrem Schreiben, welches Vallarſi (Hieron. Opp. T. I. p. 549.) zuerſt herausgegeben hat, ſie verwürfen alle ihnen angezeigte Lehren des Origenes; ſie würden auch keinen, den er in den Bann

ge-

Aber bald darauf, im Jahr 400. verdammte Theophilus auf einer Kirchenverſammlung zu Alexandrien, hernach auch auf mehrern, die Lehrſätze des Origenes, nebſt ihren Anhängern, beſonders die langen Brüder, den Dioſkorus ausgenommen: und ſie wurden ſogar der Zauberey beſchuldigt. (Pallad. Dial. de vita Chryſ. p. 55. Sulpic. Sev. Dial. I. c. 6. p. 244. ed. Vorſt. Hieron. ad Cteſiph. advers. Pelag. p. 476. in Epiſtn. l. c.) Theophilus reiſte ſogar nach Nitrien, um in dem Sitze der Origeniſten, dieſe Parthey, oder vielmehr den ihm verhaßten Theil der Mönche, durch gleiche Anſtalten zu unterdrücken. Es iſt noch ein Stück eines Synodalſchreibens übrig, (in Manſii Collect. ampliſſ. Concilior. T. III. p. 971.) aus welchem man ſieht, daß auf der Alexandriniſchen Verſammlung hauptſächlich die Lehre des Origenes vom Vorherdaſeyn der Seelen, und ihrer Beſtrafung oder Reinigung in den Körpern verurtheilt worden ſey. Aber in den neuern Zeiten iſt auch ein Schreiben des Theophilus an die Biſchöfe in Paläſtina und Cypern ans Licht gezogen worden, (in Hieronymi Opp. ed. Vallarſii, T. I. p. 537. ſq. apud Manſium, l. c. p. 979. ſq.) welches noch weit mehr Licht über die damaligen Bemühungen dieſes Biſchofs verbreitet. Er erzählt darinne, daß einige Mönche des Nitriſchen Kloſters die Ketzerey des Origenes ausgeſtreuet, und ihre Mitbrüder dadurch vergiftet hätten. Er habe ſich daher, um ihnen Einhalt zu thun, auf Bitten der Vorſteher und Aelteſten ſelbſt dahin begeben. Die Anhänger des Origenes wären ſo raſende Leute, daß ſie ſich zum Theil ihre Glieder mit Meſſern abgeſchnitten, und geglaubt hätten, ein Muſter von Demuth und Andacht abzugeben, wenn ſie mit verſtümmeltem Geſichte und abgeſchnittenen Ohren einhergiengen. (Ohne Zweifel geht dieſes auf die oben gemeldete Handlung des Ammonius.) Einer von ihnen habe ſogar ein Stück von ſeiner Zunge abgeſchnitten, damit er, wenn er ſchwach und langſam redete, Unwiſſende verführen könnte, zu

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

fehle, durch welche die Origeniſten verjagt worden wären; (adv. Ruſinum, L. I. p. 361. 363. L. III. p. 455.) allein man kann daraus nicht ſicher ſchließen, daß Theophilus eine ſolche Verordnung zu Conſtantinopel ſelbſt ausgewirkt habe. Genug, er nahm, mit Bewilligung des Statthalters, zum Scheine einige Soldaten, aber auch einen noch größern Hauffen nichtswürdigen Pöbels und betrunkener Knechte mit ſich, und fiel zuerſt über den Dioſkorus her. Dieſen ließ er durch äthiopiſche Sclaven aus ſeinem biſchöflichen Sitze herauswerfen, und maaßte ſich deſſen Kirchenſprengel allein an. Sodann ließ er die Cellen der andern drey Brüder, die man in einen Brunnen verborgen hatte, ausplündern und verbrennen; wobey auch Abſchriften der Bibel, andere Bücher, ein kleiner Knabe, nebſt dem zum Genuſſe des heiligen Abendmahls geweihten Brodt und Wein, im Feuer aufglengen. Nunmehr kehrte er nach Alexandrien zurück; ſogleich ergriffen die verſteckten Mönche ihre Schaafpelze, und retteten ſich nach Paläſtina. Mit ihnen verließen dreyhundert andere der vorzüglichſten Mönche, nebſt mehrern Aelteſten und Kirchendienern Aegypten; ſie flüchteten ſich nach Paläſtina, und noch eine Anzahl Mönche in andere Gegenden. Ob ſie alle der Verfolgung des Theophilus haben entgehen wollen, mithin Origeniſten geweſen ſind; oder ob etwan ein Theil derſelben, nach einer ſolchen Zerrüttung ihrer geheiligten Einöde, ſich nur nach ſicherern Wohnplätzen umgeſehen habe, bleibt zweifelhaft. Es kann auch wahr ſeyn, was Theophilus in ſeinem Circularſchreiben erzählt, daß ſich einige dieſer Mönche ihm widerſezt, und mit Prügeln in der Hand ſich der Kirche bemächtigt haben, in welche er mit ſeinen Anhängern gehen wollte. Das Gewiſſeſte iſt dieſes, daß Theophilus den Flüchtlingen auch in Paläſtina keine Ruhe gegönnt hat. In ſeinem oftgenannten Circularſchreiben begehrte er von den dortigen Biſchöfen, ſie ja nicht zu dulden, und man hat ſchon geſehen, daß ſein Wunſch erfüllt

habe. Daher wirft ihm auch Theophilus in einer andern Stelle dieſes Schreibens vor, daß er die Magie für erlaubt gehalten habe: und überdieß ſoll Origenes die Menſchwerdung des Sohnes Gottes dadurch geleugnet haben, daß er im Briefe an die Philipper C. II. v. 7. nicht das Wort, ſondern die vom Himmel kommende Menſchenſeele Chriſti verſtand; ja nach ſeinen Gedanken ſoll Chriſtus einſt auch für die Teufel leiden. J. n. C. G. 363. bis 430.

Anmerkungen über dieſes Verzeichniß von Ketzereyen zu machen, iſt ſo überflüßig, daß vielmehr die vornehmſte, welche man dabey anbringen kann, von ſelbſt in die Augen fällt, nämlich dieſe, Theophilus habe, als ein neuer Uebergänger zu den Feinden des Origenes, alles ohne Wahl zuſammengerafft, was nur ſeinen Eifer gegen denſelben kenntlich machen konnte, und noch mehr Irrthümer gefunden, als dieſe Parthey ſelbſt gewöhnlich anzugeben wußte. Der übrige Inhalt dieſes Schreibens darf hier nur im Auszuge ſtehen. Theophilus meldet, daß die Mönche, über die Verdammung des Origenes aufgebracht, ſich mit einigen Armen und Leibeigenen verbunden hätten, um an ihm Gewaltthätigkeiten auszuüben. Sie hätten zwar verlangt, daß die Sache des Iſidorus öffentlich unterſucht werden möchte; aber ſelbſt vor den Heyden die ſchändlichſten Dinge geſagt, welche einen Aufruhr derſelben gegen die Kirche verurſachen ſollten, indem es ihre Abſicht geweſen ſey, unter dem Nahmen des Iſidorus, als ihres Oberhauptes, den viele Biſchöfe aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen hätten, die Ketzerey zu vertheidigen. Da alſo die Unterſuchung angefangen werden ſollte, hätten ſie dem Biſchof die ärgſten Vorwürfe gemacht; der [illegible], ohne ein Feind des Iſidorus zu ſeyn, nur [illegible] geweſen wäre, die Kirchengeſetze mit aller Furcht [illegible] und Sanftmuth an demſelben vollziehen zu laſſen. [illegible] Mönche beklagten ſich mit Unrecht, daß ihnen das [illegible] der mit Irrlehren angefüllten Bücher des Origenes

J. n. C. G. 363. bis 430.

nes verboten worden wäre. Ob man ſie gleich verdammt und vertrieben hätte, ſuchten ſie doch in andern Ländern Unruhen zu ſtiften. Theophilus bittet daher die Biſchöfe, ſie zu beſſern. Er beſchuldigt dieſe Mönche, daß ſie ihm nach dem Leben getrachtet, und die Kirche bey dem Nitriſchen Kloſter mit Freygelaſſenen und Leibeigenen beſezt hätten, damit weder die Biſchöfe noch die ehrwürdigſten Mönche hineinkommen könnten.

Theophilus, der nach dieſem Schreiben ſo vollkommen das Recht auf ſeiner Seite hatte, und ſo plözlich zu der ſtärkſten Ueberzeugung von den Ketzereyen des Origenes gelangt war, unterließ nicht, ſich ſeiner glücklichen Unternehmung auch gegen andere angeſehene Lehrer zu rühmen, und ſie zur Beförderung derſelben aufzufordern. Zween derſelben, Hieronymus und Epiphanius, brauchten freylich unter allen eine ſolche Ermunterung am wenigſten. Dem erſten ſchrieb Theophilus, (Hieron. Epiſt. LX. p. 598. T. IV. P. II. Opp.) einige böſe und wütende Leute, welche die Ketzerey des Origenes in den Nitriſchen Klöſtern zu pflanzen geſucht hätten, wären mit der prophetiſchen Sichel abgehauen worden; und dieſes vermöge der Ermahnung des Apoſtels: Beſtrafe ſie ſcharf! Er möchte alſo ebenfals, um einen Theil der Belohnung zu erhalten, die Betrogenen beſſern, indem nichts wünſchenswerther ſey, als den wahren Glauben zu bewahren, und alle neue Lehren zu unterdrücken. Hierauf antwortete Hieronymus (Ep. LXI. l. c.) mit den höchſten Lobſprüchen des Eifers, welchen Theophilus wider eine ſo äußerſt ſchlimme Ketzerey bezeigt hätte. „Die Stimme Deiner Seligkeit, ſagt er, hat die ganze Welt durchdonnert, und bey der Freude aller Gemeinen Chriſti, haben das Gift des Teufels geſchwiegen. Die alte Schlange ziſcht nun keineswegs mehr; ſondern hat ſich gekrümmt und ihrer Eingeweide beraubt, in dunkle Höhlen verkrochen, weil ſie die helle Sonne nicht vertragen kann.“ Er

ſelbſt, fährt er fort, habe bereits, ehe er das Schreiben des Theophilus empfangen, die Abendländiſchen Chriſten ſchriftlich vor dieſen Ketzern gewarnet, und es ſey wohl durch göttliche Veranſtaltung geſchehen, daß der Alexandriniſche Biſchof um gleiche Zeit, in eben derſelben Abſicht, an den Römiſchen geſchrieben habe. Jezt aber wolle er, auf deſſen Erinnerung, noch fleißiger daran arbeiten. Er bittet zugleich den ihm ſo lieben Biſchof, (Papa amantiſſime atque beatiſſime) ihm, wenn er Synodalſchreiben ausgefertigt hätte, dieſelben zu ſchicken, damit er durch ſein Anſehen deſto zuverſichtlicher für Chriſtum ſprechen könne, auch bey jeder Gelegenheit an die abendländiſchen Biſchöfe wider den Origenes zu ſchreiben. Theophilus meldete ihm gleich darauf (Epiſt. LXII. p. 599. l. c.) noch einmal, daß die Origeniſten in Aegypten vernichtet wären, und warnete ihn vor den heuchleriſchen Anhängern dieſer Parthey in Paläſtina. — Dem Epiphanius aber berichtet er um gleiche Zeit, (Hieron. Epiſt. CXI. p. 829. ſq. l. c.) die unbefleckte Kirche Chriſti habe die aus ihren Höhlen hervorkommenden Schlangen des Origenes mit dem Evangeliſchen Schwerdte niedergehauen, und den andern Hauffen der Nitriſchen Mönche von der anſteckenden Peſt befreyet; worüber er ſich auf ſein Circularſchreiben beruft. Er bittet inſonderheit den Epiphanius, der in dieſem Streite ſchon ſo lange geübt ſey, die Biſchöfe ſeiner Inſel zu einem ähnlichen Schluſſe zu verſammeln, und alsdann ein Synodalſchreiben an ihn, an den Biſchof zu Conſtantinopel, und an andere Biſchöfe, ergehen zu laſſen, damit Origenes nahmentlich, und ſeine Ketzerey von allen gemeinſchaftlich verdammt werden möge. Da auch Ammonius und ſeine Brüder nach Conſtantinopel geſegelt wären, um ſich daſelbſt zu verſtärken: ſo möchte Epiphanius den ſämmtlichen Biſchöfen in Iſaurien, Pamphylien, und den benachbarten Ländern, den Verlauf der Sache erzählen, auch das gedachte Schreiben des Theophilus beylegen,

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

bloß Waſſer und Erdgewächſe erlaubt ſeyn. Doch ſieht man zugleich aus ſeinem Schreiben, daß es Chriſten gegeben habe, die das Faſten heimlich durch die gröbſte Unmäßigkeit übertraten.

Alle dieſe drey Oſterbriefe ſind, eben ſo wie das Circularſchreiben des Biſchofs, nichts als Denkmäler eines rohen Eifers, dem es an Billigkeit und Mäßigung, an Scharfſinn in der Entwickelung ſtreitiger Lehrſätze, kurz an den nothwendigſten Eigenſchaften gänzlich fehlt. Noch überdieß war dieſer Eifer ſehr am unrechten Orte angebracht, da er aus Vorbereitungsſchriften zur würdigen Begehung des Oſterfeſtes hervorbrauſte, und Chriſten von allen Ständen, denen es weder für noch wider den Origenes Parthey zu nehmen dienlich war, mit ſo partheyiſch vorgeſtellten, ſo unedel geführten Streitigkeiten über ſeinen Lehrbegriff beunruhigte. Daß Hieronymus dieſe Briefe bis ins Abgeſchmackte und Lächerliche lobt, (Ep. LXIV. p. 600. Ep. LXXXVII. p. 689.) muß ihm als Ueberſetzer derſelben, als Feinde des Origenes, und der als ſolcher, über eine ſo mächtige Hülfe zur Beſiegung deſſelben, vor Freude außer ſich geſezt wurde, vergeben werden. Nach dem Gennadius (de viris illuſtr. c. 33.) hat Theophilus noch ein großes Buch wider den Origenes geſchrieben, und darinne faſt alle Lehrſätze deſſelben, mit ihm ſelbſt, verdammt, auch gezeigt, daß derſelbe ſchon von den alten Lehrern, vornehmlich vom Heraklas, (hier iſt eine Vermiſchung dieſes alexandriniſchen Biſchofs mit ſeinem Vorgänger Demetrius vorgefallen,) verurtheilt und vertrieben worden ſey.

Mittlerweile da Theophilus durch ſeine Oſterbriefe den Origenianern in Aegypten den letzten Reſt zu geben verſuchte, zogen ſich dieſe Händel nach Conſtantinopel, wo ſie Auftritte von einer neuen Art, aber auch ſehr ärgerliche, veranlaßten. Iſidorus, die langen

gen Brüder, und zusammen funfzig der verjagten Mönche, kamen im Jahr 401. in die gedachte Hauptstadt. Hier warfen sie sich dem Bischof Johannes Chrysostomus, der von allem, was in Aegypten vorgefallen war, nichts wußte, zu Füßen, und baten ihn, es beym Theophilus dahin zu bringen, daß sie in ihre Klöster zurückkehren dürften; sonst müßten sie zur Schande der Kirche, wie sie hinzufügten, dem Kaiser selbst die ausschweifenden Handlungen dieses Bischofs melden. Chrysostomus nahm sie liebreich auf; verbot ihnen, die Ursache ihrer Ankunft iemanden zu sagen, bis er an seinen Bruder Theophilus geschrieben haben würde, und wies ihnen auch eine Wohnung an, für ihren Unterhalt aber sorgten einige fromme Frauenspersonen. Da sich gerade damals einige Geistliche des Theophilus zu Constantinopel befanden, erkundigte sich Chrysostomus bey ihnen nach diesen Mönchen, erfuhr von denselben, daß sie viel ausgestanden hätten; folgte aber auch darinne dem Rathe dieser Geistlichen, den ihm ohnedem seine Klugheit und die Regeln der Kirchenzucht geben konnten, daß er die Mönche zwar zum öffentlichen Gottesdienste überhaupt, aber nicht zum heiligen Abendmahle zuließ. Darauf schrieb er an den Theophilus, er möchte ihm diese Gefälligkeit, als seinem Sohne und Bruder erweisen, daß er die Mönche wieder in die Kirchengemeinschaft aufnähme. (Pallad. de vita Chrysostom. pag. 58. sq. Socrat. H. Eccl. L. VI. c. 10. Sozom. H. E. L. VIII. c. 13.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Allein Theophilus, weit entfernt, dieses zu bewilligen, auch durch die falsche Nachricht hintergangen, als hätte Chrysostomus den Mönchen sogleich alle Rechte der kirchlichen Gemeinschaft ertheilt, schickte vielmehr Leute nach Constantinopel, mit einer Klagschrift gegen die Mönche, worinne sie als Ketzer und Zauberer vorgestellt wurden. Sie erklärten sich dagegen nicht allein, daß sie bereit wären, jeden Irthum zu verfluchen; sondern

J. u. C. G. 363. bis 430.

Christen C. X. v. 21.) gerade das Gegentheil sagt. ein Freund von magischen Künsten, die er nich etwas Wirkliches, wenigstens nicht für etwas V gehalten habe, soll Origenes auch der Abgött ergeben gewesen seyn. Er soll hauptsächlich durch Begierde nach der Gunst der Menschen, die ihm reichlich zu Theil wurde, verführt worden seyn, so beitsam und geschwäßig in der Verfertigung unzähli Bücher, aber auch Denkmäler seiner Irrthümer, werden.

Im Jahr 402. folgte der zweyte dieser Osterb se des Theophilus. Nachdem er darinne bemerkt daß die Ketzer an solchen Festtagen, als er ankünd gar keinen Antheil nehmen könnten, weil geschrieben he: Wenn ein Thier auf den Berg kömmt, soll es gesteinigt werden: so geht er wieder von nem kurzen Gefechte mit dem Apollinaris zum C genes über. Er tadelt an demselben erstlich überhaupt allegorischen Deutungen der heiligen Schrift. Zu nen besondern Irrlehren rechnet er auch diese, daß C genes dem heiligen Geiste alle Wirksamkeit, sow auf unbeseelte, als vernunftlose Dinge, absprechе. bedenkt bey dieser Behauptung nicht, sagt Theophil daß das mystische Wasser in der Taufe durch die kunft des heiligen Geistes geweiht werde; ingleichen, das Brodt des Herrn, durch welches der Leib des lösers gezeigt wird, und welches wir zu unserer Heilig brechen; daß ferner auch der heilige Kelch, wel auf den Tisch der Gemeine gesezt wird, beydes also beseelte Dinge, durch die Anrufung und Ankunft heiligen Geistes geheiligt werden. Und wie könnte D vid singen: Wo soll ich hingehen vor Dein Geiste? wenn nicht auch Vernunftlose und unbese Dinge von dem Geiste Gottes durchdrungen würden Origenes soll weiter gelehrt haben, daß sich die göt che Vorsehung nicht auf alle Geschöpfe, und auf die tere Welt herablasse; sondern sich nur auf die Gegen

es Himmels erſtrecke; die menſchliche Seele, welche J. n. C. G. 363. bis 430. unfänglich Verſtand (νῦς) geheißen habe, ſey, nachdem ie in die Kälte (ψύχος) der Nachläßigkeit und Untreue verfallen, mit dem neuen Nahmen (ψυχή) belegt wor- den; ſo wie der Vater und der Sohn Eines ſind, ſo wären auch die von dem Sohne Gottes angenommene Seele und der Sohn ſelbſt, Eines; Gott habe nur ſo viele vernünftige Geſchöpfe hervorgebracht, als Er re- gieren könne. Die Widerlegungen ſind auch in dieſem Schreiben mit großer Heftigkeit abgefaßt; wie denn, zum Beyſpiel, von dem lezten der angeführten Sätze behauptet wird, daß kein Menſch, nicht einmal ein Teu- fel, ſich erkühnen würde, denſelben zu erſinnen.

Der dritte Oſterbrief des Theophilus, welcher ins Jahr 404. gehört, berührt zwar auch mit harten Ausdrücken die Irrthümer des Origenes; aber ohne ihn zu nennen. Dagegen kommen viele Ermahnungen zu einem tugendhaften Leben, vornehmlich auch zur ſtren- gen Beobachtung der großen Faſtenzeit, darinne vor. Hier ſezt es der Verfaſſer als ungezweifelt voraus, (p. 118.) daß die Menſchen, vermöge ihres freyen Willens, entweder Böſes oder Gutes thun können. Wenn er es aber nachdrücklich einſchärft, daß die Chriſten in der Fa- ſten ſich des Fleiſches und Weins enthalten, bloß Gartengewächſe und Waſſer genießen ſollen: ſo müßte man die Beſchaffenheit des Faſtens in der alten Kirche ſehr wenig kennen; oder es dem ſpätern und neuern Faſten durchaus ähnlich zu machen entſchloſſen ſeyn, wenn man daraus beweiſen wollte, daß es zu ſeiner Zeit bereits blos in der Enthaltung vom Fleiſch und Wein beſtanden habe. Noch damals hieß Faſten nichts an- ders, als ſich aller Nahrungsmittel bis zum Un- tergange der Sonne enthalten. Aber auch alsdann hielten den Aegyptiſchen Chriſten, nach der Vorſchrift des Theophilus, welches zugleich die Beobachtung der beſten Kirche war, nicht Wein und Fleiſch, ſondern

bloß

J. n. C. G. 363. bis 430.

bloß Waſſer und Erdgewächſe erlaubt ſeyn. Doch man zugleich aus ſeinem Schreiben, daß es Chriſte geben habe, die das Faſten heimlich durch die gr Unmäßigkeit übertraten.

Alle dieſe drey Oſterbriefe ſind, eben ſo wie Circularſchreiben des Biſchofs, nichts als Denkm eines rohen Eifers, dem es an Billigkeit und Mäßig an Scharfſinn in der Entwickelung ſtreitiger Lehrſ kurz an den nothwendigſten Eigenſchaften gänzlich f Noch überdieß war dieſer Eifer ſehr am unrechten angebracht, da er aus Vorbereitungsſchriften zur digen Begehung des Oſterfeſtes hervorbrauſte, und C ſten von allen Ständen, denen es weder für noch w den Origenes Parthey zu nehmen dienlich war, ſo partheyiſch vorgeſtellten, ſo unedel geführten S tigkeiten über ſeinen Lehrbegriff beunruhigte. Daß ronymus dieſe Briefe bis ins Abgeſchmackte und Lä liche lobt, (Ep. LXIV. p. 600. Ep. LXXXVII. p. 6 muß ihm als Ueberſetzer derſelben, als Feinde des C genes, und der als ſolcher, über eine ſo mächtige H zur Beſiegung deſſelben, vor Freude außer ſich g wurde, vergeben werden. Nach dem Gennadius viris illuſtr. c. 33.) hat Theophilus noch ein gr Buch wider den Origenes geſchrieben, und darinne alle Lehrſätze deſſelben, mit ihm ſelbſt, verdammt, gezeigt, daß derſelbe ſchon von den alten Lehrern, nehmlich vom Heraklas, (hier iſt eine Vermiſchung ſes alexandriniſchen Biſchofs mit ſeinem Vorgä Demetrius vorgefallen,) verurtheilt und vertri worden ſey.

Mittlerweile da Theophilus durch ſeine Oſ briefe den Origenianern in Aegypten den letzten zu geben verſuchte, zogen ſich dieſe Händel nach C ſtantinopel, wo ſie Auftritte von einer neuen Art, auch ſehr ärgerliche, veranlaßten. Iſidorus, die l

jen Brüder, und zuſammen funfzig der verjagten Mönche, kamen im Jahr 401. in die gedachte Hauptſtadt. Hier warfen ſie ſich dem Biſchof Johannes Chryſoſtomus, der von allem, was in Aegypten vorgefallen war, nichts wußte, zu Füßen, und baten ihn, es beym Theophilus dahin zu bringen, daß ſie in ihre Klöſter zurückkehren dürften; ſonſt müßten ſie zur Schande der Kirche, wie ſie hinzufügten, dem Kaiſer ſelbſt die ausſchweifenden Handlungen dieſes Biſchofs melden. Chryſoſtomus nahm ſie liebreich auf; verbot ihnen, die Urſache ihrer Ankunft iemanden zu ſagen, bis er an ſeinen Bruder Theophilus geſchrieben haben würde, und wies ihnen auch eine Wohnung an, für ihren Unterhalt aber ſorgten einige fromme Frauensperſonen. Da ſich gerade damals einige Geiſtliche des Theophilus zu Conſtantinopel befanden, erkundigte ſich Chryſoſtomus bey ihnen nach dieſen Mönchen, erfuhr von denſelben, daß ſie viel ausgeſtanden hätten; folgte aber auch darinne dem Rathe dieſer Geiſtlichen, den ihm ohnedem ſeine Klugheit und die Regeln der Kirchenzucht geben konnten, daß er die Mönche zwar zum öffentlichen Gottesdienſte überhaupt, aber nicht zum heiligen Abendmahle zuließ. Darauf ſchrieb er an den Theophilus, er möchte ihm dieſe Gefälligkeit, als ſeinem Sohne und Bruder erweiſen, daß er die Mönche wieder in die Kirchengemeinſchaft aufnähme. (Pallad. de vita Chryſoſtom. pag. 58. ſq. Socrat. H. Eccl. L. VI. c. 10. Sozom. H. E. L. VIII. c. 13.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Allein Theophilus, weit entfernt, dieſes zu bewilligen, auch durch die falſche Nachricht hintergangen, als hätte Chryſoſtomus den Mönchen ſogleich alle Rechte der kirchlichen Gemeinſchaft ertheilt, ſchickte vielmehr eilte nach Conſtantinopel, mit einer Klagſchrift gegen die Mönche, worinne ſie als Ketzer und Zauberer vorgeſtellt wurden. Sie erklärten ſich dagegen nicht allein, daß ſie bereit wären, jeden Irthum zu verfluchen; ſondern

J. n. C. G. 363. bis 430.

dern übergaben auch dem Chryſoſtomus eine ſchrift, in welcher ſie mancherley Gewaltthätigkeite Theophilus erzählten; ja ſogar, ſagt Palladiu nige Punkte anführten, welche ich mich ſchäme, vo Einfältigen zu nennen, um ſie nicht vom Glaube wendig zu machen; und welche vielleicht auch vo Vollkommenern nicht geglaubt werden würden. C ſoſtomus ſuchte ſie vergebens zu bewegen, daß ſie Klage, die ſo üble Folgen haben könnte, fahren li Er meldete ſolches auch dem Theophilus, daß ſie ih klagt hätten, und die Hauptſtadt nicht verlaſſen wo Voll Zorns ſprach dieſer den Bann wider den Dio rus aus, und ſchrieb an den Chryſoſtomus zurüc würde wohl die Verordnung der Nicäniſchen Syn kennen, daß ſich kein Biſchof zum Richter außerhall nes Kirchenſprengels aufwerfen ſollte; wenigſtens n te er ſie jetzt kennen lernen, und keine Klagſchriften der ihn annehmen, indem die Aegyptiſchen Biſchöfe al nicht er, der fünf und ſiebzig Tagereiſen von ihm ent ſey, Gericht über ihn halten könnten. Eine an ſich tige Erinnerung; die aber den Chryſoſtomus eigen nicht traf, weil er ſich kein richterliches Anſehen über Biſchof von Alexandrien gegeben hatte. (Pallad. cit. p. 60. ſq. Socrat. et Sozom. loc. cit.)

Vielmehr ermahnte er die Mönche beyder Parth zum Frieden, und entzog ſich, da dieſes keine Wirk that, der ganzen Sache. Nunmehr ſetzten die ver benen Mönche weitläufige Klagſchriften wider den Th philus und wider ihre anweſenden Gegner auf. übergaben dieſelben bey Hofe, und baten inſonderhei Kaiſerin in einer Kirche, daß die Klage der wider ſie geſchickten Mönche gerichtlich unterſucht, Theoph aber genöthigt werden möchte, ſich perſönlich vor Chryſoſtomus zu verantworten. Beydes wurde ih bewilligt. Ein Staatsbote gieng nach Alexandr um den dortigen Biſchof herbeyzuholen; ſeine zu C

ſta

tantinopel befindlichen Mönche aber wurden mit Be- J. u. C. G. 363. bis 430.
rohung der auf falſche Ankläger geſetzten Strafe zum Verhöre gezogen. Da dieſe nicht im Stande waren, ihren Beweis gehörig zu führen, hielten ſie ängſtlich um einen Aufſchub an, bis Theophilus angelangt ſeyn würde. Man warf ſie unterdeſſen ins Gefängniß, indem die Richter keine Geiſel von ihnen annehmen wollten. Einige ſtarben auch darinne; andere aber, welche Theophilus durch Geld befreyete, wurden, weil man ſie als Verleumder befand, auf eine Inſel verwieſen. (Pallad. dc. citat. pag. 62. ſq.)

Theophilus verzögerte ſeine Abreiſe, ſo lange er konnte. Er ſuchte ſich dagegen durch den Beytritt vieler andern Biſchöfe zu verſtärken; ſchrieb an dieſelben, wie nöthig es ſey, die Meinungen und Schriften des Origenes zu verdammen; meldete ihnen, daß es ihm hierinne bereits in Aegypten geglückt ſey, und brachte auch ihrer mehrere auf ſeine Seite. Eine Anzahl Aegyptiſcher Biſchöfe, die ihm gänzlich ergeben waren, ſchickte er voraus nach Conſtantinopel, um theils von ihnen daſelbſt unterſtützt zu werden, theils durch ſie einen Anhang zu gewinnen. Keiner aber unter allen Biſchöfen beförderte ſeine Abſichten ſo ſehr, als Epiphanius: nicht aus perſönlicher Verehrung und Freundſchaft gegen den Theophilus; ſondern, weil ihn dieſer bey ſeiner ſchwachen Seite, bey dem brennenden Haſſe des Origenes, zu faſſen gewußt hatte. Epiphanius, der damals ohngefähr neunzig Jahre alt war, begieng zugleich Fehler, die man dieſem hohen Alter zuſchreiben muß. Gewohnt daran, ſeit ſo vielen Jahren als der vornehmſte Lehrer der Morgenländer betrachtet zu werden, glaubte er mit ſtolzer Einbildung, dasjenige, was er bey dieſen Streitigkeiten thun würde, müſſe vor allem andern entſcheidend ſeyn; und er konnte das Unvorſichtige und Uebereilte in den Schritten, welche er that, gar nicht bemerken. Es war natürlich, daß er, vom Theophilus

ange-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Hunnen weder ihn, noch die mit ihm vorbeygehe Scythen, welche sich vor jenen fürchteten, gesehen ten. Einem Hunnen, der schon die Hand empo hoben habe, mit welcher er ihm einen Strick um Hals werfen wollte, sey dieselbe so lange steif in d Stellung geblieben, bis Theotimus für ihn zu gebetet habe. Ueberhaupt habe er diese Barbaren, che Scythien so oft verwüsteten, durch Gastmähler Geschenke zu mildern Sitten gebracht. Nach dem ronymus (de viris illustr. c. 131.) hatte er auch ei kleine Abhandlungen in Gesprächen über die alte Be samkeit geschrieben. Dieser Bischof, dem Socr ebenfals einen sehr ausgebreiteten Ruhm der Gottf keit beylegt, (H. Eccl. L. VI. c. 12.) antwortete Epiphanius auf seinen Antrag: „Ich will weder e längst wohl entschlafenen beschimpfen; noch erkühn mich, etwas so schändliches zu thun, daß ich dasje verdammen sollte, was unsere Vorfahren nicht ver sen haben; besonders, da ich weiß, daß keine schlir Lehre in den Büchern des Origenes enthalten ist.“ gleich las er aus einer Schrift desselben, zum Ben einige lehrreiche Stellen vor, und setzte noch folge hinzu: Diejenigen, welche diese Bücher schmähen, ken nicht, daß sie auch diejenigen Lehren beschimp über welche jene geschrieben worden sind. (Socr. Sozom. l. c. c. 14.)

Chrysostomus fuhr fort, dem Epiphanius Wohnung und die Gemeinschaft des öffentlichen Got dienstes anzubieten; allein er bestand immerfort auf sei alten Bedingungen. Im unbesonnenen Vertrauen sein Ansehen, beleidigte er selbst die Kaiserin. ließ ihn, als ihr Sohn krank geworden war, ersuc für die Wiederherstellung desselben zu beten. Er setzte darauf, der Prinz werde am Leben bleiben, w die Kaiserin den Dioskorus und die mit ihm verbu nen Ketzer aus der Stadt vertriebe: ein Vorwurf

Duldung, welche sie ihnen angedeyhen ließ. Allein sie J. n. C. G. 363 bis 430.
ab ihm diese Antwort: „Will Gott mir meinen Sohn
ehmen, so mag es geschehen! Könntest du Todte auferwecken, so würde dein Archidiakonus nicht gestorben
eyn.“ Endlich beschloß Epiphanius, gereizt von den
Feinden des Chrysostomus, den großen Hauffen selbst
wider diesen in Bewegung zu setzen. Er wollte in einer
ehr zahlreichen gottesdienstlichen Versammlung in der
Apostelkirche auftreten, und vor allen Anwesenden erst
ich die Bücher des Origenes verdammen, sodann den
Dioskorus und seine Anhänger mit dem Banne belegen, zuletzt auch gegen den Chrysostomus, als ihren
Beschützer, losziehen. Doch dieser Bischof glaubte,
daß es nunmehr Zeit sey, einem so ausschweifenden Verfahren Einhalt zu thun. Als daher Epiphanius sich
bereits der Kirche näherte, schickte ihm Chrysostomus
einen seiner Aeltesten, den Serapion, entgegen, der
ihm vorstellte, wie viel er bereits wider die kirchlichen
Gesetze vorgenommen habe, und ihn warnete, daß er
wohl selbst Gefahr laufen könnte, wenn der Pöbel einen
Aufstand erregte. Serapion, der als ein hitziger Kopf
beschrieben wird, (Sozom. H. E. L. VIII. c. 9.) mag sei-
nen Auftrag derb genug ausgerichtet haben. Denn
Epiphanius erschrack darüber so sehr, daß er sich nicht
getrauete, in die Kirche hinein zu gehen. (Socr. l. c. c.
et Sozom. l. c. c. 14. 15.)

Seitdem gab er auch seine heftigen Entwürfe auf,
versöhnte sich sogar mit den langen Brüdern aus.
Als ihn diese auf Befehl der Kaiserin besuchten, fragte
sie Ammonius, warum er sie der Origenianischen
Irthümer beschuldigt habe, da er doch selbst gestünde,
daß er weder etwas von ihren Schriften gelesen, noch
mit ihren Schülern gehört habe. Epiphanius mußte
bekennen, daß er bloß nach den Erzählungen anderer
von ihnen geurtheilt habe. „So haben wir es aber in
Ansehung Deiner nicht gemacht, sagte Ammonius.

J. u. C. 363. bis 430.

Wir haben Deine Schüler oft gehört, und Deine Bücher geleſen, unter andern den Glaubensanker. Als Dich viele ſchmähen, und für einen Ketzer ausgeben wollten, haben wir für Dich, wie billig, als für unſern Vater, geſtritten, und Dich vertheidigt. Du hätteſt uns alſo auch nicht, nach einer bloßen Sage, verdammen ſollen.“ Epiphanius ward beſchämt; er begegnete ihnen ſehr glimpflich. Kurz darauf reiſte er auch nach Cypern zurück; aber mit welchen Geſinnungen gegen den Chryſoſtomus, läßt ſich nicht völlig ausmachen. Denn obgleich der ungenannte Verfaſſer ſeines Lebens verſichert, (Vit. Epiphan. l. c. c. 62. ſq.) er habe die Keiſerin vorher ermahnt, ihren ungerechten Haß gegen den gedachten Biſchof abzulegen, und da er ſie unbeweglich gefunden, ſich lieber entfernen, als an den Maaßregeln wider denſelben Antheil nehmen wollen; ſo wiſſen doch Sokrates und Sozomenus nichts davon. Sie erzählen vielmehr, wiewohl mit Zweifeln an der Wahrheit dieſes Gerüchts, Epiphanius habe dem Chryſoſtomus, da er ſchon im Begriff war, ins Schiff zu ſteigen, ſagen laſſen: „Ich hoffe, Du wirſt nicht als Biſchof ſterben,“ und dieſer habe ihm antworten laſſen: „Ich hoffe, Du wirſt nicht in Dein Vaterland zurückkommen.“ Beydes traf ein; vielleicht aber ſind die Worte, erſt nachdem es eingetroffen war, erſonnen worden. Man ſezte noch hinzu, (Sozom. l. c. c. 15.) er habe zu den Biſchöfen, die ihn bis ans Meer hin begleiteten, geſagt: „Ich überlaſſe euch die Stadt, den Palaſt, und den Schauplatz; ich aber gehe fort, denn ich muß ſehr eilen.“ Der Geſchichtſchreiber, welcher dieſes meldet, iſt daher geneigt zu glauben, daß Gott dem Epiphanius ſeinen nahen Tod angezeigt habe: denn dieſer erfolgte noch auf der See im Jahr 403.

Er war noch nicht lange von Conſtantinopel abgereiſet, als Theophilus, der ihn zur Stürzung des Chryſoſtomus gebrauchen wollte, daſelbſt ankam. Die

Kaiſe-

Kaiserin, deren Ungnade sich Chrysostomus zugezogen hatte, wandte sich nun völlig auf die Seite seines Gegners. Dieser sagte schon unterwegens, er gehe in die Hauptstadt, um den Bischof derselben abzusetzen. (Pallad. Dialog. p. 72.) Mit ihm fanden sich zugleich viele andere Bischöfe zu Chalcedon, in dieser asiatischen, Constantinopel gegen über liegenden Stadt von Bithynien, ein: theils solche, die er schriftlich dazu aufgefordert hatte, theils alle Feinde des Chrysostomus, besonders diejenigen, welche er von ihrem Bißthum entsetzt hatte. Theophilus berathschlagte sich mit denselben über die sichersten Mittel, den Chrysostomus aus dem Wege zu schaffen. Endlich begaben sie sich alle nach Constantinopel; Theophilus insonderheit brachte viele ägyptische und indische Kostbarkeiten mit, um sich durch dieselben Anhänger zu erwerben. Keiner von den Geistlichen der Hauptstadt gieng ihm entgegen, weil sie wußten, daß er als ein Feind ihres Bischofs komme. Auch vermied Theophilus, während der drey Wochen seiner Anwesenheit, durchaus, denselben zu sehen: und ob ihn gleich Chrysostomus einlud, mit seinem Gefolge in dem bischöflichen Hause zu wohnen, trat er doch lieber in der Vorstadt ab. Eben so wenig besuchte er die Kirche, wie es doch die neuangekommenden Bischöfe gleich thaten. Dagegen schmiedete er unaufhörlich Ränke wider den Chrysostomus, indem er die Vornehmen durch Geld, andere durch Gastmähler und Schmeicheleyen auf seine Seite zog. Chrysostomus aber, der nicht begreifen konnte, wodurch er einen solchen Haß verdient hätte, gab sich umsonst wiederholte Mühe, es zu einer Unterredung mit ihm zu bringen. (Pallad. l. c. p. 12. sq. 64. sq. Socrat. loc. cit. c. 15. Soz. l. c. c. 16.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Eigentlich war Theophilus allein nach Constantinopel gefordert worden, um sich gegen seine Ankläger zu verantworten. Man hat auch bereits gelesen, daß ein Theil der von ihm hingeschickten Mönche, ohngeach-

J. n. C. G. 363. bis 430.

tet des Geldes, welches er für sie aufwandte, als Verleumder des Landes verwiesen worden sind. Wirklich befohl jetzt der Kaiser dem Chrysostomus, er sollte den alexandrinischen Bischof über die vielfachen Gewaltthätigkeiten, die ihm Schuld gegeben wurden, verhören. Allein Chrysostomus dachte zu großmüthig, als daß er sich dieses angebotenen und gesetzmäßigen Mittels, seinen Feind zu Boden zu schlagen, bedient hätte. „Aus ehrerbietiger Achtung," schreibt er an den römischen Bischof, (apud. Pallad. l. c. p. 12. sq.) „sowohl gegen die Gesetze unserer Vorfahren, als gegen den Mann „selbst, und da wir seinen Brief in den Händen hatten, „worinne er schrieb, die kirchlichen Angelegenheiten müßten in der Landschaft selbst, wo sie vorfielen, untersucht „und ausgemacht werden, haben wir dieses Gericht nicht „allein nicht angenommen, sondern auch auf das nach„drücklichste abgelehnt." Chrysostomus konnte, ohngeachtet jener Kirchengesetze, entweder auf einen außerordentlichen Auftrag des Kaisers, oder als Vorsitzer der Kirchenversammlung, die eben zu Constantinopel zusammen kam, ein solches Gericht übernehmen. Denn in Aegypten selbst würden es die Bischöfe schwerlich gewagt haben, ihren Patriarchen scharf zu beurtheilen. Doch in dem damaligen Verhältnisse des Patriarchen von Constantinopel gegen den alexandrinischen, schien die Mäßigung des erstern nicht zu hoch getrieben werden zu können; zumal da er besorgen mußte, daß Theophilus, an Statt sich einem gerichtlichen Ausspruche zu unterwerfen, neue Unruhen erregen dürfte.

Dieser hingegen verfolgte seinen Entwurf mit einer desto feindseligern Hitze. Er war nun gewiß, von der Kaiserin, mehrern Bischöfen und andern Geistlichen, auch einigen Großen, die alle, aus verschiedenen Ursachen, einen Widerwillen gegen den Chrysostomus gefaßt hatten, unterstützt zu werden. Zuerst also reizte er zween Kirchendiener, welche Chrysostomus wegen grober

grober Verbrechen abgesezt hatte, Klagschriften wider denselben einzugeben, indem er ihnen Hoffnung machte, ihr Amt wieder zu erhalten. In denselben war nichts Wahres, als daß Chrysostomus verordnet hatte, die Christen sollten nach dem Genusse des heiligen Abendmahls, damit sie nicht etwas davon unversehens mit dem Speichel auswerfen möchten, einen Kloß und Wasser zu sich nehmen. Als Theophilus diese Klagschriften in den Händen hatte, wandte er sich mit seinen Anhängern an den Kaiser, und bat um einen Befehl, daß sich Chrysostomus dagegen vor ihnen verantworten sollte. Sie erlangten denselben auch; versammleten sich aber nicht zu Constantinopel, wo das Unverschämte und Ungerechte ihres Betragens am leichtesten erkannt oder auch geahndet werden konnte; sondern bey Chalcedon, auf einem Landgute des ehemaligen Staatsbedienten Rufinus, die Eiche genannt, auf welchem sich ein Palast, eine Kirche und ein Kloster befand. (Pallad. l. c. p. 65. sq. Socr. l. c. Sozom. l. c. c. 17.) Hier beschäftigten sie sich mit der Annehmung aller Klagen wider den Chrysostomus, die seine Feinde anbringen wollten, und mit ihrer scheinbaren Untersuchung. Photius hat aus den Verhandlungen dieser Kirchenversammlung zur Eiche, die im Jahr 403. gehalten wurde, einen Auszug hinterlassen. (Biblioth. Cod. LIX. p. 53. ed. Schotti.) Man sieht daraus, daß es fünf und vierzig Bischöfe gewesen sind, darunter nächst dem Theophilus, die Bischöfe von Berrhoea, Ptolemais, Gabala und Chalcedon die vornehmsten waren, welche zwölf Sitzungen wider den Chrysostomus, und die vierzehnte wider den Heraklides, den er zum Bischof in Ephesus geweiht hatte, gehalten haben.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Der erste Ankläger des Chrysostomus vor dieser Versammlung war einer seiner Kirchendiener, Johannes. Er brachte neun und zwanzig Klagpunkte über denselben vor, von denen sich kein einziger auf die

J. n. Origenianiſchen Händel bezog; man müßte dem
C. G. ſechsten und neunzehnten darunter rechnen, nach we
363. er den Epiphanius einen Wahnſinnigen oder
bis 430. nen Teufel genannt; Rechtgläubige aber, die nac
nem Willen ins Gefängniß geſezt worden, und da
geſtorben wären, nicht einmal des Begräbniſſes wi
geachtet haben ſollte. Alle übrige machten Beſch
gungen gegen ſeine Sitten und das beleidigende ode
ſtößige Betragen aus, das er viele Geiſtliche ſollte h
empfinden laſſen, oder ſonſt in kirchlichen Angeleg
ten beobachtet hätte. Hierauf ſchickte die Synode z
Biſchöfe an den Chryſoſtomus ab, um ihn zu ſ
Vertheidigung vorzuforderm. Es befanden ſich
vierzig Biſchöfe bey ihm, unter andern auch Pallad
aus dem dieſe Erzählung genommen iſt, (l. c. p. 66.
welche nicht weniger, als er, darüber erſtaunten,
Theophilus aus einem mit ſo vielem Rechte Bel
ten, auf einmal der Kläger und Richter eines Unſ
digen habe werden können. Chryſoſtomus erma
ſie für ihn zu beten, weil ſein Ende bevorſtünde;
keiner möchte um ſeinetwillen ſeine Gemeine verla
Als ſie ihm hierauf durch Thränen und Umarmunge
re zärtliche Liebe bewieſen, munterte er ſie noch mehr
Standhaftigkeit auf. Man erinnerte ſich des au
breiteten Gerüchts, daß er wegen ſeiner kühnen Frey
thigkeit im Lehren den Kopf verlieren ſollte; er abe
innerte ſeine Freunde daran, wie oft er ihnen geſagt
be, daß dieſes Leben ein bloßer Weg und eine Har
ſchaft ſey, nach deren Endigung man fortgehen m
Sie beklagten die traurigen Folgen ſeines Verluſ
und er ſtellte ihnen dagegen vor, daß es niemals an
digen Lehrern der Religion gefehlt habe. Er w
nicht, daß ſie die Kirchengemeinſchaft mit ſeinen Fei
aufheben ſollten; nur ſeine Abſetzung, die er nicht
diente, möchten ſie niemals unterſchreiben. Wäh
dieſer Rede kamen die Abgeordneten der Synode
einer ſchriftlichen Vorladung an den Chryſoſtomus

S

Seine Freunde ſandten gleich darauf drey Biſchöfe aus ihrem Mittel und zween Aelteſten an den Theophilus, welche ihn in ihrem Nahmen warnen mußten, die Kirchengeſetze nicht ſo frech zu übertreten, noch Spaltungen in der Kirche zu ſtiften. Sie ließen ihm zugleich ſagen, daß er vielmehr ſchuldig ſey, ſich vor ihnen zu ſtellen, indem ihnen ſiebzig Klagpunkte wider ihn übergeben worden wären; ſie wären auch den mit ihm verſammleten Biſchöfen an Anzahl überlegen, weil er der ſechs und dreyßigſte aus Einem Lande, ſie aber vierzig aus mehrern Ländern, und darunter ſieben Metropoliten, wären; und ſein eigenes Schreiben an den Chryſoſtomus zeuge wider ihn. Doch dieſer antwortete den wider ihn verbundenen Biſchöfen noch beſonders ſchriftlich, er habe bisher nicht gewußt, daß jemand gegen ihn eine Klage vorzubringen habe. Wollten ſie aber, daß er ſich dagegen verantwortete: ſo möchten ſie vor allen Dingen den Theophilus und drey andere Biſchöfe, die ſich ſchon ſeit einiger Zeit als ſeine offenbaren Feinde bewieſen hätten, von der Zahl der Richter ausſchließen. Alsdann würde er ſich, ob er gleich darauf dringen könnte, daß in der Hauptſtadt ſelbſt über ihn Gericht gehalten würde, dennoch vor ihrer, ja vor einer jeden andern Synode, ſtellen. Hierauf wurde die Vorladung an ihn noch dreymal wiederholt; ſeine Feinde baten ſogar den Kaiſer, daß Chryſoſtomus mit Gewalt vor ihr Gericht gezogen werden möchte. Er antwortete aber immer auf gleiche Art, und die Biſchöfe, durch welche er dies that, wurden ſehr gemißhandelt.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Da die Synode ſich hierinne vergeblich bemühte, ſetzte ſie nunmehr in ihrer gerichtlichen Erörterung fort, ohne ſich weiter an die Abweſenheit des Chryſoſtomus zu kehren. Sie nahm die Klagſchrift des Mönchs Johannes wider den Heraklides an, worinne geſagt wurde, daß er ein Origeniſt und ein Dieb ſey; gleichwohl aber vom Chryſoſtomus zum Biſchof beſtellt worden

J. n. C. G. 363. bis 430.

wäre; ingleichen, daß der Kläger von dieſem letztern viel wegen der Origeniſten habe leiden müſſen. Eben dieſe Klage gegen den Heraklides beſtätigte der Biſchof Iſaccius; trug aber auch noch achtzehn Klagpunkte wider den Chryſoſtomus vor. Auch dieſe betrafen meiſtentheils tadelhafte Handlungen, oder übereilte Reden. Doch ſtand noch darunter die heftige Partheylichkeit des Beklagten für die Origeniſten, und wider ihre Gegner, verglichen mit dem Betragen des Epiphanius in Abſicht auf eben dieſelben. Nach einer flüchtigen Unterſuchung einiger Punkte, und Beſtätigung derſelben durch Zeugen, faßten die verſammelten Biſchöfe den Schluß ab, daß Chryſoſtomus ſeines Amtes entſetzt werden müſſe. Sie meldeten dieſes auch der Geiſtlichkeit zu Conſtantinopel, und berichteten es dem Kaiſer. Dieſem ſtellten ſie vor, daß Chryſoſtomus verſchiedener Verbrechen angeklagt worden; aber von ſeinem Gewiſſen zurückgehalten, nicht erſchienen, und daher von ihnen abgeſetzt worden ſey. Außerdem beſchuldigten ſie ihn des Laſters der beleidigten Majeſtät, und baten, daß er deswegen beſtraft, und aus der Stadt gejagt werden möchte. (Photius l. c. Palladius l. c. p. 74. Socr. l. c. c. 15. Sozom. l. c. c. 17.)

Drey Tage darauf wurde Chryſoſtomus wirklich auf kaiſerlichen Befehl aus der Stadt gebracht. Er konnte zwar noch länger auf den Beyſtand des Volks rechnen, welches ſeine Entfernung durchaus nicht zugeben wollte, und ſich ſehr erbittert gegen den Theophilus und deſſen Anhänger, ja gegen den Kaiſer ſelbſt zeigte. Allein er ergab ſich eben deswegen freywillig darein, um die bereits ausgebrochenen Unruhen nicht zu vermehren. Freylich gerieth der große Hauffen in eine aufrühriſche Bewegung, als er die Wegführung ſeines Biſchofs erfuhr; ſie wurde aber hauptſächlich durch die Ankunft des Theophilus vermehrt. Dieſer wollte auch nun den Biſchof Heraklides verurtheilt wiſſen; ob er gleich abwe-

weſend war. Die Anhänger des Chryſoſtomus be- J. n
upteten, daß dieſes höchſt ungerecht ſey: darüber kam C. G.
zwiſchen ihnen und den Alexandrinern zu einer Schlä- 363.
ey, in welcher einige das Leben verloren. Deſto bis
hter hingegen hatte ſich Theophilus mit den langen 430.
rüdern, und überhaupt mit den Nitriſchen und Ske-
chen Mönchen, ausgeſöhnt, da er noch ſeine Syno-
hielt. Man ſagte ihnen, daß die Verſammlung
bſt für ſie bitte; er ermahnte ſie bloß ſich zu beſſern,
d nahm dieſe Leute, die er ſo lange als Ketzer verfolgt
tte, ohne des Origenes weiter zu gedenken, in die
irchengemeinſchaft auf, nachdem ſie ihn um Vergebung
beten hatten. Er hatte ſeine Hauptabſicht auf einer
dern Seite erreicht, und Iſidorus war auch bereits
s der Welt gegangen. (Pallad. Dialog. pag. 15. Socrat.
iſt. Eccleſiaſt. Lib. VI. cap. 15-17. Sozom. Hiſt. Eccl.
VIII. c. 17. ſq.)

Sein Sieg war jedoch von einer kurzen Dauer.
enn der Hof ſah ſich gleich darauf genöthigt, den un-
ämen Forderungen des Volks nachzugeben, und den
hryſoſtomus zurück zu rufen. Er kam unter den
außerordentlichſten Freudensbezeugungen der Einwohner,
elche jezt den Theophilus ſuchten, um ihn ins Meer
werfen. Chryſoſtomus drang ſogleich auf eine
hrmäßige und zahlreichere Kirchenverſammlung, vor
elcher er ſeine Sache führen wollte; ſein Gegner aber
chtete ſich eilfertig nach Aegypten; wohin ihn auch
ne meiſten Anhänger begleiteten. Sie wurden daſelbſt
t dem Pöbel mit vielen Schimpfworten aufgenom-
en. Gleichwohl weigerte ſich Theophilus auf den
befehl des Kaiſers nach Conſtantinopel zu kommen,
d ſeinem beleidigten Gegner Recht wiederfahren zu
ſſen; er gab vor, daß er Alexandrien nicht verlaſſen
nne, weil ſonſt, wegen der ausnehmenden Neigung
r dortigen Einwohner gegen ihn, ein Auflauf entſtehen
nte. Chryſoſtomus hörte unterdeſſen nicht auf,

ein

J. n. C. G. 363. bis 430.

ein Gericht von Biſchöfen zu begehren. Es erkl
auch ohngefähr ſechszig, die zu Conſtantinopel zu
men gekommen waren, das ganze Verfahren der
node zum Eichbaum wider ihn für ungültig.
ſein Zuſtand änderte ſich auch gar bald von neuem,
dem er ſich abermals den Unwillen der Kaiſerin zu
Bey dieſer günſtigen Ausſicht wandten ſich ſeine F
ſogleich wieder an den Theophilus, und verlan
daß er entweder ſelbſt in die Hauptſtadt zurückkom
oder ihnen eine Anweiſung geben ſollte, wie ſie denſ
mit Nachdruck angreiffen könnten. Er ſchickte i
drey nichtswürdige Biſchöfe mit denjenigen Geſetzen
welche die Arianer, (ſo ſagt wenigſtens Palladiu
c. p. 76. 78. ob es gleich nicht bloß Arianer gew
ſind, wie man in dieſer Geſchichte, Th. VI. S. 59
geſehen hat,) auf der Synode zu Antiochien im
341. ausgemacht hatten. Darunter ſollte inſonder
dieſes wider den Chryſoſtomus dienen, daß ein Biſ
der von einer Kirchenverſammlung abgeſezt worden,
gleichwohl ſich erkühnte, ſein Amt noch ferner zu
walten, daſſelbe auf immer verlieren, ja nicht ein
weiter zur Verantwortung zugelaſſen werden ſo
Zwar vereinigten ſich zwey und vierzig Biſchöfe mit
Chryſoſtomus. Allein ſeine Feinde hatten überha
ſo viele Biſchöfe aus den benachbarten aſiatiſchen Länd
nach Conſtantinopel verſchrieben, daß es ihnen n
ſchwer wurde, auf einer neuen Kirchenverſammlung
Jahr 404. ſeine Abſetzung durch den gedachten ant
cheniſchen Canon beſtätigen zu laſſen. Da der K
ſer den Geſinnungen ſeiner Gemahlin völlig beygetre
war: ſo wurde auch dieſes Urtheil bald mit aller Hä
vollſtreckt. Chryſoſtomus wurde zum zweytenmal
der Stadt weggeführt, und ins Elend verwieſen, w
inne er, nach ſehr vielen ausgeſtandenen Bedrückung
im Jahr 407. ſein Leben endigte. (Pallad. l. c. p. 16.
75. ſq. Socr. l. c. c. 16. ſq. Sozom. l. c. c. 19. ſq.

Als ſich die Verfolgung gegen ihn erneuerte, und in der morgenländiſchen Kirche, ohngeachtet ihm noch unzählige Verehrer daſelbſt übrig blieben, doch wegen der Feindſchaft des kaiſerlichen Hofs, kein Schutz mehr für ihn zu erwarten war, hoffte er in der abendländiſchen einige Unterſtützung zu erhalten, indem er den drey vornehmſten Biſchöfen in Italien, **Innocentius dem erſten zu Rom, Venerius zu Mediolanum, und Chromatius zu Aquileja**, ſowohl ſeine Unſchuld, als ſeine Leiden vorſtellte, und ſie erſuchte, die Kirchengemeinſchaft ferner mit ihm zu unterhalten, auch ſich gegen ſeine Feinde öffentlich zu erklären, ſo wie er ſelbſt bereit ſey, ſich vor einer unpartheyiſchen Kirchenverſammlung zu rechtfertigen. Das Schreiben, welches er gleichlautend an dieſe Biſchöfe ſandte, iſt vom **Palladius** aufbewahrt worden. (Dial. de vita S. Chryſoſt. c. 2. p. 10-22.) Es iſt auch bereits in der Geſchichte der römiſchen Biſchöfe (Th. VIII. S. 131.) gezeigt worden, daß **Chryſoſtomus** durch daſſelbe keineswegs ſich auf einen italiäniſchen Biſchof, als auf ſeinen Richter, berufen habe. Doch **Theophilus** war ihm zu **Rom** ſchon zuvorgekommen. Er hatte dem **Innocentius** durch einen Vorleſer ſeiner Gemeine gemeldet, daß er den **Chryſoſtomus** abgeſetzt habe. Der römiſche Biſchof erſtaunte darüber, daß der alexandriniſche dieſes allein gethan haben ſollte, und ihm keine Nachricht von einer Kirchenverſammlung und andern Umſtänden gegeben hatte. Als er aber den Brief des **Chryſoſtomus** empfieng, ſchrieb er an beyde, daß er in der Kirchengemeinſchaft mit ihnen verharre; nur mißbilligte er die Verurtheilung des **Chryſoſtomus**, und verlangte die Zuſammenberufung einer untadelhaften Synode abendländiſcher und morgenländiſcher Biſchöfe, worunter ſich weder Freunde noch Feinde der Partheyen befänden. Kurz darauf brachten ihm zwar Abgeordnete des **Theophilus** einen ausführlichern Bericht von der durch dieſen veranſtalteten Kirchenverſammlung. Allein **Innocentius** tadel-

J. u. C. G. 403. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ophilus zu ſtehen, (Ep. LXXXVIII. p. 727. ed. Mart.) worinne der ſchleichend andächtige Ton mit dem verkezzernden ſo natürlich gepaart iſt, wie man beyde in ſolchen Köpfen unzählichemal beyſammen gefunden hat. „Ich habe immer gewünſcht, ſchreibt er, daß Johannes, welcher ehemals die Kirche von Conſtantinopel regiert hat, Gott gefallen möge; und ich habe die Urſachen des Verderbens, in welches er ſich unvorſichtiger Weiſe ſtürzte, gar nicht glauben wollen. Da er aber, um ſeiner andern Laſter nicht zu gedenken, die Origeniſten zu ſeinen Vertrauten gemacht, vielen derſelben kirchliche Lehrämter ertheilt, und durch dieſes Verbrechen den Mann Gottes ſeligen Andenkens, Epiphanius, ſehr betrübt hat, ſo hat er verdient zu hören: Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, Babylon!“

Theophilus änderte ſeine Geſinnungen gegen den Chryſoſtomus auch nach deſſen Tode nicht. Es iſt bereits anderwärts erzählt worden, (Chriſtl. KGeſch. Th. VII. S. 158. 159.) was für einen ſtillſchweigenden Vorwurf ihm darüber einer ſeiner ägyptiſchen Biſchöfe ſelbſt gemacht habe. Man findet zwar bey einem Schriftſteller des achten Jahrhunderts (Io. Damascen. de Imagin. Orat. III. p. 385. T. I. Opp. ed. Paris.) der es wieder aus der Chronographie des Diakonus Iſidorus nahm, die Nachricht, daß Theophilus kurz vor ſeinem Ende im Jahr 412. gegen ein Bild des Chryſoſtomus, das man ihm brachte, viele Ehrerbietung bewieſen habe. Aber nicht zu gedenken, daß man aus ſo ſpäten Zeiten kein Zeugniß annehmen darf: ſo wird es auch dadurch verdächtig, weil der Schweſterſohn des Theophilus, und ſein Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, in gleicher Denkungsart mit ihm, den Nahmen des Chryſoſtomus lange Jahre hindurch nicht in den Kirchenbüchern geduldet hat. Bey allen Ausſchweifungen des Theophilus, muß doch ſein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und ſeine Verbindung mit ſo berühm-

hunderts, und verſtändiger als ſein Zeitalter, hat Stellen daraus aufbehalten. (Facund. Hermian. Defenſ. trium Capitulor. L. VI. c. 5. p. 430. ſq. Tom. II. Opp. Sirmondi, ed. Venet.) Er entſchuldigt ſich mit der Nothwendigkeit, die ſein Entwurf mit ſich führe, daß er aus einem von den gröbſten Schmähungen ſtrotzenden Werke Proben beygebracht habe. Theophilus ſchrieb darinne vom Chryſoſtomus, er habe die Brüder mit eben dem unreinen Geiſte verfolgt, durch welchen Saul erſtickt wurde; er ſey gottlos, peſtilenzialiſch, unſinnig und wütend geweſen, und habe, prahlend auf ſeinen Unſinn, ſeine Seele dem Teufel übergeben; wie der Satan, habe er ſich in einen Engel des Lichts verwandelt, und wie der Verräther Judas, an Chriſto verſündigt, indem er verſicherte, der Erlöſer ſey, weil er übel betete, auch nicht erhört worden; er ſey kein Chriſt, noch ſchlimmer als der babyloniſche König Belſazar, und als die Abgötter überhaupt; werde aber auch in Ewigkeit dafür Strafe leiden. Nachdem Facundus dieſes und noch mehr ausgezeichnet hat, ſezt er gutherzig genug hinzu, er wolle aus dieſem Buche weder den Chryſoſtomus kennen lernen, der eine ſolche Mißhandlung gar nicht verdient habe; noch den Theophilus, der viele Beweiſe ſeiner Tugend abgelegt habe, und aus dieſer zufälligen Krankheit oder Wuth nicht beurtheilt werden müſſe; wohl aber lerne er daraus, wie elend das Leben der Menſchen ſey: „denn wenn ſolchen Männern dergleichen Dinge begegnet ſind, was müſſen wir nicht für uns und unſers gleichen beſorgen?“ Unterdeſſen war dies beym Theophilus nichts Unerwartetes. Allein traurig und ſchimpflich für den Hieronymus muß man es nennen, daß er ſich von jenem Biſchof dazu mißbrauchen ließ, ein ſolches Buch ins Lateiniſche zu überſetzen, damit, ſagt Facundus, diejenigen, welche dieſe Sprache redeten, daraus ſich einen richtigen Begriff vom Chryſoſtomus machen könnten. Es verdient auch hier eine Stelle aus einem Briefe des Hieronymus an den Theophi-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ophilus zu ſtehen, (Ep. LXXXVIII. p. 727. ed. M
worinne der ſchleichend andächtige Ton mit dem ver
zernden ſo natürlich gepaart iſt, wie man beyde in
chen Köpfen unzählichemal beyſammen gefunden
„Ich habe immer gewünſcht, ſchreibt er, daß Joh
nes, welcher ehemals die Kirche von Conſtantino
regiert hat, Gott gefallen möge; und ich habe die
ſachen des Verderbens, in welches er ſich unvorſicht
Weiſe ſtürzte, gar nicht glauben wollen. Da er a
um ſeiner andern Laſter nicht zu gedenken, die Or
niſten zu ſeinen Vertrauten gemacht, vielen derſel
kirchliche Lehrämter ertheilt, und durch dieſes Ver
chen den Mann Gottes ſeligen Andenkens, Epip
nius, ſehr betrübt hat, ſo hat er verdient zu hö
Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, Babylon!“

Theophilus änderte ſeine Geſinnungen gegen
Chryſoſtomus auch nach deſſen Tode nicht. Es
bereits anderwärts erzählt worden, (Chriſtl. KG
Th. VII. S. 158. 159.) was für einen ſtillſchweigen
Vorwurf ihm darüber einer ſeiner ägyptiſchen Biſc
ſelbſt gemacht habe. Man findet zwar bey ei
Schriftſteller des achten Jahrhunderts (Io. Damas
de Imagin. Orat. III. p. 385. T. I. Opp. ed. Paris.)
es wieder aus der Chronographie des Diakonus
ſidorus nahm, die Nachricht, daß Theophilus
vor ſeinem Ende im Jahr 412. gegen ein Bild des Ch
ſoſtomus, das man ihm brachte, viele Ehrerbiet
bewieſen habe. Aber nicht zu gedenken, daß man
ſo ſpäten Zeiten kein Zeugniß annehmen darf: ſo m
es auch dadurch verdächtig, weil der Schweſterſohn
Theophilus, und ſein Nachfolger im Bißthum, C
rillus, in gleicher Denkungsart mit ihm, den N
men des Chryſoſtomus lange Jahre hindurch nich
den Kirchenbüchern geduldet hat. Bey allen A
ſchweifungen des Theophilus, muß doch ſein Eifer
die Rechtgläubigkeit, und ſeine Verbindung mit ſo
rüh

rühmten Stützen derselben, als Epiphanius und Hieronymus waren, auf viele seiner Zeitgenossen und nächsten Nachkommen, einen ihm vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Man kann in den vollständigen Sammlungen zu seiner Lebensbeschreibung, welche Tillemont hinterlassen hat, (Mémoires, T. XI. p. 441-499. ed. de Paris.) ein Verzeichniß der angesehensten Lehrer und Kirchenversammlungen des fünften Jahrhunderts lesen, welche ihn mit ungemeiner Hochachtung, selbst unter dem Nahmen des heiligen Theophilus, angeführt haben. Es sind darunter sogar römische Bischöfe, wie Leo der erste; ob er gleich schwerlich in die kirchliche Vereinigung mit ihrer Gemeine wieder getreten ist. Wie wenig Chrysostomus auf der andern Seite Fehlerfrey gewesen sey, wird sich bald in seiner Lebensgeschichte zeigen. Allein dieses trägt zur Entschuldigung des Theophilus, so weit man jezt davon urtheilen kann, nichts bey, indem er weder von jenem Bischof beleidigt worden, noch befugt gewesen ist, in allem wo derselbe anders dachte und handelte als er, sich zu seinem Richter aufzuwerfen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Auch dieser zweyte Auftritt also der Origenianischen Streitigkeiten dieses Zeitalters, hatte für die Kirche, besonders für das Wachsthum der Christen an Einsichten und Klugheit in Religionsangelegenheiten, eben so wenig, und noch geringern Nutzen, als der erste. Der Ausgang versezte vielmehr alles in einen schlimmern Zustand, als es anfänglich gewesen war. Kaum erhielten sogar diese Aegyptischen und Constantinopolitanischen Händel, eine Fortsetzung der Origenianischen zu heißen. Origenes wurde beynahe nur deswegen darein gemischt, um persönliche Absichten und Leidenschaften unter seinem Nahmen zu verstecken. Der plumpe Anthropomorphismus unwissender Mönche glaubte es nicht einmal, eine gelehrte Streitigkeit über die Lehrsätze jenes berühmten Mannes zu führen. Derjenige Lehrer, mit welchem vor allen andern auf eine

J. u. C. G. 363. bis 430.

edle und fruchtbare Art Unterſuchungen darüber hätten angeſtellt werden können, Chryſoſtomus, wurde von ſeinen Feinden gar nicht als ein Anhänger der Irrthümer des Origenes; ſondern nur als ein Beſchützer der Origeniſten, als ein Mann, der ſich nicht ausdrücklich und feurig genug wider die gedachten Irrlehren erklärte, vorgeſtellt. Theophilus ſchrieb zwar ausführlich gegen dieſelben; aber er blieb gerade nur an demjenigen Platze ſtehen, auf welchem ſich Epiphanius und Hieronymus herumgedreht hatten: das heißt, er widerlegte Ketzereyen, von welchen diejenigen, welche dadurch in einen übeln Ruf gebracht werden ſollten, nicht zugaben, daß ſie entweder ihnen, oder ſelbſt dem Origenes gewiß zugehörten. Alles kam bey dem Patriarchen von Alexandrien nur darauf an, daß man an Perſonen, an welchen er Irrlehren zu ſehen glaubte, dieſelben ohne alles Bedenken mit ihm verdammte; aber auch die Perſonen ſelbſt verfolgte, die nicht von ſeiner Parthey waren. Er ſelbſt hörte nicht auf, die Schriften des Origenes zu leſen, nachdem er ſie bereits öffentlich verurtheilt hatte, und gab einem, der ſich über dieſes widerſprechende Betragen wunderte, die Antwort, jene Schriften glichen einer mit mannichfaltigen Blumen beſezten Wieſe, von welchen er die guten abbreche, und die ſtachlichten ſtehen laſſe. Allein er wurde doch, nach der Verſicherung eines Geſchichtſchreibers, (Socrat. H. E. L. VI. c. 17.) allgemein deswegen getadelt: und in der That behaupteten die Origeniſten eben dieſes, daß ſie die Werke des Origenes nicht ohne Prüfung läſen. In dieſen geſammten Streitigkeiten iſt keine einzige neue Wahrheit entdeckt, oder eine verdunkelte ans Licht gezogen, oder auch nur ein herrſchendes Vorurtheil mit glücklichem Erfolge beſtritten worden; wohl aber haben ſie diejenigen abgeſchröckt, welche ſo gemeinnützliche Verſuche ferner hätten anſtellen wollen. Es könnte daher ſcheinen, daß die Erzählung dieſer Händel, die man bisher geleſen hat, für die unerhebliche Beſchaffenheit

und

und schlechten Folgen derselben, viel zu umständlich aus- J. n.
gefallen sey. Doch der Nahme eines solchen Mannes, C. G.
als Origenes war, hat schon allein aufmerksam machen 363.
müssen, zu erfahren, wie weit sich die christliche Reli- bis 430.
gionswissenschaft, hundert und funfzig Jahre nach ihm, von seinem Muster entfernt, oder nach demselben gebildet, es übertroffen oder gar beschämt habe. Mehr als der unmittelbare Ausgang dieser ungestümen Zänkereyen, wird die spätere Geschichte zeigen, welchen Einfluß sie hinterlassen haben, und ob es der Kirche schädlicher oder nützlicher gewesen sey, daß so feindselige und größtentheils unbillige Angriffe auf den Ruhm des Origenes nicht nur geschehen, sondern auch siegreich geworden sind. Schon hier aber enthüllen sie den Geist dieses Zeitalters, besonders in der Erörterung theologischer Streitfragen; in der Fertigkeit, kirchliche Partheyen zu stiften, anzuführen oder zu bekämpfen; in der furchtbaren Macht, Unwissenheit und Ausartung der Mönche; und in dem schwachen Betragen der kaiserlichen Regierung bey innerlichen Zerrüttungen, zu welchen die Religion den Vorwand hergeben mußte, von solchen Seiten, auf welchen man ihn lieber nicht zu kennen wünschte. Daß endlich einige der vornehmsten christlichen Lehrer dieser Zeit, sich selbst in den Origenianischen Händeln getreu abgeschildert haben, veranlaßt eine Menge Beobachtungen, die zum Theil wichtiger sind, als dasjenige, worüber sie gestritten haben. Sie können leicht gemacht oder benützt werden; ihre Anwendung aber wird meistentheils für die folgende Geschichte aufgewahrt. Den vorzüglichsten neuern Schriftstellern über die Geschichte des Origenismus sind sie auch nicht entwischt; wenn gleich der eine mehr, der andere weniger, nach ihren verschiedenen Entwürfen, dazu aufgefordert waren, freyere Anmerkungen zu machen. Huetius (in Origenianis) hat nach der Ordnung der Glaubenslehren, auf welche sich die dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer beziehen, alles mit großer Gelehrsamkeit un-

J. n. C. G. 363. bis 430.

terſucht, was jemals für oder wider ihn, und auch von ihm ſelbſt, darüber geſchrieben worden iſt; und er hat, ſo viel es nur möglich war, die Klagen gegen ihn ſehr gemildert. Tillemont hat zwar mehr eine ganze Reihe von Begebenheiten neben einander geſtellt, allein die Ueberſicht des Ganzen dadurch ziemlich gehindert, daß er ſie als einen Theil der Lebensbeſchreibungen des Hieronymus, Epiphanius, Theophilus und Chryſoſtomus vorgetragen hat. Er wagt es übrigens hier mehr als ſonſt, an rechtgläubigen Lehrern von ungemeinem Anſehen etwas ſtark zu tadeln. So groß ſeine Vollſtändigkeit und Genauigkeit in der eigentlichen Erzählung, (nicht in der Erwägung der beſtrittenen Lehrſätze,) iſt; ſo gebührt doch Chriſtian Wilh. Franz Walchen hierinne vor ihm, und vor ſeinen meiſten Vorgängern in dieſer Geſchichte der Vorzug. Er hat überhaupt ein hiſtoriſchchronologiſches Ganzes über die Händel wegen des Origenes, von ſeiner Zeit an, bis in die Mitte des ſechsten Jahrhunderts, mitgetheilt; das ſich noch überdies durch Unpartheylichkeit und einen Reichthum richtiger Bemerkungen empfiehlt. (Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Ketzereyen, Th. VII. S. 362. 760.) Nur hat ſeine Methode die ihr eigene Unbequemlichkeit, daß er, aus rühmlicher Sorgfalt für die höchſte Glaubwürdigkeit, zuerſt lange Auszüge aus allen Quellen vorlegt; und ſodann erſt wieder beſonders die daraus geſchöpfte Erzählung hinzufügt, die oft zu kurz iſt, als daß man ſie ohne jene Auszüge verſtehen und gebrauchen könnte.

Leben und Schriften des Johannes Chryſoſtomus.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Nach der Geſchichte dieſer unglücklichen Streitigkeiten kann das Leben und Beyſpiel eines Mannes, wie Johannes Chryſoſtomus war, eine wirkliche Erholung für die Leſer heißen. Daß er eben bey Gelegenheit von Händeln, welche ſeine lezten Tage ſo ſehr verbittert haben, auftritt; er, der es verdiente, nur nach einer edlern Geſchäftigkeit abgebildet zu werden, iſt ein Vorwurf gegen ſeine Zeitgenoſſen, nicht gegen ihn. Epiphanius und Chryſoſtomus, beyde ſo bald nach einander, beyde einander ſo unähnlich; in der Mitte zwiſchen ihnen Origenes, den jener verketzerte, und dieſer weislich nützte; dieſes iſt ein Schauſpiel, das zwar nur durch die natürliche Ordnung der Geſchichte in diesem Bande hervorgebracht wird; das aber doch eine lebhafte Wirkung thun dürfte.

Johannes (denn dieſes war eigentlich ſein einziger Nahme; ob er gleich mehr unter dem Ehrenvollen Beynahmen ſeiner ſpätern Jahre Chryſoſtomus auf die Nachwelt gekommen iſt,) wurde, nach der wahrſcheinlichſten Berechnung, im Jahr 347. zu Antiochien in Syrien gebohren. Sein Vater Secundus, ein anſehnlicher Feldherr in dieſem Lande, ſtarb zwar gleich nach ſeiner Geburt; allein ſeine Mutter Anthuſa, die in einem Alter von zwanzig Jahren Wittwe ward, und es aus Liebe gegen ihren Gemahl und Sohn beſtändig blieb, ſorgte ſehr wohl für ſeine Erziehung. Nach dem damals gewöhnlichen Vorurtheil, daß es nützlich ſey, die Taufe auf reifere Jahre zu verſchieben, empfieng er dieſelbe erſt in ſeinem drey und zwanzigſten. Das hinderte jedoch nicht, daß er frühzeitig gute Kenntniſſe von dem Chriſtenthum mit Eifer in der Ausübung deſſelben

J. n. C. G. 363. bis 430. vereinigte. Ueberhaupt zeigte er bald trefliche Gaben, eine unaufhaltſame Lernbegierde, den äußerſten Abſcheu vor aller Ungerechtigkeit, und eine edle Freymüthigkeit im Reden. Archagathus, den man weiter nicht kennt, war ſein Lehrer in der Philoſophie. Deſto berühmter aber iſt Libanius, dem er die Grundlage ſeiner Beredſamkeit zu danken hatte, und den er nachmals darinne übertraf. Anfänglich hatte es auch das Anſehen, daß er ſich als Sachwalter oder Redner vor Gerichte, den Weg zu höhern Bedienungen im Staate bahnen würde. Dieſe Beſchäftigung gefiel ihm nicht weniger, als die Schauſpiele; ſeine redneriſchen Uebungen wurden vom Libanius ſelbſt bewundert, unter andern eine Lobrede auf gewiſſe Kaiſer, die er ihm zuſchickte. Als daher dieſer heydniſche Redner ſich gegen das Jahr 395. dem Tode näherte, und von ſeinen Freunden befragt wurde, wen er zum Nachfolger auf dem Lehrſtuhle zu haben wünſchte, gab er zur Antwort: „Den Johannes, wenn ihn mir nicht die Chriſten entriſſen hätten.“ (Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 2.)

Aber wider alle Erwartung entſchloß ſich Chryſoſtomus, bald nach ſeinem zwanzigſten Jahre, gelenkt durch die Betrachtung der Unruhen jener Lebensart, und der vielen Ungerechtigkeiten, die bey ihr faſt unvermeidlich wären, auch gereizt durch das Beyſpiel des Evagrius, der mit ihm unter eben denſelben Lehrern ſtudiert hatte, ſich ſtillern und für ihn ſelbſt heilſamern Uebungen ganz zu ergeben. Das Leſen der heiligen Schrift, und der Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes, nahmen jezt den größten Theil ſeiner Zeit ein; zugleich änderte er ſich in Kleidung, Gang und allem Aeußerlichen. Er brachte auch zween ſeiner Mitſchüler bey dem Libanius, den Theodorus und Maximus, welche bereits einträgliche Aemter angenommen hatten, zu einem gleichen Entſchluſſe. Beyde wurden nachher Biſchöfe: Theodorus zu Mopsveſta in Cilicien, mit einem zwar

zwey-

zweydeutigen Rufe; aber immer ein ſehr merkwürdiger J. u. C. G. 363. bis 430.
Mann, und Maximus zu Seleucia, der Hauptſtadt von Iſaurien. Theodorus, von deſſen Religionsgeſinnungen und Schriften in der Folge dieſer Geſchichte ausführlicher wird gehandelt werden, hatte kaum das aſcetiſche Leben ergriffen, als er wieder in die Welt zurückkehrte, und im Begriff ſtand, ſich zu verheyrathen. Chryſoſtomus richtete darauf die beyden Ermahnungsſchriften an ihn, aus welchen ſchon anderwärts (Ch. KG. Th. VIII. S. 264. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden iſt. Sozomenus gedenkt zwar (l. c.) nur eines einzigen Schreibens, das Chryſoſtomus an ihn abgelaſſen habe, und Tillemont ſucht daher zu beweiſen, (Mémoires, Tome XI. p. 10. Note VI. ſur S. Chryſoſtome, p. 550.) daß die größere oder erſte der angeführten Ermahnungsſchriften einem andern abtrünnigen Mönche Theodorus zugeſchickt worden ſey. Allein ſeine Gründe können ſchwerlich für zureichend gehalten werden; er geſteht auch ſelbſt, daß man bereits ſeit dem ſechsten Jahrhunderte zwo Schriften dieſes Inhalts gezählt habe.

Gemeinſchaftlich mit dieſen Freunden erlernte Chryſoſtomus die Grundſätze des Mönchslebens und die Religionswiſſenſchaft vom Diodorus und Carterius, welche damals Vorſteher von Mönchsklöſtern bey Antiochien waren. Diodorus wurde nachher unter den Lehrern und Schriftſtellern der Chriſten ſehr berühmt: erſtlich als Presbyter in der eben genannten Stadt, ſodann als Biſchof zu Tarſus. Theodoretus, der ihn den großen Diodorus, einen überaus weiſen und tapfern Mann nennt, (H. E. L. IV. c. 25.) rühmt beſonders den Eifer, mit welchem er zu Antiochien die Arianer beſtritten, der Kirche dadurch wichtige Dienſte geleiſtet, aber auch darüber nicht wenig gelitten habe. Denn Flavianus, ſezt er hinzu, (es war der anſehnlichſte Presbyter daſelbſt,) predigte zu dieſer Zeit nicht; aber er verſah diejenigen ſeiner Amtsgenoſſen, welche

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſolches thaten, reichlich mit Gründen und bibliſchen Stellen; vornehmlich ſalbte er gleichſam den **Diodorus** zu einem fertigen Kämpfer. Nachdem dieſer ſelbſt im Jahr 378. Biſchof geworden war, arbeitete er eine große Anzahl Schriften aus, beſonders **Erklärungen der heiligen Schrift**. In dieſen forſchte er bloß nach dem **Wortverſtande** der heiligen Schrift, und bekümmerte ſich um die allegoriſchen Deutungen gar nicht, wie **Sokrates** (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) und **Sozomenus**, (H. E. L. VIII. c. 2.) berichten. Nach dem **Hieronymus** (de viris illuſtr. c. 119.) folgte er darinne der Erklärungsart des **Euſebius**, Biſchofs von **Emiſa**, von welchem in dieſer Geſchichte bereits gehandelt worden iſt. (Th. VI. S. 68. 71-74.) Wenn aber eben dieſer Schriftſteller behauptet, **Diodorus** habe den **Euſebius** weder an Beredſamkeit noch an Gelehrſamkeit erreicht: ſo ſcheint dieſes mit den Lobſprüchen, welche **Theodoretus** dem erſtern ertheilt, und mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruhm nicht übereinzuſtimmen. Seine exegetiſchen Schriften erſtreckten ſich, wie man aus dem **Hieronymus** und **Suidas** (v. Διόδωρος) ſieht, über viele Bücher des Alten und Neuen Bundes, beſonders über die **Pſalmen**, die Schriften **Salomons**, die vier **Evangeliſchen Geſchichten**, die **Apoſtelgeſchichte** und den erſten **Brief des Johannes**. Der Auslegung von **Salomons Sprüchen** hatte er eine Abhandlung **über den Unterſchied des moraliſchen Verſtandes der heiligen Schrift vom allegoriſchen oder myſtiſchen**, (τῆς διαφορᾶς θεωρίας καὶ ἀλληγορίας) beygefügt. Schon dieſe Abhandlung, aber auch dieſe Schriften überhaupt, hätten verdient erhalten zu werden. Allein **Diodorus** wurde nicht allein durch die ſo einnehmende und rührende bibliſche Auslegungsart ſeines Schülers verdunkelt; ſondern es waren auch exegetiſche Schriften, worinne gar keine **Allegorie** angebracht war, durchaus nicht nach dem Geſchmack ſeines Zeitalters, das den Ausleger am höchſten ſchätzte, der durch

die

ie Oberfläche des Wortverſtandes am tiefſten in die Ge- J. n. C. G. 363. bis 430.
eimniſſe der heiligen Schrift einzudringen wußte. In
en alten Sammlungen und Auszügen von bibliſchen
Auslegungen der Kirchenväter, (Catenae Patrum) iſt
nterdeſſen doch manches vom Diodorus aufbewahrt
orden; wiewohl man auch beobachtet hat, daß er zu-
eilen mit dem Theodorus von Mopsveſta vermiſcht
ird.

Außerdem hatte Diodorus ein Werk vom Schick-
al wider die Aſtrologen, die Anhänger des Barde-
anes, und andere mehr, geſchrieben. Photius, der
avon einen weitläuftigen Auszug hinterlaſſen hat, (Bi-
lioth. Cod. CCXXIII. p. 661. ſq. ed. Schotti,) urtheilt
avon, daß der Verfaſſer darinne zwar vieles gut aus-
eführt; manchmal aber weder deutlich noch treffend ge-
ug geſchrieben, ſondern Meinungen widerlegt habe,
elche in der von ihm entworfenen Geſtalt nicht vorhan-
en waren. Dennoch bleibt auch der gedachte Auszug
eſenswürdig. Andere Schriften des Diodorus waren
ehrern irrgläubigen Partheyen entgegen geſezt, wie
en Manichäern, Melchiſedekiten, Sabellianern,
rianern, Macedonianern, Apollinariſten oder
ynuſiaſten, und andern; eines den verſchiedenen
rthümern der Ketzer in Anſehung der Seele; ein an-
eres den Juden; noch ein anderes dem Porphyrius,
on den Thieren und Opfern. In einem beſondern Bu-
he hatte er die Fehler in dem Chronicon des Euſe-
ius verbeſſert. Weiter hatte er von der göttlichen
orſehung, von der Auferſtehung der Todten,
on Gott und der falſchen Materie der Griechen,
ber die Frage: Wie Wollen und nicht Wollen
n dem ewigen Gotte ſey: auch andere philoſophiſche
nd mathematiſche Abhandlungen, geſchrieben. Manche
einer Schriften ließen die Neſtorianer in der Folge
yriſch, Armeniſch und Perſiſch überſetzen: und
niges von dieſen Ueberſetzungen, wie die Syriſche des
uchs von der Vorſehung, ſoll noch vorhanden ſeyn.

J. u. C. G. 363. bis 430.

Da ſich aber dieſe Parthey auf den Beyfall des Diodorus berief: ſo war dieſes eine Urſache mehr, warum die Katholiſchen ſeine Schriften vernachläßigten. Das vollſtändige Verzeichniß derſelben, ſo weit ſie aus den Alten bekannt ſind, hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 358. ſq.) geſammelt.

Dieſer Lehrer des Chryſoſtomus, der um das Jahr 394, oder vielleicht noch etwas früher, aus der Welt gieng, hatte ohne Zweifel auf die Bildung ſeiner exegetiſchen Methode einen ſtarken Einfluß; wie ſolches bereits Hieronymus (de viris illuſtr. c. 129.) zu verſtehen giebt. Er zeigte aber auch, wie ſehr er die Vorzüge ſeines Schülers ſchätze, als er gegen das Jahr 386, oder noch ſpäter, nach Antiochien kam, wo derſelbe Presbyter war. Hier lobte er denſelben gleich im Anfange einer Predigt auſſerordentlich, nannte ihn Johannes den Täufer, die Stimme der Kirche, die Ruthe Moſis, und dergleichen mehr; alles unter dem freudigen Zurufen der Gemeine. Chryſoſtomus wandte alſo gleich die folgende Predigt dazu an, um zu beweiſen, daß die ihm ertheilten unverdienten Lobſprüche, bey deren Anhörung er geſeufzet habe, nur dem Diodorus, ſeinem Vater, gebührten. Er verglich ihn daher mit dem Täufer Johannes; nahm die Zuhörer zu Zeugen, wie Apoſtoliſch, dürftig, gottſelig, unter mancherley Drangſalen, derſelbe bey ihnen gelebt habe, und forderte ſie endlich zum Danke gegen Gott auf, daß er ſolche Lehrer ſchenke. Bigot hat dieſe Rede zuerſt mit ſeiner Ueberſetzung ans Licht geſtellt. (poſt Palladii Dial. de vita S. Chryſoſt. p. 229. ſq.) Darauf hat ſie auch Montfaucon in ſeine Ausgabe der Werke des Chryſoſtomus (Tom. III. p. 747. ſq.) eingerückt. Einen Theil derſelben hat Facundus von Hermiane in der lateiniſchen Ueberſetzung aufbehalten. (Defens. trium Capitulor. L. IV. c. 2. p. 374. ſq. ed. Sirmond. in Opp. Tom. II. Veron.) Eben dieſer Schriftſteller hat aus einer andern

e wollte. Allein da Chryſoſtomus der Kirche, um J. n. C. G. 363. bis 430.
iner eigenen Geſinnungen willen, einen ſo geſchickten
hrer nicht entziehen wollte: ſo verbarg er dieſes einzi-
mal ſeine wahren Gedanken vor ihm, lehnte die Be-
hſchlagung darüber ab, und brachte demſelben durch
Betragen die Hoffnung bey, daß er das gedachte
wohl annehmen dürfte. Bald darnach kam der Bi-
f, welcher ſie beyde weihen wollte. Chryſoſtomus ret-
ſich mit der Flucht; ſein Freund hingegen ward im
trauen, daß er ihm nachfolgen würde, fortgeführt,
mußte Biſchof werden. Deſto mehr betrübte er
darüber, als er hörte, daß Chryſoſtomus dieſer
örthigung entgangen ſey, beſuchte ihn, konnte aber
Traurigkeit nicht reden. Chryſoſtomus geſtand
mit lachendem Munde ſeinen Kunſtgriff, und dank-
Gott dafür, daß ihm derſelbe gelungen wäre. Er be-
wortete aber auch die vielen freundſchaftlichen Vor-
rfe, welche ihm Baſilius in ſeinem und anderer Nah-
en machte; ohne deswegen, wie dieſer ſagte, ſeine
rtliche Liebe gegen ihn aufzuheben. Außer der liſtigen
erſtellung ſeines Freundes, beklagte er ſich inſonder-
heit darüber, daß er durch die Entfernung von ihm, bey den
n bevorſtehenden Gefahren hülflos geworden ſey.
hryſoſtomus hingegen bewies ihm, daß es einen er-
bten und nützlichen Betrug gebe, der nicht bloß wider
inde, ſondern auch zum Beſten von Freunden an-
wandt werden könne. So pflegten ihn die Aerzte ge-
n Kranke auszuüben; ſo habe ſelbſt Paulus ſich deſ-
en bedient, indem er, der den Chriſten in Galatien
ſicherte, Chriſtus werde denen nichts nützen, welche
beſchneiden ließen, gleichwohl den Timotheus be-
neiden ließ. Doch im Grunde ſey dieſes auch kein
trug; ſondern nur eine weiſe Einrichtung (οἰκονομία)
nennen. Man erinnert ſich hier, zu welchen Erläu-
ngen dieſe Erklärung des Chryſoſtomus ſchon an
em andern Orte dieſer Geſchichte. (Th. IX. S. 353.)
braucht worden iſt. Er ſezt noch hinzu, daß man

eben

J. u. C. G. 363. bis 430.

geſchmäht, gelogen oder geflucht, auch keine Spötte-reyen vertragen habe. (Pallad. Dialog. p. 40. ſq. 183. ſq.)

Einer ſeiner Freunde, **Baſilius**, mit welchem er immer in der offenherzigſten Vertraulichkeit gelebt hatte, ſuchte ihn einige Zeit darauf zu bereden, daß er ſein väterliches Haus verlaſſen, und mit ihm in einerley Gegend alle Strenge eines Mönchs ausüben möchte. Schon war **Chryſoſtomus** dazu entſchloſſen, als ihn die rührenden Vorſtellungen ſeiner Mutter, von denen bereits anderwärts etwas angeführt worden iſt, (Th. VIII. S. 261.) auf einen andern Sinn brachten. Hieraus muß die Erzählung verbeſſert werden, welche ſich in die eben genannte Stelle dieſer Geſchichte (S. 262.) eingeſchlichen hat. **Chryſoſtomus** konnte deſto leichter bey ſeiner Mutter verbleiben, da ſie ihm alle Beſorgung ſeines Vermögens erſparte. Es war in dieſem Aufenthalte, als wenn er ſich von der Welt völlig entfernt hätte; er faſtete, durchwachte ganze Nächte, ſchlief auf bloßer Erde, und behandelte ſeinen Leib mit einer Härte, welche zur Dämpfung ſeiner Leidenſchaften nothwendig zu ſeyn ſchien. Feſt eingeſchloſſen in ſeine Kammer zu beſtändigen Uebungen der Wiſſenſchaft und Gottſeligkeit, zog er ſich zwar viele nachtheilige Urtheile zu; glaubte aber nicht, daß er deswegen in die Geſellſchaft der Menſchen zurückkehren müſſe.

Er hatte noch lange nicht das dreyßigſte Jahr ſeines Alters erreicht, als eine Anzahl zu **Antiochien** verſammelter Biſchöfe ihn und ſeinen eben ſo jungen Freund **Baſilius** zur biſchöflichen Würde beſtimmte. Auf die davon erhaltene Nachricht gerieth er in die größeſte Beſtürzung, weil er, bey dem hohen Begriffe, den er vom chriſtlichen Lehramte hatte, ſich keine Tüchtigkeit zu demſelben zutrauete. Seinen Freund hingegen hielt er für deſto fähiger dazu: und dieſer war bereit, ſich nach ſeiner Entſchließung zu richten, ſie mochte ausfallen, wie

ſie

ſeiner Liebe gegen ihn, zu faſten, zu wachen, den Bedrückten, Wittwen und Wayſen beyzuſtehen. Allein er gab ihm dadurch den Vorzug vor allen Apoſteln, indem er ihm die Güter Gottes anvertrauete. Wer es, wie er, übernimmt, die Schaafe Jeſu zu weiden, der muß die meiſten Menſchen an Geiſtesgaben übertreffen. Er büßt nicht etwan ſein Vermögen ein, wenn jene Schaafe verderben; ſondern er verliert ſeine eigene Seele. Er muß die Heerde nicht gegen wilde Thiere; ſondern gegen die Fürſten und Gewaltigen, wie ſie Paulus beſchreibt, (Br. an die Epheſ. C. VI. v. 12.) und gegen das eben ſo furchtbare Heer der Werke des Fleiſches, (Br. an die Galat. C. V. v. 19.) beſchützen. Die gewöhnlichen Hirten werden von den Thieren nicht angefallen, wenn ſie ſich ſeiner Heerde bemächtigen können; aber ein ſolcher geiſtlicher Hirte hat noch wütendere Angriffe auszuſtehen, als ſeine Heerde. Jene verſtehen die kränklichen Zufälle ihrer Schaafe, und können ſie auch mit Gewalt nöthigen, ſich heilen zu laſſen. Dieſer hingegen weiß eben ſo wenig, als andere Menſchen, was im Menſchen iſt. Kennt er aber auch die innere Krankheit deſſelben: ſo darf er nicht die gewaltſamen Heilungsmittel gebrauchen, welche oft dabey nöthig wären; ſondern dieſes kömmt auf den Kranken an. Daher ſagte der Apoſtel: (2. Br. an die Corinth. C. I. v. 23.) Wir herrſchen nicht über euren Glauben; wir ſind nur Gehülfen eurer Freude. Unter allen Menſchen iſt es den Chriſten am wenigſten erlaubt, die Fehltritte der Sünder mit Gewalt zu verbeſſern, wie es die Richter thun. Bey uns muß ſolches durch Ueberredung geſchehen. Ja wenn uns ſogar die Geſetze ſo viele Macht einräumten, die Laſterhaften zu zwingen: dürften wir uns derſelben nicht bedienen, weil Gott nicht diejenigen krönt, welche ſich gezwungen des Böſen enthalten; ſondern welche aus freyem Vorſatze davon ablaſſen. Es iſt alſo viele Kunſt dazu nöthig, den Kranken zu überreden, daß er ſich der Heilung des Prieſters

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. 363. bis 430.

eben deswegen auch den Pinehas keinen Mörder nennen dürfe, ſo wenig als den Elias; obgleich durch ſie Menſchen umkamen; ſonſt würde man auch den Abraham zum Kindermörder, ſeinen Enkel und Urenkel zu Betrügern machen müſſen. Aber eine redliche Abſicht rechtfertige den Betrug, und verſchaffe ihm oft einen wichtigen Nutzen.

Alles dieſes macht den Inhalt des erſten Buchs von einem Werke aus, das Chryſoſtomus bey Gelegenheit dieſer Begebenheit mit ſeinem Freunde, geſchrieben hat. Es iſt ſein berühmtes Werk vom Prieſterthum, (περὶ ἱερωσύνης) das allen ſeinen übrigen Schriften vorgezogen worden iſt. Nach dem Sokrates (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) hat er daſſelbe erſt nachdem er Diakonus geworden war, mithin ſeit dem Jahr 381. aufgeſezt. Allein wegen des Zuſammenhangs mit jener Geſchichte verdient ein Auszug aus demſelben ſchon hier zu ſtehen. Ueberhaupt fällt es in die Augen, daß die darinne erzählte Unterredung mit dem Baſilius, nicht völlig ſo gehalten worden iſt; ſondern daß Chryſoſtomus nur von dem Vorfall mit ſeinem Freunde Anlaß genommen hat, theils ſein Verfahren dabey zu rechtfertigen, theils und hauptſächlich über die edle Würde und Verwaltung des chriſtlichen Lehramts einen gemeinnützlichen Unterricht zu ertheilen.

Im zweyten Buche alſo dieſes Werks wird das Geſpräch des Verfaſſers mit ſeinem Freunde dergeſtalt fortgeſezt, daß er ihm die Vortheile ſichtbar macht, welche er durch das wider ſeinen Willen aufgedrungene Amt erlangen würde. Zuvörderſt, ſagt er, iſt es ein Merkmal der Liebe gegen Chriſtum, ſeine Schaafe zu weiden, wie Er ſelbſt dem Petrus zu erkennen gab. So ſehr der Erlöſer ſeine Gemeine liebt, ſo viel Zuneigung gegen ihn beweiſen diejenigen, welche ihr vorſtehen. Es iſt aber auch das wichtigſte von allen Aemtern. Chriſtus konnte den Apoſteln befehlen, zum Zeichen ſei-

ſeiner Liebe gegen ihn, zu faſten, zu wachen, den Bedrückten, Wittwen und Wayſen beyzuſtehen. Allein er gab ihm dadurch den Vorzug vor allen Apoſteln, indem er ihm die Güter Gottes anvertrauete. Wer es, wie er, übernimmt, die Schaafe Jeſu zu weiden, der muß die meiſten Menſchen an Geiſtesgaben übertreffen. Er büßt nicht etwan ſein Vermögen ein, wenn jene Schaafe verderben; ſondern er verliert ſeine eigene Seele. Er muß die Heerde nicht gegen wilde Thiere; ſondern gegen die Fürſten und Gewaltigen, wie ſie Paulus beſchreibt, (Br. an die Epheſ. C. VI. v. 12.) und gegen das eben ſo furchtbare Heer der Werke des Fleiſches, (Br. an die Galat. C. V. v. 19.) beſchützen. Die gewöhnlichen Hirten werden von den Thieren nicht angefallen, wenn ſie ſich ſeiner Heerde bemächtigen können; aber ein ſolcher geiſtlicher Hirte hat noch wütendere Angriffe auszuſtehen, als ſeine Heerde. Jene verſtehen die kränklichen Zufälle ihrer Schaafe, und können ſie auch mit Gewalt nöthigen, ſich heilen zu laſſen. Dieſer hingegen weiß eben ſo wenig, als andere Menſchen, was im Menſchen iſt. Kennt er aber auch die innere Krankheit deſſelben: ſo darf er nicht die gewaltſamen Heilungsmittel gebrauchen, welche oft dabey nöthig wären; ſondern dieſes kömmt auf den Kranken an. Daher ſagte der Apoſtel: (2. Br. an die Corinth. C. I. v. 23.) Wir herrſchen nicht über euren Glauben; wir ſind nur Gehülfen eurer Freude. Unter allen Menſchen iſt es den Chriſten am wenigſten erlaubt, die Fehltritte der Sünder mit Gewalt zu verbeſſern, wie es die Richter thun. Bey uns muß ſolches durch Ueberredung geſchehen. Ja wenn uns ſogar die Geſetze ſo viele Macht einräumten, die Laſterhaften zu zwingen: dürften wir uns derſelben nicht bedienen, weil Gott nicht diejenigen krönt, welche ſich gezwungen des Böſen enthalten; ſondern welche aus freyem Vorſatze davon ablaſſen. Es iſt alſo viele Kunſt dazu nöthig, den Kranken zu überreden, daß er ſich der Heilung des Prieſters

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

die Edelgesteine auf dem Brustschildchen, und nebst vielem andern das Allerheiligste, mit der großen Stille in demselben; so ist es doch nur klein gegen dasjenige, was die Gnade betrift; die Klarheit selbst ist, nach dem Apostel, (2. Br. an die Corinth. C. III. v. 10.) gegen diese überschwengliche Klarheit für keine zu achten. Wenn Du den Herrn geopfert und liegend, den Priester bey dem Opfer stehend und betend, alle aber mit jenem kostbaren Blute rothgefärbt siehst, glaubst Du alsdann noch unter Menschen und auf der Erde zu seyn? Oder wirst Du nicht sogleich in den Himmel erhoben, wirfst alle fleischliche Gedanken aus der Seele, und überschauest mit reinem Geiste alles, was im Himmel ist? Welch ein Wunder! welch eine Leutseligkeit Gottes! Derjenige, welcher oben mit dem Vater sizt, wird in dieser Stunde mit aller Händen angefaßt, und giebt sich selbst denen, die ihn umfassen und annehmen wollen. Das thun sie aber alles mit den Augen des Glaubens. Willst Du die Größe dieses Heiligthums aus einem andern Wunder erkennen? Mahle mir den Elias vor die Augen, eine herumstehende unzähliche Volksmenge, das Opfer auf dem Altar liegend; alle andere in der größten Ruhe und Stille; nur den Propheten betend, und sodann die plözlich aus dem Himmel auf das Opfer herabstürzende Flamme. Alles das ist bewundernswürdig und erstaunensvoll. Allein begieb dich von diesem zu dem, was jezt geschieht; so wirst Du nicht blos bewundernswerthe, sondern Dinge sehen, die alles Erstaunen übersteigen. Da steht der Priester: er trägt nicht Feuer, sondern den heiligen Geist; er verrichtet ein langes Gebet: nicht, damit eine Flamme vom Himmel das daselbst liegende verzehre; sondern daß die Gnade auf das Opfer falle, durch dasselbe alle Seelen entzünde, und sie glänzender als Silber mache, das im Feuer geläutert worden ist. Wer könnte also dieses höchst schauderhafte Geheimniß verachten, als ein sehr Unsinniger! Oder weißest Du nicht, daß die

menschl-

menſchliche Seele das Feuer dieſes Opfers nie hätte ertragen können; daß vielmehr alle hätten umkommen müſſen, wenn nicht die ausnehmende Hülfe der göttlichen Gnade zugegen wäre? J. n. C. G. 363. bis 430.

Wenn jemand überlegt, fährt Chryſoſtomus fort, wie groß dieſes ſey, daß ein mit Fleiſche und Blute umgebener Menſch ſich jenem ſeligen und unſterblichen Weſen ſo ſehr nähern darf: ſo wird er leicht einſehen, war vor einer vorzüglichen Ehre die Prieſter von der Gnade des Geiſtes gewürdigt worden ſind. Sie haben auch noch andere nicht geringere Verrichtungen in Abſicht auf unſre Würde und Seligkeit. Die Engel und Erzengel haben nicht, wie ſie, die Gewalt zu binden und zu löſen erhalten; ihre Feſſeln reichen bis in den Himmel: und was die Prieſter hierunten thun, das beſtätigt Gott oben. Der Vater hat dem Sohne alles Gericht übergeben: und ich ſehe, daß es ihnen der Sohn wieder alles übergeben hat. Sie haben eine ſolche Gewalt erlangt, als wenn ſie ſchon in den Himmel verſezt worden wären, und die menſchliche Natur, frey von ihren Schwachheiten, überſtiegen hätten. Wenn ein König einem ſeiner Unterthanen ſolches Anſehen beylegte, daß er alle, die er wollte, ins Gefängniß werfen, und daraus befreyen könnte: ſo würde er überall einer außerordentlichen Hochachtung genießen. Und derjenige, welcher von Gott eine deſto größere Macht empfangen hat, je koſtbarer der Himmel vor der Erde, und die Seele vor dem Körper iſt, ſollte einer Würde theilhaftig geworden ſeyn, die jemand verachten könnte? Wenn niemand in das Reich Gottes kommen kann, als der durch Waſſer und Geiſt wiedergebohren wird; wenn derjenige des ewigen Lebens verluſtig wird, der das Fleiſch des Herrn nicht ißet, noch ſein Blut trinket; alles dieſes aber nicht anders als durch jene heilige Hände des Prieſters vollbracht wird: wer kann denn ohne dieſelben, entweder dem Feuer der Hölle entfliehen, oder die auf-

J. u. C. G. 363. bis 430.

die Edelgeſteine auf dem Bruſtſchildchen, und nebſt vielem andern das Allerheiligſte, mit der großen Stille in demſelben; ſo iſt es doch nur klein gegen dasjenige, was die Gnade betrift; die Klarheit ſelbſt iſt, nach dem Apoſtel, (2. Br. an die Corinth. C. III. v. 10.) gegen dieſe überſchwengliche Klarheit für keine zu achten. Wenn Du den Herrn geopfert und liegend, den Prieſter bey dem Opfer ſtehend und betend, alle aber mit jenem koſtbaren Blute rothgefärbt ſiehſt, glaubſt Du alsdann noch unter Menſchen und auf der Erde zu ſeyn? Oder wirſt Du nicht ſogleich in den Himmel erhoben, wirfſt alle fleiſchliche Gedanken aus der Seele, und überſchaueſt mit reinem Geiſte alles, was im Himmel iſt? Welch ein Wunder! welch eine Leutſeligkeit Gottes! Derjenige, welcher oben mit dem Vater ſizt, wird in dieſer Stunde mit aller Händen angefaßt, und giebt ſich ſelbſt denen, die ihn umfaſſen und annehmen wollen. Das thun ſie aber alles mit den Augen des Glaubens. Willſt Du die Größe dieſes Heiligthums aus einem andern Wunder erkennen? Mahle mir den Elias vor die Augen, eine herumſtehende unzählige Volksmenge, das Opfer auf dem Altar liegend; alle andere in der größten Ruhe und Stille; nur den Propheten betend, und ſodann die plözlich aus dem Himmel auf das Opfer herabſtürzende Flamme. Alles das iſt bewundernswürdig und erſtaunensvoll. Allein begieb dich von dieſem zu dem, was jezt geſchieht; ſo wirſt Du nicht blos bewundernswerthe, ſondern Dinge ſehen, die alles Erſtaunen überſteigen. Da ſteht der Prieſter: er trägt nicht Feuer, ſondern den heiligen Geiſt; er verrichtet ein langes Gebet: nicht, damit eine Flamme vom Himmel das daſelbſt liegende verzehre; ſondern daß die Gnade auf das Opfer falle, durch daſſelbe alle Seelen entzünde, und ſie glänzender als Silber mache, das im Feuer geläutert worden iſt. Wer könnte alſo dieſes höchſt ſchauderhafte Geheimniß verachten, als ein ſehr Unſinniger! Oder weißeſt Du nicht, daß die menſch-

halten, wenn er nicht ſündigen ſoll! Niemand hat Chriſtum mehr geliebt, als Paulus; niemand hat einen größern Eifer gezeigt, und iſt einer größern Gnade gewürdigt worden. Dennoch zitterte er ſowohl wegen dieſer Würde, als wegen der ihm Untergebenen. (1. Corinth. C. II. v. 3. 2. Corinth. C. XI. v. 3.)

J. n. C. w. 363. bis 430.

Nach dieſem allem ſagt Chryſoſtomus, es ſey noch nichts gegen dasjenige, was er hinzufügen werde: nämlich, daß ein Prieſter mit dem Apoſtel wünſchen müſſe, von Chriſto für ſeine Brüder nach dem Fleiſche verbannet zu werden. Es gehört große Klugheit, und vor derſelben eine große Gnade Gottes, eine ausnehmende Rechtſchaffenheit, Reinigkeit des Lebens, und mehr als menſchliche Tugend zur Verwaltung des prieſterlichen Amtes. Das Gemüth des Prieſters wird von heftigern Stürmen erſchüttert, als das Meer. Am meiſten muß er ſich vor dem eiteln Stolze fürchten, einer Klippe, welche für mich die allergefährlichſte iſt. Auf eben derſelben wohnen noch viele andere wilde Thiere, welche mich zu zerreiſſen drohen, wenn ich dieſes Amt annähme. Dergleichen ſind der Zorn, die Kleinmüthigkeit, der Neid, die Zankſucht, die Verleumdungen, die Anklagen, die Lügen, die Heucheley, die Nachſtellungen, der plötzlich aufſteigende Unwillen gegen diejenigen, welche uns nicht beleidigt haben, das Vergnügen über die ſchändliche Aufführung mancher Vorſteher des Gottesdienſtes, (τῶν λειτουργούντων) die Betrübniß über den Wohlſtand anderer, die Begierde nach Lob, der Ehrgeiz, (welcher mehr als alles andere die menſchliche Seele zu Grunde richtet,) das Lehren bloß zur Beluſtigung, die niederträchtigen Schmeicheleyen, die unedeln Liebkoſungen, die Verachtung der Armen, die übermäßige Verehrung der Reichen, die unvernünftigen und ſchädlichen Ehrenbezeugungen, die Gefälligkeiten, welche ſowohl denen, die ſie erweiſen, als denen, die ſie empfangen, gefährlich ſind, die knechtiſche Furcht, die ſich nur

J. n. C. G. 363. bis 430.

für die ſchlechteſten Leibeigenen ſchickt, der gänzliche Mangel an Freymüthigkeit, eine bloß ſcheinbare Demuth, endlich der Fehler, daß man die Niedrigen über alles Maaß hart beſtraft; wider die Vornehmen hingegen ſich nicht einmal den Mund aufzuthun erkühnt. Wer von ſolchen Thieren gefangen wird, der geräth in eine ſo arge Sklaverey, daß er oft, den Weibern zu gefallen, vieles thun muß, was der Wohlſtand zu nennen nicht erlaubt. Denn ob ſie gleich das göttliche Geſetz von dieſem Amte ausgeſchloſſen hat; ſo ſuchen ſie doch gewaltſam ſich in daſſelbe einzudrängen: und da ſie durch ſich ſelbſt nichts vermögen, ſo thun ſie alles durch andere, erlangen auch ſolche Macht, daß ſie Biſchöfe nach ihrem Gefallen einſetzen und abſetzen. **Paulus** hat ihnen zwar ſelbſt das Reden in der Gemeine verboten; ich habe aber jemanden ſagen gehört, er habe ihnen ſo viele Freyheit ertheilt, daß ſie den Biſchöfen Verweiſe geben, und ſie härter, als Herren ihre Knechte, behandeln dürften.

Hierauf erinnert **Chryſoſtomus**, daß er die gedachten Fehler nicht allen Prieſtern, noch ihrem Amte ſelbſt, Schuld gebe; ſondern denen, welche daſſelbe einem jeden ohne Unterſchied anvertrauen. Viele, ſagt er, nehmen es, ohne vorher ihre Geiſteskräfte erforſcht, oder die Wichtigkeit der Sache überlegt zu haben, begierig an. Wenn ſie es aber zu verwalten anfangen: ſo ziehen ſie, von ihrer Unwiſſenheit verfinſtert, ihren Gemeinen tauſend Uebel zu. **Die meiſten Unruhen in den Gemeinen entſtehen daraus, weil die Wahlen ihrer Vorſteher unbeſonnen angeſtellt werden.** Das Haupt ſollte am ſtärkſten ſeyn, damit es die böſen Ausdünſtungen, welche aus dem übrigen Körper aufſteigen, zertheilen könnte; iſt es dieſes nicht, ſo wird es täglich ſchwächer, und der Körper ſelbſt geht mit demſelben zu Grunde. Damit nun dieſes nicht auch mir begegnen möchte, hat mich Gott bisher unter den Füßen der Kirche gelaſſen. Es giebt aber außer den ſchon genannten Eigenſchaften eines

Prie-

Prieſters, noch viele andere, die ich nicht habe. Vor allen Dingen muß er ſein Gemüth von der Begierde nach dieſem Amte reinigen. Denn wird dieſe zu heftig: ſo entzündet ſich durch den Beſitz eine deſto ſtärkere Flamme; und iſt er erſt mit Gewalt gefangen: ſo muß er tauſend Uebel ausſtehen, um ſich dabey zu behaupten. Er muß bald ſchmeicheln, bald etwas Unedles und Unwürdiges begehen, bald viel Geld aufwenden. Daß einige, indem ſie um dieſes Amt ſtritten, ſogar Kirchen mit Mordthaten erfüllt und Städte verwüſtet haben, übergehe ich jezt, damit nicht einige meinen, ich erzähle unglaubliche Dinge. Man muß ſich dieſem Amte ſo lange entziehen, als es nur möglich iſt, und wenn man ſich durch eine Vergehung deſſelben unwürdig gemacht hat, es ſogleich ſelbſt niederlegen: denn ſo wird man noch Gnade bey Gott erlangen können. Freylich ſpricht Paulus (1. Br. Tim. C. III. v. 1.) von einem erlaubten Verlangen nach dieſem Amte; aber ich rede nur von der gefährlichen Begierde nach dem Anſehen und der Gewalt, die damit verbunden ſind. Wer dieſe nicht ſucht, der wird ſich auch nicht ſcheuen, von dieſer Würde abgeſezt zu werden, und er wird alles mit chriſtlicher Freyheit thun können. Fürchtet ſich aber emand, dieſelbe zu verlieren: ſo ſteht er unter einer arten Knechtſchaft; er wird oft genöthigt, Gott und Menſchen zu beleidigen. Ein Prieſter muß ſowohl tafer zu kämpfen, als mit männlichem Muthe zu fallen iſſen; er mag nun ſeines Amtes verluſtig werden, um ichts Unanſtändiges zu thun, durch ſeine Mitknechte, der durch ſeine Feinde. Chryſoſtomus verſichert, aß er ein großes Verlangen nach dieſem Amte habe; daß hn aber eben dieſes bewogen habe, vor demſelben zu fliehen, damit es ihm nicht wie den Liebhabern gienge, welche am meiſten ausſtünden, wenn ſie dem Geliebten naje wären. J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Urſache, ſezt er hinzu, war dieſe, weil ein Biſchof wachſam, ſcharfſichtig und mit tau-

J. n. E. G. 363. bis 430.

ſend Augen auf allen Seiten verſehen ſeyn muß, indem er nicht für ſich allein, ſondern für eine ſo große Menge lebt; ich aber bin nachläßig, und kaum der Beſorgung meiner eigenen Seligkeit gewachſen. Es iſt hier mehr Standhaftigkeit nöthig, als bey der Duldung mancher Beſchwerlichkeiten in der Einſamkeit. Denn vielen iſt es, zumal nach ihrer Erziehung, leicht, ein weichliches Leben zu meiden. Aber Beſchimpfungen, Schaden, harte Worte, Spöttereyen von Geringern, und leichtſinnige Klagen, können ſehr wenige ertragen; ſelbſt viele tapfere Männer nicht. Davon wird die Kirche eben keinen Schaden leiden, wenn der Vorſteher ſich nicht durch Faſten martert, und nicht mit bloßen Füßen geht; wohl aber, wenn er ſich leicht zu einer wilden Hitze aufbringen läßt. Denn ſo wie derjenige, der nach eitler Ehre begierig iſt, dem Feuer mehr Nahrung giebt, wenn er über viele regiert: ſo iſt auch der, welcher weder zu Hauſe, noch in dem Umgange mit wenigen Menſchen ſeinen Zorn beherrſchen kann; ſondern, gleich einem wilden Thiere, geſchwind in Wuth geſetzt wird, beſtändig eines unruhigen Gemüths, und ſtiftet viel Unglück in ſeiner Gemeine, wenn ihm die Aufſicht darüber anvertrauet worden iſt. Nichts verdirbt die Reinigkeit des Verſtandes und die Schärfe des Geiſtes mehr, als ein unordentlicher Zorn. Man befindet ſich alsdann wie in einem nächtlichen Gefechte, kann Freunde von Feinden nicht unterſcheiden, begegnet allen auf einerley Art, und ſteht auch, wenn etwas zu leiden iſt, alles aus, um nur ſeine Luſt zu büßen. Denn der ſchnell auflodernde Zorn iſt eine Art von Wolluſt; durch dieſe Wolluſt übt er eine deſto größere Tyranney über die Seele aus, und kehrt ihren ganzen Ruheſtand um. Er verführet leicht zur Frechheit, zu unzeitigen Händeln und ungerechten Feindſchaften, beleidigt ohne Urſache, und nöthigt das unaufhörlich zerrüttete Gemüth zu vielen andern Ausſchweifungen. Baſilius findet zwar nichts von dieſer Leidenſchaft bey ſeinem

Freun-

e; allein dieſer verſichert ihm, wenn er davon J. n. C. G. 363. bis 430.
, ſo rühre ſolches von ſeinem ſtillen und einſamen
er, welches viele Fehler bedecke. Wenn er aber
genvolles öffentliches Amt übernähme: ſo würde
n Zorn nicht ſo gut mäßigen können. Die Ver-
en der Prieſter, ſchreibt er, können nicht verbor-
iben; auch die geringſten nicht. Sie ſtiften all-
en Schaden, machen diejenigen träge, deren Ei-
das Gute ſchon abgenommen hat; andere hinge-
g: und ihnen ſelbſt werden ſie, wegen ihrer an-
en Würde, als Verbrechen angerechnet. Da
es um den Prieſter herumſteht, und ſeine Schwä-
er ihn zu nutzen ſucht, ſelbſt ſeine Freunde: ſo
ine Seele ſo beſchaffen ſeyn, wie die Leiber jener
n im babyloniſchen Feuerofen durch die göttliche
waren. Das Feuer, welches ihn umgiebt, wird
den Neid genährt; wenn es das geringſte Ver-
che an ihm findet: ſo verzehrt es nicht allein die-
ndern verſchwärzt auch den übrigen Bau. Alle,
en Prieſter richten wollen, betrachten ihn nicht als
gewöhnlichen Menſchen; ſondern als einen Engel,
n aller Schwachheit befreyet iſt. Gleichwie ein
ger Tyrann von jedermann gefürchtet und vereh-
rd; ſobald er aber zu ſinken anfängt, überall Fein-
: ſo ſuchen auch diejenigen, welche einen Prieſter,
zu ſeinem Amte gelangte, ehrten, ihn bey der
en Veranlaſſung abzuſetzen. Er muß, wie ein
n ſich ſelbſt vor ſeiner Leibwache fürchtet, am mei-
r ſeinen Amtsgenoſſen zittern, weil dieſe am ſtärk-
ach ſeiner Würde trachten, ihn am genaueſten be-
en, und mit ihren Verleumdungen am erſten
en finden.

außer dieſem mannichfaltigen Streite, fährt Chry-
mus fort, dem meine Seele nicht gewachſen iſt,
es noch einen andern bey dieſem Amte, der tauſend
ren mit ſich führt. Geh, und ſieh einmal bey den öf-
hen Feſten zu, wo die Wahlen zu den kirchli-

J. u. C. G. 363. bis 430.

chen Aemtern zu geſchehen pflegen! Da wirſt du ſo viele Anklagen wider den Prieſter hören, als die Menge ſeiner Untergebenen zahlreich iſt. Alle, welche dieſe Würde vergeben können, theilen ſich in viele Partheyen, und die Verſammlung der Aelteſten iſt weder unter ſich, noch mit dem Biſchof einig. Das kommt daher, weil ſie nicht alle, wie es ſich gebührt, auf die Gaben der Seele ſehen. Bald wollen ſie einen wählen, der aus einem berühmten Geſchlechte herſtammt; bald einen andern, weil er ſehr reich iſt, und nicht aus den Einkünften der Kirche unterhalten werden darf; ein anderer will denjenigen, der von den Feinden zu uns übergegangen, oder einen Anverwandten, einen Schmeichler; keiner aber den würdigſten. Ich glaube hingegen, daß nicht einmal derjenige dieſes Amt verdient, der immer viele Gottſeligkeit bewieſen hat, wenn er nicht auch viele Klugheit damit verbindet. Denn ich kenne viele, welche ſich beſtändig mit Faſten und andern Uebungen erſchöpften, auch Gott angenehm waren, ſo lange ſie allein blieben, und nur für ſich ſorgen durften. Sobald ſie aber unter den großen Hauffen kamen, und genöthigt wurden, die Unwiſſenheit deſſelben zu verbeſſern: ſo waren manche nicht einmal im Anfange dieſem Amte gewachſen; andere aber kamen, wenn ſie genöthigt wurden dabey zu bleiben, von ihrem ältern Fortgange zurück, ſchadeten ſich ſehr, und nützten andern nichts. Ich glaube nicht einmal, daß man denjenigen, der ſein ganzes Leben in den unterſten Kirchendienſten zugebracht hat, bloß aus Ehrerbietung gegen ſein Alter, zu der oberſten Stelle erheben dürfe. Kann er denn nicht, noch in einem hohen Alter, dazu untüchtig ſeyn? Ich will keineswegs den grauen Haaren ihre Hochachtung entziehen; noch die Einſiedler und Mönche ganz von dieſem Amte entfernen, worinne ſich viele derſelben hervorgethan haben. Ich will nur zeigen, daß, wenn weder Frömmigkeit, noch hohes Alter allein des Prieſterthums würdig machen, die oben

angeführten Urſachen dazu noch weniger hinreichen werden. Man ſezt wohl noch ungereimtere hinzu, wie zum Beyſpiel, man müſſe jemanden wählen, damit er nicht zu den Feinden übergehe; oder andere wegen ihrer Bosheit, damit ſie nicht, wenn ſie verachtet werden, viel Uebel ſtiften. Hier überläßt ſich Chryſoſtomus einer ſchmerzhaften Wehmuth, beklagt die unverantwortlichen Mißbräuche, welche bey den Biſchofswahlen vorgiengen, leitet den Zorn Gottes davon her; preiſet aber auch die Geduld Deſſelben, welche ſo ſchändliche Dinge ertrage, in feurigen Ausrufungen. Den Grund dieſer Verirrungen findet er im Neide, der in mancherley Geſtalten erſcheine. Dieſen verwirft man, weil er zu jung iſt; jenen, weil er nicht ſchmeicheln kann; einen andern, weil er jemanden beleidigt hat; oder, damit nicht derjenige erzürnt werde, der ihn nicht vorgeſchlagen hat; oder, weil er zu ſanftmüthig, oder, weil er den Sündern fürchterlich iſt. Ein Biſchof, der mit ſo vielen Stürmen zu kämpfen hat, befindet ſich in einem gefährlichen Stande; er mag nun ſeine Pflicht beobachten, oder aus Gefälligkeit unwürdige Prieſter annehmen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Doch Chryſoſtomus ſchildert die Gaben und das Betragen eines Biſchofs noch genauer. Er muß ernſthaft, aber ohne Stolz, furchtbar und zugleich ſanft, im Regieren geübt und auch geſellig, unbeſtechlich und gefällig, demüthig, aber doch nicht knechtiſch geſinnt, heftig und auch gelind ſeyn, damit er alle jene Hinderniſſe beſtreiten, den tüchtigen Mann, auch bey allgemeinem Widerſtande, mit allem Nachdrucke befördern, den unwürdigen aber mit eben ſo vielem Muthe, wenn ſich gleich alle für ihn vereinigen ſollten, abweiſen könne, und nur auf den Bau der Kirche, niemals auf Haß oder Wohlgefallen, ſehe. Die Aufſicht des Biſchofs über die Wittwen ſcheint die leichteſte ſeiner Sorgen zu ſeyn, und nur die Anwendung der für ſie beſtimmten Gelder zu erfordern. Allein er muß zuerſt bey der Aus-

J. n. C. G. 363. bis 430.

Auswahl derſelben viele Prüfungen anſtellen, weil manche Wittwen Unheil genug geſtiftet haben; oder auch keines Almoſens bedürfen. Dazu muß weiter die ordentliche Vertheilung des Unterhalts, der niemals mangeln darf, kommen. Denn die erzwungene Armuth iſt ein unerſättliches Uebel; ſie klagt unaufhörlich, und iſt undankbar. Viele glauben, ein jeder, der nicht geldbegierig iſt, ſchicke ſich zu dieſem Amte. Aber es gehört außer dieſer Eigenſchaft auch die Geduld dazu, welche den Menſchen alles Gute verſchafft, und die Seele gleichſam in einen ruhigen Hafen einführt. Denn die Wittwen bedienen ſich, theils wegen ihrer Armuth, theils wegen ihres Alters, theils auch wegen ihres Geſchlechts, einer ungezähmten Freyheit im Reden. Sie ſchreyen zur Unzeit, klagen ohne Urſache, und beſchweren ſich, wo ſie dankſagen ſollten. Der Biſchof muß ſich dadurch nicht aufbringen laſſen; ſondern ſie vielmehr tröſten, weil ſie in der That Mitleiden verdienen. Er muß aber auch wirthſchaftlich ſeyn, und das für ſie beſtimmte Kirchenvermögen nicht allein geſchickt zu vermehren, ſondern auch gut anzuwenden wiſſen.

Was die Aufſicht des Biſchofs über die Jungfrauen (er meint die Gott geheiligten) betrifft: ſo ſagt Chryſoſtomus von derſelben, ſie ſey mit einer deſto ſtärkern Furcht verbunden, je koſtbarer dieſes Gut, und je würdiger dieſe Heerde des Königs ſey. Vor kurzem hätten ſich Tauſende in dieſen Hauffen von Heiligen begeben; aber auch tauſendfaches Uebel unter denſelben gebracht. Dieſes ſey deſto trauriger, weil es eben ſo, wie es nicht einerley iſt, ob eine freye Jungfrau oder ihre Magd ſündigt, gar nicht gleich viel ſey, ob das eine Jungfrau oder eine Wittwe thue. Bey den Wittwen ſey es etwas Gewöhnliches, abgeſchmackte Dinge zu reden, zu ſchimpfen, zu ſchmeicheln, unverſchämt zu ſeyn, und überall herum zu laufen. Eine Jungfrau aber habe ſich zu einem ſchwerern Kampfe gerüſtet, ſie habe ſich

der

der höhern Philoſophie ergeben, und verſprochen, auf der Erde ein Engliſches Leben zu führen. Der Verfaſſer zeigt ſehr ausführlich, wie ſchwer und beynahe unmöglich es einem geiſtlichen Vater ſolcher Jungfrauen werde, ſie vor der mannichfaltigen Gefahr, mit welcher ſie bedroht werden, zu bewahren. J. u. C. G. 363. bis 430.

Das Richteramt des Biſchofs iſt, nach dem Chryſoſtomus, ein anderes höchſt beſchwerliches Geſchäfte für denſelben; ſelbſt die weltlichen Richter erfahren nicht ſo viele Schwierigkeiten. Es iſt nicht leicht, das Recht zu finden; aber das gefundene nicht zu verletzen, iſt noch ſchwerer. Eben dieſes Amt iſt auch gefährlich, weil manche von den Schwächern, die in allerley Händel verwickelt worden ſind, am Glauben Schiffbruch leiden. Viele von denen, welche Unrecht leiden, haſſen diejenigen, von welchen ſie keinen Schutz erhalten, eben ſo ſehr, als diejenigen, von welchen ſie gedrückt werden. Sie nehmen keine Rückſicht auf die zerſtreuenden Beſchäftigungen, auf die ſchweren Zeiten, auf die Einſchränkung der prieſterlichen Gewalt; ſie laſſen keine andere Vertheidigung des Biſchofs gelten, als die Befreyung von ihren Uebeln. Es giebt noch eine andere Beſchwerde über den Biſchof. Wenn er nicht täglich, mehr als die Sachwalter, von Hauſe zu Hauſe herumgeht: ſo beleidigt er dadurch viele. Denn es wollen nicht allein die Kranken, ſondern auch die Geſunden, beſucht ſeyn: nicht um der Gottſeligkeit willen, ſondern zum Zeichen der Ehre. Trägt es ſich nun zu, daß er einen von den Reichen und Mächtigen zum Beſten der Gemeine öfters beſucht, ſo zieht er ſich den Vorwurf eines Schmarozers und Schmeichlers zu. Sogar ſein Grüßen, ſein Geſicht, ſeine Stimme, ſein Lachen, die nicht gegen einen jeden gleich ausfallen, müſſen zu ſeinem Tadel dienen. Und wie vielen Schmerz ſieht er nicht aus, wenn er genöthigt wird, jemanden von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen! Er muß

zu

J. n. C. G. 363. bis 420.

zugleich verhüten, daß nicht der zu ſtark Beſtrafte in allzu große Traurigkeit verſinke; (2. Corinth. C. II. v. 7.) zumal da er dereinſt auch für ſo viele fremde Sünden Rechenſchaft ablegen ſoll. (Hebr. C. XIII. v. 17.)

Baſilius macht zwar hierauf, im Anfange des vierten Buchs, ſeinem Freunde die Einwendung, daß alle dieſe Beſorgniſſe und Vorwürfe nur denjenigen treffen könnten, der nach dem prieſterlichen Amte geſtrebt habe; nicht aber einen Mann, wie ihn, der ohne ſein geringſtes Bewerben dazu gewählt worden ſey. Allein Chryſoſtomus beweiſet ihm das Gegentheil. Saul, ſagt er, hat die königliche Würde, Eli und andere haben die prieſterliche erlangt, ohne ſie geſucht zu haben; gleichwohl hat ihnen dieſes, bey der Beſtrafung ihres Verhaltens, nichts geholfen. Wer ſich der verdienten Strafe zu entziehen hofft, weil ihm eine zu große Ehre erwieſen worden iſt, der würde eben ſo unſinnig handeln, als wenn jemand auf die Worte Chriſti: Wenn ich nicht gekommen wäre, und hätte es ihnen geſagt, ſo hätten ſie keine Sünde, antwortete: Warum kamſt Du denn? Warum ſagteſt Du es denn zu ihnen? Er iſt vielmehr einer härtern Strafe werth, weil er ſich den heilenden Händen des ſich anbietenden Arztes entzogen hat. Wir Schwächern, die wir in der Ueberzeugung leben, daß wir keine Fähigkeit zu einem ſolchen Amte haben, und uns daſſelbe durchaus nicht aufdringen laſſen, erſparen dadurch denen, welche uns ohne genugſame Kenntniß dazu wählten, ſowohl den Tadel, als die Strafe, die ihnen gebührt.

Dieſe Gedanken führen den Verfaſſer zu einer ausführlichen Anleitung, durch welche Mittel die Krankheiten des Leibes Chriſti, oder der Gemeine, am ſicherſten gehoben werden. Außer einem guten Beyſpiele, dient die Lehre des göttlichen Worts an Statt alles andern. Es wäre zwar auch alsdann nicht entbehrlich,

lich, wenn wir Wunder verrichten könnten; allein da von dieſer Gabe keine Spur mehr übrig iſt: ſo müſſen wir uns mit dem Worte Chriſti dergeſtalt rüſten, daß wir den ſo mannichfaltigen und ſo liſtigen Feinden auf allen Seiten widerſtehen können. Hier werden oft diejenigen Sieger, welche gar nicht vom Anfange her an dem Gefechte Theil genommen, ſondern ruhige Zuſchauer abgegeben haben; der Ungeübte aber fällt durch ſein eigenes Schwerdt. Um dieſes mit einem Beyſpiele zu erläutern, ſo verwerfen die Valentinianer, Marcioniten und andere, das von Gott dem Moſes ertheilte Geſetz aus dem Verzeichniſſe der göttlichen Schriften; die Juden hingegen verehrten es ſo ſehr, daß ſie auch, da es ihnen die Zeit verbietet, alles in demſelben, ſelbſt wider Gottes Willen, zu beobachten ſuchen. Allein die Kirche Gottes geht die Mittelſtraße; unterwirft ſich weder dem Joche dieſes Geſetzes, noch giebt ſie zu, daß es geläſtert werde. Sie lobt es auch nachdem es aufgehört hat, weil es zu ſeiner Zeit nützlich geweſen iſt. Wollte ein Lehrer, aus Begierde, die Juden von ihrer Anhänglichkeit an dieſes Geſetz abzuziehen, daſſelbe übermäßig tadeln: ſo würde er daſſelbe den Läſterungen der Ketzer ausſetzen; und wenn er es, um dieſen den Mund zu ſtopfen, übertrieben loben wollte; ſo würde er den Mund der Juden öffnen. Eben ſo kann er leicht bey den verſchiedenen irrigen Meinungen über die Perſonen der Gottheit, und bey unzähligen innerlichen Streitigkeiten, in Verwirrung gerathen. Denn manche wollen aus unnöthiger Geſchäftigkeit alles erforſchen: auch was keinen Nutzen bringt, oder gar nicht erlernt werden kann. Andere aber fordern von Gott die Urſachen ſeiner Gerichte, und wollen dieſen großen Abgrund ausmeſſen. Nur wenige erſtrecken ihren Fleiß auf Glauben und Sitten. Wenn hier der Lehrer bloß durch ſein Anſehen die Grübler zum Stillſchweigen bringen will: ſo wird man ihn für ſtolz und unwiſſend halten. Er hat vielmehr dagegen kein anderes Mittel, als

J. n. C. 353. bis 430.

einen

J. n. C. G. 363. bis 430.

einen geſchickten Vortrag, durch welchen er ſeine Untergebenen von ſolchen Fragen abzuziehen und zu belehren wiſſe.

Warum hat denn aber Paulus, ſo frägt Baſilius ſeinen Freund, ſich gar keine Mühe gegeben, beredt zu werden, vielmehr geſtanden, daß er ungeübt im Reden ſey, (2. Br. Corinth. C. XI. v. 6.) und das an die Corinthier, die wegen ihrer Beredſamkeit bewundert wurden, auch ſich viel darauf einbildeten? Das iſt es eben, antwortete Chryſoſtomus, was viele verdorben, und in Abſicht auf die wahre Lehre nachläßig gemacht hat. Denn da ſie die Tiefe des apoſtoliſchen Verſtandes nicht erforſchen konnten: ſo haben ſie ihre ganze Zeit höchſt ſchläfrig zugebracht, und eine Unwiſſenheit gewählt, von welcher Paulus mehr als irgend ein Menſch unter dem Himmel entfernt war. Geſezt, dieſer Apoſtel wäre im Reden ungeübt geweſen, was geht das unſere jetzige Menſchen an? Er hatte ja an ſeiner Wundergabe eine größere Kraft, als alle Worte ausmachen. Er hat noch mehr durch ſein Leben, als durch ſeine Wunder, geſiegt: und mit ſeinem Religionseifer darf ſich niemand vergleichen. Aber er war auch nicht ſo unwiſſend, als ihn manche vorſtellen; er ſagt ſelbſt in der angeführten Stelle, daß er in der Erkenntniß nicht ungeübt ſey. Freylich wenn ich die Vorzüge des Iſocrates, und anderer vortreflichen Redner verlangte: ſo würde dieſe Stelle wider mich dienen können. Allein Paulus hat doch, ehe er noch Wunder gebrauchte, und mitten unter denſelben, ſich häuffig der Rede, ſelbſt gegen Philoſophen glücklich bedient. Er iſt wegen ſeiner Beredſamkeit von den Lycaoniern für den Mercurius gehalten worden. Seine herrlichen Briefe haben ihm einen Vorzug vor den übrigen Apoſteln erworben; in denſelben hat er zur Erklärung und Vertheidigung der Religion, für ſeine Zeitgenoſſen und für die Nachkommen, ungemein viel geleiſtet. Außerdem hat er auch darinne die Lehrer oft ermahnt, allen Fleiß auf den Vortrag

trag des Glaubens zu wenden, ohne welchen, beſonders wie er ſich in der Fertigkeit, Streitigkeiten zu behandeln, zeigt, der tugendhafteſte Mann dennoch Schaden in der Gemeine veranlaſſen kann. J. n. C. G. 363. bis 430.

Davon nimmt Chryſoſtomus im fünften Buche Gelegenheit, ſeine Meinung über die Predigten zu ſagen. Zuerſt erinnert er, daß auf dieſelben viel Arbeit gewandt werden müſſe. **Die meiſten Untergebenen wollen den Redenden nicht als ihren Lehrer anſehen**; ſie verlaſſen das Verhältniß der Schüler, und **wollen Zuſchauer von Schauſpielen abgeben.** So wie ſich dieſe in Partheyen trennen, und bald dieſem, bald jenem Schauſpieler zugethan ſind: ſo hören auch jene die Prediger entweder mit Zuneigung, oder mit Haß. Noch eine andere Beſchwerlichkeit kömmt hinzu. Wenn jemand etwas von dem, was andere ausgearbeitet haben, in ſeine Predigt bringt, ſo wird er ärger als ein Dieb geſcholten. Oft hat man ihn nur mit Unrecht im Verdachte, daß er dieſes gethan habe; und begegnet ihm gleichwohl eben ſo hart. Doch er darf ſich nicht einmal ſeiner eigenen Erfindungen häufig bedienen. Denn die meiſten hören ihn nicht wegen des Nutzens; ſondern um des Vergnügens willen. Hier iſt jene gekünſtelte Beredſamkeit, die wir oben verworfen haben, ſo nothwendig, als ſie kaum ſtreitende **Sophiſten** brauchen. Aber es muß auch ein edlerer Geiſt als der meinige ſeyn, der dieſe unordentliche und unnütze Wolluſt der Menge unterdrücken, und ſie an ein nützlicheres Zuhören gewöhnen könne, damit ſie dem Prediger folge, und nicht ihn mit ſich fortreiſſe.

Allein der Prediger, ſagt Chryſoſtomus, wird ſich nicht in dieſer Würde behaupten, wenn er nicht zwo Eigenſchaften unzertrennlich verbindet: **Verachtung des Lobes, und Stärke im Reden.** Fehlt ihm das leztere: ſo wird er verächtlich; mangelt ihm aber das er-

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſtere, ſo wird er nichts weiter ſuchen, als den Zuhörern zu gefallen. Er muß aber auch den Neid zu verachten wiſſen, über unzeitige Anklagen (denn ein Vorſteher muß auch unvernünftigen Tadel ertragen) nicht allzubeſtürzt werden, und doch ſie nicht ganz vernachläßigen. Sind ſie gleich falſch, und kommen ſie nur von ſchlechten Leuten her: ſo muß man ſie dennoch alsbald wegräumen. Ein Prieſter muß ſich überhaupt gegen ſeine Untergebenen, wie ein Vater gegen ſeine kleinen Kinder betragen, deren Beleidigungen ihn nicht betrüben, und ihre Schmeicheleyen nicht ſtolz machen. Wer immer Lobſprüche genießen will, der gleicht einem Liebhaber von Leckerbiſſen, welcher eine geringe Koſt nicht vertragen kann. Eben ſo wird er nicht allein, wenn er unbilliger Weiſe getadelt, ſondern auch, wenn er nicht unaufhörlich gelobt wird, gleichſam vor Hunger verſchmachten.

Chryſoſtomus zeigt ferner, daß ein Lehrer von großer Beredſamkeit mehr fortarbeiten und ſich fleißiger üben müſſe, als derjenige, welcher ſie nicht beſizt. Dieſen tadelt niemand, wenn er nichts Ausnehmendes vorbringt; jener aber muß die hohe Meinung, welche man von ihm hegt, noch übertreffen, wenn er nicht Vorwürfe leiden ſoll. Der mittelmäßige Kopf kann ſich durch eine geringe Anſtrengung Beyfall erwerben: der vortrefliche hingegen muß in Bewunderung und Erſtaunen ſetzen. Die Zuhörer ſitzen da nicht als Richter der Predigt; ſondern als Richter über den Ruhm des Lehrers. Da überlegt niemand, daß eine plözliche Traurigkeit, Angſt und Sorge, bisweilen auch der Zorn, das heiterſte Gemüth verfinſtern könne; daß der Lehrer ein Menſch ſey, der ſich alſo nicht immer gleich bleibt. Alles dieſes will man nicht bedenken; man beurtheilt ihn ſo ſcharf, als wenn er ein Engel wäre. Ein großer Redner muß daher auch eine große Geduld haben, weil er von vielen bloß aus Mißgunſt angefallen wird. Er würde ſich durch Traurigkeit verzehren, wenn er durch

jeden

jeden der vielen Kunſtgriffe, durch welche man ſeinem Ruhme zu ſchaden ſucht, aufgebracht werden ſollte. Oft hat er mit dem Unverſtande eines ganzen Volks zu kämpfen. Die elenden Urtheile deſſelben aber können ihn ſo wenig niederſchlagen, als einen treflichen Mahler die Verſpottung ſeiner Gemählde durch Unwiſſende. Der beſte Künſtler muß auch ſelbſt den Richter ſeiner Arbeiten abgeben. J. n. C. G. 363. bis 420.

Ein ſicheres Mittel für den Lehrer, ſich über alles menſchliche Lob hinauszuſetzen, iſt nach dem Chryſoſtomus dieſes: er arbeite ſeine Predigten ſo aus, daß ſie Gott gefallen. Das ſey die Vorſchrift und das Ziel, worauf er allein ſehen muß, ſein größter Troſt, nicht menſchliche Lobſprüche! Denn wenn ihn dieſe zu ſehr rühren; ſo wird ihm alle ſeine Arbeitſamkeit und Beredſamkeit nichts helfen, indem die Seele, welche den unvernünftigen Tadel der Menge nicht ertragen kann, allen Eifer in dieſer Kunſt ablegt. Selbſt derjenige, der ſich in derſelben nicht hervorthun kann, muß das Lob des gemeinen Hauffens zu verachten wiſſen. Er wird ſonſt denen, die durch ihre Beredſamkeit Ruhm erlangt haben, nachſtellen, ſie beneiden, und ſich manchen niederträchtigen Angriff auf ſie erlauben; alles wird er wagen, ſollte er auch ſeine Seele darüber verlieren, um nur ihren Ruhm auf ſeine Niedrigkeit abzuleiten. Auch wird er in ſeinen Bemühungen, wenn er nur geringe Lobſprüche dafür erhält, eben ſo erſchlaffen, wie der Ackermann, der ein unfruchtbares Feld anbauet. Sollte aber gar ein geringerer Kirchenbedienter durch ſeine Beredſamkeit mehr Beyfall erhalten, als ſein Biſchof: ſo muß dieſer eine göttliche Seele beſitzen, um nicht von Neid oder Traurigkeit überwältigt zu werden. Ich würde wenigſtens dabey unterliegen; beſonders, wenn der niedrigere Lehrer ſich jenes Vorzugs ſtolz und übermüthig bedienete. Da die Beredſamkeit bey Chriſten und Heiden ſo ſehr geſchätzt wird, wer könnte den Schimpf ertragen, wenn alle Zuhörer, ſo lange er redete, ſchwiegen,

J. n. C. G. 363. bis 430.

gen, und auf das Ende der Predigt mit Verdruß warteten; hingegen auch eine längere Predigt von einem andern gern hörten, und ihren Unwillen darüber bezeigten, daß er stillschwiege! Das scheinen zwar Kleinigkeiten zu seyn, so lange man sie nicht selbst erfahren hat; allein sie schwächen die ganze Kraft der Seele, wenn man sich nicht von allen Leidenschaften befreyet hat.

Alles bisher gesagte, so fährt **Chrysostomus** im Anfange des sechsten **Buchs** fort, betrifft unsern hiesigen Zustand. Wie werden wir es aber dort ausstehen können, wenn wir von jedem uns anvertraueten Menschen Rechenschaft geben sollen? Dort besteht der Schade nicht in der Schande; sondern es wartet auf uns eine ewige Strafe. Derjenige, welcher einen von den geringsten ärgert, wird als sehr strafbar vorgestellt; was wird denen wiederfahren, die ganze Gemeinen verderben? Sie werden nicht, wie etwan ihre Untergebenen, Unerfahrenheit, Unwissenheit oder Zwang zu ihrer Entschuldigung gebrauchen können. Höre also auf, uns vor ein so unvermeidliches Gericht zu ziehen! Denn zu diesem Amte werden beynahe die Kräfte eines Engels erfordert. Die Seele des Priesters muß reiner als die Strahlen der Sonne seyn. Die Einsiedler, welche von der Welt entfernt, in beständiger Ruhe und immer im Hafen leben, trauen doch dieser Sicherheit nicht, und verwahren sich auf alle Art, um so rein, als es nur möglich ist, zu Gott zu kommen. Wie viel Gewalt muß nicht der Priester anwenden, um seine Seele vor aller Befleckung zu bewahren, da er einer weit größern Reinigkeit bedarf, als der Einsiedler! Das weibliche Geschlecht verführt nicht bloß durch Schönheiten, allerley Reizungen und Schmuck; sondern der Teufel richtet die Seelen auch durch ganz entgegen gesetzte Dinge zu Grunde: durch einen nachläßigen Anzug, ungekünstelte Aufführung, schlechte Sprache, Dürftigkeit, und dergleichen mehr, was anfänglich Mitleiden, hernach aber Unglück

glück erzeugt. Die Ehrenbezeigungen des Frauenzimmers ſtürzen denjenigen, der nicht immer wachſam iſt, und die von Männern erwieſenen machen leicht der Schmeicheley unterthänig, oder ſtolz. Der Einſiedler hat nur für ſich, oder nur für ſehr wenige zu ſorgen. Seine Einbildungskraft iſt ſchwach, weil ſie keine auswärtige Nahrung ihrer Flamme bekömmt; er folgt auch ſehr leicht ſeinem Aufſeher. Die dem Prieſter Untergebenen aber ſind meiſtentheils weltlichen Sorgen völlig ergeben, und deſto träger zu geiſtlichen Werken. Daher muß der Lehrer, ſo zu ſagen, täglich ſäen, weil Reichthum, Wolluſt, und ſo vieles andere, das Wort erſtickt; oder mancherley Noth von dem Eifer in göttlichen Dingen abzieht. Ohnedem erfährt er auch nur den geringſten Theil von den Fehlern ſeiner Untergebenen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Gleichwohl ſind dieſe **Pflichten** gegen das **Volk** nichts, ſagt **Chryſoſtomus**, wenn man ſie mit denen vergleicht, **welche der Prieſter Gott ſchuldig iſt.** Denn was muß derjenige nicht für ein Mann ſeyn, der für die Stadt, oder vielmehr **für die ganze Welt beten**, und Gott anrufen ſoll, daß er ſich nicht allein für die Sünden der Lebendigen, ſondern auch der Todten, verſöhnen laſſen möge! Das Vertrauen des **Moſes** und **Elias** iſt zu einer ſolchen Fürbitte nicht hinlänglich. Er tritt nicht anders zu Gott hin, als wenn ihm die ganze Welt anvertrauet, als wenn er der Vater von allen wäre. Er bittet, daß Gott überall Kriege und Unruhen dämpfen, Frieden, Wohlſtand, und baldige Befreyung von allem Uebel, im Ganzen überhaupt, und für jeden beſonders, gewähren wolle. Daher muß er diejenigen, für welche er betet, eben ſo wie ein Vorgeſetzter ſeine Untergebenen, in allem übertreffen. Wenn er aber den heiligen Geiſt anruft, und jenes **ſchauderhafte Opfer** (das heilige Abendmahl) verwaltet; wenn er den gemeinſchaftlichen Herrn von allen häufig berührt; was für eine Würde wollen wir ihm beylegen? Welche

J. n. C. G. 363. bis 430.

Reinigkeit und Gottſeligkeit werden wir von ihm fordern? Bedenke, wie heilig Hände ſeyn müſſen, die ſich damit beſchäftigen, wie heilig eine Zunge, die ſolche Worte ausſpricht: Muß nicht eine Seele, die einen ſolchen Geiſt aufnimmt, reiner und heiliger als alles ſeyn! Denn zu dieſer Zeit ſind die Engel bey dem Prieſter gegenwärtig; der ganze Hauffen der himmliſchen Kräfte bricht daſelbſt in Zurufungen aus, und alles um den Altar herum iſt, zur Ehre des darauf Liegenden, von ihnen angefüllt. Man kann dieſes ſchon aus der Wichtigkeit der Handlung, die dort vorgeht, ſchließen. Mir hat einſt jemand erzählt, dem es ein bewundernswürdiger, an Offenbarungen gewöhnter Alter berichtet hat, daß dieſer zu einer ſolchen Zeit, ſo weit es ihm möglich war, eine Menge von Engeln in weiſſen Kleidern geſehen habe, welche in der gebeugten Stellung von Soldaten in Gegenwart ihres Königs, den Altar umgeben hätten: und ich glaube es. Ein anderer, der es ſelbſt geſehen hatte, erzählte mir, daß die Sterbenden, welche dieſes geheimnißvolle Mahl mit reinem Gewiſſen empfiengen, wegen deſſelben, nach ihrem Tode von den Engeln fortgetragen worden ſind. Und du entſetzeſt dich nicht darüber, daß du eine ſolche Seele in ein ſo heiliges Geheimniß einführen, einen mit unreinen Kleidern bedeckten zur Würde eines Prieſters erheben willſt, den doch Chriſtus von der Geſellſchaft der übrigen Gäſte ausgeſchloſſen hat? Die Seele des Prieſters muß ja wie ein Licht, das die ganze Welt erleuchtet, glänzen. Er iſt das Salz der Erde; er muß nicht nur rein, ſondern auch ſehr klug und in vielen Dingen erfahren ſeyn; alles was im gemeinen Leben vorfällt, ſo gut wiſſen, als diejenigen, welche einen Hauptantheil daran haben; und doch von allem dieſem freyer ſeyn, als die Einſiedler. Er muß mannichfaltig ſeyn; das heißt, nicht ein Betrüger, Schmeichler oder Heuchler; ſondern freymüthig und zuvorſichtlich ſeyn, ſich in die Umſtände nützlich ſchicken;

ge-

gelind oder auch ſtrenge verfahren. Alles zielt bey ihm J. n. C. G. 363. bis 430. auf die Ehre Gottes, und die Erbauung der Kirche.

Dieſe großen Schwierigkeiten des Lehramtes, und die vielfachen Gaben, die zu demſelben nöthig ſind, werden vom Chryſoſtomus noch weiter ausgeführt. Der Unterſchied zwiſchen jenem Amte, und zwiſchen den Arbeiten eines Einſiedlers, iſt nach ſeiner Vorſtellung gerade ſo beträchtlich, als zwiſchen einem Könige und einem Privatmanne. Denn bey dem Einſiedler findet ſich ein gemeinſchaftlicher Kampf der Seele und des Körpers; ja er beruht größtentheils auf den Uebungen des Körpers, der, wenn er nicht ſtark genug iſt, auch weder Faſten, noch Wachen, noch dergleichen mehr, ertragen kann. Bey dem Prieſter hingegen wird bloß die reine Kunſt der Seele erfordert, deren Kraft ſich ohne Zuthun des Körpers zeigt; gerade wie bey dem Philoſophen, deſſen ganze Kunſt in ſeiner Seele verborgen liegt, und der keiner ſolchen Werkzeuge benöthigt iſt, wie diejenigen, welche wundervolle Kunſtſtücke hervorbringen. Der Einſiedler lebt von dem Menſchen entfernt; aber der Prieſter nimmt mit ihnen an allen unſchädlichen Dingen Antheil. **Wenn jemand denjenigen bewundert, der beſtändig zu Hauſe iſt, und den Umgang mit andern ſcheuet: ſo will ich auch zugeben, daß dieſes ein Merkmal von Standhaftigkeit ſey: aber hinlängliche Tapferkeit der Seele zeigt es nicht an.** Denn wer im Hafen am Steuerruder ſitzt, beweiſet ſeine Kunſt noch gar nicht; ſondern nur derjenige, welcher das Schiff mitten im Sturme glücklich regiert. Der Einſiedler kann keine großen Fehler begehen; wer hingegen mitten unter den Sünden anderer unbeweglich bleibt, und zur ſtürmiſchen Zeit ſeine Seele ruhig regiert, der verdient Bewunderung. Ob ich alſo gleich das prieſterliche Amt dem einſamen Leben weit vorziehe, und diejenigen höchſt glückſelig preiſe,

J. n. C. G. 363. bis 430.

welche es wohl verwalten; ſo macht mich doch meine Sorgloſigkeit und Trägheit zu demſelben untüchtig.

Sollen denn alſo, frägt **Baſilius** ſeinen Freund, diejenigen zu **Vorſtehern der Gemeinen gewählt** werden, welche in weltliche Geſchäfte und Zänkereyen verwickelt ſind, ſchlaue Köpfe und Wollüſtlinge? Nichts weniger, antwortet ihm **Chryſoſtomus**. Aber ſolche muß man dazu nehmen, die in der Geſellſchaft vieler Menſchen, alle Tugenden der Einſiedler beſſer noch als dieſe erhalten können. Denn in der Einſamkeit kann man viele Fehler bedecken, die ſogleich zum Vorſchein kommen, wenn man ſich öffentlich blicken läßt, und allen Reizungen der Leidenſchaften ausſetzt. Ehrgeiz, Stolz, Geldbegierde, Weichlichkeit, und andere Ausſchweifungen, werden alsdann gar bald rege gemacht. Vornehmlich iſt der **Umgang mit Frauensperſonen** gefährlich. Der Biſchof muß ſich ihrer deſto mehr annehmen, je leichter ſie zu verführen ſind; er muß ſie in der Krankheit beſuchen, in der Traurigkeit tröſten, in der Trägheit ſchelten, und ihnen beyſtehen, wenn ſie bedrängt ſind. Thut er dieſes, und iſt nicht ſehr auf ſeiner Hut: ſo findet der böſe Geiſt allerhand Zugänge, um ihm beyzukommen. Denn nicht allein das Auge der Unzüchtigen, ſondern ſelbſt das Auge der Sittſamen, trifft und beunruhigt die Seele; die Schmeicheleyen erweichen, die Ehrenbezeigungen ziehen ſie in Knechtſchaft. Eine **brennende Liebe**, die alles Gute hervorbringt, kann tauſend Uebel zeugen. Die **häuſſigen Sorgen** ſchwächen die Schärfe des Geiſtes, und machen ihn ſchwerer, als Bley. Der **Zorn** erfüllet den Geiſt, wie mit einem Rauche. Dazu kommen noch die **Beſchimpfungen, Klagen, Vorwürfe**, und andere Beſchwerden, von Leuten jeder Art; beſonders von denen, welche nicht einmal richtig zu urtheilen wiſſen. Selbſt dieſe darf ein rechtſchaffener Vorſteher nicht verachten; er muß ſich gegen ſie freundlich rechtfertigen, und

nen den unbilligen Tadel vergeben. Denn, wenn J. n. aulus aus Furcht, er möchte bey ſeinen Schülern in C. G. n Verdacht des Diebſtahls kommen, auch andere zur 363. erwaltung der ihm überlaſſenen Gelder zugelaſſen hat, bis 430. . Corinth. C. VIII. v. 20.) wie ſollten wir nicht weit ehr darauf bedacht ſeyn, allen nur möglichen Argwohn gen uns zu vertilgen!

Wiederum macht Baſilius den Einwurf, er wer- doch auch bey ſeiner jetzigen Lebensart zu ſorgen und kämpfen haben, und dringt, als ihm derſelbe antwor- t, es ſey nicht einerley, ſich auf ein unermeßliches Meer begeben, oder über einen Fluß zu ſchiffen; er könne cht daran denken, andern nützlich zu werden, da er ſich bſt kaum zu erretten im Stande ſey, weiter in ihn: laubſt du denn ſelig zu werden, wenn du andern gar cht nützlich wirſt? Sehr wohl! ſagt Chryſoſtomus, ch ich glaube nicht, daß jemand ſelig werden nne, der nichts zur Seligkeit eines andern bey- tragen hat. Denn es hat jenem Knecht nichts ge- lfen, daß er ſein Pfund nicht verringert hat; er ver- r es gar, weil er nichts damit erworben hatte. Aber h werde doch gelinder beſtraft werden, wenn ich dereinſt erde Rechenſchaft geben müſſen, warum ich nicht auch dere errettet habe, als wenn ich mich und andere zu- leich ins Verderben geſtürzt hätte. Deswegen wird uch den Iſraeliten eine härtere Strafe gedroht, weil ſie ehr Vorzüge als andere Völker genoſſen hatten; und aß die Wunden der Prieſter ein ſtärkeres Heilungsmit- el brauchen, als die Wunden anderer Menſchen, ſieht man daraus, weil für die Sünden der Iſraelitiſchen eben in ſolches Opfer gebracht werden mußte, als für die Sünden der ganzen Nation. Chryſoſtomus macht es ſeinem Freunde noch beſonders begreiflich, wie wenig er, der ſeine Leidenſchaften und Begierden kaum bey der da- maligen eingezogenen Lebensart im Zaum halten könne, ſich zu dem biſchöflichen Amte ſchicke. Da ich aber ſehe,

J. n. C. G. 369. bis 430.

sezt er hinzu, daß ich dich davon noch nicht überzeugt habe: so will ich dir auch mein einziges Geheimniß, das vielen unglaublich vorkommen dürfte, eröffnen. Sollte es auch ein Beweis von einem bösen Gewissen und unzählichen Fehlern seyn: was würde mir die Unwissenheit der Menschen helfen, da Gott, der uns richten wird, alles so genau bekannt ist! Von dem Tage also an, da du mich auf die Besorgniß gebracht hast, man wolle mich zum Bischof machen, bin ich öfters in Gefahr der Auflösung meines Lebens gewesen: so viele Furcht und Bekümmerniß hat meine Seele ergriffen. Denn wenn ich die Herrlichkeit der Braut Christi, ihre Heiligkeit, ihre geistliche Schönheit, ihre Klugheit, ihren Schmuck, und dagegen meine Mängel betrachtete: so hörte ich nicht auf sie zu bedauern, mich zu beweinen, und unter häufigen Seufzern zu mir selbst zu sagen: Wer mag wohl dieses gerathen haben? Was hat denn die Kirche Gottes gesündigt? Was für ein großes Verbrechen hat ihren Herrn so sehr aufgebracht, daß sie mir, dem Unwürdigsten von allen, übergeben und so ungemein beschimpft werden sollte? Dieses überlegte ich oft, wurde davon ganz betäubt; wenn ich meiner mächtig wurde, äußerst traurig, und endlich durch Furcht erschüttert. — Um aber seinem Freunde die Größe der Bekümmerniß und Bestürzung, welche ihn beym Anblicke des zugedachten bischöflichen Amtes überfallen habe, noch lebhafter abzuschildern, so zeigt ihm Chrysostomus auf der einen Seite die schönste und vollkommenste Königstochter, mit dem würdigsten Bräutigam verlobt; der aber erfahre, daß einer der schlechtesten und gebrechlichsten Menschen seine Braut zur Ehe verlange; auf der andern Seite alles fürchterliche Getümmel und alle unglückliche Folgen einer Schlacht zu Lande oder zur See; mit welchen gleichwohl die gefährlichen Feinde und der heftige Kampf gar nicht zu vergleichen wären, die auf christliche Lehrer warteten. Insonderheit erinnert er, daß es jener boshafte

Geist.

Geiſt ſey, gegen deſſen ununterbrochene Angriffe und J. n. C. G.
nuflauernde Nachſtellungen man ſtets im Lehramte wach- 363.
am bleiben müſſe. Baſilius erſchrickt über dieſe Vor- bis
ſtellungen, beklagt das Unglück, in welches ihn ſein 430.
Freund geſtoßen habe, und bittet ihn um ſeinen Beyſtand. Dieſer verſpricht ihm denſelben, umarmt ihn, und muntert ihn noch zulezt mit den Worten auf: „Ich „habe das Vertrauen zu Chriſto, der dich berufen und „ſeinen Schaafen vorgeſetzt hat, du werdeſt in dieſem „Amte eine ſolche Freudigkeit erlangen, daß du auch „mich, wenn ich an jenem Tage Gefahr laufen ſollte, in „deine ewige Hütten aufnehmen könneſt.“

Nicht nur deswegen, weil man von alten Zeiten her, unter allen Schriften des Chryſoſtomus, der bisher beſchriebenen einmüthig die erſte Stelle angewieſen hat; ſondern auch, weil ſie es wirklich werth iſt, als der Abdruck ſeiner Geſinnungen über das chriſtliche Lehramt, worinne er ſich vor allen ſeinen Zeitgenoſſen hervorgethan hat, vollſtändig gekannt zu werden, iſt dieſer weitläufigere Auszug aus derſelben mitgetheilt worden. Man merkt daran mit einem nicht geringen Vergnügen, wie ſehr der Verfaſſer die Würde und Beſtimmung, die Pflichten und die Schwierigkeiten des ihm zugedachten Amtes gekannt und zu ſchäzen gewußt habe. In dem ganzen chriſtlichen Alterthum giebt es kein Buch über dieſen Gegenſtand, das damit verglichen werden könnte. Selbſt das berühmte Werk des Ambroſius von den Pflichten der Kirchendiener, das ohngefähr um gleiche Zeit aufgeſezt wurde, ſteht doch wirklich unter dem gegenwärtigen. Es iſt ein beſtändiger Nuzen deſſelben, (wenn es gleich hin und wieder mehr den damaligen Zeiten diente,) daß es unzählige, die entweder nach einer Lehrſtelle in der Kirche trachten, oder ſie bereits erlangt haben, aus einem ſchädlichen Schlummer erweckt, aus der trägen Einbildung, daß nichts leichter ſey, als ein ſolches Amt zu verwalten, ſobald man einige Fähigkeit beſizt.

n. C. G. 365. bis 430.

beſizt, den für wahr erkannten Lehrbegriff öffentlich vorzutragen, und bey jeder Gelegenheit mit einigem Vortheil anzuwenden. Chryſoſtomus, der in dieſem Buche viel Menſchenkenntniß zeigt, beweiſet zugleich dadurch, daß es ohne dieſe Gabe in einem höhern Grade, ohne eine ausnehmende Anſtrengung des Geiſtes, eine gewiſſe Ueberwindung ſeiner ſelbſt, und beſonders ohne die Fertigkeit, die mit durchdringendem Scharfſinne von allen Seiten erforſchte Religion auch möglichſt fruchtbar unter den Menſchen zu machen, nicht möglich ſey, der Wichtigkeit dieſes Amts ein Genüge zu leiſten. Unter andern Einſichtsvollen praktiſchen Vorſchriften, ragen diejenigen inſonderheit hervor, welche er über das Predigen ertheilt: nicht weniger zur Warnung vieler Zuhörer, daſſelbe keineswegs für ein bloßes Mittel ihrer Unterhaltung und Bewunderung, oder für ein bloßes Ziel ihrer Kritik anzuſehen, als zur Bildung einer mannichfaltigen Klugheit der Lehrer ſelbſt. Die zierliche Schreibart und blühende Beredſamkeit, deren ſich der Verfaſſer, nicht ſelten bis zum Erhabenen oder Rührenden, bedient hat, empfohl ſein Buch ebenfalls zu allen Zeiten.

Deſto weniger aber iſt man, zumal bey einem ſo allgemein verehrten Schriftſteller, auf einige Fehler ſeines Werks aufmerkſam geworden. Einer davon ſteckt ſelbſt in der Grundlage deſſelben. Daß Chryſoſtomus von dem Begriffe eines Prieſterthums und Prieſters ausgieng, war freylich eine ſeit dem zweyten Jahrhunderte durch die angeſehenſten Lehrer, und den Beyfall der Chriſten überhaupt, beſtätigte Vergleichung. Es iſt ferner auch ein Bild, das ſich gerade dazu am beſten ſchickte, wenn man den Lehrſtand über jeden andern hoch erheben, ſelbſt dem Fürſtlichen in gewiſſer Betrachtung vorziehen wollte: und dazu hat es der Verfaſſer, wiewohl mit der redlichſten Abſicht, ſehr genüzt. Aber unglücklicher Weiſe iſt dieſes Bild weder bibliſch, noch chriſtlich: denn die chriſtliche Religion weiß nichts von eigent-

eigentlichen beſondern Prieſtern, und es iſt einer ihrer Vorzüge vor der iſraelitiſchen, daß ihre Bekenner nichts von denſelben wiſſen. Ja eben dieſe bildliche Vorſtellung von chriſtlichen Lehrern, führt auch unvermeidlich zur Verminderung der Würde, Freyheit und Gleichheit aller Chriſten in der Annäherung zu Gott. Sie als Prieſter denken, heißt in der That, ſie als eine Art von Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den übrigen Chriſten abbilden, ihnen das ausſchließende Recht eines Opfers, einer Fürbitte, einer Verſöhnung für die leztern, beylegen: und man hat geſehen, daß es an dieſem allen in der Abhandlung des Chryſoſtomus nicht fehle. Man ſage nicht, daß der Redner ſich in der Wahl ſeiner Bilder nicht ſo ſehr einſchränken laſſe; aber auch eben ſo wenig verſtatte, dieſelben mit gleicher Strenge, wie einen ungekünſtelt lehrenden Vortrag, zu erklären. Der bilderreiche Unterricht hat ſtets auf die Begriffe der meiſten Chriſten weit mehr Einfluß gehabt, als die deutlichſte und genaueſte Lehrart: und man weiß wohl, welche wichtige Folgen die Einbildung, daß die Chriſten ihre Prieſter hätten, die für ſie opferten, im Glauben, im Gottesdienſte, und in vielen andern Dingen, bis auf unſere Zeiten hinterlaſſen haben. Es wäre alſo zu wünſchen geweſen, daß Chryſoſtomus durchgehends, (denn völlig hat er es nicht unterlaſſen,) die chriſtlichen Lehrer in einer wahrern und lehrreichern, auch gewiß ſehr ehrwürdigen und liebenswerthen Geſtalt dargeſtellt hätte. Sie ſind wachſame Gefährten und Begleiter der Chriſten auf dem Wege zur Glückſeligkeit; Führer derſelben, die es dem größten göttlichen Anführer abzulernen ſuchen, wie die richtigſte Erkenntniß Gottes, die darauf gebauete Tugend und Zufriedenheit, immer mehr in der Welt ausgebreitet werden müſſen; endlich ſanft unterrichtende, aufmunternde, warnende, vorleuchtende Freunde im Nahmen der Religion, bereit auf jeden Augenblick, durch dieſelbe in Angelegenheiten des Geiſtes und Lebens Hülfe

J. n. C. G. 363. bis 430.

zu

J. n. C. G. 363. bis 430.

zu leiſten; Männer, welche das Chriſtenthum in ſeiner ganzen Vortreflichkeit und Wohlthätigkeit, nicht nur zu entwickeln, ſondern auch an ſich ſelbſt zu zeigen verſtehen. Alles dieſes auszuführen, wäre des Eifers und der großen Kunſt des Chryſoſtomus würdig genug geweſen. Die hohe Beſtimmung des chriſtlichen Lehramts hätte dadurch nichts verloren; ſeine Schwierigkeiten wären ſogar noch vervielfältigt worden; aber von einem ſolchen Lehrer konnte man auch erwarten, daß er dieſe leztern nicht bloß ſehr fürchterlich und faſt unüberſteiglich abſchildern, ſondern noch etwas mehr, als er es gethan hat, zeigen würde, wie dieſelben überwunden werden können. Einzelne Beyſpiele des Uebertriebenen in dieſer Schrift, wovon die Hauptquelle eben angegeben worden iſt, brauchen kaum mehr ausgezeichnet zu werden. Auch die furchtſame Aengſtlichkeit, die der Verfaſſer in Abſicht auf die Uebernehmung des Lehramtes erregt, gehört nicht weniger darunter, als er die zudringliche Eilfertigkeit im Beſtreben nach demſelben mit Rechte tadelt. Eine andere Stelle von ähnlicher Gattung könnte leichter überſehen werden, weil ſie mit manchen in Liedern, Predigten und Schriften lange üblich geweſenen Ausdrücken ziemlich übereinſtimmt. Es iſt die ſchauderhafte Vorſtellung vom heiligen Abendmahl. Die Abſicht deſſelben iſt ſo wenig darauf gerichtet worden, Entſetzen und Zittern bey den Chriſten hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religionshandlung mit ſo ſtarken Empfindungen der Liebe, Freude und Dankbarkeit gegen den Erlöſer, vorgenommen werden ſollte, als eben dieſe. — Man kann noch eine kleine Leichtgläubigkeit des Verfaſſers bey wundervollen Erzählungen, die zur Beförderung der Gottſeligkeit erſonnen wurden; ein verſchwenderiſch vollſtändiges Ausmahlen von Bildern, deren Grundriß hinlänglich geweſen ſeyn würde, und andere kleine Flecken dieſes Buchs, ausfindig machen. Doch hindert alles dieſes die Brauchbarkeit deſſelben noch in den neuern Zeiten ſo wenig, daß man

man in denſelben mehrmals beſondere Ausgaben davon veranſtaltet hat. Unter dieſen iſt eine vom Johann Hughes zu Cambridge im Jahr 1710. 8. mit vorläufigen Abhandlungen über die Würde des chriſtlichen Lehramts, beſorgt worden. Die vorzüglichere Ausgabe aber rührt vom Johann Albrecht Bengel her, welcher ſie zu Stutgard, im Jahr 1725. 8. ans Licht geſtellt hat. Eigentlich iſt ſie zwar für junge Studierende beſtimmt, und einige Hülfsmittel ſind für ſie allein angehängt. Da ſie aber einen ſorgfältig berichtigten Text, eine neue lateiniſche Ueberſetzung, in den zahlreichen Anmerkungen manches nicht Gemeine, und in der Vorrede den Entwurf des Verfaſſers zu ſeiner nachmaligen Ausgabe des griechiſchen Neuen Teſtaments in ſich faßt: ſo wird ſie auch von andern Leſern geſchätzt. T. II. S. 363. bis 420.

Die durch den vorhergehenden Auszug unterbrochene Geſchichte der erſten Jugend des Chryſoſtomus, kömmt nunmehr deſto leichter in ihre natürliche Folge zurück, da man begierig ſeyn muß, zu erfahren, auf welchem Wege er ſich jene ausnehmende Kenntniß der Menſchen erworben habe, die aus dem beſchriebenen Buche hervorleuchtet. Was man von ſeiner Lebensart bis gegen das Jahr 381 hin, weiß, giebt auf dieſe Frage keine befriedigende Antwort. Denn er brachte dieſe Zeit, nicht nur in ſeinem väterlichen Hauſe, ſondern auch auſſerhalb Antiochien, in einer ſolchen Entfernung von der Welt zu, daß er vielmehr ein Fremdling in derſelben bleiben mußte. Auf den Gebürgen in der Nachbarſchaft der eben gedachten Hauptſtadt, lebte eine Anzahl von Einſiedlern, welche Chryſoſtomus nachher ſelbſt in ſeinen Predigten mit vieler Bewunderung beſchrieb. (Homil. LXXII. in Matthaeum, p. 705. ſq. T. VII. Opp. ed. Montefalc. Homil. XIII. in Epiſt. ad Ephes. p. 99. Homil. XIV. in I. Epiſt. ad Timoth. p. 628. ſq. T. XI. Opp. etc.) Eigentlich übten ſie die ſtrengen Vorſchriften ihres Standes mit derjenigen Genauigkeit aus,

J. n. C. G. 363. bis 430.

zu leiſten; Männer, welche das Chriſtenthum ſeiner ganzen Vortreflichkeit und Wohlthätigk nicht nur zu entwickeln, ſondern auch an ſich ſelbſt zeigen verſtehen. Alles dieſes auszuführen, wäre Eifers und der großen Kunſt des Chryſoſtomus n dig genug geweſen. Die hohe Beſtimmung des ch lichen Lehramts hätte dadurch nichts verloren; ſ Schwierigkeiten wären ſogar noch vervielfältigt wort aber von einem ſolchen Lehrer konnte man auch erwar daß er dieſe leztern nicht bloß ſehr fürchterlich und unüberſteiglich abſchildern, ſondern noch etwas mehr, er es gethan hat, zeigen würde, wie dieſelben überw den werden können. Einzelne Beyſpiele des Uebert benen in dieſer Schrift, wovon die Hauptquelle eben gegeben worden iſt, brauchen kaum mehr ausgezeich zu werden. Auch die furchtſame Aengſtlichkeit, der Verfaſſer in Abſicht auf die Uebernehmung Lehramtes erregt, gehört nicht weniger darunter, er die zudringliche Eilfertigkeit im Beſtreben nach de ſelben mit Rechte tadelt. Eine andere Stelle von ä licher Gattung könnte leichter überſehen werden, weil mit manchen in Liedern, Predigten und Schriften la üblich geweſenen Ausdrücken ziemlich übereinſtimmt, iſt die ſchauderhafte Vorſtellung vom heilig Abendmahl. Die Abſicht deſſelben iſt ſo wenig dar gerichtet worden, Entſetzen und Zittern bey den Chri hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religio handlung mit ſo ſtarken Empfindungen der Liebe, Fr de und Dankbarkeit gegen den Erlöſer, vorgenomm werden ſollte, als eben dieſe. — Man kann noch e kleine Leichtgläubigkeit des Verfaſſers bey wundervol Erzählungen, die zur Beförderung der Gottſeligkeit ſonnen wurden; ein verſchwenderiſch vollſtändiges A mahlen von Bildern, deren Grundriß hinlänglich ge ſen ſeyn würde, und andere kleine Flecken dieſes Buc ausfindig machen. Doch hindert alles dieſes die Brau barkeit deſſelben noch in den neuern Zeiten ſo wenig, t

nan in denſelben mehrmals beſondere Ausgaben davon
veranſtaltet hat. Unter dieſen iſt eine vom Johann
Hughes zu Cambridge im Jahr 1710. 8. mit vorläufi-
gen Abhandlungen über die Würde des chriſtlichen Lehr-
mts, beſorgt worden. Die vorzüglichere Ausgabe aber
ührt vom Johann Albrecht Bengel her, welcher ſie
u Stutgard, im Jahr 1725. 8. ans Licht geſtellt hat.
Eigentlich iſt ſie zwar für junge Studierende beſtimmt,
und einige Hülfsmittel ſind für ſie allein angehängt. Da
ſie aber einen ſorgfältig berichtigten Text, eine neue la-
teiniſche Ueberſetzung, in den zahlreichen Anmerkungen
manches nicht Gemeine, und in der Vorrede den Ent-
wurf des Verfaſſers zu ſeiner nachmaligen Ausgabe des
griechiſchen Neuen Teſtaments in ſich faßt: ſo wird ſie
auch von andern Lesern geſchätzt.

T. II. S. 363. bis 420.

Die durch den vorhergehenden Auszug unterbroche-
ne Geſchichte der erſten Jugend des Chryſoſtomus,
nimmt nunmehr deſto leichter in ihre natürliche Folge
zurück, da man begierig ſeyn muß, zu erfahren, auf
welchem Wege er ſich jene ausnehmende Kenntniß der
Menſchen erworben habe, die aus dem beſchriebenen
Buche hervorleuchtet. Was man von ſeiner Lebensart
bis gegen das Jahr 381 hin, weiß, giebt auf dieſe Frage
keine befriedigende Antwort. Denn er brachte dieſe Zeit,
nicht nur in ſeinem väterlichen Hauſe, ſondern auch auf-
ſerhalb Antiochien, in einer ſolchen Entfernung von
der Welt zu, daß er vielmehr ein Fremdling in derſel-
ben bleiben mußte. Auf den Gebürgen in der Nach-
barſchaft der eben gedachten Hauptſtadt, lebte eine An-
zahl von Einſiedlern, welche Chryſoſtomus nachher
ſelbſt in ſeinen Predigten mit vieler Bewunderung be-
ſchrieb. (Homil. LXXII. in Matthaeum, p. 705. ſq. T.
VII. Opp. ed. Montefalc. Homil. XIII. in Epiſt. ad E-
phes. p. 99. Homil. XIV. in I. Epiſt. ad Timoth. p. 628.
ſq. T. XI. Opp. etc.) Eigentlich übten ſie die ſtrengen
Vorſchriften ihres Standes mit derjenigen Genauigkeit
aus,

J. n. C. G. 363 bis 430.

aus, welche man schon an Tausenden ihrer Vorgänger gekannt hatte. Sie schliefen wenig, beteten und lasen desto länger in der heiligen Schrift, genossen nach langem Fasten überaus geringen Unterhalt, arbeiteten allerley mit ihren Händen, warteten den Fremden, welche sie besuchten, mit der größten Sorgfalt auf, und plagten ihren Leib überhaupt mit vermeinten Büßungen. Unterdessen war dieses alles den weichlichen Sitten der meisten übrigen Christen so sehr entgegen gesezt, daß Chrysostomus gewisse Seiten dieses Musters mit Recht, andere nach den damaligen Begriffen von vollkommener Frömmigkeit, verehrte. Seine frühen Versuche in einer gottseligen Eingezogenheit, führten ihn endlich ganz zu diesen Einsiedlern hin. Beym ersten Uebergange zu denselben, wollte er zwar, wie bereits an einem andern Orte erzählt worden ist, (Chr. KGesch. Th. VIII. S. 261. fg.) manche Bequemlichkeiten nicht aufgeben. Bald aber gewöhnte er sich an alle Härte der Einöde, lebte vier Jahre, seit dem Jahr 374 oder 375, in derselben, unter den andern Einsiedlern, und noch zwey Jahre, allein in einer Höhle eingeschlossen.

Während dieser andächtig eifrigen Uebungen fand Chrysostomus dennoch Zeit und Gelegenheit, mehrere Schriften aufzusetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine zwey Bücher von der Zerknirschung des Herzens die ersten darunter gewesen sind. Das erstere derselben ist an seinen Freund Demetrius gerichtet, auf dessen Verlangen er es schrieb. Unter der Zerknirschung des Herzens versteht er die innerste traurige Empfindung sündlicher Unarten bey einem Christen, seine Reue, Beschämung und Demüthigung wegen derselben vor Gott, verbunden mit dem ernstlichsten Vorsatze der Besserung. Er rühmt seinen Freund, daß er jenes edle Gefühl schon in einem hohen Grade besitze, wie seine schlaflosen Nächte, seine Ströhme von Thränen, und seine Liebe zur Einsamkeit, beweisen; wenn er gleich öf-

ters

ters zum Chryſoſtomus ſagte: Zermalme mein verhärtetes Herz! Dieſer legt zum Grunde ſeiner Betrachtungen die Worte Chriſti: Selig ſind die Leidtragenden; denn ſie ſollen getröſtet werden; ingleichen: Wehe euch, die ihr hier lachet! denn ihr werdet weinen und heulen. Die ganze gegenwärtige Zeit, ſagt er, iſt eine Zeit des Trauerns und Seufzens: ſo viele Uebel drücken die Menſchen; ſo wenig iſt eine Spur der Tugend vorhanden. Das Unglücklichſte aber dabey iſt dieſes, daß wir gegen die Uebel unſerer Seele völlig fühllos ſind; und dieſes deswegen, weil die Krankheit uns alle ergriffen hat, zwar den einen mehr als den andern; doch überhaupt in ſolchem Maaße, daß Unchriſten, die in unſere Gemeinen kommen, die Lehren Chriſti und die Verwirrung in unſern Sitten vergleichen, uns für ſeine ärgſten Feinde halten müſſen. Den Beweis davon nimmt er aus den Worten des Erlöſers her: Es iſt zu den Alten geſagt: du ſollſt nicht tödten! bis auf die Worte: der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig. Denn, fährt er fort, wir übertreten dieſe Gebote täglich mehr, als die Ungläubigen ſelbſt. Das Lächerlichſte hierbey iſt dieſes, daß wir uns zwar vor dem Worte Narr in Acht nehmen; hingegen weit ärgere Schimpfwörter häufig gebrauchen. Es muß alſo auf dieſe noch weit mehr die Hölle warten: und man betrügt ſich, wenn man glaubt, dieſe Drohungen wären übertriebene Redensarten, welche nur dazu dienen ſollten, uns zu ſchröcken. So leicht es iſt, aus Furcht vor Gott, den unvernünftigen Zorn und die Schmähſucht gegen unſere Brüder zu vermeiden; ſo gewöhnlich iſt doch dieſe Sünde, und deſto ſtrafbarer, je länger wir den Nächſten in Taurigkeit bleiben laſſen, auch dadurch die Verſöhnung erſchweren. Darum befiehlt der Herr, daß wir uns erſt mit unſerm Bruder ausſöhnen ſollen, ehe wir unſere Gabe zum Altar bringen, damit wir daraus lernen, daß, wenn es zu einer ſolchen Zeit nicht erlaubt iſt, die Verſöhnung aufzuſchieben, es zu einer an-

J. n. C. G. 363. bis 420.

J. n C. G. 363. bis 430.

dern noch weit weniger erlaubt ſey. Wir umarmen uns zwar alsdann; aber im Herzen wird doch die Feindſeligkeit nicht getilgt. — Eben ſo geht Chryſoſtomus andere Vorſchriften des Chriſtenthums durch, um zu zeigen, daß die allgemeine Verletzung derſelben billig jedermann betrüben müſſe. Wenige Stellen, die etwas Eigenthümliches haben, ſind hier zureichend. Wenn man gleich, ſchreibt der Verfaſſer, einige anführen kann, welche den Armen viel geſchenkt haben, und nachher ſelbſt wegen ihrer Armuth verächtlich, ja ſehr unglücklich geworden ſind; ſo wird man doch keinen Philoſophen, wie wir hier beſchreiben, zeigen können, der den Raub aller Güter gelaſſen ertrage, auch das noch übrige freywillig hingebe. — Wer ſich gegen die Dürftigen aus Ehrgeitz freygebig erweiſet, der iſt nicht beſſer, als derjenige, der ihnen gar nichts ſchenkt. Bey manchem iſt es Liebe, Schaam, oder ein anderer Grund zur Mildthätigkeit; aber nicht Furcht und Gehorſam gegen Gott. — Man wird nicht leicht einen Weltmann, Geiſtlichen oder Mönch antreffen, der von der Sünde, fremde Fehler ſorgfältig auszuforſchen, und bitter zu beurtheilen, frey wäre. Obgleich dieſelbe mit einer ſo ſchweren Strafe bedroht wird, (Matth. C. VII. v. 2.) und kein Vergnügen mit ſich führt; ſo ſtürzen wir uns doch alle in dieſelbe: gleichſam, um auf mehr als Einem Wege in das hölliſche Feuer zu kommen. An ſo leicht zu beobachtenden Pflichten zeigen wir, daß wir die mühſamern nicht deswegen übertreten, weil ſie ſchwer ſind; ſondern aus Verachtung. — Das Gebot Chriſti: Gebt das Heilige nicht den Hunden, und eure Perlen nicht den Schweinen! haben wir auch, aus eitler und unvernünftiger Ruhmbegierde, umgeſtürzt, indem wir die laſterhafteſten Menſchen ſogleich, ohne alle Prüfung, zur Gemeinſchaft unſerer Geheimniſſe zulaſſen, und ihnen alle Lehrſätze offenbaren, ehe ſie noch hinlängliche Proben ihrer Geſinnungen ertheilt haben. Daher kommt es aber auch, daß einige, welche noch nicht durch

die

ie Taufſe eingeweiht waren, zurückgetreten ſind, und J. n. C. G.
nzähliches Uebel geſtiftet haben. Wir ſelbſt übertreten 363.
enes fürchterliche Gebot nicht weniger, wenn wir uns bis
enen unſterblichen Geheimniſſen mit aller Unreinigkeit 420.
nd Unverſchämtheit nähern. — Paulus liebte Chri-
tum ſo feurig, daß er ſelbſt die ewigen Strafen um
Deſſelben hätte leiden wollen, wenn es ihm auferlegt
orden wäre. Er diente Ihm nicht, wie wir Mieth-
inge, die wir die Hölle fürchten, und nach dem Reiche
erlangen. Seine Liebe gegen Chriſtum hatte ſein
Gemüth dergeſtalt überwältigt, daß er ſelbſt das Liebſte,
emlich mit Chriſto zu ſeyn, wogegen er die Hölle und
as Himmelreich verachtete, dennoch gern aufgeben, und
m Chriſti willen jenen unausſprechlichen Fall mit al-
er Freudigkeit übernehmen wollte. — Wir entſchuldi-
en uns, wenn wir zur Nachahmung der Apoſtel auf-
efordert werden, damit, daß wir keine Apoſtel wären.
llein wir ſollen nicht ihre Wunderkräfte nachahmen;
ndern die Heiligkeit ihres Lebens, wegen welcher ſie
igentlich bewundert zu werden verdienen, und wozu
ir durch die Taufſe die göttliche Gnade erlangt haben.
Dieſe Gnade erfordert vor allen Dingen unſere Thätig-
eit. Daher folgt ſie einigen nach, und bleibt bey ihnen;
on andern entflieht ſie; andere berührt ſie nicht einmal
om Anfange. So kann jeder an genauer Einrichtung
es Lebens ein zweyter Paulus werden.

Das zweyte dieſer Bücher, welches Stelechius,
in anderer Freund des Chryſoſtomus, verlangt hatte,
nthält eben eine ſolche Miſchung von guten ſittlichen
Bemerkungen und beredten Ermahnungen, übertriebe-
er Mönchs-Moral, und wahren oder gekünſtelten
Schriftauslegungen, als das erſte, aus welchem auch
vo Stellen darinne wiederholt ſind. Um die Zerknir-
hung des Herzens zu befördern, empfiehlt der Ver-
ſſer die allgemeine Stille der Einſamkeit, wo man mit
werwandten Augen auf die Liebe Gottes ſieht. Da-

J. n. C. G. 363. bis 430.

von redet Paulus in den Worten: Die Welt iſt mir gekreuzigt, und ich der Welt. Aber man muß nicht ſowohl eine Einſamkeit des Orts, als des Vorſazzes, ſuchen; man muß vornehmlich ſeine Seele in unbewohnte Gegenden führen. Bey einer ſolchen Gemüthsfaſſung hieng David, ob er gleich in einer Stadt lebte, und ein Reich regierte, auch mit Sorgen beladen war, brünſtiger als die Bewohner der Einöden, an der Liebe Chriſti. Die Bewegung, in welche ſie ſeine Seele ſezte, brachte nicht nur jene Ausrufungen voll Sehnſucht, Pſalm XLII. v. 2. Pſalm LXIII. v. 9. ſondern auch dieſe Pſalm VI. v. 2. hervor: Ach Herr! ſtrafe mich nicht in Deinem Zorne! und züchtige mich nicht in Deinem Grimme! Man ſage nicht, daß David dieſen Pſalm verfertigt habe, um über ſeine Sünden zu wehklagen: denn dieſes iſt falſch. Die Aufſchrift deſſelben: über den achten, kann nichts anders, als den Tag der großen Weltveränderung anzeigen. Die ganze gegenwärtige Zeit iſt einer Woche gleich, die mit dem ſiebenten Tage aufhört, und immer ihren Kreislauf von vornen anfängt, bis alles aufgelöſt wird; alsdenn nimmt der Lauf der achttägigen Zeit ſeinen Anfang. Der Prophet alſo hatte, vermöge ſeiner ſtarken Zerknirſchung, jenen Tag immer vor den Augen, und ſprach von dem Zorne Gottes; ob er gleich Ehre und Kronen verdiente. Daß der Zöllner in der Evangeliſchen Geſchichte ſich wegen ſeiner vielen Sünden wehmüthig anklagte, war natürlich. Aber daß ein Gerechter, der ſich nichts dergleichen bewußt war, ſich eben ſo verurtheilte, war ein Merkmal eines wirklich zerknirſchten Herzens: und dieſes erkennt man auch daraus, weil er niemals ſeiner rühmlichen Handlungen gedachte; ſondern ſeine Seligkeit allein auf die Menſchenliebe Gottes bauete. In dem übrigen Raum dieſes Buchs lehrt der Verfaſſer, wie man durch fleiſſige Erinnerungen, theils an die empfangenen göttlichen Wohlthaten, theils an die begangenen Sünden, die heilſame Zerknirſchung ſeines Herzens erleichtern müſſe.

In eben dieſes Einſiedlerleben des Chryſoſtomus J. n. C. G. 363. bis 430. ehören noch zwo andere ſeiner Schriften: die drey Bücher wider die Feinde derer, welche die Chriten zum Mönchsleben aufmunterten; und die Vergleichung eines Königs mit einem Mönche. Auszüge aus dieſen eifrigen Empfehlungen der Mönchsrömmigkeit, hat man ſchon in einem andern Theile dieſer Geſchichte, (Th. VIII. S. 219. fg. 261. fg.) geleſen. Es verdient jedoch hier hinzugeſezt zu werden, daß Chryſoſtomus, wie er im dritten Buche des erſtern Werks erzählt, ſich ohngeachtet ſeiner Geſinnungen hat überwinden können, einen Knaben, der wider die Abſicht eines Vaters in die Einöde der Mönche gezogen worden war, in die Welt zurück zu ſchicken. Allein er gab ihm zugleich den Rath, die Vorſchriften jener Lebensart wenigſtens heimlich auszuüben. Der junge Menſch hat dieſes wirklich, und beredete noch mehrere von ſeinem Alter, ihm hierinne nachzufolgen.

Vermuthlich würde auch Chryſoſtomus das Einſiedlerleben nicht wieder verlaſſen haben, wenn ihn nicht die Schwächlichkeit ſeines Körpers, die er ſich eben durch die übermäßigſte Strenge gegen ſich zugezogen hatte, die er denn in den lezten beyden Jahren ſich weder bey Tage noch bey Nacht niederlegte,) genöthigt hätte, gegen das Ende des Jahrs 380. nach Antiochien zurück zu kehren. Hier beſtellte ihn bald darauf der dortige Biſchof Meletius zum Diakonus. Damals war auch Stagirius in dieſer Stadt: ein Mönch von vornehmer Herkunft, der ſich ſehr wider den Willen ſeines Vaters in die Einſamkeit begeben, und einige Zeit in der Geſellſchaft des Chryſoſtomus zugebracht hatte. Allein von der Selbſtverleugnung deſſelben war er weit entfernt. Man wunderte ſich, an einem Manne, der dieſen Stand freywillig ergriffen hatte, ſo viel Trägheit und Nachläßigkeit zu finden. Er wachte ungern, und wollte auch keinen Verweis darüber leiden; an Statt

J. n. C. G. 363. bis 430.

die heilige Schrift zu lesen, beschäftigte er sich mit der Baumzucht, und schien auch stolz zu seyn. Plötzlich aber, so glaubte man es wenigstens zu seiner Zeit, fuhr der Teufel in ihn, und warf ihn zu Boden. Aus seinem Munde drang Schaum hervor; sein Leib wurde durch gewaltsame Zuckungen erschüttert; darnach lag er eine Zeitlang ohne Empfindung. Niemand dachte daran, daß es eine Krankheit seyn könnte, bey der man den Arzt zu Rathe ziehen müsse. Ein anderer Mönch, der bey dem Stagirius schlief, sah ein kothigtes Wildschwein sich auf denselben werfen, und fand ihn gleich wieder unter dem Anfalle, der oft zu kommen pflegte, aber nicht lange anhielt. Vergebens suchte der Unglückliche durch Fasten, Wachen, und andere büßende Uebungen, durch das Gebet frommer Personen, durch Mönche, welche ihre Gewalt über die bösen Geister schon bewiesen haben sollten, von seinem Uebel befreyet zu werden. Er that lange Reisen zu gottseligen Männern, auf deren Beystand er rechnete; er betete auch oft bey den Gräbern der Märtyrer, wo mehrere wunderthätige Heilungen bewirkt worden seyn sollten; aber alles ohne Erfolg. Endlich wurde er so äußerst muthlos, daß er seinem Freunde Chrysostomus öfters in der Einöde gestand, er sey einigemal nahe am Selbstmorde gewesen. Auf der andern Seite hatte sein Elend, da es bloß als ein geistliches behandelt wurde, die Folge, daß Stagirius alle fromme Hülfsmittel mit verdoppeltem Eifer anwandte, und darinne die Vollkommenheit, welche man damals bewunderte, erreichte. Beten und Lesen der heiligen Schrift war jezt sein Hauptgeschäfte; er genoß nur einmal in zwey Tagen Brodt und Wasser; schlief viele Nächte gar nicht, sah niemanden mehr an, und rührte jedermann durch die Traurigkeit, wovon alles an ihm sprach.

Chrysostomus, der seinem Freunde auf irgend eine Art Hülfe zu leisten wünschte, konnte ihn wegen seiner eigenen Kränklichkeit nicht einmal besuchen. Daher

arbei-

rbeitete er für ihn eine Troſtſchrift aus, welche bald ſei- J. n. C. G. 363. bis 430.
ne Ermahnungsſchrift an den vom Teufel geplag-
en Aſceten Stagirius; bald ſeine drey Bücher
on der Vorſehung heißt, weil er in derſelben zeigt,
aß Gott ſeine gerechten und heiligen Diener gar oft, zu
hrem Beſten, mit herben Züchtigungen belege, und
aß dieſe alſo auch bey dem Stagirius, wie er am En-
e des erſten Buchs ſagt, nicht ein Zeichen der gött-
ichen Verlaſſung, ſondern ein Merkmal der vorzügli-
hen Liebe Gottes gegen ihn heiſſen können. Ueber-
aupt aber ſucht er darzuthun, daß vieles, was für gött-
iche Strafen, auch an Menſchen, welche dieſelben ver-
ient haben, gehalten wird, lauter Güte und Wohlthun
ey. Daß Gott, zum Beyſpiel, die Menſchen aus dem
Paradieſe ſtieß, rettete ſie von einem dreyfachen Abgrun-
e. Sie würden ſonſt Gott für neidiſch und lügenhaft;
en Teufel hingegen für ihren Freund und Wohlthäter
ehalten, und niemals zu ſündigen aufgehört haben.
Gott verurtheilte weiter die Menſchen zur Arbeit im
Schweiſſe ihres Angeſichts, damit ihre Laſterhaftigkeit
icht durch den Müßigang noch mehr begünſtigt würde.
Er ſtrafte den Cain lange ſo hart nicht, als er es ver-
iente. Dadurch, daß er beym Leben blieb, wurden
ndere, die ihn ſahen, zur Beſſerung gereizt; er ſelbſt
ekam dazu Zeit, und die Strafe dieſes Lebens verrin-
erte für ihn diejenige, welche er im künftigen ausſtehen
ollte. Frägt jemand, warum Gott den Verführer
on Anfange her nicht ſogleich vertilgt habe: ſo
ird er finden, daß auch dieſes aus einer beſondern Für-
orge für uns geſchehen ſey. Wenn jener Böſewicht mit
Gewalt herrſchte: ſo könnte man zweifelhaft bleiben.
Da er aber dieſer Macht beraubt, nur überreden und lo-
en kann, und es auf uns ankömmt, ob wir ſeine Ver-
ührung abweiſen wollen: warum willſt du dieſe Gele-
enheit zum Ruhm und zur Erwerbung von Kronen
ufheben? Man dürfte keine Einwendung machen,
enn gleich Gott vorhergeſehen hätte, daß der Teufel

J. n. C. G. 363 bis 430.

alle Menſchen überwinden würde. Denn daß er ſie ohne Widerſtand wegen ihres freywilligen Nachgebens beſiegte, wäre ja unſere eigene Schuld. Allein Undankbare laſſen ſich mit dieſer Antwort nicht befriedigen. Wenn nun jetzt ſchon viele ſeine Macht gebrochen haben, und auch noch künftig viele dieſes thun werden: warum willſt du ſo treflichen Männern, die einen ſo herrlichen Sieg davon tragen ſollen, dieſe Ehre entreiſſen? Gott hat den Teufel eben darum losgelaſſen, damit er von denen, welche er zuerſt überwunden hatte, wieder überwunden würde: und das iſt für ihn die ärgſte Strafe; das wird ihn in die äußerſte Verdammniß führen. Aber es werden ihn doch nicht alle überwinden! ſagſt du. Was thut dieſes zur Sache? Es iſt immer anſtändiger, daß den Gerechten die Gelegenheit dargeboten wird, ihren guten Willen zu zeigen, und daß die übrigen wegen ihrer eigenen Nachläßigkeit beſtraft werden, als daß um dieſer willen auch jene Schaden leiden. Jetzt wird der Nichtswürdige keineswegs durch die Uebermacht ſeines Gegners, ſondern durch ſeine Trägheit überwältigt: das beweiſet die Menge der Sieger. Würde aber der Gegner ganz weggeſchafft: ſo wäre es eben derſelbe Fall, als wenn ein Kampfaufſeher zween Kämpfer, einen herzhaften und einen weichlichen, auseinander gehen ließe, ohne es dem erſtern zu erlauben, daß er durch ſeine Tapferkeit ſich die Krone erſtritte. Doch die gedachte Frage über den Teufel enthält im Grunde auch viele Klagen gegen die Vorſehung Gottes, und über alle Geſchöpfe. Man muß ſich derſelben gemäß, auch über die Schöpfung des Mundes, der Augen, und anderer Glieder, beſchweren, weil durch dieſelben ſo viel Unerlaubtes begangen wird. Es wird, nach dieſer Art zu ſchließen, die ungereimte Folge entſtehen, daß auch Speiſe und Trank, Erde, Himmel, Sonne und alles übrige, wegen des verſtümmelten Menſchen überflüßig ſeyn wird.

Wir können vielmehr, fährt Chryſoſtomus fort, wenn wir wollen, ſelbſt wider Willen des Teufels, viele

viele Vortheile durch ihn erlangen: ein bewundernswürdiger Beweis der göttlichen Güte. Denn es ſchmerzt ihn ſchon an ſich, wenn wir beſſer werden; wenn aber dieſes ſogar durch ſeine Vermittelung geſchieht: ſo iſt ihm ſolches unerträglich. Wie verſchafft er uns aber Nutzen? Wenn wir, aus Furcht vor ſeiner Wuth, bey ſeinen beſtändigen Nachſtellungen und mancherley Kunſtgriffen ſehr wachſam ſind, und immer an den Herrn denken. Dazu munterte Paulus (Br. an die Epheſ. C. VI. v. 12.) und Petrus (1. Br. C. V. v. 8.) die Chriſten auf. Viele Mütter zeigen ihren ſich verlaufenden Kindern, wenn ſie mit ihren Ermahnungen nichts ausrichten, ſchröckliche Larven, damit ſie zu ihnen zurückkehren. Eben ſo pflegt es auch uns zu gehen. Wenn uns der böſe Geiſt in Furcht ſezt: ſo werden wir klüger; alsdann lernen wir uns kennen, und nehmen eifrig unſere Zuflucht zu Gott. Wäre der Teufel gleich anfänglich vertilgt worden: ſo würden viele nicht geglaubt haben, daß er den Menſchen betrogen, und um eine ſo große Glückſeligkeit gebracht habe. Denn da jezt, nach ſo vielen Zeichen ſeiner Verführung, Menſchen genug ſich unterſtehen, ſolches zu leugnen, was würden ſie ſagen, wenn ſie ſeine Liſt gar nicht erfahren hätten? Bey einer genauern Betrachtung aber finden wir, daß uns der Teufel nicht zu allem antreibe. Er verurſacht uns zwar vieles Uebel; allein vieles ziehen wir uns durch unſere Sorgloſigkeit zu. Den Cain beredete er gewiß nicht zum Brudermorde. Wollte man ſagen, er habe böſe Gedanken in ihm erweckt: ſo war es doch Cains Schuld, daß er den Eingebungen deſſelben gehorcht hat. Die Strafe der Sündfluth war gleichfals ein Denkmal der Vorſehung Gottes: nicht allein wegen der vorhergehenden langen Warnungen; ſondern auch wegen des Nutzens, den ſie theils denen brachte, welche darinne umkamen, — ſie wurden nemlich von einem weitern Fortgange in Laſtern zurückgehalten; — theils noch mehr den Nachkommen, als welchen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

chen dadurch eine Menge schlimmer Beyspiele, die zum Sündigen reizten, entzogen ward.

Doch diese Leute, sezt Chrysostomus hinzu, welche gerne die Schuld ihrer Vergehungen Gott beymessen, sagen ferner: **Hätte es Gott nicht zugelassen, so würde der Teufel die Menschen nicht verführt haben.** Aber alsdann würde auch **Adam** nicht erkannt haben, wie wichtig sein voriges Gute gewesen sey; er würde dem Stolze, Kraft dessen er Gott gleich seyn wollte, nicht entsagt haben; sondern immer übermüthiger geworden seyn. Gesetzt, der Teufel hätte den ersten Menschen keinen Rath ertheilt: so würden sie doch auch ohne ihn gesündigt haben. Denn derjenige, der sich vom Weibe so leicht überreden ließ, hätte sich von selbst gar bald in die Sünde gestürzt, und dafür noch eine grössere Strafe verdient. Wiewohl die Verführung des Teufels that nicht einmal alles allein; das Weib wurde durch seine eigene Begierde niedergeworfen. Wären die Menschen nicht freywillig gefallen: so hätten sie von niemanden umgestürzt werden können. Nun lassen andere, wenn sie hierinne widerlegt worden sind, den Teufel stehen, und machen Gott diesen Vorwurf: **Warum gab er den Menschen ein Gebot, da er doch wußte, daß sie sündigen würden?** Das sind aber Worte des Teufels, und Erfindungen eines gottlosen Gemüths. Denn Gebote vorschreiben, ist mehr ein Beweis der Fürsehung, als keine ertheilen. Hätte **Adam**, der so nachläßig war, als es der Erfolg zeigte, kein Gebot von Gott empfangen, und wäre er ungestört in seinem Vergnügen geblieben: würde sich die aus dieser Nachsicht entstandene Schwäche und Trägheit zum Bösen oder Guten gewandt haben? Gewiß er würde, ohne eine solche Fürsorge, in die äußerste Ruchlosigkeit verfallen seyn. Denn da er noch ungewiß in Absicht auf seine Unsterblichkeit, gleichwohl so übermüthig stolz war, daß er Gott zu werden hoffte, wie weit würde er

nicht

nicht im Sündigen gegangen ſeyn, wenn er einer ewigen Fortdauer ſicher geweſen wäre! Wenn Adam denjenigen, der ihm einen Befehl gegeben hatte, verachten konnte: ſo würde er, wenn er gar nichts von demſelben gehört hätte, noch geſchwinder vergeſſen haben, daß er unter einem Herrn ſtehe. Daher erinnerte ihn Gott durch ſein Gebot ſehr zeitig daran. Was hat aber dieſes geholfen? ſagt man. Wenigſtens doch ſo viel, daß man Gott den Fall der Menſchen nicht zuſchreiben darf. Allein das göttliche Gebot hatte, ſelbſt nachdem es übertreten worden war, ſeinen Nutzen. Denn nunmehr bewies das ganze Verhalten der Menſchen, daß ſie Gottes Oberherrſchaft erkannten. Schon das war ein großer Gewinn, daß ſie von der Hoffnung, die ihnen der Satan gemacht hatte, zur Furcht Gottes übergiengen. Es iſt gewiß nichts geringes, wenn man nicht ohne Empfindung ſündigt, und ſein Verbrechen bald erkennt: denn dieſes iſt der Anfang zur Beſſerung. J. n. C. G. 363. bis 430.

Nach dieſen Proben der göttlichen Fürſorge, kommt Chryſoſtomus zu der allerherrlichſten, welche in den Anſtalten durch Chriſtum ſichtbar iſt; ingleichen zu derjenigen, welche einzelne Menſchen betrifft. So oft es dir alſo, redet er ſeinen Freund an, einfällt, daß du alles um Chriſti willen weggeworfen haſt, und dennoch eine ſolche Verſuchung ausſtehen mußt: ſo verliere nur den Muth nicht. Gott kann unmöglich lügen; Er hat aber denen, welche ſeinetwegen alles verlaſſen, das ewige Leben verſprochen. Die gegenwärtige Verſuchung kann darüber keinen Zweifel erregen: denn Gott hat das ewige Leben nicht im jetzigen verheiſſen. Daß Er aber ſolche Dinge geſchehen läßt, die ſeinen Verheiſſungen entgegen ſtehen, hat folgende Abſichten: erſtlich, Beweiſe ſeiner Macht zu geben: zweytens, uns zum Vertrauen auf Ihn, auch mitten unter ſolchen Bedenklichkeiten, zu gewöhnen. Freylich leben viele, die in weltliche Angelegenheiten verwickelt ſind, ganz ruhig.

Doch

J. n. C. G. 363. bis 430.

Doch Chriſtus hat dieſes vorhergeſagt, (Joh. C. XVI. v. 20.) und diejenigen, welche Anfechtungen leiden, genießen dafür des Vorzugs, daß ſie die Tugend der Geduld lernen. **Wenn uns aber nun, ſagſt du, die Größe der Anfechtung über den Haufſen wirft:** Das iſt nicht die Schuld Gottes, wie der Apoſtel verſichert; (1. Corinth. C. X. v. 13.) ſondern derer, welche über ſeine Züchtigungen unwillig werden. Sind dieſe gleich ſehr beſchwerlich; ſo bleiben es doch immer Uebungen, welche zur Stärkung des Kämpfenden eingerichtet ſind. Je größer ſie werden, deſto größer wird auch ihre Belohnung ſeyn. Sie demüthigen uns, hindern uns nachläßig zu werden, machen uns bedachtſamer und weiſer; ja wenn wir auch keine Urſachen und nutzbaren Folgen davon bemerken ſollten: ſo müßten wir doch der unerforſchlichen Regierung Gottes ohne Widerrede gehorchen. Ueberdieß haben wir auch über die Lehre von den Belohnungen und Strafen des zukünftigen Lebens nunmehr ſo viel Licht erhalten, daß uns dasjenige, was in dem gegenwärtigen den Frommen und Böſen begegnet, gar nicht beunruhigen darf. Weil es aber viele giebt, welche jene Lehre nicht glauben wollen: ſo bildet Gott hier ſchon das künftige Gericht dadurch im Kleinen ab, daß er öfters die Guten belohnt, und die Gottloſen ſtraft; wodurch auch viele aus ihrem Sündenſchlafe erweckt werden. Bekäme hingegen ein jeder hier den verdienten Lohn ſeiner Handlungen: ſo würde man die gedachte Lehre durchgehends für falſch halten.

Noch iſt die Auflöſung von ſchwerern Fragen übrig, ſezt Chryſoſtomus hinzu. **Warum werden viele von ihrer erſten Jugend an, bis an ihr Ende, mit mancherley Trübſalen gedrückt?** Hierauf werde ich antworten, daß ſie zwar hauptſächlich wegen ihrer Vergehungen Strafe leiden; aber auch darum, damit andere ſich an ihrem Beyſpiele beſſern mögen. Geſchieht dieſes nicht bey allen: ſo wundere dich darüber nicht;

nicht; denn die Zeit des Gerichts iſt noch nicht vorhanden. Was willſt du aber von denen ſagen, frägſt du, welche, ehe es ihnen noch ihr Alter zuläßt, Gutes und Böſes von einander zu unterſcheiden, eben ſo beſtraft werden, als die ärgſten Sünder? Hiervon giebt es verſchiedene Urſachen. Es können dergleichen Leiden aus der Unmäßigkeit ihrer Eltern, aus der Nachläßigkeit derer, welche ſie erzogen, aus der veränderlichen Witterung, und aus andern Zufällen hergeleitet werden. Da Gott außerdem von vielen derſelben vorausgeſehen hat, daß ſie böſe werden würden: ſo hat Er ſie auf dieſe Art gleichſam gefeſſelt. Ueben doch die Bettler ſelbſt, ohngeachtet ihrer Noth, unzählige Laſter aus; eben ſo machen es auch die Gefangenen, ingleichen die Beſeſſenen, wenn die Beſitzung bey ihnen zu Ende iſt. Gott verfährt mit den Sündern, wie ein Richter mit den gefangenen Miſſethätern, von denen er nur bisweilen einen oder zween hinrichten läßt, um die andern zu ſchröcken. Aber, ſagſt du, was geht dieſes diejenigen an, welche von ihrem früheſten Alter an, ſo zu ſagen, mit Leiden genährt wurden, und noch vor ihren reifern Jahren ſterben? Ich antworte: Was leiden denn dieſe vor Uebel, wenn ſie noch keine Empfindung des Leidens haben, noch nicht gelernt haben traurig oder fröhlich zu ſeyn? Oft werden auch durch die Leiden ſolcher Kinder, Eltern, Geſchwiſter und Anverwandte gebeſſert. Zuletzt beſchäftigt ſich Chryſoſtomus noch mit der Frage: Warum diejenigen, welche vor der Verſuchung richtig einhergiengen, nach derſelben gefallen ſind? Wer kennt denn, verſezt er darauf, diejenigen, welche richtig einhergehen, als derjenige, der unſre Herzen gemacht hat? Oft geſchieht es, daß ſolche, die fromm zu ſeyn ſcheinen, ſchlimmer als alle übrige ſind. Allein, um mich bey den Heuchlern nicht aufzuhalten, woher wiſſen wir es denn, daß die Tugendhaften, wenn ſie in allem recht handelten, auch die vornehmſte Tugend, die Demuth, nicht vernachläßigt haben? Deswegen

J. n. C. G. 363. bis 430.

F. u. C. 363. bis 430.

wegen hat sie Gott eben in Versuchungen hingegeben, damit sie lernen mögen, daß sie das verrichtete Gute nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Gnade Gottes, vollbracht haben. Sagt jemand, es sey besser, daß sie sich bey einem tugendhaften Leben erhüben, als daß sie durch ihren Fall gedemüthigt würden: so kennt er den Schaden des Stolzes, und den Gewinn der Demuth nicht. Denn ein Mensch, der aus Hochmuth Gutes thut, wird sich, wenn anders ein Hochmüthiger dergleichen thun kann, gar bald ins tiefste Verderben stürzen. Derjenige aber, den Gott fallen läßt, und der daraus Demuth lernt, wird wieder aufstehen, und, wenn er nur will, den Schaden seines Falls leicht ersetzen. Ferner wird der Stolze, der für tugendhaft gehalten wird, ohne Trübsal niemals zu einiger Empfindung seiner Unart gelangen. Auch wird die eitle Ehrbegierde, der zu Gefallen viele gut handeln, durch ihren Fall heilsam niedergeschlagen. Am Ende dieses Buchs, zeigt der Verfasser seinem Freunde noch umständlicher, wie viel Vortheile er insonderheit aus seiner schweren Anfechtung bereits gezogen habe.

Es war von einem Einsiedler, wie Chrysostomus noch vor kurzem gewesen war, gar nicht zu erwarten, daß er einen Augenblick daran zweifeln würde, ob auch Stagirius vom Teufel besessen worden sey? Er hätte sonst überaus viel von andern Seiten zur Erleichterung seines Kummers beytragen können: und schon dieses einzige wäre für denselben sehr trostreich gewesen, sich, der Würde des Christenthums gemäß, zu überzeugen, daß Gott Seine Freunde gewiß nicht der Wuth eines boshaften unsichtbaren Feindes Preis gebe, um ihre Tugend zu prüfen, oder zu stärken. Vorausgesezt also, was damals niemand zu leugnen wagte, ertheilt er eine Anweisung zur Beruhigung, die zwar in einem gedrängtern Vortrage noch mehr Wirkung thun würde, die auch hin und wieder einige seichte Einfälle enthält; aber doch über-

überhaupt nicht verunglückt iſt. Im Anfange des zweyten Buchs dieſer Troſtſchrift, ſcheint ſich Chryſoſtomus von dem fürchterlichen Begriffe einer teufliſchen Anfechtung etwas loswickeln zu wollen. Weil Stagirius ſich darüber beklagt hatte, daß ihn der Teufel oft zum Selbſtmorde verſuche: ſo beweiſet er ihm dagegen, daß dergleichen Gedanken nicht allein vom Teufel, ſondern auch von der Traurigkeit, ja wohl gar mehr von dieſer, und vielleicht ganz allein von derſelben, herrühren. Denn da viele, ſagt er, welche von einer ſolchen Anfechtung frey ſind, gleichwohl bloß durch die Traurigkeit zu ſo verzweifelnden Entſchließungen angetrieben werden: ſo mußt du dieſe ganz aus deinem Gemüthe verbannen; alsdann wird der Teufel dir nicht einmal ſolche Gedanken eingeben können. Er macht es, wie ein Dieb, der in der Nacht einbricht; er gießt, an Statt der Finſterniß, Betrübniß über unſere Seelen aus, und ſucht uns alle Gedanken zu entziehen, die zu unſerm Schutze dienen können, damit er die wehrloſe Seele deſto leichter zu Grunde richte. Wie kann man aber, wirſt du einwenden, von dieſen Schmerzen befreyet werden, wenn man nicht erſt von dem Teufel ſelbſt errettet iſt? Es iſt nicht der Teufel, welcher die Traurigkeit erregt; ſondern ſie giebt ihm Kräfte, und ſtiftet böſe Gedanken. Das bezeugt Paulus, (2. Corinth. C. II. v. 7.) der ſich nicht vor dem Teufel, ſondern vor einer ſolchen Schwermuth fürchtet, indem er die Corinthier warnet, des Sünders zu ſchonen, damit er nicht in eine zu heftige Traurigkeit verſinke. Iſt einmal dieſer Kummer aus deiner Seele vertrieben, und ſie wird von dem Teufel noch ſo gewaltſam angegriffen, was für Schaden kann dir dieſes verurſachen? Was kann er wohl allein, ohne unſer Verſehen, wider uns ausrichten? Aber jene Traurigkeit bringt auch in ſeiner Abweſenheit viel Schröckliches hervor; ſie hat viele angetrieben, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Wie kann ich mich, frägſt du, vor derſel-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. derſelben verwahren? Dadurch, daß du die pöbelhaften
C. G. Begriffe von derſelben vermeideſt. Denn bloß nach die-
363. ſen haſt du Urſache, dich über deine Anfechtung ſo ſehr
bis 430. zu betrüben; im Grunde aber gar keine. Und nun belehrt Chryſoſtomus ſeinen Freund, daß ihn weder das Betragen ſeiner Bekannten gegen ihn, (als welche ſehr rühmlich von ſeiner Beſſerung und Vollkommenheit urtheilten;) noch der Umſtand, daß ihn der Teufel in Gegenwart anderer zu Boden werfe, (denn nicht über einen ſolchen Fall, ſondern über ſeinen Sündenfall allein, müſſe man erröthen;) noch die Schmähworte anderer, (indem ſie von Unſinnigen kämen, und auch niemanden träfen, als wer ſchändliche Handlungen begienge;) noch die Bekümmerniß und der Zorn ſeines Vaters, (der noch nichts von ſeinem Zuſtande wußte, und ein laſterhaftes Leben führte;) noch beſonders die Ungewißheit, ob ſein Unglück jemals in dieſem Leben aufhören werde? (da er doch gewiß ſey, daß es ihm große Vortheile bringe, und daß erſt in der zukünftigen Welt die Belohnungen für die Leiden der gegenwärtigen zu hoffen wären;) daß ihn nichts von dieſem allem ſo außerordentlich beunruhigen dürfe. Hierauf ſucht er ihn noch mehr durch die Beyſpiele von Heiligen aufzumuntern, welche in ihren Trübſalen Gott vertrauet hätten. Von ſolchen nennt er, mit einer ausführlichen, ſehr beredten, bisweilen auch künſtlich vergrößerten Abſchilderung ihres Zuſtandes, den Abel, Noah, zu deſſen Zeiten er noch gar keine Geſetze, Obrigkeiten, Richter und Strafen findet; Abraham, der weit mehr gelitten haben ſoll, als die beyden vorhergehenden; Hiob, Iſaak, Jacob und Joſeph. Er ſchließt dieſes Buch mit folgenden Vorſtellungen. Wenn ja dieſen Heiligen etwas Angenehmes wiederfuhr: ſo war damals das himmliſche Reich noch nicht völlig offenbart, und die Verheiſſung der zukünftigen Güter noch nicht klar genug. Nunmehr aber, da ſie uns mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit verſprochen werden, ſollte ſich wohl jemand noch unterſte-

hen,

hen, darüber zu klagen, daß er im gegenwärtigen Leben gar nichts von Freuden genieße? Oder wird wohl derjenige hier überhaupt etwas für Freuden halten, der die künftigen kennt? Kann es wohl eine niederträchtigere Seele geben, als diejenige, welche hoffen kann, nach einer kurzen Zeit in den Himmel zu kommen, und gleichwohl hier nach Ruhe, nach einer Glückſeligkeit, welche nichts anders als Schatten iſt, trachtet? Hat derjenige, welcher unter allen Menſchen am meiſten die Vergnügungen dieſes Lebens gekoſtet hat, dennoch geurtheilt, daß alles eitel ſey: ſo müſſen wir, die wir nichts mit der Erde gemein, ſondern unſer Bürgerrecht im Himmel haben, deſto mehr ſolche Geſinnungen annehmen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Bey dieſen zwey Büchern aber ließ es Chryſoſtomus nicht bewenden. Um ſeinem Freunde einen rechten Ueberfluß von Troſt zu verſchaffen, ſchreibt er, habe er noch das dritte hinzugefügt. Nachdem er es ohngefähr eben ſo angefangen hat, wie er das vorhergehende beſchloß, mit einer Vergleichung zwiſchen den kurzen Mühſeligkeiten dieſes Lebens, und der Herrlichkeit, zu welcher ſie der Eingang ſind, fährt er in dem Verzeichniſſe der Heiligen fort, welche viel Leiden, und daher auch ein reiches Maaß von Traurigkeit ausgeſtanden haben. Moſes, Joſua, David, die Propheten überhaupt, und Paulus, kommen hier, zum Theil wiederum mit ſtark aufgetragenen Farben, vor. Dazu ſezt der Verfaſſer noch die Beyſpiele von zween ſeiner Zeitgenoſſen, die an unheilbaren Krankheiten langſam ſtarben, und von den Elenden in den öffentlichen Krankenhäuſern. Vielleicht, fährt er fort, wirſt du ſagen, daß dieſe Uebel nur den Leib betreffen; das deinige hingegen die Seele angreiffe, und mehr Schmerzen verurſache, als alle jene Krankheiten. Aber eben dieſes macht daſſelbe erträglicher, weil es die Seele nur auf eine gewiſſe Zeit trifft. Uebrigens hat Gott deswegen die Traurigkeit in unſere Natur gepflanzt, daß wir aus derſelben

J. n. C. G. 363. bis 430.

Vortheile ziehen, indem wir uns ihr zu rechter Zeit, das heißt, wenn wir etwas Böses thun, überlaſſen. Sie iſt eine herbe Arzney, ein Reinigungsmittel unſerer Laſter, das jedoch bey einer leidenden Seele nicht allein nichts hilft; ſondern ſie auch ſchwächer und leichter zu überwinden macht. Es trägt ſchon viel zur Befreyung von der Traurigkeit bey, wenn man ſie wider Willen bey ſich zuläßt: und dazu muß auch ein anhaltender Eifer kommen. Woher weißt du aber, wirſt du vielleicht fragen, daß ich jezt nicht die durch meine Sünden verdiente Strafe leide? Geſezt, dieſes wäre wahr: ſo ſollteſt du dich vielmehr freuen, daß dir hier deine Sünden erlaſſen werden, damit du nicht mit der Welt verdammet werdeſt. Allein deine Leiden ſind keine Sündenſtrafen, weil ſchon dein vormaliges Leben fromm war. Auſſer dieſen Betrachtungen empfiehlt Chryſoſtomus zulezt dem Stagirius, ſeine übermäßige Betrübniß, ſo wie David und Paulus, durch Gebet zu vertreiben.

Nicht lange nach dieſer erſten Schrift, welche Chryſoſtomus als Diaconus aufgeſezt hatte, ſcheinet das erſte ſeiner zwey Bücher an eine junge Wittwe im Jahr 381. gefolgt zu ſeyn. Theraſius, ein vornehmer und frommer Mann, war in der Blüte ſeines Alters geſtorben, nachdem er nur fünf Jahre im Eheſtande gelebt hatte. Um ſeine Wittwe darüber zu tröſten, werden in dem erſten der gedachten Bücher zwar gewöhnliche und allgemeine Gründe, aber nicht bloß nach der gemeinen Art, vorgetragen. Der Verfaſſer ſagt im Anfange, daß er es nicht in der erſten Betäubung ihres Schmerzens, da man alle Tröſtungen zurück zu ſtoßen pflegt, gewagt habe, ihr einige derſelben vorzuhalten; wohl aber, nachdem ſich der Sturm ihres Gemüths etwas gelegt hatte. Er findet darinne ein Merkmal der göttlichen Fürſorge für ſie, daß, da ihr Geſchlecht ſich dem Schmerze vorzüglich leicht überlaſſe, auch ihre Jugend und ihr frühzeitiger Wittwenſtand, ihre Unerfahrenheit

renheit in Geſchäften, ihre vielen Sorgen, und ein ehemals unter lauter Vergnügen zugebrachtes Leben, ihren jetzigen Zuſtand äußerſt hart gemacht hätten, ſie gleichwohl in keine unheilbare Schwermuth verfallen ſey. Darauf erinnert er ſie, daß Gott verſprochen habe, bey einer Wittwe die Stelle ihres Mannes zu vertreten, und daß der Nahme einer Wittwe keineswegs der Nahme eines Unglücks, ſondern vielmehr einer großen Ehre ſey, indem Paulus bey den Wittwen, die zum Dienſte der Kirche gewählt werden ſollten, die Jahre ihres Alters angegeben habe, welches er nicht einmal bey den Biſchöfen that: und zwar deswegen, weil jene mit ſehr vielen Nachſtellungen und Gefahren zu ſündigen umgeben wären. Daher habe ſein heydniſcher Lehrer, als er hörte, daß ſeine Mutter bereits zwanzig Jahre als Wittwe lebe, voll Bewunderung ausgerufen: Ey! was giebt es nicht vor Weiber unter den Chriſten! Er lobt ſodann den Theraſius, bemerkt, wie ſehr man ſich über den Tod der Frommen freuen müſſe, und wie herrlich dereinſt die Körper der Seligen ſeyn werden; breitet ſich in beſondern Beyſpielen, die ſelbſt von den Kaiſern ſeines Jahrhunderts und ihren Gemahlinnen hergenommen ſind, über die Unbeſtändigkeit des höchſten menſchlichen Glücks aus; empfiehlt die Verachtung der eiteln Ehre und der Reichthümer; lehrt, dieſe leztern im Himmel in Sicherheit zu ſetzen, und tröſtet ſeine Freundin beſonders darüber, daß ihr Gemahl, wie ſie klagte, den Ehrenämtern entriſſen worden ſey, die auf ihn warteten. J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Schrift des Chryſoſtomus, welche ebenfals an eine junge Wittwe überſchrieben iſt, iſt gleichwohl keine Fortſetzung der vorhergehenden. Es iſt vielmehr, wie man aus dem Ende derſelben ſchließen kann, eine Predigt aus den Jahren ſeines Lehramts, worinne er die jungen Wittwen überhaupt ermahnt, ſich nicht wieder zu verheyrathen. Nachdem er die Urſachen unterſucht hat, warum ſo viele Wittwen, die alle Beſchwer-

J. n. E. G. 363. bis 430.

ſchwerlichkeiten des Eheſtandes empfunden hätten, ſich doch von neuem nach demſelben ſehnten, geſteht er, daß die zweyte Ehe eben ſo wenig verboten ſey, als die erſte; will aber doch an derſelben eine gewiſſe Schwachheit des Geiſtes, und einen irdiſchen, niedrigen Sinn bemerkt haben. Auf den Einwurf, daß eine gute Handlung gut bleibe, ſie mag einmal, oder öfters vorgenommen werden, und daß ſie ſogar durch die Wiederholung noch rühmlicher werde, antwortet er, nicht die Vermiſchung der Körper, ſondern die treue Anhänglichkeit an einen einzigen Mann, mache die Ehe aus; dieſe Tugend aber werde durch die zweyte Ehe aufgehoben. Daß Paulus den jungen Wittwen das Heyrathen auflegt, iſt, wie er behauptet, nur auf den Fall gerichtet, wenn ſie nicht ohne Ausſchweifungen unverehlicht bleiben können. Er widerlegt weiter den Vorwand, als wenn eine Wittwe des Schutzes und Beyſtandes von einem Manne nicht entrathen könne; wobey er vielmehr zu beweiſen ſucht, daß ſie ſich durch ihre Verheyrathung manche nicht unverdiente ſchimpfliche Nachreden zuziehe. Die zweyte Ehe iſt, nach ſeiner Meinung, zwar verſtattet; aber darum nicht lobenswürdig: es ſind nur keine Strafen auf dieſelbe geſezt. Auch finden ſich manche nachtheilige Umſtände bey derſelben; wie unter andern, daß derjenige, der eine Wittwe zur Frau nimmt, ſie nicht wie eine Jungfrau lieben kann, weil ſie bereits einem andern zugehört hat; aber auch ihrer Liebe wenig verſichert iſt, weil ſie die Treue gegen ihren erſten Mann gebrochen hat. Zulezt macht der Verfaſſer auch noch einen Unterſchied zwiſchen Wittwen, welche es in ihrer Jugend geworden waren, und ſolchen, die erſt nach einer langen Ehe ihren Mann verlohren haben. Die Beharrlichkeit der erſtern in dieſem Stande wird weit höhere Belohnungen erlangen, als wenn die leztern Wittwen bleiben. — Obgleich Chryſoſtomus nicht alles, was für die zweyte Ehe geſagt werden kann, mit eben der Stärke vorträgt, mit welcher er ſie zu widerrathen ſucht; ſo

war

ar es doch für ſeine Zeiten ſchon genug, daß er ſie nicht J. n. C. G. 363. bis 430.
it gleicher Heftigkeit verwarf, wie damals Hieronymus, und andere Lehrer, bereits ſeit dem zweyten Jahrunderte, gethan haben.

Ganz ohne eine ſchädliche Herabſetzung des Eheſtandes lieſen freylich auch bey ihm dergleichen Empfehlungen einer keuſchen Enthaltſamkeit, nicht ab. Das ſieht an inſonderheit aus ſeiner Abhandlung über die Jungfrauſchaft, oder über das eheloſe Leben, welche ach der wahrſcheinlichen Beſtimmung des Montfaucon, (Monitum in Librum de Virginitate, T. I. Opp. 267. ſq.) entweder in eben dieſe Jahre, da er noch Diaconus war, oder wenigſtens in die Zeit ſeines Lehrmts zu Antiochien gehören mag, und von welcher an den Auszug ſchon anderwärts (Th. VIII. S. 279. f.) geleſen hat.

Gewiſſer kann man die Abhandlung über den Märtyrer Babylas, oder wider den Julianus und ie Heyden, in dieſe frühern Jahre des Chryſoſtomus ſetzen. Er hat nachher auch eine Predigt von den dieſem Märtyrer gehalten: und beyde Aufſätze nd ſchon in einem andern Zuſammenhange dieſer Geſchichte (Th. IX. S. 219.) genannt worden. Die Geſchichte des Babylas ſelbſt, ingleichen die Verſetzung einer Gebeine auf Befehl des Kaiſers Julianus, und as Frohlocken der Chriſten über dieſe ihrer Religion ühmliche Begebenheit, ſind ebenfals in andern Theilen ieſes Werks vorgekommen. (Th. IV. S. 208. fg. Th. I. S. 335. fg.) Chryſoſtomus erneuert zwar auch n der Predigt das Andenken dieſes Märtyrers mit viem Eifer gegen das Heydenthum. Aber in der weit ängern Schrift oder Lobrede auf denſelben, hat er alle eine Beredſamkeit angewandt, um den Babylas nicht llein bewundernswürdig; ſondern auch als einen redenden Beweis für die Vortreflichkeit und göttliche Unterſtützung des Chriſtenthums darzuſtellen. Eigentlich iſt

J. n. C. G. 363. bis 430.

zwar der Grund, auf welchen der Verfaſſer hier bauet, ſehr wankend, indem er ungewiſſe, und zum Theil offenbar falſche Sagen vom Babylas, mit den ſichern Nachrichten über denſelben vermiſcht. Er meldet zum Beyſpiel, daß ein Kaiſer, den er nicht nennt, nachdem er einen Perſiſchen Prinzen, den er zum Unterpfande des Friedens mit ſeinem Vater, dem Könige, als Geiſel bekam, hatte hinrichten laſſen, in die chriſtliche Kirche zu Antiochien habe gehen wollen; daß aber Babylas, welcher damals Biſchof dieſer Gemeine geweſen ſey, ihm ſolches nicht verſtattet habe. Darauf habe ihn der Kaiſer hinrichten laſſen: und als in der Folge ein chriſtlicher Kaiſer die Gebeine dieſes Biſchofs in die Vorſtadt von Antiochien, Daphne, habe bringen laſſen, um die daſelbſt ſo üblichen Ausſchweifungen zu hintertreiben, ſey wirklich der Teufel in dem dortigen Tempel des Apollo dadurch zum Stillſchweigen genöthigt worden. Ohne Zweifel war es für einen Diakonus, der zu Antiochien ſelbſt ſchrieb, gar nicht rathſam, eine zwar mit der Geſchichte ſehr ſtreitende, aber bey den daſigen Einwohnern beliebte Erzählung von einem ſo verehrten Manne anzugreiffen; zumal da Chryſoſtomus mehr denjenigen Theil der Geſchichte des Babylas brauchte, der in die Zeiten des Julianus fiel. Es iſt auch überflüßig, zu zeigen, mit welcher Kunſt und Begeiſterung er hier dieſen Märtyrer, vornehmlich den vermeinten Sieg deſſelben über den Apollo, geprieſen habe. Denn man hat es bereits an einem andern Orte geſehen, (Th. IX. S. 181. fg.) wie unvorſichtig hitzig er in ſeinen Predigten ſelbſt das Beſuchen der Gräber und Ueberbleibſel der Märtyrer gerühmt habe. Deſto weniger iſt es auch unerwartet, wenn er hier nach dem allgemeinen Glauben ſeiner Zeit hinzufügt, (p. 555. ed. Montefalc. T. II. Opp.) daß noch täglich von den Märtyrern Wunder ausgeübt würden.

Einiges verdient jedoch auch aus dieſer beſonders zierlich geſchriebenen Abhandlung beygebracht zu werden:

und

nd ſollte es nicht um ſeiner Vortreflichkeit willen nöthig J. n.
yn; ſo würde es doch, wie bey andern Schriften des C. G.
hryſoſtomus, dazu dienen, den eigenen Gang, wel- 363.
en er oft bey der Behandlung einer gewöhnlichen Ma- bis
rie nimmt, immer kenntlicher zu machen. Hier iſt 430.
ſonderheit der Eingang merkwürdig, welcher folgen-
en Anfang hat. Als unſer Herr Jeſus Chriſtus ſchon
inem Leiden nahe war, und den lebendigmachenden
od ſterben ſollte, ſagte er noch in der lezten Nacht zu
inen Jüngern: Wer an mich glaubt, der wird
ie Werke, die ich thue, auch thun, und noch
rößere. Es hat viele andere Lehrer gegeben, welche
uch Schüler gehabt, und Wunder verrichtet haben, wie
ie Heyden ſich deſſen rühmen. Aber keiner von ihnen
at ſich jemals unterſtanden, etwas ſolches zu denken,
der zu ſagen; ſo unverſchämt ſie auch ſonſt waren; ſo
läufig es ihnen auch iſt, vorzugeben, daß viele ihrer
Bunderthäter die Schatten von Verſtorbenen gezeigt
ätten. Ich will die Urſache davon angeben. Jene
händlichen Betrüger ſahen freylich wohl ein, daß, wer
ndere durch ein Blendwerk berücken wolle, daſſelbe
ahrſcheinlich genug einrichten müſſe, um nicht eines
Betrugs überführt zu werden: ſo wie man liſtigern Fi-
hen und Vögeln die Neze nicht ganz bloß vorlegt.
ätten ſie alſo geſagt, daß einer von ihnen ſeinen Schü-
rn eben das verſprochen habe, was Chriſtus den ſei-
gen verheiſſen hatte: ſo wären ſie ſelbſt von den Be-
ogenen verlacht worden, weil ſie nicht einmal wahr-
heinlich hätten lügen können. Denn etwas ſolches
orherſagen und wirklich erfüllen, gehört allein für jene
lige Macht. Zwar haben ehemals die böſen Geiſter
n Betrogenen ein Blendwerk machen können; das ge-
hah aber deswegen, weil die Quelle des Lichts noch nicht
ielen bekannt war. Damals konnte man ſowohl an andern
Betrügereyen, als an den Opfern ſehen, daß es Wer-
e der böſen Geiſter wären. Welch eine Raſerey war
s nicht, daß ſie befohlen, Menſchen auf ihren Altären

J. u. C. G. 363. bis 430.

durch die Eltern ſelbſt zu opfern! Wäre auch ein groſſes Wunder darauf erfolgt; (wiewohl nur etwas Unbedeutendes und Betrügeriſches erfolgt iſt;) ſo hätte doch bloß dieſer Umſtand allen, die ihrer Vernunft mächtig waren, zeigen können, wie laſterhaft diejenigen ſind, welche unſer Daſeyn zerſtören. Aber unſer Herr Jeſus, der wegen ſeiner Vorſchriften und Wunder als Gott angebetet werden muß, hat ſelbſt ſeine Feinde, die Heyden, von dieſen unmenſchlichen Opfern befreyet. Wie ſehr ſeine gedachte Verheiſſung erfüllt worden ſey, davon ſeyd ihr Heyden ſelbſt Zeugen. Sagt mir, warum kennen ſo viele den Zoroaſter und Zamolxis nicht einmal dem Nahmen nach? Iſt es nicht darum, weil alles, was von ihnen erzählt wird, aus lauter Erdichtungen beſteht? Sie, und diejenigen, welche dieſes erſonnen haben, ſollen zwar anſehnliche Männer geweſen ſeyn: vermuthlich, weil jene Zauberer, und dieſe Betrüger waren. Allein ihre Kunſtgriffe helfen nichts; da hingegen das Chriſtenthum ſich ohne fremde Hülfe gegen alle Angriffe erhalten hat. Die berühmteſten Philoſophen und Redner ſind dadurch, daß ſie wider uns ſtritten, lächerlich geworden, und haben das Anſehen von Knaben gehabt, welche Poſſen reden. Unter ſo vielen Völkern haben ſie weder einen Weiſen, noch Thoren, keinen Mann noch Weib, nicht einmal ein Kind, zu ihrer Meinung bringen können. Ihre Schriften ſind ſo belachenswürdig, daß einige derſelben längſt untergegangen, andere, ſobald ſie erſchienen, verſchwunden ſind. Hat ſich noch etwas davon erhalten: ſo iſt es bey den Chriſten geſchehen; weit gefehlt, daß ſich dieſe davor gefürchtet hätten. Hätten wir diamantne und unverwesliche Leiber: ſo würden wir uns nicht ſcheuen, Schlangen, Scorpionen und Feuer mit unſern Händen anzufaſſen. Da wir aber ſolche Seelen und einen ſolchen Glauben von Chriſto empfangen haben: ſo fürchten wir uns nicht, das Gift unſrer Feinde bey uns zu führen. Eure Religion hat niemand gewaltſam angegriffen. Keiner der chriſtlichen

Kaiſer

Kaiſer hat gegen euch ſolche Befehle gegeben, als die Verehrer der böſen Geiſter wider uns. Gleichwohl iſt der Irrthum der Heyden eben ſo von ſelbſt gefallen, wie ein ſchwindſüchtiger Körper ſich nach und nach verzehrt. Das wenige, was noch davon übrig iſt, wird auch leicht vertilgt werden können. Ganz anders verhält es ſich mit der Sache der Fiſcher; ſie blühet täglich mehr, ob ſie gleich unter beſtändigen Trübſalen, Kriegen und Unruhen auf unſere Zeiten gekommen iſt. Das Heydenthum wurde, nachdem es ſich überall ausgebreitet hatte, und ſehr ſtark geworden war, durch die Macht Chriſti zerſtört. Unſere Predigt aber hat, ehe ſie noch gegründet war, gleich vom Anfange her, mit der ganzen Welt fechten müſſen; ſie hat ihr Haupt zu einer unermeßlichen Höhe empor gehoben, wiewohl ſie nur geringe Leute zu Lehrern hatte: einen Zeltmacher und einen Fiſcher. Dieſen konnte es gar nicht einfallen, Wunder zu erdichten: wer würde, bey einem offenbaren Betrug, und ohne allen Grund, ihren Glauben angenommen haben? Und was konnte ſie zu ſolchen Erdichtungen bewegen? Auf ihre Beredſamkeit konnten ſie ſich nicht verlaſſen, da einer von ihnen ganz ungelehrt war; auch nicht auf ihren Reichthum, oder auf ihre vornehme Herkunft. Worauf hätten ſie ſich denn verlaſſen können? Etwan auf das Fiſchernetz oder die Angel? oder auf Scheere und Bohrer? Werdet ihr euch nicht wegbegeben, ihr Unſinnige! und euch entweder erdroſſeln, oder in einen Abgrund ſtürzen? Wir wollen aber etwas Unmögliches als wirklich ſetzen! Es mag jemand von der See herkommen, und ſagen: Der Schatten meines Körpers hat Todte auferweckt. Ein anderer mag aus der Werkſtätte, wo er Zelte verfertigt, hervortreten, und eben dieſes von ſeinen Kleidern rühmen. Welcher Zuhörer wird ſo wahnwitzig ſeyn, daß er ihnen ſolche wichtige Dinge bloß auf ihr Wort glauben ſollte? Warum hat denn damals kein anderer Künſtler etwas dergleichen von ſich gerühmt? oder warum hat kein anderer

J. n. C. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

es von ihm erzählt? Wären unsere Nachrichten Erdichtungen: so würden die Nachkommen vermuthlich desto leichter ähnliche Lügen vorgebracht haben. Die erstern hatten kein Beyspiel ihrer Vorgänger, aus welchem sie sich Hoffnung zu dem Fortgange ihres Betrugs machen konnten; aber die leztern konnten schon mit mehr Vertrauen einen Betrug wagen, weil sie nach einem solchen Beyspiele alle Menschen für unsinnig halten, und sicher von sich vorgeben durften, was sie nur wollten. Die Worte der Heyden sind wirklich Thorheiten, welche man belachen muß. Wenn sie unsere Religion bestreiten: so muß man über sie entweder lachen oder weinen, weil sie etwas Schwereres unternehmen, als diejenigen, welche den Himmel mit Pfeilen durchbohren, oder den Abgrund des Meeres ausleeren wollen. Die Wahrheit unserer Lehre kann niemals widerlegt werden, weil nichts stärker, als Wahrheit ist. Jeder also, der seines Verstandes mächtig ist, muß zugeben, daß die Erzählungen von derselben eben so glaubwürdig sind, als was wir jezt sehen. Zur Bestätigung dessen wendet sich nun der Verfasser zu dem Wunder, welches Babylas durch die Verbrennung des Tempels des Apollo gewirkt haben soll, und überhaupt zu seiner Geschichte.

Es ist lange nicht die Hälfte von dem Eingange des Chrysostomus zu dieser Abhandlung, was man bisher daraus gelesen hat. Allein diese selbst ist mit Betrachtungen, Gemeinplätzen, Vergleichungen und lobrednerischen Zügen aller Art, so sehr angefüllt, daß man zwar die Fruchtbarkeit der Kunst des Redners nicht ohne einige Bewunderung bemerkt; aber in der That auch dadurch ermüdet wird. Man muß ihn zugleich bedauern, daß er an diese fabelhafte Geschichte so großen Fleiß verwandt hat. Dazu kömmt noch, daß die vorangeschickte Einleitung über die Glaubwürdigkeit der Wunder unter den Christen in den spätern Zeiten, ihre Absicht nicht erreicht. Nicht allein Heyden, sondern selbst Christen, wenn

wenn es anders damals möglich geweſen wäre, konnten J. n. C. G. immer noch den Beweis von dem Verfaſſer fordern, daß 363. es das Gebet des Babylas geweſen ſey, welches den bis Blitz auf den gedachten Tempel herabgeführt hat. Die 430. lange Stelle, worinne er ſich über die Klagen des Libanius wegen dieſes Unfalls luſtig macht, iſt vielleicht die angenehmſte in der ganzen Schrift.

Daß Chryſoſtomus auch ſein Werk vom Prieſterthum in den Jahren, da er Diakonus war, geſchrieben habe, iſt bereits oben (S. 254.) bey dem Auszuge aus demſelben bemerkt worden. Da die ausgebreitete Menſchenkenntniß, welche er darinne an den Tag legte, keine Frucht ſeiner genauern Bekanntſchaft mit der Welt, die er ſeit vielen Jahren floh, ſeyn konnte: ſo iſt es glaublich, daß er entweder die Menſchen ſehr frühzeitig beobachtet, oder ſie in der Folge hauptſächlich aus Schriften kennen gelernt habe. In eben dieſe Zeiten ſezt Montfaucon auch eine Art von Auszuge aus der heiligen Schrift, ſo weit derſelbe noch übrig iſt. Allein er giebt von dieſer muthmaaßlichen Beſtimmung gar keine Gründe an: (Monit. ad Synopſin Script. S. T. VI. p. 313.) und es wird daher von dieſer Schrift weit füglicher bey der genauern Vorſtellung der Arbeiten des Verfaſſers über die heilige Schrift Nachricht ertheilet werden können. Eben ſo iſt es eine Muthmaaßung des Tillemont, (Mémoires, Tome XI. p. 29.) die keine Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, daß der Diakonus, von welchem Chryſoſtomus in einer ſeiner Predigten erzählt, (Homil. XLVI. in Act. Apoſt. p. 349. ſq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) daß er ſich des Unterrichts einer Menge von Catechumenen, den die Aelteſten zu Antiochien vernachläßigten, angenommen habe, er ſelbſt geweſen ſey.

Meletius, Biſchof von Antiochien, war unterdeſſen bereits im Jahr 381. zu Conſtantinopel verſtorben.

J. n. C. G. 363. bis 430.

ben. Die zwanzigjährige Spaltung in der Antiochenischen Gemeine, die von ihm den Nahmen hat, deren Ursprung in der Geschichte der frühern Arianischen Händel schon beschrieben worden ist, (Chr. KGesch. Th. VI. S. 167. fg.) und die in der Fortsetzung dieser Händel noch einmal vorkommen wird, hörte mit seinem Tode nicht auf. Flavianus, der angesehenste Aelteste zu Antiochien, wurde nun zwar rechtmäßiger Bischof der Gemeine. Allein da Paullinus nicht aufhörte, das Oberhaupt der gegenseitigen Parthey abzugeben, blieben auch die Christen daselbst noch ferner in Meletianer und Paullinianer getheilt. Chrysostomus, der immer zu den erstern gehört hatte, verließ sie auch jezt nicht. Die Nachricht des Socrates, (H. Eccl. L. VI. c. 3.) daß er sich nach dem Tode des Meletius von dieser Parthey abgesondert, und, ohne der andern beyzutreten, drey Jahre lang in völliger Ruhe gelebt habe, ist ein augenscheinlicher Fehltritt, den dieser Geschichtschreiber, und außer demselben noch ähnliche, in dem Leben des Chrysostomus gethan hat. Tillemont hat dieses umständlicher dargethan, als man es hier erwarten darf. (Mém. l. c. p. 555.) Vielleicht hat die Abneigung des Chrysostomus gegen alle schismatische Nahmen, die er in jenen Jahren bewiesen hat, und nach welcher er auch in der Folge dieses Schisma gänzlich endigte, zu einer solchen Erzählung Gelegenheit gegeben.

Nachdem Chrysostomus mehrere Jahre, bloß als Diakonus, aber bereits mit den Gaben eines nützlichen Schriftstellers, der Religion und Kirche gedient hatte, wurde er im Jahr 386. vom Flavianus zum ordentlichen Lehrer oder Presbyter geweiht. Dadurch ward er nicht nur überhaupt der Gehülfe seines Bischofs im Lehramte; sondern es scheint ihm dieser sogar auch einen Theil der Verwaltung seiner bischöflichen Rechte übertragen zu haben. Man schließt dieses aus Stellen in den Predigten des Chrysostomus, worinne er sich die

Ge-

Gewalt beylegt, unwürdige Christen von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Vielleicht aber folgt aus diesen Stellen nicht mehr, als dieses, daß er sich durch den Antheil, welchen die Aeltesten an den Berathschlagungen über dergleichen kirchliche Strafen meistentheils hatten, berechtigt hielt, in dem Ton eines Drohenden zu sprechen. Hingegen leidet es weniger Zweifel, daß Chrysostomus gar bald, selbst mit Vorschub, Beyfall und Bewunderung des Flavianus, der vornehmste Lehrer zu Antiochien im öffentlichen Religionsvortrage geworden ist. Die Aeltesten waren zwar alle, ihrer ersten Bestimmung nach, Lehrer. Allein man lernte nach und nach aus der Erfahrung, daß einige Religionskenntnisse und Geschicklichkeit im Vortrage, zur Ausübung dieser Pflicht lange nicht hinreichten. Die Bischöfe also, welche eigentlich die Hauptlehrer der Gemeine, und auch verbunden waren, es durch Predigten zu seyn, so weit es ihre übrigen Geschäfte verstatteten, wählten, theils um ihre Stelle bisweilen zu vertreten, theils zu Lehrern in den verschiedenen Kirchen ihrer Stadt, gern diejenigen unter ihren Aeltesten, welche sich durch Beredsamkeit, Klugheit und andere Eigenschaften auszeichneten. Den übrigen gab die Besorgung vieler gottesdienstlicher Gebräuche und kirchlicher Angelegenheiten, Arbeit genug; wenn sie gleich seltener oder gar nicht zu der nach dem gemeinen irrigen Wahne leichten Beschäftigung des Predigens gebraucht wurden. Chrysostomus, der seine vorzügliche Fähigkeit dazu schon längst bewiesen hatte, wurde doch erst in einem Alter von beynahe vierzig Jahren zu dieser Absicht hervorgezogen, weil ihn selbst seine Bescheidenheit davon zurück hielt; er fühlte auch, nach der Art treflicher Köpfe, die Schwierigkeiten des Lehramts im voraus stärker, als es die mittelmäßigen in der Verwaltung desselben zu fühlen im Stande sind. Außer andern Vorzügen, die er vereinigte, besaß er insonderheit eine ausnehmende Fertigkeit, auch ohne gehörige Vorbereitung,

J. n. C. G. 363. bis 430.

wenn

J. u. E. G. 363. bis 430.

wenn es nöthig war, über die Religion gut und einnehmend zu reden. Ordentlich predigte er einmal oder zweymal in jeder Woche; aber, wenn Feste der Märtyrer oder andere außerordentliche Veranlassungen kamen, auch öfters: und man hat Beyspiele, daß er fünf Tage nach einander den Lehrstuhl bestiegen habe. Flavianus war nicht selten sein Zuhörer; er predigte auch wohl nach ihm; allein so außerordentlich rühmlich die Aufnahme war, welche Chrysostomus bey den versammleten Christen fand; so ließ doch sein Bischof niemals ein Merkmal der Eifersucht oder des Neides gegen ihn blicken.

So groß und anhaltend aber auch der Zulauf der ihn bewundernden Menge zu seinen Predigten war; so hat doch Tillemont (Mémoires, l. c. p. 34.) etwas übereilt aus einer seiner Homilieen (Hom. LXXXV. in Matthaeum, p. 810. T. VII. Opp. ed. Montef.) geschlossen, daß er ordentlich hundert tausend Zuhörer gehabt habe. Nicht zu gedenken, daß dieses aus natürlichen Ursachen für unmöglich gehalten werden muß: so sagt auch Chrysostomus in der angeführten Stelle nichts weiter, als daß es hundert tausend Christen zu Antiochien gegeben habe, welche von Zeit zu Zeit sich in der Kirche, wo er lehrte, der ältesten von allen, einfanden. Doch selbst der ungemeine Beyfall, welchen sie ihm bezeigten, war mit Mißbräuchen vermischt, welche sein Vergnügen darüber ziemlich mäßigten. Es war seit einiger Zeit üblich geworden, daß man den christlichen Lehrern, deren Vortrag der Menge vor andern gefiel, dieses selbst während ihrer Predigten, durch lautes Zurufen, und andere äußerliche Zeichen, zu erkennen gab. Zwar trift man schon in der Geschichte des Bischofs von Antiochien, Paulus von Samosata, um die Mitte des dritten Jahrhunderts, etwas Aehnliches an, wie anderwärts (Th. IV. S. 392.) erzählt worden ist. Allein dieser verlangte solche Merkmale der Zufriedenheit selbst von seinen Zuhörern; verwies es ihnen, wenn sie dieselben

ben unterließen; und dieſe ſeine Eitelkeit gehörte mit zu den Vorwürfen, welche man ihm allgemein machte. Jezt hingegen ſah man gerade das Gegentheil: dieſe unanſtändigen Zeichen des Beyfalls kamen nur zu oft freywillig; aber die weiſeſten Lehrer, denen man damit eine Ehre zu erweiſen gedachte, mißbilligten ſie; oder duldeten ſie mit Widerwillen. Es iſt freylich wahrſcheinlich, daß die chriſtlichen Lehrer ſelbſt wider ihre Abſicht dazu die Veranlaſſung gegeben haben mögen. Sie hatten den öffentlichen Religionsunterricht nach und nach von ſeiner erſten ungekünſtelten Einfalt, von der er noch den Nahmen einer geſellſchaftlichen Unterredung (Ὁμιλία, Sermo,) trug, bis zu dem höchſten Ton der ausgearbeitetſten Reden hinaufgeſtimmt. In dieſen Zeiten der Herrſchaft des Chriſtenthums im Römiſchen Reiche, wollten die Lehrer deſſelben und andere chriſtliche Schriftſteller den Heyden eben ſo wenig in der Beredſamkeit, als in einer andern Kunſt oder Wiſſenſchaft, etwas nachgeben. Dieſer Wettſtreit wurde für die Chriſten ſehr nützlich; zuweilen aber brachten ſie ihn am unrechten Orte, und nicht ohne ihren Schaden, an. Man hat es ſchon an einem andern Orte geſehen, (Th. IX. S. 170. fg.) wie viel der Aberglaube dadurch gewonnen habe, daß die Lehrer in den gottesdienſtlichen Verſammlungen ihre Kunſt in Lobreden auf die Märtyrer erſchöpften. In denjenigen Reden, welche ſie zur Unterweiſung in der Religion hielten, wußten ſie zwar oft, bey aller Schönheit derſelben, den Geſichtskreis des großen Hauffens geſchickt vor den Augen zu behalten. Allein da man einmal merkte, daß ſie nicht bloß als faßliche und beſſernde Lehrer geſchäzt, ſondern eben ſo ſehr als Redner bewundert zu werden wünſchten: ſo bediente man ſie gleichſam nach ihrer Neigung. Das Zujauchzen und Händeklatſchen, mit welchem trefliche Schauſpiele, gerichtliche und andere Reden empfangen wurden, gieng auch in die Predigten über. Es war eine Warnung für die damaligen chriſtlichen Lehrer, und konnte es für alle

J. n. C. G. 363. bis 430.

ihre

J. u. C. G. 363 bis 430.

ihre Nachfolger abgeben, Meisterstücke der Beredsamkeit, und andere Mittel einer bloßen Unterhaltung oder Ergötzung ihrer Zuhörer, sowohl weil sie für diese Gattung des lehrenden Vortrags gar nicht gehören, als wegen der widrigen Wirkungen, die sie hervorbringen, mit aller Vorsichtigkeit und nur unter gewissen Umständen zu gebrauchen. Auch ohne solche unanständige Folgen, kann es allzuleicht geschehen, daß ein mit Selbstgefälligkeit erfüllter Lehrer, der nach dem Beyfall der Menge hascht, die Kanzel beynahe in einen Schauplatz verwandelt, auf welchem er alles für erlaubt hält, was ihm den Ruhm erwirbt, ein angenehmer Redner zu seyn.

Die Zuhörer der christlichen Lehrer in diesen Zeiten pflegten ihre freudige Theilnehmung an Predigten, die ihnen vortreflich zu seyn dünkten, auf mancherley Weise an den Tag zu legen. Bald riefen sie ihnen laute Lobsprüche und Aufmunterungen zu. Die Nahmen eines Rechtgläubigen, eines dreyzehnten Apostels, und andere mehr, erklangen oft aus einem Munde, der zu unverständigem Tadel eben so bereit war, als zu unsinnigen Lobpreisungen. Bald wollten sie zu erkennen geben, wie wohl sie dasjenige verstünden, was der Lehrer sagte, und im Begriff war, hinzuzusetzen. Daher fielen sie ihm, wenn er eine biblische Stelle anführte, ins Wort, und brachten sie eher zu Ende, als er es thun konnte. Sie erhuben auch wohl ein ganz verworrenes Geschrey der Bewunderung und des Vergnügens, ohne eigene Worte; bewegten die Hände, sprangen in die Höhe, wehten ihre Schweiß- oder Schnupftücher herum, und nahmen noch andere Gebehrden vor.

Unter allen öffentlichen Lehrern dieses Zeitalters scheinen Chrysostomus und Augustinus diese vermeinten Ehrenbezeigungen am häufigsten empfangen zu haben. Aber eben deswegen findet man auch in ihren Predigten so viele nachdrückliche und wohlgetroffene Stellen, worinne

inne ſie dieſelben entweder ganz verwerfen, oder einzuſchränken ſuchen. Chryſoſtomus hat hierbey den rühmlichſten Ernſt bewieſen; er giebt zugleich Belehrung von allgemeiner Brauchbarkeit. Eine ſeiner merkwürdigſten Stellen iſt die folgende. (Homil. XXX. in Act. Apoſt. p. 238. ſq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) „Viele, „ſagt er, thun vieles, um, wenn ſie hier ſtehen, eine „recht lange Rede zu halten. Wenn ſie dann von dem groſ„ſen Hauffen lauten Beyfall (Κρότος heißt es hier und im „folgenden, das iſt, Klatſchen, Hüpfen, und andere „lärmende Zeichen des Beyfallsgeben, wofür aber nur „ein allgemeines Wort geſezt werden kann:) erlangen, „ſo glauben ſie ein Königreich erworben zu haben. Er„folgt aber am Ende ihrer Rede ein Stillſchweigen: ſo „iſt ihre Traurigkeit darüber ihnen unerträglicher als „die Hölle. Das hat eben die Gemeinen in Verwir„rung geſtürzt, daß ihr keinen Vortrag hören wollt, der „euch ſchmerzliche Empfindungen verurſacht: ſondern „nur einen ſolchen, der durch Klang und Zuſammen„ſezung der Worte beluſtigt: nicht anders, als wenn „ihr Sänger und Citherſpieler hörtet. Und wir rich„ten uns froſtig und mühſam nach euren Begierden; „die wir vielmehr ausrotten ſollten. Hierinne handeln „wir eben ſo, wie ein Vater, der ſeinem weichlichen, „aber zugleich kränklichen Knaben, einen kalten Kuchen, „und was ihn bloß ergözen kann, giebt; für das Nüz„liche aber gar nicht ſorgt. Werfen ihm dieſes die Aerzte „vor, ſo antwortet er zu ſeiner Vertheidigung: Was „ſollte ich thun? ich kann das Weinen des Knabens „nicht ertragen. O des Elenden, Unglücklichen und „Verräthers! denn einen Vater kann ich ihn nicht nen„nen. Wie viel beſſer wäre es, den Knaben nach einer „kurzen Betrübniß vollkommen zu heilen, als eine „vorübergehende Gefälligkeit zur Urſache einer beſtändi„gen Traurigkeit zu machen! Eben das thun auch wir, „indem wir nach einem ſchönen Ausdrucke und anmu„thigen Zuſammenfügungen übermäßig ſtreben: bloß

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

„Denn ich unterſuche ſorgfältig alle Mittel, wodurch ich „euren Seelen nützlich werden kann: und dieſes Mittel „ſcheint mir nicht gering zu ſeyn; es nützt nicht allein „euch, ſondern auch uns. Es wird nicht zugeben, daß „wir ſtolz werden; noch daß wir Lobſprüche und Ruhm „lieben; noch daß wir bloß ergötzende, ſondern nützliche „Dinge ſagen; daß wir uns nicht mit der Zuſammen„fügung und Schönheit der Redensarten, ſondern mit „der Kraft der Begriffe, jeden Augenblick beſchäftigen. „Gehe in die Werkſtätte des Mahlers! Du wirſt da„ſelbſt viele Stille antreffen. Auch hier ſoll ſie herr„ſchen! Denn auch hier mahlen wir königliche Gemähl„de; keines von einer Privatperſon, wegen der Farben „der Tugend. Was iſt das? Ihr gebt alſo wie„der lärmenden Beyfall! Scheint es nicht eine leich„te Sache zu ſeyn? und doch habt ihr nicht von Natur, „ſondern durch eine lange Uebung nicht gelernt, dieſes „zu beſſern? Unſer Griffel iſt alſo die Zunge; der „Künſtler aber iſt der heilige Geiſt. Sage mir: giebt „es wohl beym geheimen Gottesdienſte ein Getümmel „oder eine Unruhe? Wenn wir getauft werden, wenn „wir alles übrige thun: iſt da nicht lauter Ruhe und „Stille? Dieſe Schönheit iſt im Himmel zerſtreuet. „Deswegen werden wir bey den Heyden verleumdet, als „wenn wir alles nur zur Schau und aus Ehrbegierde „thäten.“

Dieſe lange, und überhaupt genommen, ihres Verfaſſers würdige Stelle, dient zugleich Statt anderer, worinne Chryſoſtomus mit ohngefähr gleichen Vorſtellungen, ſeine Zuhörer warnete, die Kirche in keinen Schauplatz zu verwandeln, und nicht zu vergeſſen, daß er von ihnen, an Statt eines lärmenden Beyfalls, nur Beſſerung verlange. Mit geringerm Eifer und redneriſchem Nachdrucke, aber doch auch deutlich und lebhaft genug, erklärte ſich Auguſtinus mehrmals wider dieſen Mißbrauch. „Es iſt gefährlich für mich,“ ſagt er „in einer ſeiner Predigten, (Serm. CCCXXXIX. p. 912.

Tom.

Tom. V. Opp. ed. Antverp.) „wenn ich bloß darauf ſe- J. n. C. G. 363. bis 430.
„he, wie ihr lobt; aber mich darüber unwiſſend ſtelle,
„wie ihr lebt. Derjenige, unter deſſen Augen ich rede,
„oder vielmehr unter deſſen Augen ich denke, weiß, daß
„ich mich nicht ſowohl am Lobe des Volks ergötze, als
„mich ängſtlich darum bekümmere, wie diejenigen leben,
„welche mich loben. Ich will von übel lebenden nicht
„gelobt ſeyn; ich verabſcheue dieſes; es verurſacht mir
„Schmerz, nicht Vergnügen. Soll ich ſagen, daß ich
„von gut lebenden nicht gelobt ſeyn will: ſo würde ich
„lügen: ſoll ich aber ſagen, ich will: ſo fürchte ich, be-
„gieriger nach dem Eiteln, als nach dem Gründlichen
„zu ſeyn. Was ſoll ich alſo ſagen? Ich will es nicht
„ganz, und verwerfe es auch nicht ganz: jenes, um nicht
„durch menſchliches Lob Gefahr zu leiden; dieſes, damit
„diejenigen nicht undankbar ſeyn mögen, welchen ich
„predige.“ Eine andere ſeiner Predigten ſchließt er mit den Worten: „Ihr habt gehört, ihr habt gelobt; Gott
„ſey Dank! Ihr habt den Saamen erhalten, und da-
„für Worte gegeben. Dieſe Lobſprüche drücken uns
„vielmehr, und gereichen uns zur Gefahr: wir dulden
„ſie, und zittern zwiſchen denſelben. Es ſind doch, mei-
„ne Brüder! dieſe eure Lobſprüche, nur Blätter von
„Bäumen, und man ſucht Früchte.“ (Serm. LXI. de verbis Evangel. Matthaei, p. 249. l. c.) Hingegen tadelt er auch ſeine Zuhörer mehr als einmal, daß ſie, da er noch gar nichts ausnehmendes geſagt, nur eine Frage aufgeworfen, oder eine bibliſche Stelle angeführt hätte, ihm bereits unverſtändigen Beyfall zuſchrieen. (Serm. XCVI. p. 358. l. c. Enarrat. in Pſalm. CXLVII. p. 1237. Tom. IV. Opp.) Bey einer andern Gelegenheit lobt Auguſtinus den Zuruf ſeiner Zuhörer deſto gefälliger. Er hatte angefangen, ihnen zu erklären, wie Gedächtniß, Verſtand und Willen in ihnen wären, zwar von ihnen gezählt, aber nicht getrennt werden können. Dabey war er ſehr beſorgt, ob ſie ihn auch verſtehen würden. Als ſie aber riefen: Memoria! ſagte er ſo-

J. n. C. G. 353 bis 430.

gleich: „Ich ſehe, daß uns der Herr beyſteht. — — „Ihr habt durch Aufmerkſamkeit im Zuhören, und Ge„ſchwindigkeit im Verſtehen, nicht allein das Geſagte „begriffen; ſondern ſeyd auch dem noch zu Sagenden zu„vorgekommen. Dank ſey dem Herrn!“ (Serm. LII. p. 216. T. V. Opp.)

Mitten unter der Unzufriedenheit alſo, welche dieſe Lehrer gegen den laut und mit Geräuſche ausgedrückten Beyfall ihrer Zuhörer äußern, blickt doch ein gewiſſes Wohlgefallen an demſelben aus einer, wie es ſcheint, natürlichen Dankbarkeit, eine Neigung, ihn mehr zu leiten und einzuſchränken, als gänzlich aufzuheben, hervor. Chryſoſtomus ſelbſt, der ſich am ſtrengſten dawider erklärte, mißilligte ihn doch nicht in jedem Ausdrucke, in welchem er ſich hören ließ. Einſt ſchilderte er in einer Predigt die ſchändlichen Sitten ab, die im Heydenthum herrſchend geweſen wären. Als er darunter auch der Gewohnheit erwähnte, daß nackte Jungfrauen in Gegenwart von Männern gekämpft hätten, bezeigten die Zuhörer durch ein Geſchrey ihren Abſcheu daran. „Euch wiederfahre viel Gutes dafür, ſagte Chryſoſto„mus, daß ihr dieſes nicht einmal anhören könnt! Die „Philoſophen ſchämten ſich deſſen nicht.“ (Homil. V. in Epiſt. ad Titum, p. 763. Tom. XI. Opp. Monteſ.) Gregorius von Nazianzus ſprach von dieſer Gewohnheit, wie es das Anſehen hat, ganz ohne Widerwillen. Sein Schüler Hieronymus fragte ihn über den Verſtand einer bibliſchen Stelle. Darauf antwortete Gregorius halb im Scherze: „Ich werde dich da„rüber in der Kirche belehren; daſelbſt wirſt du, wenn „alles Volk mir Beyfall zurufen wird, genöthigt wer„den, dasjenige wider Willen zu wiſſen, was du nicht „weiſſeſt; oder du wirſt wenigſtens, wenn du allein „ſchweigſt, allein von allen der Thorheit beſchuldigt wer„den.“ Ein neuerer Schriftſteller, der die angeführten und noch mehr Stellen der alten Kirchenlehrer dieſer

und der nächſtfolgenden Zeiten geſammelt hat, worinne Spuren von dem Zujauchzen und anderm Getöſe des Beyfalls, der während der Predigten gegeben ward, vorkommen, (Francisc. Bernardin. Ferrarius de veterum Acclamationibus et Plauſu, L. V. c. 2. ſq. p. 229. ſq. Mediolan. 1627. 4. und noch in einem andern Buche: de ritu ſacrarum Eccleſiae Catholicae Concionum, L. II. p. 176. ſq. ibid. 1620. 4.) ſucht in dem erſtern dieſer Bücher (C. 11. p. 250. ſq.) auch die Urſachen anzugeben, warum die chriſtlichen Lehrer dieſe ungebührlichen Zeichen der Theilnehmung an ihrem Vortrage, die ihnen im Grunde mißfielen, gleichwohl geduldet haben; ſo daß die Beyſpiele davon bis zum heiligen Bernhard, ins zwölfte Jahrhundert, reichen. Er iſt aber in dieſem Nachforſchen nicht ſehr glücklich geweſen. Die erſte Urſache, welche er angiebt, iſt dieſe, weil die Zurufungen, welche in den heydniſchen Tempeln bisweilen zur Ehre der Götter, oder der Fürſten, gehört wurden, ſich gar wohl auch für die chriſtlichen Predigten geſchickt hätten. Man wird aber das Anſtändige in dem leztern Falle ſchwerlich bemerken können; oder vorausſetzen müſſen, daß dieſer Gebrauch nur der Eitelkeit und Lobſucht des Predigers, nicht der edeln Stille, mit welcher ſein Unterricht aufgenommen werden muß, würdig ſey. Die zweyte Urſache iſt beynahe noch ſchlechter erſonnen worden. Durch einen ſolchen lauten Beyfall ſoll die Aufmerkſamkeit der Zuhörer befördert worden ſeyn. Daß ſie, um denſelben zu ertheilen, nach Stellen gehaſcht haben, bey welchen ſie, nach ihrer Meinung, mit Recht ſchreyen und lärmen konnten, mag wahr genug ſeyn; aber daß ſie eben dadurch mehr zerſtreuet worden ſind, auch wohl ohne Einſicht und Beurtheilung, völlig am unrechten Orte ein Geräuſche erregt haben, welches einem aufmerkſamen Zuhörer nicht leicht begegnen kann, iſt eben ſo wahr. Ein anderer Grund, warum die Lehrer dieſes theatraliſche Getümmel ertragen hätten, ſoll dieſer geweſen ſeyn, weil ſie ihre Zuhörer deſto freyer

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

gleich: „Ich ſehe, daß uns der Herr beyſteht. — — „Ihr habt durch Aufmerkſamkeit im Zuhören, und Ge„ſchwindigkeit im Verſtehen, nicht allein das Geſagte „begriffen; ſondern ſeyd auch dem noch zu Sagenden zu„vorgekommen. Dank ſey dem Herrn!“ (Serm. LII. p. 216. T. V. Opp.)

Mitten unter der Unzufriedenheit alſo, welche dieſe Lehrer gegen den laut und mit Geräuſche ausgedrückten Beyfall ihrer Zuhörer äußern, blickt doch ein gewiſſes Wohlgefallen an demſelben aus einer, wie es ſcheint, natürlichen Dankbarkeit, eine Neigung, ihn mehr zu leiten und einzuſchränken, als gänzlich aufzuheben, hervor. Chryſoſtomus ſelbſt, der ſich am ſtrengſten dawider erklärte, mißilligte ihn doch nicht in jedem Ausdrucke, in welchem er ſich hören ließ. Einſt ſchilderte er in einer Predigt die ſchändlichen Sitten ab, die im Heydenthum herrſchend geweſen wären. Als er darunter auch der Gewohnheit erwähnte, daß nackte Jungfrauen in Gegenwart von Männern gekämpft hätten, bezeigten die Zuhörer durch ein Geſchrey ihren Abſcheu daran. „Euch wiederfahre viel Gutes dafür, ſagte Chryſoſto„mus, daß ihr dieſes nicht einmal anhören könnt! Die „Philoſophen ſchämten ſich deſſen nicht.“ (Homil. V. in Epiſt. ad Titum, p. 763. Tom. XI. Opp. Montef.) Gregorius von Nazianzus ſprach von dieſer Gewohnheit, wie es das Anſehen hat, ganz ohne Widerwillen. Sein Schüler Hieronymus fragte ihn über den Verſtand einer bibliſchen Stelle. Darauf antwortete Gregorius halb im Scherze: „Ich werde dich da„rüber in der Kirche belehren; daſelbſt wirſt du, wenn „alles Volk mir Beyfall zurufen wird, genöthigt wer„den, dasjenige wider Willen zu wiſſen, was du nicht „weiſſeſt; oder du wirſt wenigſtens, wenn du allein „ſchweigſt, allein von allen der Thorheit beſchuldigt wer„den.“ Ein neuerer Schriftſteller, der die angeführten und noch mehr Stellen der alten Kirchenlehrer dieſer

ſund

und der nächſtfolgenden Zeiten geſammelt hat, worinne Spuren von dem Zujauchzen und anderm Getöſe des Beyfalls, der während der Predigten gegeben ward, vorkommen, (Francisc. Bernardin. Ferrarius de veterum Acclamationibus et Plauſu, L. V. c. 2. ſq. p. 229. ſq. Mediolan. 1627. 4. und noch in einem andern Buche: de ritu ſacrarum Eccleſiae Catholicae Concionum, L. II. p. 176. ſq. ibid. 1620. 4.) ſucht in dem erſtern dieſer Bücher (C. 11. p. 250. ſq.) auch die Urſachen anzugeben, warum die chriſtlichen Lehrer dieſe ungebührlichen Zeichen der Theilnehmung an ihrem Vortrage, die ihnen im Grunde mißfielen, gleichwohl geduldet haben; ſo daß die Beyſpiele davon bis zum heiligen Bernhard, ins zwölfte Jahrhundert, reichen. Er iſt aber in dieſem Nachforſchen nicht ſehr glücklich geweſen. Die erſte Urſache, welche er angiebt, iſt dieſe, weil die Zurufungen, welche in den heydniſchen Tempeln bisweilen zur Ehre der Götter, oder der Fürſten, gehört wurden, ſich gar wohl auch für die chriſtlichen Predigten geſchickt hätten. Man wird aber das Anſtändige in dem leztern Falle ſchwerlich bemerken können; oder vorausſetzen müſſen, daß dieſer Gebrauch nur der Eitelkeit und Lobſucht des Predigers, nicht der edeln Stille, mit welcher ſein Unterricht aufgenommen werden muß, würdig ſey. Die zweyte Urſache iſt beynahe noch ſchlechter erſonnen worden. Durch einen ſolchen lauten Beyfall ſoll die Aufmerkſamkeit der Zuhörer befördert worden ſeyn. Daß ſie, um denſelben zu ertheilen, nach Stellen gehaſcht haben, bey welchen ſie, nach ihrer Meinung, mit Recht ſchreyen und lärmen konnten, mag wahr genug ſeyn; aber daß ſie eben dadurch mehr zerſtreuet worden ſind, auch wohl ohne Einſicht und Beurtheilung, völlig am unrechten Orte ein Geräuſche erregt haben, welches einem aufmerkſamen Zuhörer nicht leicht begegnen kann, iſt eben ſo wahr. Ein anderer Grund, warum die Lehrer dieſes theatraliſche Getümmel ertragen hätten, ſoll dieſer geweſen ſeyn, weil ſie ihre Zuhörer deſto freyer

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

hätten tadeln können, wenn dieselben dasjenige nicht ausübten, was sie so eifrig prieſen. Eine ziemlich gezwungene Wendung; und wenn ſie wirklich dieſe Abſicht dabey hatten: ſo begünſtigten ſie ein freches unehrerbietiges Verhalten beym Gottesdienſte, das gegen ihre Ermahnungen und Verweiſe nur gleichgültiger machte. Die lezte Urſache, deren Ferrari gedenkt, iſt die wahrſcheinlichſte, und leuchtet ſelbſt aus den Predigten der Kirchenväter hervor. Sie wollten dieſes Merkmal der Dankbarkeit, auch der Liebe und Ergebenheit überhaupt von ihren Zuhörern, nicht verſchmähen. Allein da ſie es ſelbſt erkannten, daß es weniger zweydeutige und nüzlichere Zeichen einer ſolchen Zuneigung gab, und da ſich auch ſonſt ſo viel Bedenkliches dabey fand: ſo wäre es zu ihrer Ehre zu wünſchen, daß ſie entweder niemals dazu Gelegenheit gegeben, oder es ganz unterdrückt hätten.

Chryſoſtomus ſprach in ſeiner allererſten Homilie, die er bald nach der Einweihung zum Lehrer, in Gegenwart des Flavianus hielt, von ſich mit ſo vieler Beſcheidenheit, daß kein Verdacht entſtehen konnte, als wenn er ſich aufbrauſenden Lobeserhebungen der Menge überlaſſen wollte. „Iſt es denn wahr, was uns begegnet iſt? ſo fängt er dieſe Predigt an; iſt es wirklich geſchehen, und kein Betrug? iſt, was jezt vorgeht, nicht Nacht und Traum, ſondern wahrer Tag? und wachen wir alle? Wer ſollte es aber glauben, daß am Tage, wenn die Menſchen nüchtern und wachend ſind, ein geringer und verächtlicher junger Menſch zu einer ſo hohen Würde erhoben würde? Zur Nachtzeit iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſich etwas dergleichen ereignen könne. Denn alsdann kommt es Leuten, die am Körper verſtümmelt ſind, und kaum die nothdürftige Nahrung haben, im Schlaf vor, als wenn ſie ohne alle Gebrechen und ſchön wären, auch an einem königlichen Tiſche ſäßen. — Gleichwohl iſt dasjenige erfolgt, was unglaublicher als Träume iſt: und eine ſo große volkreiche Stadt, ein ſo groſ-

großes bewundernswürdiges Volk, horcht begierig auf eine ſo geringe Perſon, als wenn ſie etwas Großes und Treffliches von uns hören ſollte. Sollte auch meine Rede wie niemals vertrocknende Flüſſe und Quellen aus meinem Munde fließen; ſo würden doch durch einen ſolchen Hauffen zuſammengelaufener Zuhörer der Fluß aus Furcht gehemmt, und die Quellen zurückgetrieben werden. Nun aber, da wir Flüſſen und Quellen ſo wenig gleich kommen, daß wir kaum das Maaß von geringen Regentröpfchen erreichen: wie wäre es möglich, daß nicht ein ſo kleiner Fluß, vor Furcht vertrocknet, bey mir aufhörte, und eben das geſchähe, was bey Körpern vorzugehen pflegt? Und was geht bey Körpern vor? Oft fällt uns vieles, was wir mit der Hand halten, und mit den Fingern faſſen, vor Furcht aus denſelben: indem unſere Nerven erſchlaffen, und die Spannung des Körpers nachgiebt. Eben dieſes muß ich jezt für mein Gemüth befürchten, daß nämlich die mit vieler Mühe geſammleten Gedanken, ob ſie gleich auch nur klein und geringfügig ſind, aus Bangigkeit vergeſſen werden, und gänzlich verſchwinden. Daher bitte ich euch alle, ſowohl die ihr zu befehlen habt, als die ihr gehorcht, daß ihr, ſoviel Angſt ihr uns durch eure Zuſammenkunft zum Anhören verurſacht habt, uns auch eben ſo viel Dreiſtigkeit durch euer fleißiges Gebet einflößen, und denjenigen, der den Lehrern des Evangelium Worte in vieler Kraft verleihet, anflehen möget, daß er auch uns den Mund zum Vortrag öffnen wolle. Für euch, ſo viele und ſo anſehnliche Männer, iſt es gewiß eine Kleinigkeit, das in Furcht zerfloßne Gemüth eines einzigen jungen Menſchen wieder aufzurichten. Es iſt aber auch billig, daß ihr uns dieſe Bitte bewilligt. Denn wir haben uns in dieſen mißlichen Zuſtand eurentwegen, und um eurer Liebe willen, verſezt. Es kann nichts Gewaltſameres und Gebieteriſches geben, als dieſe Liebe: indem ſie uns, die wir im Reden nicht ſehr geübt ſind, dennoch zum Reden gebracht, und verurſacht hat, daß wir

T. II. S. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363 bis 430.

uns zur Laufbahn des Lehramtes angeschickt haben; ob wir gleich sonst niemals diese Uebung berührt hatten, sondern immer unter den Zuhörern blieben, und einer Ruhe ohne Arbeit genossen. Wer sollte aber so hart und unlenkbar seyn, daß er diese eure Versammlung mit Stillschweigen übergienge, und da er Freunde gefunden hat, welche zuzuhören begierig sind, sie nicht anredete? wenn er gleich unter allen Menschen am wenigsten des Sprechens mächtig wäre. Freylich wollte ich, da ich zum erstenmal in der Kirche rede, Gott, der uns diese Zunge gegeben hat, auch die Erstlinge widmen. So sollte es wenigstens seyn: die Erstlinge der Worte sollten Ihm noch mehr, als die von der Tenne und Kelter, dargebracht werden. Denn sie sind Gott angenehmer: sie werden nicht, wie diese, durch die Erde, Regen und Hände des Ackermannes hervorgebracht; sondern den heiligen Lobgesang gebährt die Frömmigkeit der Seele; das gute Gewissen nährt ihn, und Gott nimmt ihn in die Vorrathskammer des Himmels auf. Daher ermahnt Hoseas (C. XIV. v. 3.) die Sünder, nicht Opfer, sondern Worte vor Gott zu bringen; und David versichert, (Psalm LXVIII. v. 31. fg.) daß Lob und Danksagung Gott besser gefallen, als Opfer. Aber indem auch ich heute dergleichen Opfer auf den geistlichen Altar legen will, verstopft mir ein weiser Mann den Mund, und schröckt mich mit den Worten ab: Es giebt kein reifes Lob in dem Munde des Sünders. (Sirach C. XV. v. 9.) Denn gleichwie es bey den Kronen nicht genug ist, daß die Blumen rein sind, wenn es nicht auch die Hand ist, welche sie zusammenfügt: so müssen auch in heiligen Lobgesängen nicht bloß gottselige Worte vorkommen; sondern die Seele, welche sie anstimmt, muß es ebenfals seyn. Nun aber ist die meinige unrein, und muthlos zum Reden, weil sie voll von Sünden ist. Bey einer solchen Beschaffenheit verstopft nicht nur das angeführte Gesetz, sondern auch ein noch älteres, welches David hinterlassen hat, (Psalm CXLVIII. v. 1.) den

Mund.

Mund. Er fordert Himmel und Erde auf, Gott zu loben; aber den Sünder ermuntert er nicht dazu: ihm hat er die Thüre verſchloſſen.“ Nachdem Chryſoſtomus dieſes noch umſtändlicher aus dem genannten Pſalm gezeigt hat: ſo zieht er daraus den Schluß, daß er, da ihm, als einem Sünder, nicht vergönnt ſey, Gott zu loben, einen andern Weg zur Verherrlichung Gottes in der Gemeine wählen müſſe; und dieſer ſey das Lob ſeiner Mitknechte, als welches nothwendig auf ihren gemeinſchaftlichen Herrn zurückfallen werde. Er rühmt daher ſeinen Biſchof Flavianus; übergeht aber die unzähligen, nur mit der Stimme des durch die Apoſtel redenden Geiſtes, wie er ſagt, würdig zu beſchreibenden Arbeiten, Gefahren und Thaten deſſelben für das Beſte des Chriſtenthums, und bleibt nur bey ſeiner Mäßigkeit ſtehen, die er deſto bewundernswerther nennt, weil der Biſchof in einem vornehmen Hauſe koſtbar erzogen worden ſey. In dieſer Betrachtung der vom Flavianus verachteten Reichthümer und anderer Hinderniſſe, vergleicht er ihn mit dem Moſes, beſchreibt ſeine ſtrenge Lebensart, und beſonders ſein ehrwürdiges Alter, in welchem derſelbe, wie in einem ruhigen Hafen ſitzend, ſich mit der Sorge für die Chriſten beſchäfftige. Zuletzt ermahnt der Verfaſſer ſeine Zuhörer, Gott zu bitten, daß Er ihre gemeinſchaftliche Mutter unerſchüttert erhalten; dieſem ihrem Vater, Lehrer, Hirten und Regierer aber ein langes Leben ſchenken wolle. Sich ſelbſt empfiehlt er gleichfals ihrem Gebete, damit er von oben herab unterſtützt werde, wenn ſie anders auf ihn Rückſicht nehmen wollten: denn er unterſtehe ſich nicht, ſich unter die Prieſter zu rechnen, ſagt er, weil man unzeitige Geburten nicht mit vollkommenen vergleichen dürfe. Er ſey gewiß mehr als ſonſt ihres Gebets bedürftig, nachdem man ihn aus der Einſamkeit hervorgezogen habe. Zwar wolle er darüber mit ihnen nicht ſtreiten, ob ſolches durch menſchliche Bemühung oder göttliche Gnade erfolgt ſey, damit es nicht ſcheine, als

J. n. C. G. 363. bis 430.

wenn

wenn er ſich verſtelle. Allein er ſey doch vieler Hände
u. und tauſend Gebete benöthigt, um das ihm Uebergebene
. dem Herrn unbeſchädigt an jenem Tage zurück geben zu
bis können, wenn diejenigen, denen Talente anvertrauet
. worden ſind, vorgefordert und vor Gericht geſtellt wer-
den ſollen, um Rechenſchaft abzulegen. „Betet alſo, ſo ſchließt Chryſoſtomus, damit es uns nicht gehe, wie den Gebundenen, oder den in die Finſterniß geworfenen; ſondern wie denen, die wenigſtens einiges Maaß von Vergebung durch die Gnade und Menſchenliebe unſers Herrn Jeſu Chriſti, erlangen. Ihm ſey Ehre, und Macht und Anbetung in alle Ewigkeit!“

Nimmt man einige übertriebene oder nur redneriſch zu erklärende Stellen aus dieſer Predigt weg, wie unter andern auch diejenigen, wo Chryſoſtomus ſich in einem faſt vierzigjährigen Alter einen jungen Menſchen nennt; ſo war die Wendung überhaupt, welche er darinne gewählt hat, nicht übel getroffen; geſchickt inſonderheit den Zuhörern Ehrfurcht bey dem öffentlichen Gottesdienſte einzuprägen, da ein Lehrer, der durch ſeine ſtrenge Tugend bekannt war, es gleichwohl nicht wagen wollte, ſich bis zum Lobe Gottes zu erheben. Eine lange Reihe von Homilieen folgte hierauf, oder iſt vielmehr aus der noch weit größern Anzahl derer, welche er in den zwölf Jahren ſeines Lehramtes zu Antiochien gehalten hat, für die Nachwelt übrig geblieben. Nur die merkwürdigſten derſelben, (und deren ſind immer genug,) brauchen hier in kurzen Auszügen, oder allgemeinen Abriſſen, dargeſtellt zu werden. Alle ſeine Predigten aber über ganze bibliſche Bücher, oder über einzelne Stellen derſelben, ſowohl die nach Antiochien, als die nach Conſtantinopel gehören, werden ſich füglicher an einem gemeinſchaftlichen Orte beſchreiben laſſen.

Unter ſeinen erſten Homilieen verdienen die wider die Anomöer gerichteten, welche auch vom Unbe-

greifli-

greiflichen, (nemlich Weſen Gottes, περὶ ἀκατα-
λήπτου) überſchrieben ſind, beſonders ausgezeichnet zu J. n. C. G. 363. bis 430.
werden. Sie nahmen im Jahr 386. ihren Anfang;
ſind aber erſt in der Folge zu Ende gebracht worden.
Obgleich die Anomöer, oder Eunomianer, wie ſie
auch genannt wurden, diejenige Arianiſche Parthey
waren, welche die Catholiſchen am meiſten verab-
ſcheueten; ſo iſt es doch nicht unwahrſcheinlich, daß
Chryſoſtomus dieſe Predigten den Arianern über-
haupt entgegen geſezt habe. Die erſte, welche er in
Abweſenheit des Biſchofs Flavianus hielt, fängt auch
mit dieſem Umſtande an. „Was iſt dieſes? ſagt der
Verfaſſer; der Hirte iſt abweſend; und gleichwohl er-
halten ſich die Schaafe in der beſten Ordnung.“ Er
nüzt dieſen guten Zuſtand der Gemeine, um an dem
Bilde eines würdigen Vorſtehers, den Flavianus zu
loben. Indem er beſonders ſeine brennende Liebe rühmt,
und bemerkt, daß ohne dieſe Tugend alle andere unnüz
ſind, wirft er bey den Lobſprüchen, welche ihr Paulus
ertheilt, die Frage auf: wie derſelbe ſagen könne, daß
die Wiſſenſchaft aufhören ſoll? da doch dieſelbe un-
ſern weſentlichen Vorzug vor den Thieren ausmache,
und aus derſelben auch die Gottesfurcht entſpringe. Da-
rauf antwortet er, der Apoſtel rede hier nicht vom Gan-
zen; ſondern von den einzelen Theilen der Wiſſenſchaft,
an deren Stelle dereinſt eine vollkommene treten werde.
Daher mache er auch die gegenwärtige im Verhältniſſe
gegen jene ſo klein, als es ein Kind gegen einen Mann
iſt. Gleich dem Kinde, fährt der Verfaſſer fort, weiß
ich zwar vieles; aber nicht, wie es geſchieht? So gehe
es mir mit der Allgegenwart und Ewigkeit Gottes; ſo
kann die menſchliche Vernunft nicht begreifen, wie es
ein Weſen geben könne, welches weder von ſich, noch
von einem andern ſein Daſeyn empfangen habe? wie
Gott einen Sohn gezeugt habe? wie der Geiſt aus Ihm
ſey? Ich weiß nicht einmal, wie die Speiſen, welche ich
eſſe, in Schleim, Blut, Feuchtigkeit und Galle abge-
ſondert

J. n. C. G. 363. bis 430.

Homilie, die Chryſoſtomus nach einiger Zeit gegen ſie hielt, nicht übereinzuſtimmen; doch kommt er auch in dieſer auf dieſelben zurück. Laßt uns wieder, (mit dieſen Worten trat er auf,) den Angriff auf die ungläubigen Anomöer vornehmen! Sind ſie darüber unwillig, daß ich ſie ungläubig nenne: ſo mögen ſie die Sache fliehen, und ich verdecke den Nahmen. Nach einigen andern Vorſtellungen, fährt er alſo fort: Die Anomöer verſuchen alles, um den Glauben aus dem Verſtande der Zuhörer zu vertreiben: und kann es wohl ein größeres Verbrechen gegen die Religion geben? Denn wenn Gott etwas eröfnet: ſo muß man das Geſagte gläubig annehmen; nicht kühn unterſuchen. Jeder von ihnen mag mich ungläubig nennen! ich ärgere mich darüber nicht. Warum? Weil ich durch die Werke zeige, wie ich genannt werden müſſe. Man mag mich einen Thoren in Chriſto heiſſen; ich werde mich deſſen mit Paulo rühmen, weil dieſe Thorheit alle Weisheit übertrift, und darinne beſteht, daß man ſeine eigene Gedanken, wenn ſie zur Unzeit raſen, hemme, und daß man ſein Gemüth von aller äußern Leitung frey mache, damit es ledig und rein genug ſey, um die Lehre Chriſti aufzunehmen. Als daher Zacharias im Allerheiligſten, über die Ankündigung des Engels, daß er einen Sohn bekommen ſollte, wegen ſeines Alters, und der Unfruchtbarkeit ſeiner Frau, an Statt ſie ſogleich zu glauben, vielmehr vernünſtelte, und wiſſen wollte, wie dieſes geſchehen könnte: ſo wurde er zur Strafe dafür eine Zeitlang ſtumm. Wie viel ſtrafbarer ſind diejenigen, welche ſich erkühnt haben, zu ſagen, was ich nicht ohne Schaudern ausſprechen kann: Ich kenne Gott, ſo wie Gott ſelbſt ſich kennt. Worte, die man nur vorbringen darf, um ihre ganze Gottloſigkeit an den Tag zu legen! Menſchen, die nur Staub und Aſche ſind, bilden ſich ein größer als die Engel zu ſeyn. Siehſt du nicht jenen Himmel? wie ſchön, wie groß, mit was vor einem mannichfaltigen Hauffen von Sternen er gekrönt

krönt iſt, und wie lange er dauert! Ueber fünf tauſend Jahre ſteht er bereits, und dieſe ſo lange Zeit hat ihm noch kein Alter zugezogen. Setze zu ſeinen Schönheiten noch die Mannichfaltigkeit und Treflichkeit der Geſchöpfe Gottes auf der Erde, die Er doch, nach dem Propheten, wie Nichts gemacht hat; die unermeßliche Zahl von Engeln, die er mit eben ſolcher Leichtigkeit hervorgebracht hat. Sollteſt du dich nicht ſelbſt in die Erde vergraben, wenn du ſtolz genug geworden wäreſt, über denjenigen, den du nur preiſen und anbeten darfſt, wie über eines der geringſten Dinge, neugierige Unterſuchungen anſtellen zu wollen? Deswegen ruft Paulus aus: Wer biſt du, o Menſch! daß du Gott antworten könnteſt? Bedenke nur deine Natur! kein Nahme kann die Niedrigkeit deines Zuſtandes gehörig ausdrücken. Allein du wirſt ſagen: Ich bin doch ein mit der Freyheit beehrter Menſch! Das biſt du freylich! nur nicht zum Widerſtreben, ſondern zum Gehorſam gegen denjenigen, der dich geehrt hat. Man beleidigt Ihn, wenn man Sein Weſen dreiſt zu entwickeln ſucht. Paulus zeigt dieſes an dem Beyſpiele Abrahams, der nicht einmal die göttlichen Verheiſſungen genau unterſuchte; ſondern alsbald glaubte. Soll ich alſo, wirſt du fragen, nach der Vorſchrift des Apoſtels, mich Gott eben ſo unterwerfen, wie es der Thon gegen den Töpfer iſt? Allerdings: denn der Unterſchied zwiſchen Gott und dem Menſchen iſt noch weit größer; und wenn der Menſch beſſer iſt als Thon, ſo macht den Unterſchied nicht die Verſchiedenheit der Natur; ſondern die Weisheit des Künſtlers aus. Paulus hat dieſes auch nicht darum geſagt, um unſern freyen Willen zu zerſtören; ſondern um unſere Vermeſſenheit zu bändigen. Und diejenigen, welche er zurechtwies, ſuchten nicht etwan das göttliche Weſen zu ergründen: das unterſtand ſich niemals jemand; ſie wollten nur die Wege der göttlichen Regierung ausforſchen. Ja er geſteht von ſich ſelbſt, daß er nicht glaube, die göttlichen Lehren

J. n. C. G. 361. bis 430.

J. n. C. G. 668. bis 430.

ganz begriffen zu haben. (Phil. C. III. v. 12. 13.) Woher weiß man aber, daß er in dieser Stelle vom Glauben und von Wissenschaft, nicht von der Vollkommenheit des Lebens, rede? Daraus, weil er in Absicht auf die leztere anderwärts sagt, er habe den Lauf vollendet. Auch sind die Vorschriften der Sitten weit mehr als der Glaube, und wirklich dem ganzen menschlichen Geschlechte bekannt. Ueberdies sieht man aus der gedachten Stelle, daß er besonders den Glauben an die so ausserordentliche Auferstehung Jesu meine. Wissen wir doch nicht einmal das Wesen des Himmels, von dessen Eigenschaften wir einiges aus der heiligen Schrift gelernt haben! und wir wollen das Wesen Gottes kennen! Ich ermahne euch daher alle, daß ihr diejenigen, welche solches vorgeben, als verrückte Menschen sanft anreden, und dadurch leichter bessern möget. Denn diese Lehre ist bey ihnen aus Stolz erwachsen; man muß sie also, wie geschwollene Wunden, gelind berühren, und wie bey einem Wahnwitzigen, sich auch ihre Schmähungen oder ihr Anspeyen gefallen lassen. Ich sage aber dieses den Stärkern, welche aus der Unterredung mit ihnen keinen Schaden zu befürchten haben. Die Schwächern hingegen müssen ihren Umgang gänzlich meiden, wie schon Paulus diese Warnung gegeben hat.

Gleich darauf hielt Chrysostomus die dritte Predigt wider die Anomöer, welche er mit folgendem Bilde anfieng: „Wenn die arbeitsamen Ackersleute einen unfruchtbaren und wilden Baum sehen, der ihre Arbeiten verdirbt, und entweder durch seine rauhe Wurzel, oder durch seinen schweren Schatten, die milden Pflanzen zu Grunde richtet: so hauen sie ihn sorgfältig um. Oft aber hilft der einfallende Wind bey diesem Umhauen, fällt das Laub des Baums an, erschüttert ihn gewaltig, bricht und wirft ihn auf die Erde, und nimmt ihnen also einen großen Theil der Arbeit ab. Da wir nun auch einen solchen wilden Baum, nämlich die

Ketze-

Ketzerey der Anomöer, umhauen wollen: ſo laßt uns J. n. C. G. Gott bitten, daß Er uns die Gnade des Geiſtes zuſchicke, damit ſie heftiger als aller Wind angreiffe, die Ketzerey ganz herausreiſſe, und uns dieſe Arbeit ſehr erleichtere.“ 363. bis 430.

Nachdem er dieſes Bild noch weiter ausgemahlt, und bemerkt hat, daß ſeine ganze Arbeit zum Lobe Gottes, oder vielmehr zum Heil der Menſchen dienen ſoll, weil doch Gott weder durch Verachtung Schaden leide, noch durch Lob gewinne, ruft er Ihn als denjenigen an, der nicht einmal von den Seraphim und Cherubim, und den übrigen höchſten Mächten geſehen oder begriffen werden könne; ſondern bloß von dem Sohne und heiligen Geiſte gekannt werde, und fährt hierauf fort: Ich weiß wohl, daß ſie mich wegen dieſer Behauptung des Uebermuths beſchuldigen werden; ich aber werde ihren Unſinn darthun. Den Beweis, daß Gott für die Menſchen unbegreiflich ſey, führt er aus 1 Timoth. C. VI. v. 16; daß er es aber auch für die Engel ſey, aus Jeſ. C. VI. v. 1. ſg. Er erinnert dabey ſeine Zuhörer, daß die Menſchen nicht einmal das Weſen eines Engels ausforſchen können, wie man aus Dan. C. I. v. 5. ſg. ſehe. Aber auch alsdann, fährt er fort, kann Gott von den höchſten Kräften nicht geſehen werden, wenn Er Sich zu ihnen herabläßt: das lehren die Flügel, mit welchen ſie ſich bedecken, und die Stellen Ezech. C. I. v. 4. C. II. v. 1. Damit jedoch der von ſo ſchauderhaften Betrachtungen ermüdete Verſtand aus dem Himmel herabgeführt und erquickt werde: ſo wollen wir zu der gewöhnlichen Ermahnung unſre Zuflucht nehmen. Und welche iſt dieſe? Daß wir um die Heilung der an dieſer Krankheit darnieder liegenden beten. Da wir für andere Kranke, für die zu den Bergwerken verurtheilten, und für die Beſeſſenen beten, wie vielmehr müſſen wir es für jene thun! Und hier, ſagt Chryſoſtomus, muß ich Eurer Liebe etwas vortragen, damit wir eine Krankheit, die ſelbſt unſere Gemeine trift, wegſchaffen. Dieſe unzählige Menge Volks,

J. u. C. G. 363. bis 430.

welche jezt hier verſammlet iſt, und ſo aufmerkſam zuhört, habe ich in jener ſchauderhaften Stunde, (er meint die Zeit, wenn das heilige Abendmahl gehalten, und damit mancherley Gebete verbunden wurden,) oft geſucht, aber nicht ſehen können. Ich habe ſehr darüber geſeufzet, daß, ſo lange euer Mitknecht ſpricht, ſo viel Eifer und guter Wille beobachtet werden, einer den andern aufmuntert, und alle bis zum Ende ausharren; wenn aber Chriſtus in den heiligen Geheimniſſen ſich zeigen will, die Kirche leer und öde wird. Wie kann dieſes einer Verzeihung werth ſeyn? Durch eine ſolche Trägheit verliert ihr alles mit dem eifrigen Zuhören erworbene Lob. Denn welcher von euch wird nicht auch uns verurtheilen, wenn er ſieht, daß die Frucht des Zuhörens ſogleich bey euch zerfloſſen ſey? Hättet ihr auf das Geſagte ſorgfältig Acht gegeben: ſo würdet ihr euren Eifer in der That zeigen. Und was iſt das für eine froſtige Entſchuldigung von vielen: Wir können auch zu Hauſe beten; aber die Predigt und Lehre können wir zu Hauſe nicht hören. Du betrügſt dich ſelbſt, o Menſch! Freylich kannſt du auch zu Hauſe beten; aber nicht ſo, wie in der Kirche, wo ſo viele Väter zugegen ſind, wo das einmüthige Geſchrey zu Gott abgeſchickt wird. Du wirſt nicht ſo erhört werden, wenn du allein zu dem Herrn beteſt, als wenn du es mit deinen Brüdern thuſt. Hier iſt etwas mehreres, nämlich Einigkeit und Uebereinſtimmung, und das Band der Liebe, und die Gebete der Prieſter. Denn deswegen ſtehen die Prieſter vor, damit die ſchwächern Gebete des großen Hauffens zugleich mit ihren ſtärkern in den Himmel hinauf kommen. Was würde ſonſt die Predigt nutzen, wenn ſie nicht mit Gebet verbunden wäre? Erſt kommt das Gebet, ſodann die Rede, wie auch die Apoſtel ſagen. (Ap. Geſch. C. VI. v. 4.) Gewöhnſt du dich recht fleißig an das Beten: ſo wirſt du nicht einmal die Lehre deiner Mitknechte brauchen; Gott ſelbſt wird, ohne eine Mittels-

telsperſon, deinen Verſtand erleuchten. Wenn nun das Gebet eines einzigen eine ſolche Kraft hat: ſo muß das mit der Menge verrichtete noch mehr Stärke und Zuverſicht haben; welches auch Paulus verſichert. (2 Corinth. C. I. v. 11.) Hat doch hier vor einigen Jahren das ganze Volk einen Miſſethäter, der zum Tode fortgeführt wurde, demſelben entriſſen! So lauft ihr, um den Zorn eines irdiſchen Fürſten zu beſänftigen, mit Kindern und Weibern zuſammen. Aber, wenn ihr die Gnade des Königs der Himmel erwerben, und nicht einen, oder etliche, ſondern alle Sünder auf der Welt, aus Seinem Zorne, und die Beſeſſenen aus den Stricken des Teufels reiſſen ſollt: da ſitzet ihr ſtille, und kommt nicht alle zuſammen, damit Gott gegen eure Uebereinſtimmung eine gewiſſe Achtung bezeige, jenen ihre Strafe, euch eure Sünden erlaſſe. Wenn du nicht zu derſelben Zeit alles verläſſeſt, und dich freywillig zum gemeinſchaftlichen Flehen einfindeſt, was kannſt du für eine Hoffnung des Heils haben? Nicht die Menſchen allein laſſen alsdann jenes höchſt ſchauderhafte Geſchrey hören; ſondern es werfen ſich auch die Engel vor dem Herrn nieder; die Erzengel beten; dieſe Zeit hilft ihnen; die dargebrachte Gabe leiſtet ihnen Beyſtand. Und gleichwie die Menſchen mit abgehauenen Oelzweigen die Könige in Bewegung ſetzen, ſie durch dieſen Baum an die Menſchenliebe erinnern: ſo reichen auch die Engel zu derſelben Zeit, an Statt der Oelzweige, den Leib des Herrn dar, und bitten den Herrn für die menſchliche Natur, als wollten ſie gleichſam ſagen: Wir beten für diejenigen, welche Du ſo zuvorkommend zu lieben gewürdigt haſt, daß Du Dein Leben für ſie hingabſt. Wir flehen Dich für diejenigen an, für welche Du ſelbſt Dein Blut vergoſſen haſt. Für diejenigen bitten wir, für welche Du Deinen Leib geopfert haſt. Deswegen führt der Diakonus zu ſolcher Zeit die Beſeſſenen herbey, und läßt ſie nur den Kopf beugen, damit ſie ſelbſt durch dieſe Stellung des Leibes, Flehende vorſtellen: denn J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

mit der gemeinschaftlichen Versammlung der Brüder zu beten, ist ihnen nicht erlaubt. Deswegen stellt er sie hin, damit du aus Mitleiden gegen ihr Unglück und ihr Stillschweigen, dein Vertrauen zu ihrem Schutze gebrauchen mögest. Mit allen diesen Gedanken also laßt uns in dieser Stunde zusammenlaufen, damit wir uns Barmherzigkeit verschaffen, und zu einer zeitigen Hülfe Gnade finden! Ihr habt das Gesagte gelobt; mit vielem Lärmen und lautem Beyfall habt ihr die Ermahnung aufgenommen. Aber, um uns die Lobsprüche durch die That zu ertheilen, wird keine lange Zeit erfordert, den Gehorsam zu zeigen. Auf die Ermahnung folge sogleich das Gebet! Dieses Lob, diesen lauten Beyfall durch die Werke selbst, suche ich!

Daß **Chrysostomus** durch diese gewissermaaßen rührende, aber auch sonderbare Vorstellung vom heiligen Abendmahl, seine Absicht bey den Zuhörern zum Theil erreicht habe, sieht man aus seiner vierten Predigt wider die Anomöer, welche kurz darauf folgte. Er gesteht in derselben, daß es Zeit wäre, diese Materie zu verlassen; er will es aber zu genauerer Belehrung seiner Gemeine, und zur Erhaltung eines desto herrlichern Siegs, nicht thun; so wie man giftige Kräuter nicht bloß oben abschneiden, sondern mit der Wurzel ausreissen müsse. Zuerst also wiederholt er einiges aus der vorhergehenden Homilie; und sucht darauf ferner aus biblischen Stellen zu beweisen, daß nicht allein die Engel und Erzengel, die Thronen, Herrschaften, Fürstenthümer und Mächte im Himmel, sondern auch die andern unzählichen Völker daselbst, mit welchen wir erst in der künftigen Welt bekannt werden sollen, wie Paulus Ephes. C. I. v. 21. melde, das Wesen Gottes nicht kennen. Die Stelle: Niemand hat Gott jemals gesehen, ist allein hinlänglich, sagt er. Wird gleich von den Propheten erzählt, daß sie Gott gesehen hätten; so ist doch dieses nur von einer gewissen Herablassung

laſſung deſſelben, nicht von dem genauen Begreifen ſeines Weſens zu verſtehen. Der Zuſatz, daß nur der eingebohrne Sohn im Schooße des Vaters, ihn ſehe, beſtätigt nicht allein die Ausſchließung aller Geſchöpfe; ſondern zeigt auch die Ewigkeit des Sohns an. Nunmehr lobt der Verfaſſer ſeine Zuhörer, und dankt ihnen dafür, daß ſie ſeiner lezten Ermahnung gehorcht hätten; belehrt ſie auch, warum die Beſeſſenen und Unſinnigen, (denn beyde ſezt er nun zuſammen,) von dem Diakonus zum Gebete der Gläubigen gebückt hereingeführt werden. Die Wirkung der Teufel iſt nämlich eine ſchlimme und ſchwere Kette, ſtärker als alles Eiſen. Gleichwie nun, wenn ein Richter hervortritt, und ſich auf einen erhabnen Gerichtsſtuhl ſezt, die Gefängnißwärter alle Gefangene vor das Gitter und die Vorhänge des Gerichtsplatzes, in ſchmuziger unflätiger Geſtalt, mit fliegenden Haaren und mit Lumpen bedeckt, ſtellen: ſo haben auch die alten Lehrer feſtgeſezt, daß, wenn Chriſtus ſich gleichſam auf einen hohen Richterſtuhl zu ſetzen im Begriff iſt, und in den Geheimniſſen ſelbſt erſcheinen will, alsdann die Beſeſſenen, nicht anders als Gefangene hereingeführt werden ſollen, nicht um für ihre Verbrechen beſtraft zu werden; ſondern daß in Gegenwart des Volks und der ganzen Stadt für ſie gemeinſchaftliche Fürbitten geſchehen, und Gott um Erbarmung für ſie angerufen werde. Allein, ſo fährt Chryſoſtomus fort, wenn ich diejenigen getadelt habe, welche ſich einem ſolchen Gebete entzogen: ſo will ich jezt diejenigen anklagen, welche bey demſelben bleiben, und zwar darum, weil ſie ſich nicht beſſer betragen als die Abweſenden, indem ſie während dieſer ſchauderhaften Zeit mit einander ſchwatzen. Was machſt du, o Menſch! Du ſiehſt ſo viele von deinen Brüdern gefeſſelt in der Nähe: und du ſprichſt von Dingen, die dich nichts angehen! Sollte dich nicht der bloße Anblick erſchröcken, und zum Mitleiden führen? Dein Bruder iſt in Banden! und du biſt in der Trägheit! Fürchteſt

J. n. C. G. 363. bis 430.

§. 2. du dich nicht, daß, indem du so plauderst und sorglos
C. 6. bist, ein böser Geist von daher herausspringe, und, weil
363. bis er deine müßige mit Besen gekehrte Seele bey offener
430. Thüre findet, sehr leicht in dieselbe eindringe? Sollten nicht vielmehr alle zu jener Stunde Thränen vergießen, und lauter Wehklagen in der Kirche hören lassen? Nach dem gemeinschaftlichen Antheil am geheimen Gottesdienste, nach dem Abwaschen des Bades, nach der mit Christo eingegangenen Verbindung, hat jener Wolf doch Schaafe aus der Heerde reissen und bey sich behalten können; und du weinest nicht, indem du ein solches Unglück siehst? Willst du deinen Bruder nicht bedauern: so fürchte wenigstens für dich, und erwache! Wenn du deines Nachbarn Haus brennen sähest, würdest du nicht, ob es gleich dein ärgster Feind wäre, zum Löschen hinzueilen, damit das Feuer nicht auch dein Haus ergreiffe. Eben dieses denke bey den Besessenen! denn die Wirkung des Teufels ist ein schwerer Brand. Aber nichts verwehrt ihm den Eingang zu uns so sehr, als anhaltendes Gebet. Darauf geht auch die Aufforderung des Diakonus: Laßt uns wohl aufgerichtet stehen! Es wird dadurch die Seele gemeint, welche sich desto williger zum Lobe Gottes erheben, und von allen weltlichen Dingen losmachen soll, weil unsichtbar mit ihr gemeinschaftlich die Engel eben dasselbe thun. Zulezt warnt Chrysostomus seine Zuhörer, einen gewissen Kunstgriff des Teufels beym Gottesdienste zu Schanden zu machen. Als sie aufmerksam zuhörend beysammen stunden, schickte er Diebe unter sie, welche mehrern öfters das Geld, das sie bey sich trugen, abgeschnitten. Bringt, sagt der Verfasser, in die Versammlung kein Geld mit! Denn der Teufel will euch nicht sowohl durch den Verlust desselben arm machen; als durch die darüber empfundene Betrübniß vom Zuhören abziehen: so wie er ehmals den Hiob durch seine große Einbuße zur Sünde zu reizen suchte. Laßt uns, wie dieser, alles dul-

ulden, und nur die Sünde fliehen! ſo werden wir auch J. u. C. G. 363. bis 430.
as Verlorne hundertfältig wieder erlangen.

Was Chryſoſtomus in dieſer Predigt abgebrochen atte, das ſezte er bald darauf in der fünften wider die Anomöer gerichteten fort, indem er darinne einen ausührlichen Beweis gab, daß nur der Sohn Gottes und er heilige Geiſt das Weſen des Vaters vollkommen ennen. Er bedient ſich dazu der Schriftſtellen Joh. C. I. v. 18. C. VI. v. 46. 1 Corinth. C. II. v. 11. C. VIII. v. 6.; ſucht ſodann aus vielen andern darzuthun, daß die Nahmen Gott und Vater, dem Vater und dem Sohne gemeinſchaftlich und in völlig gleicher Bedeutung beygelegt werden; und zeigt weiter, daß wir weder das Weſen der Engel, noch von unſerer Seele ſelbſt kennen, eben damit wir uns nicht zu hoch wagen mögen. Ueberdies beweiſet er auch, daß die Kenntniß des Sohns vom Vater vollkommen ſey. Auf den Einwurf der Anomöer: Du kennſt alſo nicht, was du verehreſt! ntwortet er, es ſey genug zur Gottſeligkeit, zu wiſſen, aß Gott ſey. Sie wandten ferner ein, die Schrift age doch deutlich, Gott ſey ein Geiſt. Das iſt aber, erſezt der Verfaſſer, eben ſo wenig eine Beſtimmung Seines Weſens, als wenn Er ein verzehrend Feuer genannt wird. Doch laßt uns lieber, fährt er fort, den Streit mit dieſen Irrlehrern endigen, und für ſie beten! Er redet hier noch lange von der ungemeinen Kraft des Gebets, wie es Krankheiten heile, und die Traurigkeit in Trübſalen zerſtreue; daß es hingegen eine Sataniſche Verführung ſey, ſich aus Mangel an Vertrauen des Gebets zu enthalten, indem es eben die Demuth ſey, welche jenes Vertrauen gebe. Sünde und Demuth, ſezt er hinzu, an einen Wagen geſpannt, werden der Gerechtigkeit und dem Stolze an einem andern Wagen, immer zuvorkommen. Das ſehe man aus dem Gleichniß vom Phariſäer und Zöllner; auch im Gebete der drey Jünglinge ſeyen Spuren davon. Er meine auch

J. n. C. G. 363. bis 430.

Goldes, Sittſamkeit und Tugend; an Statt des Weihrauchs, reines Gebet; an Statt der Myrrhen, Demuth, ein gebeugtes Herz und Almoſen. Niemand ſage mir: ich habe ein mit Sünden angefülltes Gewiſſen; ich trage eine ſehr ſchwere Laſt herum. Die Zeit dieſer fünf Tage iſt hinlänglich, wenn du anders nüchtern biſt, beteſt und wacheſt, um die Anzahl der Sünden zu vermindern. Bedenke nicht, wie kurz die Zeit, ſondern wie gnädig der Herr iſt! Die Niniviten wandten den Zorn Gottes in drey Tagen von ſich; die Hure, welche zu Chriſto kam, wiſchte in kurzem alle ihre Schandflecke ab. Man muß aber, wie dieſe, ſich eben an denjenigen Dingen beſſern, durch welche man geſündigt hat. Sie hatte durch ihre Augen verführt; mit dieſen weinte ſie. Du haſt dich durch Schmähſucht verſündigt; wende nun deine Zunge zum Beten, Loben und Dankſagen ſelbſt gegen Schmähſüchtige an! Wir wollen in dieſen fünf Tagen alle andere Geſchäfte liegen laſſen! Gerichtsplatz, Rathhaus, alle weltliche Sorgen und Verträge, mögen weichen! ich will meine Seele retten. Denn was hülfe es ſonſt dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne? Mit Ehrfurcht und Zerknirſchung des Geiſtes kannſt du Jeſum ſehen, und die Scheidewand zwiſchen ihm und dir niederreiſſen. Jezt aber ſind viele der Gläubigen ſo unvernünftig, daß ſie an Feſttagen mit einer Menge Sünden beladen, zu dieſem Tiſche treten. Wer ein reines Gewiſſen hat, der muß ſich alle Tage demſelben nähern; wer aber, ohne Vorſatz der Beſſerung, in Sünden verwickelt iſt, der darf auch an einem Feſte nicht hinzunahen. Einmal im Jahre hinzutreten, befreyet uns nicht von Sünden, wenn wir es unwürdig thun; ja eben dieſes verurtheilt uns noch mehr, wenn wir auch dieſes einzigemal nicht rein dazu kommen. Chryſoſtomus wiederholt ſeine Ermahnung noch mit vielen und einnehmenden Worten, ſich mehrere Tage vorher durch Buße, Gebet und Almoſen zu reinigen, wenn man dieſes geiſtlichen Opfers

(προσ-

eſte von allen Feſten, welches man gar wohl die Haupt- J. n. C. G. 363. bis 430.
ſtadt aller Feſte nennen kann. Denn von dieſem iſt das Feſt der Taufe Chriſti, (τὰ θεοφάνια) das Feſt ſeiner Kreuzigung und Auferſtehung, (τὸ πάσχα) das Feſt ſeiner Himmelfahrt, (ἡ ἀνάληψις) und das Feſt der Sendung des heiligen Geiſtes, (ἡ πεντηκοστὴ) entſprungen. Daß Chriſtus, nachdem er ein Menſch gebohren worden, geſtorben iſt, war eine natürliche Folge; aber die Geburt Gottes ſelbſt iſt unbegreiflich und ſchaudervoll. Deswegen hauptſächlich umfange und liebe ich dieſen Tag, und ſuche euch auch zur Liebe gegen denſelben zu reitzen. Darum bitte ich euch ſo ſehr, daß ihr euch an demſelben eifrig und munter hier verſammlet. Vorher aber leere ein jeder ſein Haus aus, damit wir unſern Herrn in der Krippe liegend und in Windeln gewickelt, ein grauſenvolles Schauſpiel! ſehen. Denn wie werden wir uns vertheidigen; oder wie werden wir Verzeihung erlangen, wenn wir, da er ſelbſt vom Himmel unſertwegen herabgeſtiegen iſt, nicht einmal aus unſerm Hauſe zu ihm kommen wollen? Die Magi, ausländiſche und fremde Menſchen aus Perſien, eilen, um ihn in der Krippe liegen zu ſehen, und du, ein Chriſt, willſt nicht einmal einen kurzen Weg gehen, um dieſen glückſeligen Anblick zu genießen! Wenn wir mit Glauben hieher kommen: ſo werden wir ihn gewiß in der Krippe liegen ſehen. Denn dieſer Tiſch vertritt die Stelle der Krippe. Auch hier wird der Leib des Herrn liegen. Zwar nicht in Windeln gewickelt, wie damals; wohl aber auf allen Seiten mit dem heiligen Geiſte bedeckt. Die Eingeweihten (οἱ μεμυημένοι, es waren die Getauften und nicht unter den Büßenden begriffenen, welche allein an das heilige Abendmahl ein Recht hatten,) verſtehen wohl, was ich ſage! Die Magi haben bloß angebetet; dir aber erlauben wir, wenn du mit einem reinen Gewiſſen hinzukommſt, zu nehmen, und alsdann nach Hauſe zu gehen. Du kannſt auch ehrwürdigere Gaben darbringen, als ſie: an Statt des

Gol-

J. n. C. G. 365. bis 430.

Gottes, Sittſamkeit und Tugend; an Statt des Weihrauchs, reines Gebet; an Statt der Myrrhen, Demuth, ein gebeugtes Herz und Almoſen. Niemand ſage mir: ich habe ein mit Sünden angefülltes Gewiſſen; ich trage eine ſehr ſchwere Laſt herum. Die Zeit dieſer fünf Tage iſt hinlänglich, wenn du anders nüchtern biſt, betteſt und wacheſt, um die Anzahl der Sünden zu vermindern. Bedenke nicht, wie kurz die Zeit, ſondern wie gnädig der Herr iſt! Die Niniviten wandten den Zorn Gottes in drey Tagen von ſich; die Hure, welche zu Chriſto kam, wiſchte in kurzem alle ihre Schandflecke ab. Man muß aber, wie dieſe, ſich eben an denjenigen Dingen beſſern, durch welche man geſündigt hat. Sie hatte durch ihre Augen verführt; mit dieſen weinte ſie. Du haſt dich durch Schmähſucht verſündigt; wende nun deine Zunge zum Beten, Loben und Dankſagen ſelbſt gegen Schmähſüchtige an! Wir wollen in dieſen fünf Tagen alle andere Geſchäfte liegen laſſen! Gerichtsplatz, Rathhaus, alle weltliche Sorgen und Verträge, mögen weichen! ich will meine Seele retten. Denn was hülfe es ſonſt dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne? Mit Ehrfurcht und Zerknirſchung des Geiſtes kannſt du Jeſum ſehen, und die Scheidewand zwiſchen ihm und dir niederreiſſen. Jezt aber ſind viele der Gläubigen ſo unvernünftig, daß ſie an Feſttagen mit einer Menge Sünden beladen, zu dieſem Tiſche treten. Wer ein reines Gewiſſen hat, der muß ſich alle Tage demſelben nähern; wer aber, ohne Vorſatz der Beſſerung, in Sünden verwickelt iſt, der darf auch an einem Feſte nicht hinzunahen. Einmal im Jahre hinzutreten, befreyet uns nicht von Sünden, wenn wir es unwürdig thun; ja eben dieſes verurtheilt uns noch mehr, wenn wir auch dieſes einzigemal nicht rein dazu kommen. Chryſoſtomus wiederholt ſeine Ermahnung noch mit vielen und einnehmenden Worten, ſich mehrere Tage vorher durch Buße, Gebet und Almoſen zu reinigen, wenn man dieſes geiſtlichen Opfers

(προσ-

(προσφοραὶ) theilhaftig werden wolle; beſonders aber ſich mit demjenigen auszuſöhnen, von dem man beleidigt worden iſt. J. n. C. G. 363. bis 430.

Fünf Tage darauf, am 25. December des Jahrs 386, hielt Chryſoſtomus ſeine erſte Predigt am Geburtsfeſte Chriſti. Sie ſteht im zweyten Theil ſeiner Werke nach Montfaucons Ausgabe; (p. 354. ſq.) ſo wie ſeine bisher beſchriebene Homilieen ſich alle im erſten Theil dieſer Sammlung finden. Man hatte wohl ſonſt einen Verdacht auf dieſelbe geworfen, daß ſie unächt ſeyn möchte; allein Montfaucon hat (l. c. p. 353.) wohl gezeigt, daß derſelbe nicht Statt habe. Zuerſt muntert der Verfaſſer ſeine Zuhörer zur Freude über die große Begebenheit des Tages auf. Wenn wir darüber erſtaunen, ſagt er, daß die Sonne durch Licht und Strahlen auf unſere Erde herabſteigt: wie weit bewundernswürdiger muß es uns ſeyn, daß die Sonne der Gerechtigkeit aus unſerm Fleiſche ihre Strahlen hervorſchießen läßt, und unſere Seelen erleuchtet! Schon lange bin ich begierig geweſen, dieſen Tag zu ſehen; und zwar wegen einer ſolchen Menge Zuhörer. Es ſind noch nicht zehn Jahre, daß er uns völlig von den Abendländern her bekannt geworden iſt. Man kann ihn daher neu und auch alt nennen; das leztere, weil er ſo geſchwind den ältern Feſten, ſo zu ſagen, an Alter gleich gekommen iſt. Erwartet für eure Bereitwilligkeit ihn zu ehren, die Belohnung von dem heute gebohrnen Chriſtus! Was wünſcht ihr aber an dieſem Tage von euren Mitknechten zu hören? Was anders, als etwas von diesem Tage ſelbſt! Denn ich weiß gar wohl, daß viele noch jezt mit einander über denſelben ſtreiten; daß ihn manche, als ein neueingeführtes Feſt, tadeln; andere aber, als ein altes, vertheidigen, indem ſchon ehemals die Propheten ſeine Entſtehung verkündigt hätten, und er vom Anfange her, unter den Völkern von Thracien bis nach Gades hin, bekannt und berühmt geweſen ſey.

Laßt

J. u. C. G. 363. bis 430. Beweise selbst, welche er angebracht hat, um den fünf und zwanzigsten December zum Geburtstage Christi zu machen, alle mißlungen. Der erste ist nichts weiter, als ein frommer Einfall; er hat nicht einmal eine richtige historische Grundlage. Denn es währte lang genug, ehe der gedachte Tag, als das Geburtsfest Christi, in den Morgenländern bekannt, und dazu aufgenommen wurde. In dem zweyten Beweise setzt der Redner etwas als ausgemacht voraus, wovon sich vor dem vierten Jahrhunderte nicht allein keine Spuren zeigen lassen; sondern was auch, bey der schon im zweyten, merklichen Ungewißheit der Christen über den Tag der Geburt des Erlösers, gar nicht wahrscheinlich ist: daß nämlich derselbe von den ersten Zeiten her, in den abendländischen Provinzen des Reichs, selbst in vielen griechischen Gemeinen, am fünf und zwanzigsten December gefeyert worden wäre. Eben so ist es auch eine bloße Möglichkeit, welche durch die Geschichte gar nicht begünstiget wird, daß die Römischen Christen aus den Schatzungsverzeichnissen den Geburtstag Christi sicher erfahren hätten. Endlich wird im dritten Beweise Zacharias, den die Evangelische Geschichte selbst als einen gemeinen Priester bezeichnet, fälschlich in den Hohenpriester verwandelt: und mit dieser Vorstellung fällt zugleich die Angabe vom Versöhnungsfeste, nebst der ganzen darauf gebaueten Ausrechnung, hinweg. Chrysostomus scheint unterdessen einige Entschuldigung zu verdienen. Die redneriſche Ausschmückung der beyden ersten sogenannten Beweise schickte sich zu seiner Absicht, ein Fest zu empfehlen, dessen Ansehen zu Antiochien noch zweydeutig war. Der dritte aber könnte wohl bereits in der Römischen Kirche gebraucht, wo nicht gar erfunden worden seyn, um den ostgenannten Tag zum jährlichen Gedächtnisse der Geburt Christi desto glaubwürdiger anzusetzen.

Zur Erläuterung dieser Predigt des Chrysostomus, und der Geschichte eines Festes, das von seiner Zeit an, unter

unter den Chriſten mit Recht ſo ehrwürdig ward, dürfen einige ältern Spuren von dem Urſprunge und Fortgange deſſelben, hier nicht vorbeygelaſſen werden. Die erſte kömmt in den Apoſtoliſchen Kirchenordnungen vor, welche wenigſtens um den Anfang des vierten Jahrhunderts zuſammengetragen worden ſeyn mögen. In der einen Stelle derſelben, (L. V. c. 13.) werden die Brüder ermahnt, unter den Feſten, zuerſt das Geburtsfeſt (τὴν γενέθλιον) am fünf und zwanzigſten Tage des neunten Monaths, (es iſt der Aegyptiſche Monath Choiac, der mit dem December zuſammentrift; darauf aber am ſechsten Tage des zehnten Monaths, das Feſt der Erſcheinung (ἡ ἐπιφάνιος) zu feyern, an welchem uns der Herr ſeine Gottheit offenbart habe. Die andere Stelle (L. VIII. c. 33.) enthält eine Vorſchrift, daß die Knechte am Geburtsfeſte, und auch am Feſte der Erſcheinung Chriſti, von allen Arbeiten frey ſeyn ſollen. Es iſt bey dieſen Stellen merkwürdig, daß, obgleich die morgenländiſchen Gemeinen bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, größtentheils die Geburt und die Taufe Chriſti, auch die Erſcheinung der morgenländiſchen Weiſen zu Jeruſalem, und das Wunder des Erlöſers zu Cana, als lauter Offenbarungen ſeiner göttlichen Würde, an einem einzigen Tage, am ſechsten des Jänner, welcher eben davon die Erſcheinung ſeiner göttlichen Herrlichkeit (ἐπιφάνεια, θεοφάνεια) hieß, feyerten, gleichwohl ſchon aus einer Gegend derſelben, in den frühern Zeiten des gedachten Jahrhunderts, ein Beyſpiel eines doppelten Feſttags für die beyden erſten Begebenheiten vorkommt. Hingegen glauben verſchiedene neuere Gelehrte, mit dem Zonaras, das chriſtliche Feſt Epiphania, an welchem der Kaiſer Julianus, im Jänner des Jahrs 360. nach dem Ammianus Marcellinus, (L. XXI. c. 2.) den öffentlichen Gottesdienſt abwartete, habe auch das Geburtsfeſt Chriſti in ſich gefaßt. Man hat zwar dawider eingewandt, daß dieſes in Gallien geſche-

J. u. C. G. 365 bis 430.

n. C. G. 363 bis 420.

ben ſey; und in den abendländiſchen Gemeinen ſey das Geburtsfeſt des Erlöſers von je her, am fünf und zwanzigſten December, abgeſondert von dem Erſcheinungsfeſte, begangen worden. Aber eben dieſes leztere, was man als gewiß vorausſezt, wird ohne Beweis angenommen. Nur ſo viel iſt zuverläßig, daß ohngefähr ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, die Römiſche Gemeine ſowohl für die Geburt, als für die Taufe Chriſti, beſondere Feſtzeiten an den bereits genannten Tagen beobachtet habe, und daß ihre Gewohnheit nach und nach auch von den Morgenländern nachgeahmt worden ſey. Ob dieſe durch einen und den andern von den Gründen des Chryſoſtomus dazu bewogen worden ſind; oder ob ſie es aus einer ausnehmenden Achtung gegen das Andenken der Geburt Chriſti gethan haben? läßt ſich nicht ſagen. Noch weniger kann man auf dasjenige bauen, was Johannes, Erzbiſchof von Nicäa, mehrere Jahrhunderterte nach dieſer Zeit, in einer mit Fehlern und Fabeln angefüllten Schrift, (de Nativitate Domini, in Combefiſii Auctar. Nov. Biblioth. Patr. Tom. II. p. 297.) erzählt, und Cotelier (Not. ad. Conſtitt. Apoſtol. L. VIII. c. 13. p. 316. ed. Amſtel.) ergänzt hat. Dahin gehört aus dem leztern Zuſatze die Nachricht, daß Julius der erſte, Römiſcher Biſchof vom Jahr 336. bis zum Jahr 352, auf die bittende Vorſtellung des Biſchofs von Jeruſalem, daß er nicht an Einem Tage, am ſechsten Jänner, die Geburt und auch die Taufe Chriſti feyern könne, weil Bethlehem, der Ort der erſtern, und der Jordan, wo die leztere vollzogen worden war, ſo weit von einander entfernt wären, daß Julius alſo die wahre Zeit dieſer Begebenheiten, genau ausgerechnet, ihm melden möchte, ſolches wirklich gethan, und gefunden habe, daß die Geburt Chriſti am fünf und zwanzigſten December, ſeine Taufe aber am ſechsten Jänner erfolgt ſey: eine Trennung, welche, da ſie von den chriſtlichen Lehrern befolgt wurde, anfänglich viel Mißvergnügen verurſacht habe.

Auf

unter den Chriſten mit Recht ſo ehrwürdig ward, dürfen einige ältern Spuren von dem Urſprunge und Fortgange deſſelben, hier nicht vorbeygelaſſen werden. Die erſte kömmt in den Apoſtoliſchen Kirchenordnungen vor, welche wenigſtens um den Anfang des vierten Jahrhunderts zuſammengetragen worden ſeyn mögen. In der einen Stelle derſelben, (L. V. c. 13.) werden die Brüder ermahnt, unter den Feſten, zuerſt das Geburtsfeſt (τὴν γενέθλιον) am fünf und zwanzigſten Tage des neunten Monaths, (es iſt der Aegyptiſche Monath Choiac, der mit dem December zuſammentrift; darauf aber am ſechsten Tage des zehnten Monaths, das Feſt der Erſcheinung (ἡ ἐπιφάνιος) zu feyern, an welchem uns der Herr ſeine Gottheit offenbart habe. Die andere Stelle (L. VIII. c. 33.) enthält eine Vorſchrift, daß die Knechte am Geburtsfeſte, und auch am Feſte der Erſcheinung Chriſti, von allen Arbeiten frey ſeyn ſollen. Es iſt bey dieſen Stellen merkwürdig, daß, obgleich die morgenländiſchen Gemeinen bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, größtentheils die Geburt und die Taufe Chriſti, auch die Erſcheinung der morgenländiſchen Weiſen zu Jeruſalem, und das Wunder des Erlöſers zu Cana, als lauter Offenbarungen ſeiner göttlichen Würde, an einem einzigen Tage, am ſechsten des Jänner, welcher eben davon die Erſcheinung ſeiner göttlichen Herrlichkeit (ἐπιφάνεια, θεοφάνεια) hieß, feyerten, gleichwohl ſchon aus einer Gegend derſelben, in den frühern Zeiten des gedachten Jahrhunderts, ein Beyſpiel eines doppelten Feſttags für die beyden erſten Begebenheiten vorkommt. Hingegen glauben verſchiedene neuere Gelehrte, mit dem Zonaras, das chriſtliche Feſt Epiphania, an welchem der Kaiſer Julianus, im Jänner des Jahrs 360. nach dem Ammianus Marcellinus, (L. XXI. c. 2.) den öffentlichen Gottesdienſt abwartete, habe auch das Geburtsfeſt Chriſti in ſich gefaßt. Man hat zwar dawider eingewandt, daß dieſes in Gallien geſche-

J. u. C. G. 165 bis 430.

hen ſey; und in den abendländiſchen Gemeinen ſey das Geburtsfeſt des Erlöſers von je her, am fünf und zwanzigſten December, abgeſondert von dem Erſcheinungsfeſte, begangen worden. Aber eben dieſes leztere, was man als gewiß vorausſezt, wird ohne Beweis angenommen. Nur ſo viel iſt zuverläßig, daß ohngefähr ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, die Römiſche Gemeine ſowohl für die Geburt, als für die Taufe Chriſti, beſondere Feſtzeiten an den bereits genannten Tagen beobachtet habe, und daß ihre Gewohnheit nach und nach auch von den Morgenländern nachgeahmt worden ſey. Ob dieſe durch einen und den andern von den Gründen des Chryſoſtomus dazu bewogen worden ſind; oder ob ſie es aus einer ausnehmenden Achtung gegen das Andenken der Geburt Chriſti gethan haben? läßt ſich nicht ſagen. Noch weniger kann man auf dasjenige bauen, was Johannes, Erzbiſchof von Nicäa, mehrere Jahrhunderterte nach dieſer Zeit, in einer mit Fehlern und Fabeln angefüllten Schrift, (de Nativitate Domini, in Combefiſii Auctar. Nov. Biblioth. Patr. Tom. II. p. 297.) erzählt, und Cotelier (Not. ad. Conſtitt. Apoſtol. L. VIII. c. 13. p. 316. ed. Amſtel.) ergänzt hat. Dahin gehört aus dem leztern Zuſatze die Nachricht, daß Julius der erſte, Römiſcher Biſchof vom Jahr 336. bis zum Jahr 352, auf die bittende Vorſtellung des Biſchofs von Jeruſalem, daß er nicht an Einem Tage, am ſechsten Jänner, die Geburt und auch die Taufe Chriſti feyern könne, weil Bethlehem, der Ort der erſtern, und der Jordan, wo die leztere vollzogen worden war, ſo weit von einander entfernt wären, daß Julius alſo die wahre Zeit dieſer Begebenheiten, genau ausgerechnet, ihm melden möchte, ſolches wirklich gethan, und gefunden habe, daß die Geburt Chriſti am fünf und zwanzigſten December, ſeine Taufe aber am ſechsten Jänner erfolgt ſey: eine Trennung, welche, da ſie von den chriſtlichen Lehrern befolgt wurde, anfänglich viel Mißvergnügen verurſacht habe.

Auf

ner wenden alles an, um das Meer durchzuſegeln, und den Hafen zu erreichen. Wir aber beſtreben uns, auf der hohen See herumzuwanken, indem wir von den Wellen der weltlichen Geſchäfte geworfen, auf den Marktplätzen und vor Gerichte hin und her gedreht werden; hier aber uns kaum einmal oder zweymal im ganzen Jahre einfinden. Wiſſet ihr es nicht, daß Gott, wie er für das Meer Hafen errichtet hat, alſo für die Städte Kirchen angelegt habe, damit wir uns aus dem Sturmwetter des weltlichen Getümmels dahin flüchten und der größten Ruhe genießen mögen? Denn hier darf man ſich nicht vor den ſchäumenden Wellen, nicht vor dem Anfall der Räuber, nicht vor dem Angriff der Auflaurer, oder vor der Heftigkeit der Winde, oder vor den Nachſtellungen wilder Thiere fürchten; hier iſt ein von allem dieſem befreyeter Hafen, ein geiſtlicher Hafen der Seelen. Ihr ſelbſt ſeyd Zeugen von dem, was ich ſage. Denn wenn jemand von euch jezt ſein Gewiſſen öffnen wollte: ſo würde er darinne viele Ruhe finden. Der Zorn beunruhigt nicht: die Begierde entzündet nicht; der Neid verzehrt nicht; der Uebermuth bläſet nicht auf; die Liebe zum eitlen Ruhm verdirbt nicht; ſondern alle dieſe wilden Thiere werden im Zaum gehalten ſobald das Anhören der göttlichen Schriften gleichſam als eine göttliche Beſchwörungsformel, durch die Ohren in die Seele eingedrungen iſt, und jene unvernünftige Leidenſchaften beſänftigt hat. Wie unglücklich ſind alſo diejenigen, welche, da ſie an Weisheit ſo ſehr zunehmen könnten, nicht häuffig zu der gemeinſchaftlichen Mutter von allen, zur Kirche, kommen! Was hindert dich wohl daran? Vergebens ſchützeſt du deine Armuth vor. Die Woche hat ſieben Tage; in dieſe hat Sich Gott mit uns ſo freygebig getheilt, daß Er nur einen einzigen für Sich behalten hat. Und auch an dieſem willſt du dich weltlicher Geſchäfte nicht enthalten; ſondern ſtellſt dich Kirchenräubern gleich, indem du einen heiligen, zum Anhören geiſtlicher Reden

J. n. C. G. 563. Mo 430.

J. C. 353 bis 420.

hen ſey; und in den abendländiſchen Gemeinen ſey das Geburtsfeſt des Erlöſers von je her, am fünf und zwanzigſten December, abgeſondert von dem Erſcheinungsfeſte, begangen worden. Aber eben dieſes letztere, was man als gewiß vorausſezt, wird ohne Beweis angenommen. Nur ſo viel iſt zuverläßig, daß ohngefähr ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, die Römiſche Gemeine ſowohl für die Geburt, als für die Taufe Chriſti, beſondere Feſtzeiten an den bereits genannten Tagen beobachtet habe, und daß ihre Gewohnheit nach und nach auch von den Morgenländern nachgeahmt worden ſey. Ob dieſe durch einen und den andern von den Gründen des Chryſoſtomus dazu bewogen worden ſind; oder ob ſie es aus einer ausnehmenden Achtung gegen das Andenken der Geburt Chriſti gethan haben? läßt ſich nicht ſagen. Noch weniger kann man auf dasjenige bauen, was Johannes, Erzbiſchof von Nicäa, mehrere Jahrhunderterte nach dieſer Zeit, in einer mit Fehlern und Fabeln angefüllten Schrift, (de Nativitate Domini, in Combefiſii Auctar. Nov. Biblioth. Patr. Tom. II. p. 297.) erzählt, und Cotelier (Not. ad. Conſtit. Apoſtol. L. VIII. c. 13. p. 316. ed. Amſtel.) ergänzt hat. Dahin gehört aus dem leztern Zuſatze die Nachricht, daß Julius der erſte, Römiſcher Biſchof vom Jahr 336. bis zum Jahr 352, auf die bittende Vorſtellung des Biſchofs von Jeruſalem, daß er nicht an Einem Tage, am ſechsten Jänner, die Geburt und auch die Taufe Chriſti feyern könne, weil Bethlehem, der Ort der erſtern, und der Jordan, wo die leztere vollzogen worden war, ſo weit von einander entfernt wären, daß Julius alſo die wahre Zeit dieſer Begebenheiten, genau ausgerechnet, ihm melden möchte, ſolches wirklich gethan, und gefunden habe, daß die Geburt Chriſti am fünf und zwanzigſten December, ſeine Taufe aber am ſechsten Jänner erfolgt ſey: eine Trennung, welche, da ſie von den chriſtlichen Lehrern befolgt wurde, anfänglich viel Mißvergnügen verurſacht habe.

Auf

Auf der andern Seite meldet Johannes von Nicäa, daß man deswegen um dieſe Zeit das Geburtsfeſt Chriſti in der Gemeine zu Rom, auf den 25ſten December verlegt habe, um die dortigen Einwohner von ihrem beliebten heydniſchen Feſte, Natalis invicti ſolis, welches um gleiche Zeit begangen wurde, deſto leichter abzuziehen, und an die Feyer eines chriſtlichen zu gewöhnen. So verdächtig auch dieſe Nachrichten durch ihr ſpätes Alter und andere Umſtände werden, wie zum Theil bereits an einem andern Orte dieſes Werks, (in der Vorrede zur zweyten Auflage des zweyten Theils,) bemerkt worden iſt; ſo könnte doch darinne einiger Saame von Wahrheit aufbehalten worden ſeyn, nämlich dieſer, daß der fünf und zwanzigſte December ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, in der Römiſchen Gemeine zum Geburtsfeſte Chriſti angenommen worden wäre. Genug, dieſe Zeitbeſtimmung fand allmählig noch in dem gedachten Jahrhunderte faſt überall, auch in denjenigen, beſonders morgenländiſchen Gemeinen Beyfall, wo bis dahin der ſechste Jänner zugleich das Geburtsfeſt und das Tauffeſt Chriſti geweſen war. Man fieng daher auch ſeit dieſer Abſonderung an, die beyden Feſte mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen des erſten und zweyten Erſcheinungstages zu bezeichnen. Doch war die Uebereinſtimmung hierinne, ſelbſt in den ſpätern Zeiten des vierten Jahrhunderts noch nicht allgemein. Epiphanius ſagt in einer bereits oben (S. 80.) angeführten Stelle, daß Chriſtus am Feſte Epiphania gebohren worden ſey: und in einer andern Stelle eben deſſelben Werks, (Panar. Haeres. LI. Alogor. c. 16. 24. p. 439. 446. ed. Petav. Tom. II.) ſucht er noch ausführlicher zu zeigen, daß die Geburt des Erlöſers auf den fünften Jänner (nicht auf den ſechsten, wie man ordentlich in den morgenländiſchen Gemeinen glaubte, zu ſetzen ſey. Nach dem Hieronymus, (Commentar. in Ezech. C. I. p. 700. Opp. Tom. III. ed. Mart.) hatte dieſe Meinung auch gegen das Jahr 411.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. C. durch belehren, daß ſie demüthige Geſinnungen von ihm
C. G. annehmen ſollten; und viertens ſuchte er es auf eben
363. dieſem Wege zu verhüten, daß man ihn nicht für Eine
bis Perſon mit dem Vater anſehen möchte. Wenn er hin-
410. gegen, neben einer ſolchen Beſcheidenheit, auch ſich dem Vater gleich ſtellt: ſo kann es keine ſtolze Vergrößerung, ſondern es muß vollkommene Wahrheit ſeyn. Hiernach iſt das Gebet, welches er als Menſch, (nicht als Gott, nach der Behauptung der Irrgläubigen,) in ſeinem tiefſten Leiden zu Gott ablieſs, und hinwiederum ſeine gewiſſe Vorherſagung, zu beurtheilen. Daß die Worte: Ich und der Vater ſind Eins, nicht auf die Einheit des Willens zwiſchen ihnen gehe, ſondern auf die Einheit der Majeſtät, ſieht man aus dem Ausdrucke: Nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt, wodurch er ſeine wahre Menſchheit anzeigte, die ſich vor dem Tode fürchtete. Am Ende dieſer Predigt empfiehlt Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern das Gebet, wegen der Würde, die es dem Menſchen ertheilt, und wegen ſeiner ungemeinen Nutzbarkeit. Es verſetzt von der Welt im Geiſte in das künftige Leben, und verſtattet das Aufwallen ſündlicher Begierden nicht. Der Teufel wird dadurch vertrieben; es dient für jedes Anliegen, dämpft die Betrübniß, verurſacht beſtändige Freude, und iſt die Mutter der Philoſophie. Es öfnet alle Schätze: der reiche König Achab, dem es fehlte, war arm; er mußte den Elias aufſuchen, einen Mann, der kein Kleid hatte; und gleichwohl durch ſein Gebet den Himmel aufſchloß.

Gleich am folgenden Tage hielt er die achte Predigt wider die Anomöer, und begegnete darinne der Einwendung, welche ſie aus den Worten Chriſti zogen: Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, iſt nicht mein; ſondern denen es bereitet iſt von meinem Vater. Ich wiederhole heute, ſagte er, meine häufige Erinnerung, daß ihr nicht bloß bey den

Buch-

Buchſtaben ſtehen bleibt; ſondern den Verſtand erforſchet. Wenn man das erſtere thut: ſo muß man auch ſagen, daß Gott Flügel habe, daß er ſchlafe, und dergleichen mehr. Die angeführten Worte zeigen viele Sorgfalt, Weisheit und Fürſorge für unſer Geſchlecht an; aber die Macht zu ſtrafen und zu ehren, ſpricht ſich Chriſtus dadurch ſo wenig ab, daß er ſich dieſelbe vielmehr in einer andern Stelle, (Matth. C. XXV. v. 31. fg.) als dem allgemeinen Richter, beylegt. Und hier erkennt man ſeine Gnade an den Worten, daß er ſelbſt von den Verdammten ſagt, nicht ihnen, ſondern dem Teufel ſey eigentlich das Feuer bereitet; und von den Auserwählten, das Reich ſey ihnen, noch ehe ſie Kämpfer geweſen wären, bereitet worden. Eben ſo mächtig ſtellt er ſich auch in dem Gleichniſſe von den zehn Jungfrauen vor, wo das Feuer den jungfräulichen Stand, und das Oel das Almoſen bedeutet, welches leztere nur die Armen verkaufen können, weil die Reichen weit mehr darauf denken, neue Schätze zu ſammeln, als Almoſen auszutheilen. Ja, verſetzen die Gegner, dieſe Macht beſizt Chriſtus wohl, zu beſtrafen und zu krönen; aber nicht den höchſten Vorſitz zu ertheilen. Doch, daß er auch dieſes zu thun im Stande ſey, beweiſen die Worte: Der Vater hat alles Gericht dem Sohne gegeben: denn Geben iſt hier nicht auf menſchliche Art zu verſtehen, ſondern es heißt: Er hat ihn ſo vollkommen gezeugt. Jene Macht Chriſti folgt auch daraus, weil er den beſten unter allen Menſchen, nach 2. Timoth. C. IV. v. 7. gekrönt hat. Und wer kann dieſes anders ſeyn, als jener Zeltverfertiger, der Lehrer der Welt, der Erde und Meer gleichſam geflügelt durchgelaufen iſt, jenes auserwählte Werkzeug, der Brautführer Chriſti, der Stifter der Kirche, der noch vor der Auferſtehung in den dritten Himmel entzückt worden iſt! Warum hat aber gleichwohl Chriſtus geſagt: Das Sizen zu geben, iſt nicht mein: Werdet nicht unruhig, antwortet Chryſoſtomus, wenn ich

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

behaupte: es iſt nicht allein des Sohns nicht; ſondern auch nicht einmal des Vaters: denn wäre es des Vaters, ſo würde es auch des Sohns ſeyn. Dieſer Vorſitz kann eben ſo wenig jemanden willkührlich angewieſen werden, als die Krone des Kämpfens; es kömmt auf die Streitenden an. Hätte Chriſtus jenen Vorzug allein zu vergeben: ſo würden alle Menſchen ſelig werden; ſo würden auch keine Stuffen der Belohnungen ſeyn. Wir lernen aber aus den Worten Chriſti dieſes, daß es zur Erlangung des höchſten Sitzes nicht genug ſey, den Märtyrertod zu leiden: denn die fragenden Apoſtel ſollten ihn ebenfals ausſtehen; ſondern daß der Weg dahin durch die tiefſte Demuth gehe, wovon Chriſtus das herrlichſte Beyſpiel gegeben hat.

Zwo andere Predigten werden billig auch, als die neunte und zehnte, unter die Zahl derer gerechnet, welche Chryſoſtomus gegen das Ende des Jahrs 386. und um den Anfang des künftigen, wider die Anomöer richtete. In der erſtern wird wiederum ihrem Einwurfe begegnet: Wie konnte derjenige, der den Lazarus nicht ohne Gebet aufzuerwecken vermochte, dem an Weſen gleich ſeyn, der ſein Gebet annahm? Sie verſtehen es nicht, ſagt er, daß dieſes Gebet eine Herablaſſung geweſen, und wegen der Schwachheit der Anweſenden vorgenommen worden ſey. Warum ſollte Chriſtus nicht gebetet haben, da er etwas weit Erniedrigenderes, das Fußwaſchen, verrichtet hat? Die Juden werfen zwar auch hier den Chriſten vor, daß ſie einen Gott hätten, der nicht gewußt habe, wo Lazarus begraben liege? allein ſo müßte man aus der Frage Gottes: Adam! wo biſt du? eine gleiche Unwiſſenheit ſchließen. Chriſtus betete bey dieſer Gelegenheit deswegen, weil Martha zu ihm geſagt hatte: Ich weiß, daß Dir Gott alles geben wird, was Du von ihm bitteſt. Denn ſonſt weckte er auch ohne Gebet Todte auf; ohne ein Gebet führte er den gekreuzig-

kreuzigten Räuber ins Paradies ein. Auch betete er nicht für den Lazarus; ſondern wegen der herumſtehenden Ungläubigen. Um dieſe von ſeiner göttlichen Macht zu überzeugen, rief er den Verſtorbenen aus dem Grabe hervor: und dieſer kam ſogleich. „O Tyranney „des Todes! ruft hier der Verfaſſer aus; o Tyranney „jener Gewalt, welche die Seele feſthielt! o Todten„reich! Das Gebet iſt geſchehen; und gleichwohl läſſeſt „du den Todten nicht los! Keineswegs, ſagt dieſe „Macht. Und warum nicht? Weil es mir nicht be„fohlen worden iſt. Ich bin ſelbſt gebunden, und hal„te hier den Schuldner feſt. Erhalte ich keinen Befehl: „ſo laſſe ich ihn nicht los. Denn das Gebet iſt nicht „meinetwegen geſchehen; ſondern wegen der gegenwär„tigen Ungläubigen. Ich aber erwarte erſt die Stim„me, um die Seele loszulaſſen. Lazare! komm „heraus! Der Verſtorbene hat den Befehl des Herrn „gehört: und ſogleich hat er die Geſetze des Todes über„treten. Nun mögen ſich die Ketzer ſchämen, und vom „Angeſichte der Erde vertilgt werden!“ Warum hat aber Chriſtus den Todten nahmentlich gerufen? Weil er ſonſt, wenn er die Todten unbeſtimmt angeredet hätte, ſie alle auferweckt haben würde. J. n. C. G. 363 bis 430.

Die zehnte Predigt dieſes Inhalts, welche nicht lange ausblieb, beſchäftigt ſich, wie es Chryſoſtomus vorſtellt, mit der Bezahlung einer Schuld an ſeine Zuhörer, die ſie zwar bereits vergeſſen haben mochten; die er aber ſelbſt um ſeines Nutzens willen abzutragen bereit iſt, weil ſolche geiſtliche Schulden dem Schuldner ſogar Gewinn einträgen, wenn ſie diejenigen empfiengen, welche ſie zu fodern haben. Er bleibt alſo hier bey demjenigen anderwärts bemerkten Nutzen der erniedrigenden Reden und Erzählungen von Jeſu ſtehen, Kraft deſſen ſie Lehren der Demuth und Beſcheidenheit wurden. Unter den Beyſpielen, die er davon anbringt, ſind auch die öftern Gebete des Erlöſers. Dieſe kann

er

J. C. durch belehren, daß ſie demüthige Geſinnungen von ihm
G. annehmen ſollten; und viertens ſuchte er es auf eben
bis dieſem Wege zu verhüten, daß man ihn nicht für Eine
430. Perſon mit dem Vater anſehen möchte. Wenn er hingegen, neben einer ſolchen Beſcheidenheit, auch ſich dem Vater gleich ſtellt: ſo kann es keine ſtolze Vergrößerung, ſondern es muß vollkommene Wahrheit ſeyn. Hiernach iſt das Gebet, welches er als Menſch, (nicht als Gott, nach der Behauptung der Irrgläubigen,) in ſeinem tiefſten Leiden zu Gott ablieſs, und hinwiederum ſeine gewiſſe Vorherſagung, zu beurtheilen. Daß die Worte: Ich und der Vater ſind Eins, nicht auf die Einheit des Willens zwiſchen ihnen gehe, ſondern auf die Einheit der Majeſtät, ſieht man aus dem Ausdrucke: Nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt, wodurch er ſeine wahre Menſchheit anzeigte, die ſich vor dem Tode fürchtete. Am Ende dieſer Predigt empfiehlt Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern das Gebet, wegen der Würde, die es dem Menſchen ertheilt, und wegen ſeiner ungemeinen Nutzbarkeit. Es verſezt von der Welt im Geiſte in das künftige Leben, und verſtattet das Aufwallen ſündlicher Begierden nicht. Der Teufel wird dadurch vertrieben; es dient für jedes Anliegen, dämpft die Betrübniß, verurſacht beſtändige Freude, und iſt die Mutter der Philoſophie. Es öfnet alle Schätze: der reiche König Achab, dem es fehlte, war arm; er mußte den Elias aufſuchen, einen Mann, der kein Kleid hatte; und gleichwohl durch ſein Gebet den Himmel aufſchloß.

Gleich am folgenden Tage hielt er die achte Predigt wider die Anomöer, und begegnete darinne der Einwendung, welche ſie aus den Worten Chriſti zogen: Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, iſt nicht mein; ſondern denen es bereitet iſt von meinem Vater. Ich wiederhole heute, ſagte er, meine häufige Erinnerung, daß ihr nicht bloß bey den

Buch-

Endlich hat Chryſoſtomus noch zwölf Jahre darauf, zu Conſtantinopel im Jahr 398, zwo Predigten wider die Anomöer gehalten, welche den vorhergehenden mit allem Rechte, als die eilfte und zwölfte, vom Montfaucon (Tom. I. Opp. Chryſoſt. p. 541. ſq.) an die Seite geſezt werden. Die erſtere derſelben war überhaupt die zweyte ſeiner Predigten in der gedachten Hauptſtadt. Er fängt ſie mit einer für die dortigen Einwohner rühmlichen Vergleichung mit den Chriſten zu Antiochien an. Bey dieſen fand er eine ältere und zahlreichere Gemeine; bey jenen einen heiſſern Glauben, mehr Geduld und Standhaftigkeit, weil ſie, obgleich von vielen Ketzern umgeben, ſich dennoch nicht verminderten. Daher entſchloß er ſich, weil er bereits zum erſtenmal vor ihnen von den Waffen Davids und Goliaths philoſophirt hatte, den Stein des erſtern, als einen geiſtlichen Eckſtein, wieder in die Hände zu nehmen, und an Statt vernunftmäßiger Gründe, die doch nicht vollkommen überzeugten, bloß aus der Schrift genommene anzuwenden. Er zeigt alſo, daß im Alten Bunde eben ſowohl, als im Neuen, die göttliche Hoheit Chriſti außer Streit geſezt werde. Denn der Vater ſprach zu ſeinem Sohne, nicht: Mache! wie zu einem Diener; ſondern in völliger Gleichheit: Laſſet uns Menſchen machen! Der Sohn wird Sein Rathgeber genannt. (Jeſ. C. IX. v. 5.) Er ſizt zur Rechten des Vaters; und alle ſollen den Sohn gleichwie den Vater ehren. Wir wollen aber, ſezt der Verfaſſer hinzu, um unſer Heil nicht zur Hälfte zu beſorgen, mit der Richtigkeit der Lehrſätze auch die Genauigkeit im Leben verbinden. Dieſe leztere wird durch nichts ſo ſehr befördert, als durch eine oftmalige Anweſenheit an dieſem Orte. Hier wird der Hunger der Seele durch das göttliche Wort geſtillt; hier ſammelt man die dauerhafteſten Schätze. Es entſteht daraus auch dieſer Nutzen, daß die Feinde durch ſo viele Verſammlete ſehr beſchämt, und die Brüder aufgerichtet werden.

J. n. C. G. 393 bis 430.

Schon

J. n. C. G. 363. bis 430.

behaupte: es iſt nicht allein des Sohns nicht; ſondern auch nicht einmal des Vaters: denn wäre es des Vaters, ſo würde es auch des Sohns ſeyn. Dieſer Vorſitz kann eben ſo wenig jemanden willkührlich angewieſen werden, als die Krone des Kämpfens; es kömmt auf die Streitenden an. Hätte Chriſtus jenen Vorzug allein zu vergeben: ſo würden alle Menſchen ſelig werden; ſo würden auch keine Stuffen der Belohnungen ſeyn. Wir lernen aber aus den Worten Chriſti dieſes, daß es zur Erlangung des höchſten Sitzes nicht genug ſey, den Märtyrertod zu leiden: denn die fragenden Apoſtel ſollten ihn ebenfals ausſtehen; ſondern daß der Weg dahin durch die tiefſte Demuth gehe, wovon Chriſtus das herrlichſte Beyſpiel gegeben hat.

Zwo andere Predigten werden billig auch, als die neunte und zehnte, unter die Zahl derer gerechnet, welche Chryſoſtomus gegen das Ende des Jahrs 386. und um den Anfang des künftigen, wider die Anomöer richtete. In der erſtern wird wiederum ihrem Einwurfe begegnet: Wie konnte derjenige, der den Lazarus nicht ohne Gebet aufzuerwecken vermochte, dem an Weſen gleich ſeyn, der ſein Gebet annahm? Sie verſtehen es nicht, ſagt er, daß dieſes Gebet eine Herablaſſung geweſen, und wegen der Schwachheit der Anweſenden vorgenommen worden ſey. Warum ſollte Chriſtus nicht gebetet haben, da er etwas weit Erniedrigenderes, das Fußwaſchen, verrichtet hat? Die Juden werfen zwar auch hier den Chriſten vor, daß ſie einen Gott hätten, der nicht gewußt habe, wo Lazarus begraben liege? allein ſo müßte man aus der Frage Gottes: Adam! wo biſt du? eine gleiche Unwiſſenheit ſchließen. Chriſtus betete bey dieſer Gelegenheit deswegen, weil Martha zu ihm geſagt hatte: Ich weiß, daß Dir Gott alles geben wird, was Du von ihm bitteſt. Denn ſonſt weckte er auch ohne Gebet Todte auf; ohne ein Gebet führte er den gekreuzig-

:eutzigten Räuber ins Paradies ein. Auch betete er J. n. C. G.
icht für den Lazarus; ſondern wegen der herumſte- 363.
enden Ungläubigen. Um dieſe von ſeiner göttlichen bis
Nacht zu überzeugen, rief er den Verſtorbenen aus dem 430.
Grabe hervor: und dieſer kam ſogleich. „O Tyranney
des Todes! ruft hier der Verfaſſer aus; o Tyranney
jener Gewalt, welche die Seele feſthielt! o Todten-
reich! Das Gebet iſt geſchehen; und gleichwohl läſſeſt
du den Todten nicht los! Keineswegs, ſagt dieſe
Macht. Und warum nicht? Weil es mir nicht be-
fohlen worden iſt. Ich bin ſelbſt gebunden, und hal-
te hier den Schuldner feſt. Erhalte ich keinen Befehl:
ſo laſſe ich ihn nicht los. Denn das Gebet iſt nicht
meinetwegen geſchehen; ſondern wegen der gegenwär-
tigen Ungläubigen. Ich aber erwarte erſt die Stim-
me, um die Seele loszulaſſen. Lazare! komm
heraus! Der Verſtorbene hat den Befehl des Herrn
gehört: und ſogleich hat er die Geſetze des Todes über-
treten. Nun mögen ſich die Ketzer ſchämen, und vom
Angeſichte der Erde vertilgt werden!“ Warum hat
der Chriſtus den Todten nahmentlich gerufen? Weil
r ſonſt, wenn er die Todten unbeſtimmt angeredet hät-
e, ſie alle auferweckt haben würde.

Die zehnte Predigt dieſes Inhalts, welche nicht
ange ausblieb, beſchäftigt ſich, wie es Chryſoſtomus
orſtellt, mit der Bezahlung einer Schuld an ſeine Zu-
örer, die ſie zwar bereits vergeſſen haben mochten; die
r aber ſelbſt um ſeines Nutzens willen abzutragen be-
eit iſt, weil ſolche geiſtliche Schulden dem Schuldner
ogar Gewinn eintrügen, wenn ſie diejenigen empfien-
en, welche ſie zu fodern haben. Er bleibt alſo hier
ey demjenigen anderwärts bemerkten Nutzen der ernie-
rigenden Reden und Erzählungen von Jeſu ſtehen,
Kraft deſſen ſie Lehren der Demuth und Beſcheidenheit
urden. Unter den Beyſpielen, die er davon anbringt,
ind auch die öftern Gebete des Erlöſers. Dieſe kann

er

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seite eine unangenehme Nothwendigkeit für ihn war, mit Leuten, die ſich ſelbſt unter ſeinen Zuhörern oftmals einfanden, an einem ſolchen Orte zu fechten: ſo hat er auf der andern Seite meiſtentheils eine ziemliche Mäßigung gegen ſie beobachtet, und zugleich auch für die übrigen in ſeiner Gemeine durch einen allgemein fruchtbaren Unterricht geſorgt. Mit einer weit größern Heftigkeit, und beynahe Erbitterung, griff er um gleiche Zeit, in den Jahren 386. und 387. abwechſelnd mit den Predigten wider die Anomöer, die Juden von der Kanzel herab an. Auszüge aus ſeinen acht wider ſie gehaltenen Predigten, hat man bereits in einem andern Zuſammenhange dieſer Geſchichte (Th. VII. S. 400-413.) geleſen. Vermuthlich ſind die daſelbſt angeführten Veranlaſſungen für ihn ausnehmend empfindlich und traurig geweſen, weil ſie mehr von den Chriſten, als von den Juden herrührten; aber glimpflichere Vorſtellungen würden doch zur Beſſerung mehr beygetragen haben. Wie er endlich gegen die Heyden das Beſte des Chriſtenthums, ſowohl in Predigten als Schriften vertheidigt habe, iſt auch ſchon oben (S. 309. fg.) an dem Beyſpiel ſeiner Predigt und Lobſchrift auf den Märtyrer Babylas, gezeigt worden. Er ſchonte ſie eben ſo wenig, als die Juden: und freylich konnten keine Feinde des Chriſtenthums durch bittern Spott leichter getroffen werden.

Ehe aber Chryſoſtomus noch, in den ſpätern Monathen des Jahrs 387, die lezten jener Homilieen wider die Juden hielt, ſchrieb er ein beſonderes Buch wider die Juden und Heyden, zum Beweiſe der Gottheit Chriſti. (T. I. Opp. p. 588. ſq. ed. Montef.) Wegen ſeiner Verwandtſchaft mit den vorher angezeigten Predigten des Verfaſſers, wird es am füglichſten gleich hier beſchrieben. Er verſichert im Eingange deſſelben, daß er es verſtändlich, aber auch nicht zu lang für die niedrigſten und einfältigſten Menſchen beyderley Ge-

Endlich hat Chryſoſtomus noch zwölf Jahre darauf, zu Conſtantinopel im Jahr 398, zwo Predigten wider die Anomöer gehalten, welche den vorhergehenden mit allem Rechte, als die eilfte und zwölfte, vom Montfaucon (Tom. I. Opp. Chryſoſt. p. 541. ſq.) an die Seite geſezt werden. Die erſtere derſelben war überhaupt die zweyte ſeiner Predigten in der gedachten Hauptſtadt. Er fängt ſie mit einer für die dortigen Einwohner rühmlichen Vergleichung mit den Chriſten zu Antiochien an. Bey dieſen fand er eine ältere und zahlreichere Gemeine; bey jenen einen heiſſern Glauben, mehr Geduld und Standhaftigkeit, weil ſie, obgleich von vielen Ketzern umgeben, ſich dennoch nicht verminderten. Daher entſchloß er ſich, weil er bereits zum erſtenmal vor ihnen von den Waffen Davids und Goliaths philoſophirt hatte, den Stein des erſtern, als einen geiſtlichen Eckſtein, wieder in die Hände zu nehmen, und an Statt vernunftmäßiger Gründe, die doch nicht vollkommen überzeugten, bloß aus der Schrift genommene anzuwenden. Er zeigt alſo, daß im Alten Bunde eben ſowohl, als im Neuen, die göttliche Hoheit Chriſti außer Streit geſezt werde. Denn der Vater ſprach zu ſeinem Sohne, nicht: Mache! wie zu einem Diener; ſondern in völliger Gleichheit: Laſſet uns Menſchen machen! Der Sohn wird Sein Rathgeber genannt. (Jeſ. C. IX. v. 5.) Er ſizt zur Rechten des Vaters; und alle ſollen den Sohn gleichwie den Vater ehren. Wir wollen aber, ſezt der Verfaſſer hinzu, um unſer Heil nicht zur Hälfte zu beſorgen, mit der Richtigkeit der Lehrſätze auch die Genauigkeit im Leben verbinden. Dieſe leztere wird durch nichts ſo ſehr befördert, als durch eine oftmalige Anweſenheit an dieſem Orte. Hier wird der Hunger der Seele durch das göttliche Wort geſtillt; hier ſammelt man die dauerhafteſten Schätze. Es entſteht daraus auch dieſer Nutzen, daß die Feinde durch ſo viele Verſammlete ſehr beſchämt, und die Brüder aufgerichtet werden.

J. n. C. G. 393 bis 430.

Schon

J. n. C. G. 363. bis 430.

stes, und dergleichen mehr, vorhergesagt. Petrus und Paulus sind mehr gewesen, als Könige und Fürsten, deren Gesetze sie noch beym Leben derselben aufgehoben haben. Auch das ist von den Propheten verkündigt worden; (Psalm XLV. v. 17. 18.) so wie vieles von den Wirkungen des Christenthums, von den Nationen, welche es annehmen würden, von der Bestrafung der Juden, und von andern dazu gehörigen Begebenheiten. Man sieht auch daraus, daß Christus mehr als ein bloßer Mensch gewesen sey, weil seine Angelegenheiten erst nach seiner Kreuzigung einen so erhabenen Schwung genommen haben. Seitdem zogen die Apostel muthig durch die Welt, und unzählige Märtyrer ließen sich lieber umbringen, als daß sie dasjenige geredet hätten, was der vornehmste Apostel aus Schröcken über die Worte einer Magd redete. Alle Stände und Gattungen von Menschen beten seitdem Christum an; darum heißt es: seine Ruhe wird Ehre seyn. Nicht allein der Ort, wo sein Leichnam begraben wurde, ist ehrwürdiger als alle königliche Höfe geworden; sondern eben dieses ist den Gräbern seiner so bedrückten Schüler wiederfahren: und zu Constantinopel haben sogar die Kayser, indem sie sich an der Schwelle der Apostelkirche begraben liessen, Thürhüter der Fischer werden wollen. Das Zeichen von dem verfluchten Tode des Erlösers, das sonst so entsetzlich war, ist so allgemein beliebt geworden, daß man es überall und bey allen Gelegenheiten gebraucht, es sich zur Zierde und zur unaussprechlichen Gnade anrechnet. Hier möchte ich wohl den Heyden fragen, wie es denn zugehe, daß dieses Sinnbild der Verdammung jedermann so erwünscht geworden sey, wenn die Macht des Gekreuzigten nicht groß ist? Wenn du aber dieses für Nichts achtest, noch unverschämt, und ein Feind der Wahrheit bleibst: so wollen wir dir einen andern Beweis von der Größe dieser Sache geben. Wer verabscheuet nicht die Werkzeuge der Martern und Lebensstrafen? wer wird sie in sein Haus nehmen, oder nur berüh-

Erſtlich wollte er die Juden auf das Künftige von der Beobachtung des Geſetzes befreyen; ſodann ſeinen Feinden alle Ausflucht gegen das geſchehene Wunder benehmen; endlich nicht bloß die gehobene Krankheit, ſondern auch die wiederhergeſtellte vollkommene Geſundheit dadurch bekannt machen. Und alles dieſes hatte Er mit Einem Worte, in Einem Augenblicke geleiſtet. Hier möchte ich diejenigen, welche Gottes Weſen vorwitzig unterſuchen, gern fragen: Wie ſind denn die Glieder des Kranken zuſammengefügt worden? wie wurden die Knochen wieder feſt? wie haben alle Lebenskräfte ihren vorigen Gang bekommen? Doch ſie können es ja nicht erklären! Alſo bewundere nur das Geſchehene, und forſche nicht neugierig nach der Art und Weiſe! Bey dem unverantwortlichen Betragen der Feinde Jeſu gegen dieſe Wunderthat, wurde der Geheilte ein Lehrer des Glaubens für ſie. Jeſus ſelbſt aber, dem deswegen eine Verletzung des Sabbaths vorgeworfen ward, vertheidigte ſich mit einem ſolchen Grunde, (Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch,) daß daraus ſchlechterdings eine völlige Gleichheit mit demſelben folgt. Er würde ſich ſonſt ſo wenig unterſtanden haben, ſich auf ſeinen Vater zu berufen, als es einer Unterobrigkeit erlaubt iſt, darum das Diadem aufzuſetzen, oder Lebensſtrafen zu erlaſſen, weil beydes der Kayſer auch thut. Das Wirken aber heißt hier die Fürſehung für das Geſchaffene. Wiederum ſchließt der Verfaſſer ſeine Predigt damit, daß doch ſeine Zuhörer die Philoſophie der Sitten mit der Rechtgläubigkeit verbinden möchten. Dazu ſchlägt er wieder das häufige Beſuchen des öffentlichen Gottesdienſtes vor, weil ohne das Anhören des göttlichen Worts, der geiſtliche Acker leicht verwildere, und die Kirche auch der Ort ſey, wo die geiſtige Schönheit erworben werde.

J. n. C. G. 363 bis 420.

So ſtritt Chryſoſtomus auf dem öffentlichen Lehrſtuhl mit den Irrgläubigen. Wenn es auf der einen

Seite

J. n. C. G. 363. bis 430.

XVIII. v. 45. 46. Jeſ. C. LIII. v. 1. C. LXV. v. 1.) Aber Chriſtus beſtätigte auch ſeine Macht durch die Weiſſagungen, welche er ſelbſt vorbrachte. Sie waren von einer zweyfachen Gattung, indem ſie theils Begebenheiten dieſes Lebens, theils andere in dem zukünftigen, betrafen. Eine der merkwürdigſten von der erſtern Art war die Verſicherung, daß er ſeine Gemeine in der Welt bauen würde. Wie wunderbar, unter welchen furchtbaren Hinderniſſen, und durch welche geringe Mittel dieſes ausgeführt worden ſey, wird hier umſtändlich gezeigt. Die Worte: Ich will meine Gemeine bauen, wurden mit eben derſelben Leichtigkeit erfüllt, als jener göttliche Befehl: Die Erde bringe Gras hervor! Eine andere ſeiner Vorherverkündigungen, welche auch klärer als die Sonne iſt, betrift die Zerſtörung von Jeruſalem und den dortigen Tempel auf immer. Die ſo zahlreiche und kühne Nation, deren Patriarch ſo viel Geld beſizt, und der an der Wiederaufbauung ihres Tempels ſo ſehr viel gelegen iſt, hat ohngeachtet der Erlaubniß desjenigen Kaiſers, der alle an Gottloſigkeit übertraf, doch nicht mehr als den Grund, den man noch ſieht, bauen können. Auf dieſe Ohnmacht der Juden, die doch das Römiſche Reich bekriegt haben, im Bauen, will ich mich allein berufen, und den Heyden die Wunder Chriſti gar nicht entgegen ſetzen.

Hiermit endigt ſich dieſe Schrift des Chryſoſtomus; oder es hat ſich vielmehr nur ihre erſte Abtheilung erhalten: denn von allem, was er wider die Juden ſagen wollte, findet man nichts darinne. Er beſtrebt ſich allerdings nicht unglücklich, ſich an die Stelle der Heyden zu ſetzen; daher ſucht er ihnen bloß ſolche Gründe vorzulegen, auf welche ſie nichts mit einigem Scheine antworten könnten. Doch hat er ſich nicht durchgehends, in der einzelen Anwendung, bey dieſer Vorſichtigkeit erhalten. Eine nicht geringe Anzahl Weiſſagungen von Chriſto, die er anführt, ſcheint zu begie-

Geſchlechts abſaſſen wolle. Indem er zuerſt die Heyden zu überzeugen ſucht, hält er ihnen dasjenige vor, was ſie ſo wenig läugnen, als die Chriſten, nämlich, daß Chriſtus ſeine Religion in der ganzen Welt ausgebreitet habe. Dieſes, ſagt er, in ſo kurzer Zeit zu bewerkſtelligen; Menſchen, die an ſo ungereimte Sitten gewohnt, von ſo vielen Uebeln überwältigt waren, zu ſo großen Dingen empor zu richten; ſie von allem ihrem Unglücke zu befreyen; und das ohne Waffen oder Koſten, anfänglich nur durch eilf arme, verachtete, unwiſſende Lehrer; unzählige Menſchen zu überreden, daß ſie über das Gegenwärtige, ja ſelbſt über das Zukünftige richtiger dachten, ihre väterliche Geſetze wegwarfen, an Statt tief eingewurzelter Sitten andere annahmen, und zu weit ſchwerern Vorſchriften übergiengen; alles dieſes auszuführen, da er doch ſelbſt verfolgt und hingerichtet wurde: das kann nicht das Werk eines bloßen Menſchen ſeyn. Sogar unter den Perſern, welche wilder als Wölfe waren, hat das Chriſtenthum Eingang und große Schaaren von Märtyrern gefunden. Aber alles dieſes iſt in den Büchern der Juden lange vorher verkündigt worden. Daß Gott Menſch werden und ſeyn werde, ſagt Jeremias zuerſt, (Baruch C. III. v. 23.) Andere Propheten haben ſeine Geburt von einer Jungfrau, ſeine Abſtammung von dem Geſchlechte Davids, die Stille, mit welcher er in die Welt eintreten würde, (Pſalm LXXII. v. 6.) die ungemeine Sanftmuth ſeines ganzen Betragens, (Jeſ. C. XLII. v. 3.) ſeinen Geburtsort, die Zeit ſeiner Menſchwerdung, ſeine Wunderwerke, ſeine Lehren, ſeine üble Aufnahme bey den Juden, (Pſalm CXX. v. 67.) viele Umſtände ſeines Lebens und Leidens, die Urſachen und Folgen ſeines Todes, ſein Begräbniß, ſeine Auferſtehung, die Befreyung der Menſchen von den Teufeln durch ihn, (Jeſ. C. LIII. v. 12.) ſeine Höllenfahrt, (Pſalm XXIV. v. 7. Jeſ. C. XLV. v. 2.) die Sendung der Apoſtel (Jeſ. C. LII. v. 7.) die Mittheilung der Gaben des heiligen Gei-

J. n. C. G. 363. bis 480.

J. n. C. G. 365. bis 430.

ſtes, und dergleichen mehr, vorhergeſagt. Petrus und Paulus ſind mehr geweſen, als Könige und Fürſten, deren Geſetze ſie noch beym Leben derſelben aufgehoben haben. Auch das iſt von den Propheten verkündigt worden; (Pſalm XLV. v. 17. 18.) ſo wie vieles von den Wirkungen des Chriſtenthums, von den Nationen, welche es annehmen würden, von der Beſtrafung der Juden, und von andern dazu gehörigen Begebenheiten. Man ſieht auch daraus, daß Chriſtus mehr als ein bloßer Menſch geweſen ſey, weil ſeine Angelegenheiten erſt nach ſeiner Kreuzigung einen ſo erhabenen Schwung genommen haben. Seitdem zogen die Apoſtel muthig durch die Welt, und unzählige Märtyrer ließen ſich lieber umbringen, als daß ſie dasjenige geredet hätten, was der vornehmſte Apoſtel aus Schröcken über die Worte einer Magd redete. Alle Stände und Gattungen von Menſchen beten ſeitdem Chriſtum an; darum heißt es: ſeine Ruhe wird Ehre ſeyn. Nicht allein der Ort, wo ſein Leichnam begraben wurde, iſt ehrwürdiger als alle königliche Höfe geworden; ſondern eben dieſes iſt den Gräbern ſeiner ſo bedrückten Schüler wiederfahren: und zu Conſtantinopel haben ſogar die Kayſer, indem ſie ſich an der Schwelle der Apoſtelkirche begraben ließen, Thürhüter der Fiſcher werden wollen. Das Zeichen von dem verfluchten Tode des Erlöſers, das ſonſt ſo entſetzlich war, iſt ſo allgemein beliebt geworden, daß man es überall und bey allen Gelegenheiten gebraucht, es ſich zur Zierde und zur unausſprechlichen Gnade anrechnet. Hier möchte ich wohl den Heyden fragen, wie es denn zugehe, daß dieſes Sinnbild der Verdammung jedermann ſo erwünſcht geworden ſey, wenn die Macht des Gekreuzigten nicht groß iſt? Wenn du aber dieſes für Nichts achteſt, noch unverſchämt, und ein Feind der Wahrheit bleibſt: ſo wollen wir dir einen andern Beweis von der Größe dieſer Sache geben. Wer verabſcheuet nicht die Werkzeuge der Martern und Lebensſtrafen? wer wird ſie in ſein Haus nehmen, oder nur

berüh-

erühren? Das Kreuz iſt darunter das alleranſtößigſte. J. v. C. G. 363. bis 430.
Warum eilen denn alle um die Wette zu jenem Holze
elbſt, an welches der heilige Leib geſchlagen worden iſt?
Warum nehmen viele ein Stückchen von demſelben in
Hold eingeſchloſſen, und hängen es zum Schmuck an
hren Hals? Gewiß derjenige, der alles macht und än-
ert, der die Erde in einen Himmel verwandelt hat, der
nuß auch dieſe ſo ſchimpfliche Sache über den Himmel
inaufgeführt haben. Dieſes Sinnbild des Todes, ich
öre nicht auf, es zu ſagen, iſt vielen ein Grund des
Segens, eine Mauer von aller Sicherheit, ein tödli-
her Streich für den Teufel, ein Zaum für die Dämo-
en, und ein Halfter für die feindſeligen Mächte. Was
as getheilte Meer, der geſpaltene Fels, die veränderte
uft, das vierzig Jahre hindurch unter ſo viele tauſend
Menſchen ausgetheilte Manna, das Geſetz, und andere
Wunder in der Wüſten, und in Paläſtina, nicht ver-
nocht haben, das hat das Kreuz, nicht bey Einem Vol-
e, ſondern in der ganzen Welt vermocht. Die Pro-
heten reden überaus deutlich von dieſer künftigen Wirk-
amkeit des Gekreuzigten, wie Jeſ. C. LIV. v. 1. Jerem.
. XXXI. v. 32. 34. ingleichen von der richterlichen Ho-
eit, welche er dereinſt ausüben wird, Dan. C. VII. v.
. Maleach. C. III. v. 2. Daß alles dieſes alte Weiſ-
agungen ſind, bezeugen unſere Feinde, welche die Bü-
her, worinne dieſelben niedergeſchrieben wurden, zuerſt
mpfangen, und unſern Herrn gekreuzigt haben. Wie
ſt es aber möglich, möchte man ſagen, daß ſie dieſe Bü-
her haben, und doch nicht glauben? Weil ſie ſelbſt bey
einen Wundern, welche ſie ſahen, ungläubig blieben;
eil ſie eben ſo ſehr an ihrem Unglauben Schuld waren,
ls diejenigen, welche die ſo herrlich gebildete Welt, die
hren Schöpfer ſo laut verkündigt, dennoch von andern
rhebern oder Urſachen herleiten. Andere haben da-
egen nie ein Geſetz gehört, und gleichwohl geſetzmäßig
elebt. Daß die Juden nicht glauben, und die Heyden
lauben würden, iſt auch vorhergeſagt worden. (Pſalm

J. u. C. G. 363. bis 430.

XVIII. v. 45. 46. Jeſ. C. LIII. v. 1. C. LXV. v. 1.) Aber Chriſtus beſtätigte auch ſeine Macht durch die Weiſſagungen, welche er ſelbſt vorbrachte. Sie waren von einer zweyfachen Gattung, indem ſie theils Begebenheiten dieſes Lebens, theils andere in dem zukünftigen, betrafen. Eine der merkwürdigſten von der erſtern Art war die Verſicherung, daß er ſeine Gemeine in der Welt bauen würde. Wie wunderbar, unter welchen furchtbaren Hinderniſſen, und durch welche geringe Mittel dieſes ausgeführt worden ſey, wird hier umſtändlich gezeigt. Die Worte: Ich will meine Gemeine bauen, wurden mit eben derſelben Leichtigkeit erfüllt, als jener göttliche Befehl: Die Erde bringe Gras hervor! Eine andere ſeiner Vorherverkündigungen, welche auch klärer als die Sonne iſt, betrift die Zerſtörung von Jeruſalem und den dortigen Tempel auf immer. Die ſo zahlreiche und kühne Nation, deren Patriarch ſo viel Geld beſizt, und der an der Wiederaufbauung ihres Tempels ſo ſehr viel gelegen iſt, hat ohngeachtet der Erlaubniß desjenigen Kaiſers, der alle an Gottloſigkeit übertraf, doch nicht mehr als den Grund, den man noch ſieht, bauen können. Auf dieſe Ohnmacht der Juden, die doch das Römiſche Reich bekriegt haben, im Bauen, will ich mich allein berufen, und den Heyden die Wunder Chriſti gar nicht entgegen ſetzen.

Hiermit endigt ſich dieſe Schrift des Chryſoſtomus; oder es hat ſich vielmehr nur ihre erſte Abtheilung erhalten: denn von allem, was er wider die Juden ſagen wollte, findet man nichts darinne. Er beſtrebt ſich allerdings nicht unglücklich, ſich an die Stelle der Heyden zu ſetzen; daher ſucht er ihnen bloß ſolche Gründe vorzulegen, auf welche ſie nichts mit einigem Scheine antworten könnten. Doch hat er ſich nicht durchgehends, in der einzelen Anwendung, bey dieſer Vorſichtigkeit erhalten. Eine nicht geringe Anzahl Weiſſagungen von Chriſto, die er anführt, ſcheint zu begie-

begierig, ohne ſolche beſtimmende Anzeichen, aufgegriffen zu ſeyn: und auf einige ſeiner herausfordernden Fragen, möchten wohl die Heyden ſtarke Ausflüchte in Bereitſchaft gehabt, oder gar einige Blößen der Chriſten aufgedeckt haben. J. n. C. G. 363. bis 430.

Genug, daß Chryſoſtomus von den erſten Zeiten ſeines Lehramts an, ſtets eine rühmliche Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand und die Bedürfniſſe ſeiner Gemeine äuſſerte, nach welchen er ſeine Vorträge ganz einzurichten entſchloſſen war. Davon giebt auch die Predigt, welche er noch im Jahr 386. von der kirchlichen Verfluchung (de Anathemate) hielt, einen Beweis ab. (T. I. p. 691. ſqq. Opp. ed. Montef.) In dem damals, wie oben (S. 316.) bemerkt worden iſt, zu Antiochien noch fortdauernden Meletianiſchen Schisma, verfolgten die Chriſten der getrennten Partheyen einander ohne Bedenken durch Bannflüche. Chryſoſtomus, der eben ſeine Predigten vom unbegreiflichen Weſen Gottes angefangen hatte, fand es ſehr unverſchämt, daß Chriſten, welche eine Hauptpflicht ſo muthwillig übertråten, gleichwohl die Vermeſſenheit hätten, Gottes Natur ergründen zu wollen. Er zeigt alſo, daß ſie, je größere Vorzüge ihnen das Chriſtenthum ertheilt habe, deſto mehr zur Liebe gegen einander verbunden wären. Sie wüßten nicht einmal, wie viel ein Anathema ſagen wolle. Es ſey eben ſo viel, als jemanden dem Teufel übergeben, ſo daß er gar keine Hoffnung weiter zur Seligkeit habe, und für Chriſtum fremd ſey. Wer biſt du denn, fährt er fort, daß du dir ſo viele Macht und Gewalt anmaaßeſt? Zu ſeiner Zeit wird der Sohn Gottes ſchon auf dem Richterſtuhl ſitzen, und die Schaafe von den Böcken ſcheiden. Wie haſt du dir einen ſolchen Vorzug zueignen können, deſſen nur die Geſellſchaft der Apoſtel, und ihre höchſt ſorgfältigen Nachfolger, voll Gnade und Kraft, gewürdigt worden ſind? In der That haben auch jene dieſes Gebot genau

J. n. C. 363. bis 430.

andere fragen, hat weder Timotheus, noch sein Lehrer, die doch so viele Wunder verrichteten, seinen kränklichen Leib selbst gesund gemacht? Ueber diese Fragen merkt Chrysostomus zuerst an, daß die Schwächlichkeit des Timotheus von seiner strengen Lebensart und seinem anhaltenden Fasten entsprungen sey, das er zur Befestigung seiner Tugend beobachtet habe; die Ermahnung des Apostels aber gehe auf ein mäßiges Weintrinken, nicht auf Trunkenheit, deren Schändlichkeit zugleich nachdrücklich gezeigt wird. Sodann giebt er folgende acht Ursachen an, warum Gott den Heiligen mancherley Trübsal wiederfahrin lasse: damit sie nicht wegen ihrer großen Tugenden und Wunder stolz werden; damit nicht andere eine höhere Meinung von ihnen annehmen, als die menschliche Natur leidet; damit die Kraft Gottes durch die Schwachen mächtig und siegreich, zur Vermehrung der Predigt des Evangeliums, erscheine; damit ihre Geduld desto mehr offenbar werde, indem sie Gott nicht um des Lohns willen dienten, sondern dankbar genug wären, Ihn unter so vielen Uebeln dennoch zu lieben; damit wir, bey einem solchen Anblicke, an die Auferstehung gedenken, weil Gott tugendhafte Leidende wenigstens doch in einem andern Leben gewiß belohnen wird; damit alle Nothleidende sich an dem Beyspiel der Heiligen trösten können; damit, wenn die Nachahmung der Heiligen empfohlen wird, niemand glaube, sie hätten eine andere Natur, als wir gehabt, und dadurch in dieser Nachahmung träge werde; damit wir endlich, wenn von Glückseligen und Unglückseligen geurtheilt werden soll, lernen, wer diese Nahmen verdiene. Alle diese Ursachen entwickelt der Verfasser nicht nur, sondern bestätigt sie auch durch biblische Stellen und Beyspiele. Er sezt die neunte hinzu, daß die Trübsal diejenigen, welche sie ausstehn, bewährter macht; ja selbst die zehnte, daß unsere Belohnungen desto höher steigen, je mehr Ungemach wir gelitten haben. Darauf ermahnt er seine Zuhörer, sich darüber nicht zu beunru-

ker und Städte ganz dargebracht haben. So ſagte er zu den Athenienſern nicht: Ihr ſeyd Atheiſten, und durchaus Gottlos! ſondern: Ihr verehret einen unbekannten Gott, und dieſen kündige ich euch an. O Wunder! o väterliches Mitleiden! Er ſpricht von einer Verehrung Gottes; ob ſie gleich Abgötter und Gottloſe waren. Warum? weil ſie ſich wenigſtens einbildeten, Gott zu verehren. Dieſem ahmt alle nach! und ich will es auch thun. Gottes gleiche Güte gegen alle, fordert uns dazu auf. Iſt es uns nicht befohlen, auch für unſere Feinde und Verfolger zu beten? Wenn derjenige, den du zu verfluchen beſchloſſen haſt, noch am Leben iſt: ſo handelſt du gottlos, daß du einen Menſchen, der ſich noch beſſern kann, völlig abſchneideſt; iſt er aber bereits todt, ſo gebührt dir ſolches noch weniger, weil er ſeinem Herrn ſteht oder fällt, und weiter unter keiner menſchlichen Gewalt ſteht. Woher wiſſen wir es, mit welchen Worten er ſich am jüngſten Tage anklagen oder vertheidigen wird? Ketzeriſche Lehren alſo muß man verfluchen und widerlegen; der Menſchen ſelbſt aber ſchonen, und für ſie beten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Aber ein weit größerer Schauplatz der Thätigkeit für das Beſte ſeiner Gemeine, eröfnete ſich dem Chryſoſtomus, als im Februar des Jahrs 387. der ſo berühmte Aufruhr zu Antiochien ausbrach; die merkwürdigſte Begebenheit während ſeines Lehramtes in dieſer großen Stadt. Der Krieg des Kayſers Theodoſius mit dem Maximus, und gewiſſe außerordentliche Feyerlichkeiten, welche er damals anzuſtellen im Begrif war, ſcheinen die Auflagen, durch welche ſeine Unterthanen beſchwert wurden, noch drückender gemacht zu haben; beſonders da die Einnehmer derſelben ihrer Seits auch neue Plackereyen hinzufügten. Die anſehnlichſten Einwohner von Antiochien ſtellten dem dortigen Statthalter mit Thränen vor, daß ſie durch die neuausgeſchriebene Steuer zu Grunde gerichtet würden; ſie

J. n. C. G. 363. bis 430.

nichts zu ſchaffen; aber mit allen Menſchen haben wir ſehr viel zu thun, und mit ihnen gemein. Das iſt eine Sataniſche Stimme, eine teufliſche Unmenſchlichkeit! laßt uns vielmehr für unſere Brüder ſorgen! ſo wird bald die ganze Stadt gebeſſert ſeyn: denn Ein von Eifer entzündeter Mann kann ein ganzes Volk beſſern. — Es iſt wahrſcheinlich, daß die Gotteslaſterungen zu Antiochien einen furchtbaren Grad der Frechheit erreicht haben müſſen, weil ein Lehrer, wie dieſer, ſo heftige Gegenmittel dawider gebraucht wiſſen will. Aber es fällt auch überhaupt in die Augen, daß er die im Anfange dieſer Predigt aufgeworfenen Fragen, fortgeriſſen von dem Reichthum einer einzigen, nicht ganz beantwortet habe.

Nun folgte die zweyte dieſer Predigten, oder die erſte auf die unglückliche Verwirrung von Antiochien. Chryſoſtomus wartete ſieben Tage nach dem Aufruhr, ehe er den Lehrſtuhl beſtieg, weil er glaubte, die Einwohner wären zu beſtürzt, als daß ihnen ſein Vortrag nützlich werden könnte. Aber endlich trat er mit den Worten auf: „Was ſoll ich ſagen? und was ſoll ich reden? Zu Thränen iſt jezt die Zeit, nicht zu Worten; „zu Klagen, nicht zu Reden; zum Gebete, nicht zur „Verſammlung. So groß iſt das Verbrechen! ſo unheilbar iſt das Geſchwür! ſo weit die Wunde! über „alle Heilung hinaus, und einer höhern Hülfe bedürftig.“ Er vergleicht das Elend der Stadt mit Hiobs Noth, beſchreibt die Flucht und die Furcht der Bürger, die ſchröckliche Stille und Einſamkeit, welche überall herrſchte. Schon war er im Begriff, damit zu ſchlieſſen; allein er ſchöpfte Hofnung, daß die Traurigkeit ſeiner Zuhörer gemildert werden könnte, wenn ſie ihre Sorgen auf Gott würfen, und ſein Wort munter anhörten, da Er doch mehr für ihr Wohl beſorgt ſey, als ſie ſelbſt. Hierauf dankt er ihnen zwar für die Aufmerkſamkeit gegen ſeine lezte Predigt; bemerkt aber zugleich, daß er die verlangte Belohnung derſelben, die

Be-

Folge iſt vom Montfaucon (Praefat. in XXI. Homilias ad populum Antioch. de Statuis, T. II. Opp. Chryſ.) am genaueſten feſtgeſezt worden. J. n. C. G. 393. bis 430.

Die erſte derſelben gehört zwar eigentlich nicht darunter; iſt aber vermuthlich deswegen an die Spitze der übrigen geſezt worden, weil ſie wenige Tage vor dem erſtgedachten Aufſtande gehalten ward, und mit der darauf folgenden in einiger Verbindung ſteht. Chryſoſtomus wählte darinne aus dem eben vorgeleſenen Abſchnitte des erſten Briefs Pauli an den Timotheus, die leichteſte und verſtändlichſte Stelle, nämlich die Worte: Trink ein wenig Wein um deines Magens willen, und daß du oft krank biſt, deswegen, wie er ſagte, zur öffentlichen Betrachtung, damit er auch ſeine trägern Zuhörer ermuntern, und ſie überzeugen möchte, wie groß der Schatz der heiligen Schrift ſey, und daß man nicht ohne Gefahr bey derſelben vorüberlaufen könne. Denn wenn in Worten, die ſo geringfügig und gar nicht nothwendig zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl ein ſolcher Reichthum läge, zumal da ſie ebenfals vom heiligen Geiſte eingegeben worden wären; wie unendlich fruchtbar müßten nicht andere ſeyn! Vielen, ſagt er, kömmt die angeführte Ermahnung des Apoſtels überflüßig vor. Timotheus konnte dieſes von ſelbſt begreifen: und wenn es ihm ja ſein Lehrer rathen mußte, ſchämte ſich denn dieſer nicht, es in einem öffentlichen Briefe zu ſchreiben? Andere erregen auch dieſen Zweifel, warum Gott einen ſolchen Mann, wie den Timotheus, deſſen Gebeine und Ueberbleibſale ſogar die Teufel austrieben, der nicht zu einem einſamen Leben, ſondern zur Aufſicht über ſo viele Gemeinen und Völker beſtimmt war, der mit den Ungläubigen, und mit den Teufeln ſelbſt zu fechten hatte, ſo oft krank werden ließ? Dadurch könnten auch die Gläubigen verdroßner zum Kampfe werden, wenn ſie ihren Anführer in ſo häufigen Schwachheiten ſahen. Und warum, könnten

J. C. 363. bis 430.

söhnt waren. (l. c. p. 406. sq.) Ueberdies erzählt es auch Zosimus, (Hist. L. IV. c. 41. p. 359. ed. Reitem.) daß die Stadt den berühmten Lehrer der Beredsamkeit, Libanius, mit noch einem gelehrten und vornehmen Manne, Hilarius, an den Kaiser abgesandt habe; daß durch die vortrefliche Rede, welche der erstere vor dem Kaiser und dem Senate gehalten, der Stadt Vergebung bewirkt worden sey, und daß ihm Theodosius sogar auch die zweyte Rede aufgetragen habe. Allein, wie bereits Tillemont bemerkt hat, (Hist. des Empereurs, T. V. p. 117. à Bruxell. 1732. fol.) giebt Libanius selbst in seiner Lebensbeschreibung, oder in dem Buche von seinem Glücke, (p. 75. l. c.) zu verstehen, daß er damals Antiochien nicht verlassen habe. Es ist auch nicht schwer zu begreifen, wie dieser Schriftsteller, der an rednerischen Dichtungen und Uebungen so fruchtbar gewesen ist, sich wegen der gedachten Reden zum Abgeordneten der Stadt habe machen können, wenn er gleich ihre Sache nur schriftlich geführt hat; und wie Zosimus aus seinen Worten zu viel geschlossen habe. Doch das Zeugniß des Chrysostomus von der Abreise seines Bischofs ist allein schon eine hinlängliche Berichtigung abweichender Nachrichten.

Er fieng die dritte seiner Predigten über die Bildsäulen, mit den Worten an: „Wenn ich auf die„sen öden und von seinem Lehrer verlaßnen Siß blicke: „so freue ich mich zugleich, und weine. Ich weine, „weil ich unsern Vater nicht sehe; aber ich freue mich „darüber, daß er um unserer Wohlfahrt willen abgerei„set, und hingegangen ist, ein so zahlreiches Volk dem „kaiserlichen Zorne zu entreissen. Das gereicht euch „zur Zierde, und ihm zur Krone. Euch zur Zierde, „weil euch ein solcher Vater zu Theil worden ist; ihm „zur Krone, weil er gegen seine Kinder so gütig ist, und „die Rede Christi mit seinen Handlungen bestätigt. „Denn da er jene Worte gehört hat: Ein guter Hirte

läßt

„läßt ſein Leben für die Schaafe, ſo iſt er hinge- J. n.
„gangen, um ſein Leben für uns alle darzugeben; ob ihn C. G.
„gleich vieles von der Abreiſe zurückhalten, und zu bleiben 363.
„nöthigen konnte. Erſtlich, ſein ſehr hohes Alter, ſo- bis
„dann die Schwachheit ſeines Körpers, die Jahreszeit, 430.
„die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart bey dem heiligen
„Feſte; außerdem eine einzige Schweſter, welche in den
„lezten Zügen liegt. Dennoch hat er die Verwandt-
„ſchaft, das Alter, die Schwachheit, die rauhe Jah-
„reszeit, und die beſchwerliche Reiſe nichts geachtet; und
„indem er euch und eure Wohlfahrt dieſem allem vor-
„zog, hat er alle dieſe Bande zerriſſen; der Greis hat
„ſich zum Jünglinge aufgeſchwungen, und iſt durch ſei-
„nen Eifer beflügelt worden. Denn wenn Chriſtus,
„ſagt er, ſich ſelbſt für uns hingegeben hat: welcher Ver-
„theidigung und Verzeihung würden wir werth ſeyn,
„denen die Aufſicht über ein ſo großes Volk anvertrauet
„worden iſt, wenn wir nicht für die Sicherheit der uns
„anvertraueten alles wählten, und thäten, und litten!“
Nicht minder rührend, aber auch freymüthig, erklärt es Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern, warum ſie auf die Fürbitte ihres Biſchofs das beſte Vertrauen ſetzen könnten. Gott wird, ſagt er, ſeinen Eifer und Fleiß nicht verachten, noch ſeinen Diener unverrichteter Sachen zurückkehren laſſen. Ich weiß, daß er ſich vor dem gottſeligen Kayſer nur zeigen darf, um den Zorn deſſelben ſogleich zu beſänftigen. Da er überdieß voll Weisheit und in den göttlichen Geſetzen erfahren iſt: ſo wird er, wie Moſes zu Gott, ſagen: Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, ſo vertilge mich mit ihnen! Denn der Tod iſt den Heiligen mit ihren Kindern ſüſſer, als das Leben ohne ſie. Er wird ihn auch an das heilige Oſterfeſt erinnern, an die Zeit, da Chriſtus der ganzen Welt die Sünden vergeben hat: und er wird ihn ermahnen, dem Herrn nachzuahmen. Er wird ihn auch an das Gleichniß von den zehntauſend Talenten, und den hundert Denarien erinnern. Ich kenne die

J. u. C. G. 363. bis 420.

Freymüthigkeit unſers Vaters; er wird ſich nicht ſcheuen, ihn mit dieſem Gleichniſſe zu ſchröcken, und zu ſagen: Siehe zu, daß du nicht etwan auch an jenem Tage die Worte hören mögeſt: Du Schalksknecht! alle dieſe Schuld habe ich dir erlaſſen, dieweil du mich bateſt; ſollteſt du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Du nützeſt dir mehr als ihnen, wenn du, indem du eine kleine Schuld ſchenkſt, die Erlaſſung von größern dadurch erwirbſt. Er wird ihn auch an jenes Gebet erinnern: Vergieb uns unſere Schuld, wie wir unſern Schuldnern vergeben! Er wird ihm zeigen, daß dieſes kein gemeinſchaftliches Verbrechen der ganzen Stadt, ſondern von wenigen fremden und ſchlechten Leuten, ſey; daß, wenn auch alle Einwohner daran Theil genommen hätten, ſie doch durch die Todesfurcht ſo vieler Tage, und durch andere ausgeſtandne Noth, genugſam dafür gebüßt haben würden. Er wird ihm die Größe der Stadt zu Gemüthe führen, und daß es diejenige Stadt ſey, wo die Chriſten zuerſt Chriſten genannt worden ſind; daß ſie ein Siz der Apoſtel und eine Wohnung der Heiligen geweſen ſey, und daß ſie ſonſt niemals ein Verbrechen wider ihre Fürſten begangen habe.

Allein, fährt Chryſoſtomus fort, noch mehr als auf den Lehrer des Glaubens, und auf die Menſchenliebe des Kayſers, vertrauen wir auf die Barmherzigkeit Gottes, welcher auch zwiſchen beyden zu unſerm Beſten in der Mitte ſtehen wird. Denn unter allen Städten iſt die unſrige Chriſto die angenehmſte: ſowohl wegen der ehemals daſelbſt gebohrnen, als wegen eurer eigenen Tugend. Ich habe viele ſagen hören: Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen. Allein derjenige, der geſagt hat: Die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen, u. ſ. w. kann auch aus dieſem Löwen ein ſanftes Schaaf machen. Unſer Vater giebt dort einen Geſandten ab: wir wollen

ihm

Beſtrafung der Gotteslästerer, nicht erhalten habe. Ich glaube, fährt er fort, daß ich dieſes damals nicht von mir ſelbſt geſagt; ſondern daß Gott, der das Zukünftige vorherſieht, uns dieſe Worte in den Sinn gegeben habe. Hätten wir jene Verbrecher beſtraft: ſo wäre dasjenige jezt nicht erfolgt, was erfolgt iſt. Wie weit beſſer war es, wenn wir auch dabey Gefahr hätten laufen ſollen — wodurch wir doch die Märtyrerkrone verdient hätten — ſie zu ſtrafen, als jezt ängſtlich zu zittern, und wegen ihres Muthwillens den Tod zu erwarten! Seht! das Verbrechen iſt von wenigen begangen worden; aber die Schuld, die Furcht, die Strafe ſind allgemein. Ich kenne die edeln Sitten dieſer Stadt von Alters her. Allein einige fremde, zuſammengelaufene, nichtswürdige und ſchändliche verzweiflungsvolle Leute haben dieſe Frevelthat gewagt. Deswegen habe ich nicht aufgehört zu ſchreyen, daß wir die Wuth der Gotteslästerer beſtrafen ſollten. Da du nun die Verſpottung Gottes nicht geachtet haſt: ſiehe! ſo hat Er zugelaſſen, daß der Kayſer beſchimpft worden iſt, und daß wir alle der äußerſten Gefahr ausgeſezt ſind. Wenigſtens laßt uns jezt die Mäuler verſtopfen, welche Todbringenden Quellen ähnlich ſind. Nicht lauten Beyfall verlange ich hier; ſondern bleibenden Nutzen in euren Sitten. Einer erbaue den andern! wie der Apoſtel vorſchreibt: ſonſt wird jedes Laſter eines einzigen der Stadt überhaupt ſchaden. Auch wir, die wir uns keines Böſen bewußt ſind, empfinden doch Furcht und Zittern, daß der Zorn des Kayſers nicht alle ergreiffe. Es iſt nicht genug, zu unſerer Entſchuldigung zu ſagen: Ich war nicht zugegen, ich bin mir nichts bewußt, und habe keinen Antheil daran genommen. Eben darum ſollſt du geſtraft werden, ſagt er, weil du nicht gegenwärtig warſt, es nicht verboten, die Aufrührer nicht zurückgehalten, dich für die Ehre des Kayſers keiner Gefahr ausgeſezt haſt. Gleiche Worte werden wir auch von Gott hören, wenn wir ſtillſchweigend die Schmähungen

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

sehr nachdrücklich auf eine gänzliche Aenderung des Lebens, und gesteht, daß er sich vor der Trägheit der Zuhörer mehr fürchte, als vor dem Zorne des Kayſers.

Im Eingange der folgenden vierten Predigt dankte er Gott dafür, daß Er selbst seine Zuhörer getröstet habe, wie er aus ihrer großen Bereitwilligkeit ihn anzuhören, schließt. Insonderheit aber bleibt er dabey stehen, daß ihre gegenwärtige Trübsal den herrlichen Nutzen haben könne, und auch bereits wirklich äußere, sie zu bessern. Schon ist der Ausgelaſſene bescheiden, der Freche sanfter, der Faule eifrig geworden. Leute, welche niemals in die Kirche kamen, wohl aber ganze Tage in den Schauplätzen zubrachten, halten sich jezt eben so lang in der Kirche auf. Er findet in den damaligen traurigen Umständen eine göttliche Versuchung zur Prüfuug und Stärkung der Tugend seiner Mitbürger; erläutert auch solches ausführlich durch die Geschichte Hiobs, und der drey Jünglinge im glühenden Ofen. Zulezt warnet er vor einem der herrschenden Laster in seiner Gemeine, vor dem leichtsinnigen Schwören, und behauptet, daß es gar keine Mühe koste, diese üble Gewohnheit zu überwinden.

Da die vorhergenannten Beyspiele auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben schienen: so kam Chrysostomus am folgenden Tage in der fünften Predigt gleich wieder auf den Hiob zurück, um aus seinem Unglücke und Betragen Gründe des Trostes und der Standhaftigkeit für sie zu ziehen. Das führt ihn auf die Betrachtung, daß man sich nicht vor Leiden und Tod, sondern blos vor der Sünde fürchten müsse, als welche unter allen vorgegebenen menschlichen Uebeln das einzige wahre sey. Was er hierüber, vornehmlich auch über die kindische Furcht vor dem Tode, sagt, ist aus sehr guten Kenntnissen geschöpft, und lebhaft vorgetragen. Er lehrt Besserung nach dem Muſter

„läßt ſein Leben für die Schaafe, ſo iſt er hinge- J. n.
„gangen, um ſein Leben für uns alle darzugeben; ob ihn C. G.
„gleich vieles von der Abreiſe zurückhalten, und zu bleiben 363.
„nöthigen konnte. Erſtlich, ſein ſehr hohes Alter, ſo- bis
„dann die Schwachheit ſeines Körpers, die Jahreszeit, 430.
„die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart bey dem heiligen
„Feſte; außerdem eine einzige Schweſter, welche in den
„lezten Zügen liegt. Dennoch hat er die Verwandt-
„ſchaft, das Alter, die Schwachheit, die rauhe Jah-
„reszeit, und die beſchwerliche Reiſe nichts geachtet; und
„indem er euch und eure Wohlfahrt dieſem allem vor-
„zog, hat er alle dieſe Bande zerriſſen; der Greis hat
„ſich zum Jünglinge aufgeſchwungen, und iſt durch ſei-
„nen Eifer beflügelt worden. Denn wenn Chriſtus,
„ſagt er, ſich ſelbſt für uns hingegeben hat: welcher Ver-
„theidigung und Verzeihung würden wir werth ſeyn,
„denen die Aufſicht über ein ſo großes Volk anvertrauet
„worden iſt, wenn wir nicht für die Sicherheit der uns
„anvertraueten alles wählten, und thäten, und litten!“
Nicht minder rührend, aber auch freymüthig, erklärt es Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern, warum ſie auf die Fürbitte ihres Biſchofs das beſte Vertrauen ſetzen könnten. Gott wird, ſagt er, ſeinen Eifer und Fleiß nicht verachten, noch ſeinen Diener unverrichteter Sachen zurückkehren laſſen. Ich weiß, daß er ſich vor dem gottſeligen Kayſer nur zeigen darf, um den Zorn deſſelben ſogleich zu beſänftigen. Da er überdieß voll Weisheit und in den göttlichen Geſetzen erfahren iſt: ſo wird er, wie Moſes zu Gott, ſagen: Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, ſo vertilge mich mit ihnen! Denn der Tod iſt den Heiligen mit ihren Kindern ſüſſer, als das Leben ohne ſie. Er wird ihn auch an das heilige Oſterfeſt erinnern, an die Zeit, da Chriſtus der ganzen Welt die Sünden vergeben hat: und er wird ihn ermahnen, dem Herrn nachzuahmen. Er wird ihn auch an das Gleichniß von den zehntauſend Talenten, und den hundert Denarien erinnern. Ich kenne die

J. u. E. G. 363. bis 430.

In der ſiebenten dieſer Predigten, (es war zugleich der fünfte Tag nach einander, daß er zum Lehren auftrat,) wiederholt er zwar erſtlich den bisher vorgetragenen Grundſatz, daß man nur um der Sünde willen Angſt und Trauern empfinden müſſe; verſichert auch, daß er nunmehr vom Tröſten zu der gewöhnlichen Auslegung der heiligen Schrift übergehen wolle. Damit aber ſeine Zuhörer ſich überzeugen möchten, daß darinne durchaus, auch wo man es nicht erwartete, viel Troſt verborgen liege, giebt er eine Probe davon an den erſten beyden Verſen des erſten Buchs Moſis, das in der Faſtenzeit öffentlich vorgeleſen wurde. Es iſt ſehr troſtreich, daß Gott eine ſo große und ſchöne Wohnung für uns geſchaffen hat; daß er, wie beym Adam, auch in unſerer Beſtrafung für unſere Rettung beſorgt iſt. Seine Worte: Adam! wo biſt du? waren ein Merkmal des gütigen Mitleidens, und ſollten dem Sünder, dem das Gewiſſen den Mund verſchloß, wieder Muth und Vertrauen zu Gott erwecken. Er endigt hier abermals mit Warnungen vor dem Schwören; verweiſet auf die Ehrerbietung, die man dem Nahmen Gottes ſchuldig ſey, und ermahnt zu einem ſolchen Leben, wobey man dem Chriſten ohne alle Schwüre glauben könne.

Aehnliche Betrachtungen ſtellt er in der achten Predigt über die Worte an: Gott gieng im Mittage im Garten. Gott erregte nur, ſagt er, im Adam eine ſolche Empfindung, als wenn Er herumgienge, damit er ſich ſelbſt beſtrafen, fliehen und ſich verbergen, kurz ſein Verbrechen einigermaaßen gut machen möchte, ehe er noch zur Verantwortung gezogen würde. Ihm war, als Sünder, alles verdächtig; jeder Schatten machte ihn zittern; aber der Gerechte iſt ſtets voll Vertrauens, und von einer unüberwindlichen Stärke. Nach dieſer Geſundheit unſrer Seele, auf welcher unſre ganze Wohlfahrt beruht, laſſet uns trachten! und ſie iſt leichter zu erlangen, als die Heilung des

Kör-

ichen Lebensart hat der Reiche keinen Vorzug vor dem Armen. Vielmehr genießt dieser sein Essen und Trinken mit mehrerm Vergnügen als jener, weil er hungrig und durstig zu demselben kommt. Deswegen wird auch von den reisenden Israeliten gesagt, daß sie mit Honig aus dem Felsen gesättigt worden wären, weil das frische Wasser für ihren Durst so lieblich war, als sonst Honig schmeckt. Eben so ist es mit dem Schlafe beschaffen. Vergnügen wird überhaupt nicht mit Gold und Silber erkauft: sondern durch Mühe und Arbeit erworben. Noch zeigt der Verfasser, daß der Arme nicht so leicht vom Teufel überwunden werden könne, als der Reiche; daß er, wenn er weise ist, gar nicht beschimpft werden könne: und zulezt preiset er die Armuth des Elias. Dieser hinterließ seinem Schüler nichts, als seinen Mantel. Mit diesem, sagte er, habe ich den Teufel bekämpft: waffne dich ebenfals damit gegen denselben! Denn die Armuth ist eine feste Rüstung, eine unbezwingliche Wohnung, ein unbeweglicher Thurm. So groß aber auch die Erbschaft war, welche Elias dem Elisa hienterließ; so hat uns doch der Sohn Gottes, als er in den Himmel hinaufstieg, etwas noch Größeres, sein Fleisch, hinterlassen; ob er es gleich auch in den Himmel mitnahm. Desto weniger dürfen wir uns vor den schweren Zeiten fürchten; sondern vielmehr alles von ihm erwarten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Mittlerweile war der Bischof Flavianus nach Constantinopel gereiset, um die Gnade des Kaisers für die Antiochener anzuflehen. Zwar sagt Libanius, (Orat. XIV. de sedit. Antioch. p. 389. T. II. Opp. Paris. 1627. fol.) weil Antiochien nicht so viel Muth gehabt habe, einen Abgeordneten an den Theodosius zu schicken: so habe er sich selbst abgeordnet. Er sezte daher die Rede auf, aus welcher diese Nachricht gezogen ist: und nachmals schrieb er auch eine Danksagungsrede an den Kayser, nachdem die Antiochener mit ihm wieder ausgesöhnt

J. n. C. G. 343. bis 430.

ſöhnt waren. (l. c. p. 406. ſq.) Ueberdies erzählt es auch Zoſimus, (Hiſt. L. IV. c. 41. p. 359. ed. Reitem.) daß die Stadt den berühmten Lehrer der Beredſamkeit, Libanius, mit noch einem gelehrten und vornehmen Manne, Hilarius, an den Kaiſer abgeſandt habe; daß durch die vortrefliche Rede, welche der erſtere vor dem Kaiſer und dem Senate gehalten, der Stadt Vergebung bewirkt worden ſey, und daß ihm Theodoſius ſogar auch die zweyte Rede aufgetragen habe. Allein, wie bereits Tillemont bemerkt hat, (Hiſt. des Empereurs, T. V. p. 117. à Bruxell. 1732. fol.) giebt Libanius ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung, oder in dem Buche von ſeinem Glücke, (p. 75. l. c.) zu verſtehen, daß er damals Antiochien nicht verlaſſen habe. Es iſt auch nicht ſchwer zu begreifen, wie dieſer Schriftſteller, der an redneriſchen Dichtungen und Uebungen ſo fruchtbar geweſen iſt, ſich wegen der gedachten Reden zum Abgeordneten der Stadt habe machen können, wenn er gleich ihre Sache nur ſchriftlich geführt hat; und wie Zoſimus aus ſeinen Worten zu viel geſchloſſen habe. Doch das Zeugniß des Chryſoſtomus von der Abreiſe ſeines Biſchofs iſt allein ſchon eine hinlängliche Berichtigung abweichender Nachrichten.

Er fieng die dritte ſeiner Predigten über die Bildſäulen, mit den Worten an: „Wenn ich auf die„ſen öden und von ſeinem Lehrer verlaßnen Sitz blicke: „ſo freue ich mich zugleich, und weine. Ich weine, „weil ich unſern Vater nicht ſehe; aber ich freue mich „darüber, daß er um unſerer Wohlfahrt willen abgerei„ſet, und hingegangen iſt, ein ſo zahlreiches Volk dem „kaiſerlichen Zorne zu entreiſſen. Das gereicht euch „zur Zierde, und ihm zur Krone. Euch zur Zierde, „weil euch ein ſolcher Vater zu Theil worden iſt; ihm „zur Krone, weil er gegen ſeine Kinder ſo gütig iſt, und „die Rede Chriſti mit ſeinen Handlungen beſtätigt. „Denn da er jene Worte gehört hat: Ein guter Hirte

läßt

„läßt ſein Leben für die Schaafe, ſo iſt er hinge- J. n.
„gangen, um ſein Leben für uns alle darzugeben; ob ihn C. G.
„gleich vieles von der Abreiſe zurückhalten, und zu bleiben 393.
„nöthigen konnte. Erſtlich, ſein ſehr hohes Alter, ſo- bis
„dann die Schwachheit ſeines Körpers, die Jahreszeit, 430.
„die Nothwendigkeit ſeiner Gegenwart bey dem heiligen
„Feſte; außerdem eine einzige Schweſter, welche in den
„lezten Zügen liegt. Dennoch hat er die Verwandt-
„ſchaft, das Alter, die Schwachheit, die rauhe Jah-
„reszeit, und die beſchwerliche Reiſe nichts geachtet; und
„indem er euch und eure Wohlfahrt dieſem allem vor-
„zog, hat er alle dieſe Bande zerriſſen; der Greis hat
„ſich zum Jünglinge aufgeſchwungen, und iſt durch ſei-
„nen Eifer beflügelt worden. Denn wenn Chriſtus,
„ſagt er, ſich ſelbſt für uns hingegeben hat: welcher Ver-
„theidigung und Verzeihung würden wir werth ſeyn,
„denen die Aufſicht über ein ſo großes Volk anvertrauet
„worden iſt, wenn wir nicht für die Sicherheit der uns
„anvertraueten alles wählten, und thäten, und litten!“
Nicht minder rührend, aber auch freymüthig, erklärt es Chryſoſtomus ſeinen Zuhörern, warum ſie auf die Fürbitte ihres Biſchofs das beſte Vertrauen ſetzen könnten. Gott wird, ſagt er, ſeinen Eifer und Fleiß nicht verachten, noch ſeinen Diener unverrichteter Sachen zurückkehren laſſen. Ich weiß, daß er ſich vor dem gottſeligen Kayſer nur zeigen darf, um den Zorn deſſelben ſogleich zu beſänftigen. Da er überdieß voll Weisheit und in den göttlichen Geſetzen erfahren iſt: ſo wird er, wie Moſes zu Gott, ſagen: Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, ſo vertilge mich mit ihnen! Denn den Tod iſt den Heiligen mit ihren Kindern ſüſſer, als das Leben ohne ſie. Er wird ihn auch an das heilige Oſterfeſt erinnern, an die Zeit, da Chriſtus der ganzen Welt die Sünden vergeben hat: und er wird ihn ermahnen, dem Herrn nachzuahmen. Er wird ihn auch an das Gleichniß von den zehntauſend Talenten, und den hundert Denarien erinnern. Ich kenne die

J. u. C. G. 363. bis 430.

Freymüthigkeit unſers Vaters; er wird ſich nicht ſcheuen, ihn mit dieſem Gleichniſſe zu ſchröcken, und zu ſagen: Siehe zu, daß du nicht etwan auch an jenem Tage die Worte hören mögeſt: **Du Schalksknecht! alle dieſe Schuld habe ich dir erlaſſen, dieweil du mich bateſt; ſollteſt du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?** Du nützeſt dir mehr als ihnen, wenn du, indem du eine kleine Schuld ſchenkſt, die Erlaſſung von größern dadurch erwirbſt. Er wird ihn auch an jenes Gebet erinnern: **Vergieb uns unſere Schuld, wie wir unſern Schuldnern vergeben!** Er wird ihm zeigen, daß dieſes kein gemeinſchaftliches Verbrechen der ganzen Stadt, ſondern von wenigen fremden und ſchlechten Leuten, ſey; daß, wenn auch alle Einwohner daran Theil genommen hätten, ſie doch durch die Todesfurcht ſo vieler Tage, und durch andere ausgeſtandne Noth, genugſam dafür gebüßt haben würden. Er wird ihm die Größe der Stadt zu Gemüthe führen, und daß es diejenige Stadt ſey, wo die Chriſten zuerſt Chriſten genannt worden ſind; daß ſie ein Siz der Apoſtel und eine Wohnung der Heiligen geweſen ſey, und daß ſie ſonſt niemals ein Verbrechen wider ihre Fürſten begangen habe.

Allein, fährt Chryſoſtomus fort, noch mehr als auf den Lehrer des Glaubens, und auf die Menſchenliebe des Kayſers, vertrauen wir auf die Barmherzigkeit Gottes, welcher auch zwiſchen beyden zu unſerm Beſten in der Mitte ſtehen wird. Denn unter allen Städten iſt die unſrige Chriſto die angenehmſte: ſowohl wegen der ehemals daſelbſt gebohrnen, als wegen euer eigenen Tugend. Ich habe viele ſagen hören: **Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen.** Allein derjenige, der geſagt hat: **Die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen,** u. ſ. w. kann auch aus dieſem Löwen ein ſanftes Schaaf machen. Unſer Vater giebt dort einen Geſandten ab: wir wollen

ihm

ihm mit Gebet beyſtehen, indem wir eine Geſandſchaft an den König des Himmels ſchicken. Gott verlangt es auch ernſtlich, daß wir in allem Anliegen uns an Ihn wenden; ſo wie Liebhaber an allen Geſchäften ihrer Geliebten Antheil haben wollen. Wenn Eſther den Grimm eines Barbaren gegen das Jüdiſche Volk hat ſtillen können: ſo wird unſer Lehrer gemeinſchaftlich mit einer ganzen Kirche bittend, gewiß den Kayſer beſänftigen. Denn da er die Macht empfangen hat, die Sünden wider Gott aufzulöſen: wie vielmehr wird er die Sünden gegen einen Menſchen vertilgen können? Er iſt auch ein Regent, und noch ehrwürdiger, als jener. Denn die heiligen Geſetze unterwerfen ſelbſt das königliche Haupt ſeinen Händen; ja wenn etwas Gutes von oben herab erbeten werden ſoll: ſo nimmt der Kayſer zum Biſchof, nicht der Biſchof zum Kayſer ſeine Zuflucht. Chryſoſtomus giebt aber auch ſeinen Zuhörern den Rath, in der bevorſtehenden großen Faſtenzeit ſich eben durch das Faſten zum Kampfe zu rüſten; nicht blos der Speiſen, ſondern auch der Sünden ſich zu enthalten. An dem Beyſpiel der Niniviten ſieht man, daß das Faſten, ohne Beſſerung des Lebens, den göttlichen Zorn nicht abwende. Schmähungen und Verläumdungen will er beſonders vermieden wiſſen. Niemand, ſagt er, mache den Einwurf, ich verläumde nur alsdann, wenn ich von jemanden etwas Falſches rede; nicht aber, wenn es wahr iſt. Auch dieſes iſt ein Verbrechen, wie beym Phariſäer, der vom Zöllner die Wahrheit ſprach. Was gewinne ich dadurch, wenn ich lerne, daß dieſer oder jener ein Böſewicht iſt? es ſchadet mir ſogar ſehr, wenn ich mich um andere mehr, als um mich, bekümmere. — Da auch ſo viele, zum Theil unſchuldige, bereits hingerichtet worden waren, ehe noch der Kayſer von der ihm zugefügten Beleidigung Nachricht bekommen hatte: ſo nimmt der Verfaſſer davon Veranlaſſung, die täglichen Beleidigungen Gottes durch Läſterungen und andere Sünden deſto gefährlicher abzuſchildern. Er bringt

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

ſehr nachdrücklich auf eine gänzliche Aenderung des Lebens, und geſteht, daß er ſich vor der Trägheit der Zuhörer mehr fürchte, als vor dem Zorne des Kayſers.

Im Eingange der folgenden vierten Predigt dankte er Gott dafür, daß Er ſelbſt ſeine Zuhörer getröſtet habe, wie er aus ihrer großen Bereitwilligkeit ihn anzuhören, ſchließt. Inſonderheit aber bleibt er dabey ſtehen, daß ihre gegenwärtige Trübſal den herrlichen Nutzen haben könne, und auch bereits wirklich äußere, ſie zu beſſern. Schon iſt der Ausgelaſſene beſcheiden, der Freche ſanfter, der Faule eifrig geworden. Leute, welche niemals in die Kirche kamen, wohl aber ganze Tage in den Schauplätzen zubrachten, halten ſich jezt eben ſo lang in der Kirche auf. Er findet in den damaligen traurigen Umſtänden eine göttliche Verſuchung zur Prüfuug und Stärkung der Tugend ſeiner Mitbürger; erläutert auch ſolches ausführlich durch die Geſchichte Hiobs, und der drey Jünglinge im glühenden Ofen. Zulezt warnet er vor einem der herrſchenden Laſter in ſeiner Gemeine, vor dem leichtſinnigen Schwören, und behauptet, daß es gar keine Mühe koſte, dieſe üble Gewohnheit zu überwinden.

Da die vorhergenannten Beyſpiele auf ſeine Zuhörer einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben ſchienen: ſo kam Chryſoſtomus am folgenden Tage in der fünften Predigt gleich wieder auf den Hiob zurück, um aus ſeinem Unglücke und Betragen Gründe des Troſtes und der Standhaftigkeit für ſie zu ziehen. Das führt ihn auf die Betrachtung, daß man ſich nicht vor Leiden und Tod, ſondern blos vor der Sünde fürchten müſſe, als welche unter allen vorgegebenen menſchlichen Uebeln das einzige wahre ſey. Was er hierüber, vornehmlich auch über die kindiſche Furcht vor dem Tode, ſagt, iſt aus ſehr guten Kenntniſſen geſchöpft, und lebhaft vorgetragen. Er lehrt Beſſerung nach dem Muſter

ſter der Niniviten, und empfiehlt nochmals die Enthaltung von allem übereilten Schwören, nicht ohne Anleitungen, wie man ſich die Beobachtung dieſer Pflicht durch willkührliche kleine Strafen, oder ſonſt, erleichtern könne. Beynahe muß man aus einer Stelle dieſer Predigt ſchließen, daß damals aus ſehr entlegenen Gegenden her, Wallfahrten zu dem Miſthauffen, (ſo nennt ihn die Alexandriniſche Ueberſetzung,) auf welchem Hiob geſeſſen hatte, nach Arabien vorgenommen worden ſind. Doch der Verfaſſer nimmt es ſelbſt in einer andern ſeiner Predigten, (de perfecta caritate, p. 296. T. VI. Opp. ed. Montef.) als bekannt an, daß noch zu ſeiner Zeit auf den Gebürgen von Armenien Ueberbleibſale der Arche des Noah vorhanden waren. J. n. C. G. 363. bis 430.

Auch in der ſechsten Predigt fuhr Chryſoſtomus fort, ſeine Zuhörer zu tröſten. Er zeigt ihnen anfänglich, wie nutzbar die Furcht vor der Obrigkeit ſey, und wie viel ſie ſchon durch ihr Ungemach gewonnen hätten. In dem Umſtande, daß die an den Kayſer wegen des Aufruhrs abgeſchickten Boten unterwegens am Fortreiſen gehindert worden ſind, erblickt er eine göttliche Fürſorge; noch mehr Aufmunterung aber reicht ihm das annähernde Oſterfeſt dar, weil der Kayſer an demſelben die Gefangenen loszulaſſen pflegte. Darauf beweiſet er noch ferner, wie am vorhergehenden Tage, daß ſich ein Chriſt vor dem Tode nicht ſcheuen dürfe; wenn er anders nicht ein üppiges Leben führt. Er verweilt ſich wiederum bey den Jünglingen im Feuerofen, um es auch durch ihr Beyſpiel darzuthun, daß man ſich vor nichts fürchten müſſe, als davor, Gott zu beleidigen. Eben ſo kehrt er auch von neuem zu ſeinen Abmahnungen vom häufigen Schwören zurück; wobey er beſonders die vorgeblichen Entſchuldigungen widerlegt, mit denen ſeine Zuhörer dieſe Gewohnheit beſchönigten.

J. n. C. G. 363. bis 430. auch, wie man die ersten Reizungen dieser Art von sich stoßen müsse. Zwar hatte er am vorhergehenden Tage versprochen, nicht mehr vom Schwören zu reden. Da sich aber noch nicht alle seine Zuhörer darinne gebessert hatten: so kommt er auf diese Ermahnungen zurück, zu welchen ihm ohnedieß die vorgelesene Stelle aus dem Zacharias, (C. V. v. 1. 4.) Gelegenheit gab. Jezt erklärt er sich insonderheit eifrig wider diejenigen, welche ihre Brüder am Altar, über den Evangelien, in welchen es doch heißt: Ihr sollt allerdings nicht schwören! zum Schwören nöthigen: und das wegen irdischer Güter, mit der Gefahr, daß sie einen Meineyd begehen. Er zeigt, daß ein solcher Schwur ganz unnütz sey; der Schwörende mag nun ein rechtschaffener, Mann seyn, oder nicht; daß man sich dadurch heftige Vorwürfe des Gewissens zuziehen könne; und daß derjenige, der lieber einigen Schaden leidet, als andere zum Schwur treibt, dafür von Gott und seinem Gewissen belohnt werde. — Es ist wahr, daß Chrysostomus hier das Schwören etwas zu allgemein zu verwerfen scheint; aber daß er auch viel Treffendes gegen die entsetzlichen Mißbräuche der gerichtlichen Eydschwüre sagt, die noch immer unter den Christen fortdauern, ist eben so gewiß.

Als kurz darauf sich abermals ein so schröckenvolles Gerücht erhob, daß die Antiochener im Begriff waren, die Stadt zu verlassen: kam der heydnische Statthalter selbst in die Kirche, um ihnen Muth zuzusprechen. Chrysostomus wußte diese Begebenheit auf eine edle Art zu nützen. In der sechszehnten Predigt lobt er, gleich bey seinem Auftritte, den Statthalter wegen dieser Fürsorge. „Aber eurentwegen, sagt er zu seinen Zuhörern, schämte ich mich, und erröthete, daß ihr, nach jenen so vielen und langen Reden, noch eines Trostes von außen her benöthigt gewesen seyd. Damals, als ich ihn mit euch reden, euch wegen eurer unzeitigen und unvernünftigen Furcht bald trösten, bald tadeln hör-

hörte, wünſchte ich, daß ſich die Erde unter mir aufthun, und mich verbergen möchte. Nicht ihr ſolltet von ihm belehrt werden; ſondern ihr ſolltet Lehrer aller Ungläubigen ſeyn; indem es Paulus verboten hat, ſich von den Ungläubigen richten zu laſſen. — Mit welchen Augen werden wir künftig die Ungläubigen anſehen, da wir ſo ſchüchtern und furchtſam ſind? Mit welcher Zunge werden wir ſie anreden und bewegen können, bey einbrechenden Uebeln unverzagt zu ſeyn?“ Er beſchließt den langen Verweis, den er ihnen darüber ertheilt, damit, ſie möchten beten, daß ihm die nöthigen Worte von Gott in den Mund gegeben würden: denn er ſey über ihre Kleinmüthigkeit ganz niedergeſchlagen worden. Hierauf wiederholt er einiges vom Schwören aus der lezten Predigt, und bemerkt dabey, daß er, ob er gleich ſchon ins zweyte Jahr lehre, gleichwohl noch nicht hundert Verſe aus der heiligen Schrift habe erklären können; ſondern meiſtentheils moraliſche Predigten habe halten müſſen; welches doch nicht ſeyn ſollte. Denn für ihre Sitten müßten ſie ſelbſt ſorgen, und brauchten, ſobald Gott beſtimmte Vorſchriften darüber bekannt gemacht habe, kaum einmal daran erinnert zu werden, da man ſelbſt menſchliche Geſetze ohne viele Unterſuchung ausübe; aber die Auslegung der Bibel komme ihm zu. Sonſt beſteht dieſe Predigt größtentheils aus Betrachtungen über den Anfang des Briefs an den Philemon: Paulus, ein Gebundner Jeſu Chriſti, und Timotheus, der Bruder. Der Verfaſſer zeigt daran, wie viele Urſache die Chriſten hätten, ſich mit dem Apoſtel ihres Ungemachs zu rühmen, weil es eine Probe ihrer Tugend abgebe. Wenn Paulus vor dem Landpfleger Feſtus ſeiner Bande nicht mit ſolcher Freudigkeit gedacht habe: ſo ſey ſolches deswegen geſchehen, weil er demſelben, als einem Ungläubigen, nicht das Schwerſte aus dem Chriſtenthum vorlegen wollte. Zulezt ermahnt er ſeine Zuhörer am Ende der zweyten Faſtenwoche,

J. n. C. 393 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

woche, mehr auf ihre und anderer Beſſerung, als auf das bloße Faſten, ſich zu befleißigen.

Im Anfange der ſiebzehnten Predigt dankt Chryſoſtomus abermals Gott dafür, daß er Antiochien gerettet, aber auch in eine ſo große Gefahr habe gerathen laſſen. Jezt, ſagt er, iſt noch mehr als vorher, eine Zeit zu beten, zu weinen, zu ſeufzen, ein zerknirſchtes Herz zu haben, eifrig und wachſam zu ſeyn. Denn ehemals machte uns die Natur der Trübſale auch wider unſern Willen beſcheidener und gottſeliger; nunmehr aber, da das Gebiß weggenommen, und die Wolke vorübergegangen iſt, muß man befürchten, daß wir wieder träger werden. Damit es noch einleuchtender werde, daß Gott der Stadt ungemeine Wohlthaten erwieſen, und ſie durch dieſe Verſuchung bewährter gemacht habe, beſchreibt er nicht allein die Noth, welche durch die ſtrenge Unterſuchung der kayſerlichen Abgeordneten entſtanden war; ſondern rühmt hauptſächlich von allen Seiten die menſchenfreundliche und kühne Aufopferung, mit welcher ſich die Einſiedler der benachbarten Gebürge, aber auch die Lehrer der Stadt ſelbſt, ihrer Bedrängniſſe angenommen hätten. Von dieſer Stelle, in welcher der Redner nicht ganz innerhalb der gebührenden Schranken blieb, iſt bereits an einem andern Orte (Th. VIII. S. 56. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden. Beſonders aber lehrt er ſehr ausführlich, daß es kein wahrer Verluſt von Antiochien ſey, ihre Schaubühne verſchloſſen, und den Rang der Hauptſtadt des Morgenlandes von ihr auf eine andere Stadt verſezt zu ſehen; ſondern daß ihre eigentliche Würde in der Tugend ihrer Einwohner geſucht werden müſſe.

Mit dieſen Ermahnungen hängt auch der Inhalt der achtzehnten Predigt gewiſſermaaßen zuſammen. „Ich habe viele geſehen, ſagt der Verfaſſer, welche ſich gefreuet und zu einander geſagt haben: Wir haben geſiegt,

Menſchen gegen die größere Stärke oder Geſchwindigkeit mancher Thiere ebenfals gut ausgeführt iſt. Die Abmahnung vom Schwören wird erneuert; doch mit veränderten Vorſtellungen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Aus der Dankſagung an Gott, mit welcher Chryſoſtomus die zwölfte Predigt eröfnet, ſieht man, daß die Antiochener damals ſchon Vergebung ihrer Ausſchweifungen erhalten hatten; wenn gleich die Geſchichte meldet, daß ſie nicht von allen Drangſalen und Strafen, ſondern nur von dem befürchteten Untergange, frey geblieben ſind. Der Verfaſſer geht alſo, nach einer Aufmunterung, ſeine Sünden und die göttliche Hülfe nie zu vergeſſen, wieder zu ſeinem alten Gegenſtande über, und lehrt die Vorſehung Gottes aus der Einrichtung der geſchaffenen Dinge, der kleinſten, wie der größten, erkennen. Die Schönheit und Nutzbarkeit, ſagt er, die wir an vielen derſelben wahrnehmen, müſſen wir auch denen zutrauen, an welchen wir ſie nicht ſehen. Auch das iſt ein Beweis der göttlichen Vorſehung, daß Gott dem Menſchen gleich anfänglich das natürliche Geſetz eingeflößt hat. Er hat uns nämlich das Gewiſſen gegeben, mit welchem wir eine angebohrne Kenntniß des Guten und Böſen beſitzen, die ſich ſchon am Adam, gleich nach ſeinem Falle, offenbarte. Ja aus demſelben lernte Abel, daß es gut ſey, Gott die Erſtlinge zu opfern; und die heydniſchen Geſetzgeber faßten nach demſelben ihre Geſetze ab. Abermals erſcheint am Ende die Erinnerung wegen des Schwörens. Chryſoſtomus ſchämt ſich, etwas ſo leichtes, wegen der Nachläßigkeit ſeiner Zuhörer, ſo oft einſchärfen zu müſſen; er iſt aber auch ihrentwegen beſorgt, weil ſie ſich eine deſto größere Rache zuzögen, je häufiger es ihnen geſagt worden ſey.

Doch wenn gleich das Unglück, welches Antiochien bedrohte, nunmehr ziemlich vorüber gezogen war;

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſche Gefangenſchaft der Iſraeliten hauptſächlich von der Verletzung ihres Gott geſchwornen Eides herrühre. Einer von den Gründen, deren er ſich wider das Schwören bedient, iſt auch dieſer, daß, da viele Menſchen wegen nichtswürdiger Künſte große Arbeit und Gefahr übernehmen, es wohl der Mühe werth ſeyn müſſe, ſich um der Ablegung einer laſterhaften Gewohnheit willen, außerordentlich anzuſtrengen.

Da Chryſoſtomus hierauf die zwanzigſte Predigt gegen das Ende der Faſtenzeit hielt: ſo vergaß er wiederum nicht, auf einen ſtärkern Eifer in der Tugend zu dringen, weil ohne denſelben alles Faſten nichts helfe, man auch ſonſt mit keinem reinen Gewiſſen ſich zu dem heiligen Tiſche nähern könne. Beſonders aber blieb er bey der Nothwendigkeit ſtehen, ſich mit ſeinen Feinden zu verſöhnen. Wenn wir dieſes thun, ſagt er, ſo werden uns unſere unzähligen, kaum bemerkten Verſündigungen an Gott deſto leichter vergeben; unſere geheimen Sünden ſollen alsdann nicht am lezten Gerichte aufgedeckt werden. Es iſt keine Schande, Beleidigungen zu vergeben; wohl aber iſt es Ehre, ſolches freywillig thun. Man hat nicht die geringſte Entſchuldigung, warum man ſeinen Zorn nicht fahren laſſen will: daher verdient keine Sünde weniger Vergebung, als die Unverſöhnlichkeit. Wenn man die empfangenen Beleidigungen ſelbſt rächen will: ſo greift man Gott in ſein richterliches Amt. Es iſt auch falſch, daß man ſeinen Feind durch glimpfliche Begegnung nur ärger mache; es iſt ein kindiſches Beſorgniß, daß man durch angetragene Ausſöhnung Furcht verrathe. Je länger ſie verſchoben wird, deſto ſchwerer wird ſie. Sie iſt an ſich ſchon ſchwer; aber man muß ſich erinnern, daß man ſie um Gottes willen vornehme. Findet man große Schwierigkeiten, ſeinen Feind ſich zum Freunde zu machen: ſo wird man dafür deſto größere Belohnungen erhalten. Das bevorſtehende Oſterfeſt wird auch durch nichts mehr ent-

dieſelben bald wieder legten, ſagt Chryſoſtomus in der vierzehnten dieſer Predigten: „Geſtern hat uns der „Teufel die Stadt nicht wenig beunruhigt; aber Gott „hat uns hinwiederum nicht wenig getröſtet: ja ſelbſt „indem Er ſolche Unruhen zuläßt, beweiſet Er ſeine Für„ſorge, weil Er dadurch unſere trägen Herzen zu Sich „zieht.“ Nach mehrern ſolchen Vorſtellungen, zeigt er ausführlich die ſchlimmen Folgen des häufigen und unbedachtſamen Schwörens. Es verurſachte den Tod Johannes des Täuffers. Wer oft ſchwört, wird ſelten recht ſchwören; wenn es gleich ſeine Abſicht iſt, weil er wiſſentlich und unwiſſentlich, im Scherze und Ernſte, im Zorne und in andern Leidenſchaften, ſchwört. Er wird auch ſelbſt durch die Natur des Schwörens zum Meineyde genöthigt werden, weil er nicht jeden Schwur halten kann; oder weil widerſprechende Schwüre vorfallen. Um dieſes zu erläutern, geht der Verfaſſer im größern Theil der Predigt jene Geſchichte Sauls und Jonathans durch, wo ſich ſo viele übereilte und gebrochene Schwüre zeigen, die beynahe dem leztern das Leben gekoſtet hätten. Den Hauptantheil an dieſer Verwirrung ſchreibt er dem Teufel zu. Am Ende aber fügt er noch andere Gründe hinzu, warum man ſich des Schwörens enthalten müſſe. J. n. C. G. 365 bis 438.

Er erinnert ſich nunmehr in der funfzehnten Predigt, daß er bey der fortwährenden Faſtenzeit, auch öffentlich vom Faſten hätte reden ſollen. Allein, ſagt er, es war nicht nöthig, die dabey vorkommenden Mißbräuche zu beſtrafen, weil die allgemeine Noth kräftiger als alle unſere Reden, den herrſchenden Ausſchweifungen Einhalt gethan hat. Daher beweiſet er auch weitläufig, daß Furcht und Thränen weit nüzlicher ſind, als Lachen. Ueber die Stelle Sirachs: Erkenne, daß du unter Stricken wandelſt, und geheſt auf eitel hohen Spizen! ertheilt er viele Warnungen vor den unzählichen Verführungen zum Sündigen; lehrt auch,

J. u. C. G. 363. bis 430.

auch, wie man die erſten Reizungen dieſer Art von ſich ſtoßen müſſe. Zwar hatte er am vorhergehenden Tage verſprochen, nicht mehr vom Schwören zu reden. Da ſich aber noch nicht alle ſeine Zuhörer darinne gebeſſert hatten: ſo kommt er auf dieſe Ermahnungen zurück, zu welchen ihm ohnedieß die vorgeleſene Stelle aus dem Zacharias, (C. V. v. 1. 4.) Gelegenheit gab. Jezt erklärt er ſich inſonderheit eifrig wider diejenigen, welche ihre Brüder am Altar, über den Evangelien, in welchen es doch heißt: Ihr ſollt allerdings nicht ſchwören! zum Schwören nöthigen: und das wegen irdiſcher Güter, mit der Gefahr, daß ſie einen Meineyd begehen. Er zeigt, daß ein ſolcher Schwur ganz unnüz ſey; der Schwörende mag nun ein rechtſchaffener, Mann ſeyn, oder nicht; daß man ſich dadurch heftige Vorwürfe des Gewiſſens zuziehen könne; und daß derjenige, der lieber einigen Schaden leidet, als andere zum Schwur treibt, dafür von Gott und ſeinem Gewiſſen belohnt werde. — Es iſt wahr, daß Chryſoſtomus hier das Schwören etwas zu allgemein zu verwerfen ſcheint; aber daß er auch viel Treffendes gegen die entſezlichen Mißbräuche der gerichtlichen Eydſchwüre ſagt, die noch immer unter den Chriſten fortdauern, iſt eben ſo gewiß.

Als kurz darauf ſich abermals ein ſo ſchröckenvolles Gerücht erhob, daß die Antiochener im Begriff waren, die Stadt zu verlaſſen: kam der heydniſche Statthalter ſelbſt in die Kirche, um ihnen Muth zuzuſprechen. Chryſoſtomus wußte dieſe Begebenheit auf eine edle Art zu nüzen. In der ſechszehnten Predigt lobt er, gleich bey ſeinem Auftritte, den Statthalter wegen dieſer Fürſorge. „Aber eurentwegen, ſagt er zu ſeinen Zuhörern, ſchämte ich mich, und erröthete, daß ihr, nach jenen ſo vielen und langen Reden, noch eines Troſtes von außen her benöthigt geweſen ſeyd. Damals, als ich ihn mit euch reden, euch wegen eurer unzeitigen und unvernünftigen Furcht bald tröſten, bald tadeln hör-

hörte, wünſchte ich, daß ſich die Erde unter mir auf-
thun, und mich verbergen möchte. Nicht ihr ſolltet von
ihm belehrt werden; ſondern ihr ſolltet Lehrer aller Un-
gläubigen ſeyn; indem es Paulus verboten hat, ſich
von den Ungläubigen richten zu laſſen. — Mit wel-
chen Augen werden wir künftig die Ungläubigen anſehen,
da wir ſo ſchüchtern und furchtſam ſind? Mit welcher
Zunge werden wir ſie anreden und bewegen können, bey
einbrechenden Uebeln unverzagt zu ſeyn?“ Er be-
ſchließt den langen Verweis, den er ihnen darüber er-
theilt, damit, ſie möchten beten, daß ihm die nöthigen
Worte von Gott in den Mund gegeben würden: denn
er ſey über ihre Kleinmüthigkeit ganz niedergeſchlagen
worden. Hierauf wiederholt er einiges vom Schwö-
ren aus der lezten Predigt, und bemerkt dabey, daß er,
ob er gleich ſchon ins zweyte Jahr lehre, gleich-
wohl noch nicht hundert Verſe aus der heiligen
Schrift habe erklären können; ſondern meiſten-
theils moraliſche Predigten habe halten müſſen;
welches doch nicht ſeyn ſollte. Denn für ihre Sit-
ten müßten ſie ſelbſt ſorgen, und brauchten, ſobald Gott
beſtimmte Vorſchriften darüber bekannt gemacht habe,
kaum einmal daran erinnert zu werden, da man ſelbſt
menſchliche Geſetze ohne viele Unterſuchung ausübe;
aber die Auslegung der Bibel komme ihm zu. Sonſt
beſteht dieſe Predigt größtentheils aus Betrachtungen
über den Anfang des Briefs an den Philemon: Pau-
lus, ein Gebundener Jeſu Chriſti, und Timotheus,
der Bruder. Der Verfaſſer zeigt daran, wie viele
Urſache die Chriſten hätten, ſich mit dem Apoſtel ihres
Ungemachs zu rühmen, weil es eine Probe ihrer Tu-
gend abgebe. Wenn Paulus vor dem Landpfleger Feſ-
tus ſeiner Bande nicht mit ſolcher Freudigkeit gedacht
habe: ſo ſey ſolches deswegen geſchehen, weil er dem-
ſelben, als einem Ungläubigen, nicht das Schwerſte
aus dem Chriſtenthum vorlegen wollte. Zulezt er-
mahnt er ſeine Zuhörer am Ende der zweyten Faſten-

J. n. C. 393 bis 430.

woche,

J. n. C. G. 363. bis 430.

haben. Nicht blos deswegen, weil sie einen so hohen Rang unter seinen Predigten behaupten; sondern vornehmlich auch darum, weil man ihn aus denselben von mehrern Seiten kennen lernt. Wie er in außerordentlichen Fällen, zum Theil unvorbereitet und selbst beunruhigt, mit seiner Gemeine zu reden gewußt, Leidenschaften ausgedrückt oder erregt, alle Umstände, unter welchen er auftrat, genüzt, auf die Sittenlehre eine beständige große Sorgfalt gewandt, niemals darüber die biblische Auslegung ganz auf die Seite gesezt, und einen Ausdruck gewählt habe, der allgemein faßlich war; das alles leuchtet aus denselben unaufhörlich hervor. Was man hin und wieder daran tadeln könnte, ist an einigen Stellen bemerkt worden, und fällt überhaupt bald in die Augen; ohne daß man den Verfasser nach dem eigenthümlichen Geschmack unsers Jahrhunderts richten dürfte. Vielleicht ist es eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, daß er darinne nicht ohne Aufhören, wie es ein gemeiner Prediger gethan haben würde, von dem öffentlichen Unglücke gesprochen, nicht blos sogenannte Straf- und Trostpredigten daraus gemacht hat; sondern daß der Religionsunterricht, nach Bedürfnissen und Fehlern eingerichtet, welche seine Zuhörer weit weniger fühlten, als das allgemeine Uebel, bey ihm die Hauptsache blieb.

Nach dieser großen Begebenheit im Jahr 387, weiß man nichts von einer andern sehr merkwürdigen Veränderung, die sich, so lange Chrysostomus Lehrer zu Antiochien war, daselbst zugetragen hätte. Aber von seinem unermüdeten Eifer, den Einwohnern durch Predigten nüzlich zu werden, giebt es wenigstens noch Proben genug. Es ist bereits oben (S. 332.) angezeigt worden, daß alle seine ganz der Erklärung der heiligen Schrift gewiedmeten Arbeiten an Einen Ort zusammengestellt werden sollen, damit man seine Verdienste um diese Grundlage der theologischen Wissenschaft, und auch des christlichen Unterrichts, desto leichter überschauen

ſiegt, wir haben die Oberhand behalten: die Hälfte der Faſtenzeit iſt überſtanden. Dieſe ermahne ich, zu überlegen, ob ſie auch die Hälfte ihrer Sünden überſtanden haben, und alsdann zu frohlocken.“ Er erklärt es alſo, wie wenig es auf das Faſten allein ankomme, und zeigt ſodann über die vorgeleſene Stelle des Apoſtels: Freuet euch in dem Herrn allewege! daß ein Chriſt, ohngeachtet aller traurigen Vorfälle, doch ſtets fröhlich ſeyn könne. Der Grund davon ſey die Gottesfurcht und das gute Gewiſſen; bey ihm erzeuge ſelbſt die Traurigkeit über fremde Fehltritte, Belohnungen von Gott. Daher wären auch die Einſiedler in dem neulichen allgemeinen Unglücke, allein ſo freudig geweſen. Ein Verweis an die Einwohner wegen der wieder ausbrechenden Unordnungen beym öffentlichen Baden, da doch die Gefahr der Stadt noch nicht einmal ganz vorüber war, macht den Beſchluß dieſer Predigt. J. n. C. G. 363. bis 430.

Die neunzehnte ſteht zwar auch in Montfaucons Sammlung (Tom. II. p. 188. ſq.) unter den übrigen in ihrer alten Ordnung. Aber in der von ihm abgefaßten Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus (Chryſ. Opp. T. XIII. p. 109.) hat er ſie ganz aus dieſer Reihe verſtoßen, weil er gefunden hatte, daß ſie erſt nach vollendeten Homilieen über die Bildſäulen, am fünften Sonntage nach dem Oſterfeſte, gehalten worden ſey. Dieſes war bald nach einem Feſte von Märtyrern geſchehen, dem Chryſoſtomus wegen kränklicher Umſtände nicht, wie ſein Biſchof, hatte beywohnen können. Jezt aber eilte er, obgleich noch nicht ganz hergeſtellt, in die Kirche, weil ihm der Anblick einer Menge Landleute aus der Nachbarſchaft von Antiochien ſehr angenehm war. Er vergleicht ſie ſehr zu ihrem Vortheile, in Abſicht auf ihre Arbeiten und Sitten, mit den Einwohnern der Stadt. Dadurch kömmt er gar leicht wieder auf die noch fortdauernde ſündliche Fertigkeit der leztern im Schwören. Er ſucht zu beweiſen, daß die Babyloniſche

J. n. C. G. 363. bis 430.

ſche Gefangenſchaft der Iſraeliten hauptſächlich von der Verletzung ihres Gott geſchwornen Eides herrühre. Einer von den Gründen, deren er ſich wider das Schwören bedient, iſt auch dieſer, daß, da viele Menſchen wegen nichtswürdiger Künſte große Arbeit und Gefahr übernehmen, es wohl der Mühe werth ſeyn müſſe, ſich um der Ablegung einer laſterhaften Gewohnheit willen, außerordentlich anzuſtrengen.

Da Chryſoſtomus hierauf die zwanzigſte Predigt gegen das Ende der Faſtenzeit hielt: ſo vergaß er wiederum nicht, auf einen ſtärkern Eifer in der Tugend zu dringen, weil ohne denſelben alles Faſten nichts helfe, man auch ſonſt mit keinem reinen Gewiſſen ſich zu dem heiligen Tiſche nähern könne. Beſonders aber blieb er bey der Nothwendigkeit ſtehen, ſich mit ſeinen Feinden zu verſöhnen. Wenn wir dieſes thun, ſagt er, ſo werden uns unſere unzählichen, kaum bemerkten Verſündigungen an Gott deſto leichter vergeben; unſere geheimen Sünden ſollen alsdann nicht am lezten Gerichte aufgedeckt werden. Es iſt keine Schande, Beleidigungen zu vergeben; wohl aber iſt es Ehre, ſolches freywillig thun. Man hat nicht die geringſte Entſchuldigung, warum man ſeinen Zorn nicht fahren laſſen will: daher verdient keine Sünde weniger Vergebung, als die Unverſöhnlichkeit. Wenn man die empfangenen Beleidigungen ſelbſt rächen will: ſo greift man Gott in ſein richterliches Amt. Es iſt auch falſch, daß man ſeinen Feind durch glimpfliche Begegnung nur ärger mache; es iſt ein kindiſches Beſorgniß, daß man durch angetragene Ausſöhnung Furcht verrathe. Je länger ſie verſchoben wird, deſto ſchwerer wird ſie. Sie iſt an ſich ſchon ſchwer; aber man muß ſich erinnern, daß man ſie um Gottes willen vornehme. Findet man große Schwierigkeiten, ſeinen Feind ſich zum Freunde zu machen: ſo wird man dafür deſto größere Belohnungen erhalten. Das bevorſtehende Oſterfeſt wird auch durch nichts mehr ent-

entheiligt, als durch feindselige Gesinnungen. Noch im Ausgange dieser Predigt werden die alten Warnungen vor dem Schwören wiederholt; doch immer mit andern Gründen oder Erleichterungsvorschlägen. Chrysostomus droht nunmehr sogar, daß er nach dem Osterfeste diejenigen, welche dieses Gebot noch übertreten würden, vom heiligen Abendmahl ausschließen werde.

J. n. C. G. 363. bis 480.

Endlich kam Flavianus von Constantinopel zurück, und mit ihm die völlige Sicherheit von Antiochien. Ihm hatte die Stadt ihre Aussöhnung mit dem Kayser zu danken; mit seinen Verdiensten und seinem Lobe beschäftigt sich daher die ein und zwanzigste Predigt des Chrysostomus, die er am Osterfeste hielt, beynahe gänzlich; ohne doch eine bloße Lobrede zu werden. Nachdem er Gott dafür gelobt hat, daß Er dem Körper sein Haupt, den Schaafen ihren Hirten, den Schülern ihren Lehrer, den Soldaten ihren Feldherrn, und den Priestern ihren Hohenpriester so bald wieder gegeben habe: so zeigt er, daß zwar der Teufel die Stadt durch die begangenen Ausschweifungen zu Grunde habe richten wollen; daß aber Gott sie, den Bischof und den Kayser durch diesen Unfall vielmehr verherrlicht habe. Sie, weil sie bey einer so großen Gefahr, mit Uebergehung mächtiger Beystände, ihre Zuflucht zur Kirche und zum Priester des Herrn genommen, und sich voll Vertrauens der göttlichen Hülfe überlassen habe; den Bischof, weil er zum Besten der Stadt sich über so viele Hindernisse erhoben, und außer seiner Hauptabsicht, auch alles erlangt habe, was er nicht achtete; aber auch den Kayser, weil es theils offenbar geworden sey, daß er dasjenige, was er allen abschlug, doch den Priestern bewillige; theils, weil er der Stadt so schnell seine Gnade wieder geschenkt habe. Und nunmehr beschreibt Chrysostomus das Gehör des Bischofs bey dem Kayser, seine Rede an denselben, und die Erklärungen des Kaysers; obgleich Flavianus selbst, von

vielen befragt, aus Beſcheidenheit nichts davon gemeldet hatte, als daß das Herz des Kayſers von Gott ſelbſt zur Güte gegen die Stadt gelenkt worden ſey. Er ſchildert alſo den Biſchof ab, wie er vor dem Kayſer in großer Entfernung, mit niedergeſchlagenen und thränenden Augen ſtehen geblieben ſey; erzählt, wie der Kayſer, durch dieſe Stellung gerührt, zu ihm hingegangen, und ſich mehr über die Undankbarkeit der Antiochener beklagt, als erzürnt und drohend geſprochen, und wie darauf der Biſchof zwar alles zugeſtanden, aber auch alles in Bewegung geſezt habe, um der Stadt eine vollkommene Vergebung auszuwirken. Auch Flavianus ſchrieb es dem Neide des Teufels gegen eine von dem Kayſer ſo geliebte Stadt zu, daß dieſelbe zu einem ſo unverantwortlichen Betragen verleitet worden ſey; es ſey zwar wunderbar zu behaupten, ſagte er, daß ſie wegen der Freundſchaft des Kayſers verfolgt worden; aber gewiß wahr. Er ſtellte ihm vor, daß öfters unerträgliche Beleidigungen zu Uebungen einer außerordentlichen Liebe Gelegenheit gegeben hätten; wie ſolches das menſchliche Geſchlecht gleich anfänglich von Gott erfahren habe. Die Krone, welche ſich der Kayſer durch die Begnadigung der Stadt aufſetzen könne, werde herrlicher ſeyn, als alle andere Denkmäler ſeines Ruhms. Da er bey einer andern Gelegenheit, in einem Ausſchreiben, worinne er die Gefangenen loszugeben befohl, geſagt habe: „Wollte Gott, ich könnte auch die Todten „auferwecken!“ ſo ſey jezt die Zeit da, dieſes zu thun. Er müſſe dabey auf die ganze Chriſtenheit ſehen. Juden und Heyden, ja ſelbſt die Barbaren, hätten jezt ihre Augen auf ihn gerichtet: wenn er ein gelindes Urtheil fällen würde, ſo würden ſie ihn loben, und Gott preiſen, und unter einander ſagen: „Wie groß iſt nicht die Macht des Chriſtenthums! Es hat denjenigen, der auf der Erde ſeines gleichen nicht hat, der alles verderben kann, zurückgehalten, und ihn eine Philoſophie gelehrt, die keine Privatperſon an ſich zeigen durfte. Der

Gott

Gott der Chriſten iſt wahrhaftig groß, der aus Menſchen Engel macht, und ſie über alle natürliche Schwachheiten erhebt!“ Unter andern Gründen, die Flavianus dem Kayſer vorhielt, war auch dieſer, es werde ihm zu einer ausnehmend großen Ehre gereichen, wenn die Nachwelt ſagen würde: „Als eine ſo große Stadt ihre Strafe erwartete, und niemand ſich erkühnte, ein Wort für dieſelbe auszuſprechen, da nahte ſich ein Greis und Prieſter Gottes dem Kayſer: und dieſer bewilligte ihm ſogleich ſeine Bitte.“ Denn auch dadurch, fuhr er fort, hat dich die Stadt nicht wenig geehrt, daß ſie mich an dich abgeſchickt hat; indem ſie dieſes rühmliche Urtheil von dir fällte, daß du die Prieſter Gottes allen Gewaltigen, welche dir unterworfen ſind, vorzieheſt, wenn ſie gleich unanſehnlich ſind. — Nach dieſen und andern Vorſtellungen und Bitten, konnte Theodoſius kaum ſeine Thränen zurückhalten; er brach darauf in die Worte aus: „Würde ich wohl etwas Bewundernswür„diges und Großes thun, wenn ich, ein Menſch, Men„ſchen, die mich beleidigt haben, verzeihe, da der Herr „der Welt auf die Erde gekommen, für uns ein Knecht „geworden, von denen, welchen er wohl gethan, ans „Kreuz geſchlagen worden iſt, und gleichwohl für eben „dieſe zu ſeinem Vater gebetet hat: Vergieb ihnen! „denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Was iſt es „alſo Bewundernswürdiges, wenn auch wir unſern Mitknechten vergeben?“ — Chryſoſtomus meldet noch beſondere Beweiſe der Gnade des Kayſers gegen die Stadt, und ermahnt zulezt ſeine Zuhörer, die ungemeinen Freudensbezeigungen, welche ſie angeſtellt hatten, auf eine geiſtliche Art durch Tugend und dauerhafte Dankbarkeit fortzuſetzen, auch ihre ſpäteſten Nachkommen zu gleichen Geſinnungen gegen Gott aufzumuntern. J. n. C. G. 363. bis 430.

So vielen Raum auch dieſer Auszug aus den Predigten des Chryſoſtomus über die Bildſäulen eingenommen hat; ſo ſcheint er doch denſelben verdient zu

J. u. C. G. 363. bis 430.

haben. Nicht blos deswegen, weil sie einen so hohen Rang unter seinen Predigten behaupten; sondern vornehmlich auch darum, weil man ihn aus denselben von mehrern Seiten kennen lernt. Wie er in außerordentlichen Fällen, zum Theil unvorbereitet und selbst beunruhigt, mit seiner Gemeine zu reden gewußt, Leidenschaften ausgedrückt oder erregt, alle Umstände, unter welchen er auftrat, genüzt, auf die Sittenlehre eine beständige große Sorgfalt gewandt, niemals darüber die biblische Auslegung ganz auf die Seite gesezt, und einen Ausdruck gewählt habe, der allgemein faßlich war; das alles leuchtet aus denselben unaufhörlich hervor. Was man hin und wieder daran tadeln könnte, ist an einigen Stellen bemerkt worden, und fällt überhaupt bald in die Augen; ohne daß man den Verfasser nach dem eigenthümlichen Geschmack unsers Jahrhunderts richten dürfte. Vielleicht ist es eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, daß er darinne nicht ohne Aufhören, wie es ein gemeiner Prediger gethan haben würde, von dem öffentlichen Unglücke gesprochen, nicht blos sogenannte Straf- und Trostpredigten daraus gemacht hat; sondern daß der Religionsunterricht, nach Bedürfnissen und Fehlern eingerichtet, welche seine Zuhörer weit weniger fühlten, als das allgemeine Uebel, bey ihm die Hauptsache blieb.

Nach dieser großen Begebenheit im Jahr 387, weiß man nichts von einer andern sehr merkwürdigen Veränderung, die sich, so lange Chrysostomus Lehrer zu Antiochien war, daselbst zugetragen hätte. Aber von seinem unermüdeten Eifer, den Einwohnern durch Predigten nüzlich zu werden, giebt es wenigstens noch Proben genug. Es ist bereits oben (S. 332.) angezeigt worden, daß alle seine ganz der Erklärung der heiligen Schrift gewiedmeten Arbeiten an Einen Ort zusammengestellt werden sollen, damit man seine Verdienste um diese Grundlage der theologischen Wissenschaft, und auch des christlichen Unterrichts, desto leichter überschauen

ſchauen könne. Doch außer den Predigten dieſes Inhalts hat Chryſoſtomus noch eine Menge anderer zu Antiochien gehalten, von denen viele übrig geblieben ſind. Unter dieſen iſt wiederum eine ſtrengere Wahl nöthig, wenn ſie zu Beſchreibungen oder Auszügen für die gegenwärtige Geſchichte beſtimmt werden ſollen. Wie der Verfaſſer zur Ehre der Märtyrer beyderley Geſchlechts, an den Feſttagen, die ihnen gewiedmet waren, geredet habe, davon brauchen nunmehr keine Beyſpiele weiter angeführt zu werden, nachdem man ſie bereits an einem andern Orte geleſen hat. (in der Geſchichte des chriſtlichen Aberglaubens, Th. IX. S. 181. fg. und oben S. 309. fg.) Es iſt wahr, daß Chryſoſtomus in ſeinen zahlreichen Homilieen dieſer Gattung auch manche allgemeine moraliſche Lehren geſchickt erörtert, über die Nachahmung jener Bekenner des Chriſtenthums viel Gutes und Rührendes ſagt, und ſeine Zuhörer häufig in die heilige Schrift führt. So erblickt man einiges davon in ſeiner Lobrede auf die Märtyrer überhaupt, die in der ganzen Welt gelitten haben, (Tom. II. Opp. p. 711. ſq. ed. Montef.) von der ſich übrigens die Stadt, in welcher ſie gehalten worden iſt, nicht ſicher angeben läßt. Eben ſo ſpricht er zwar in einer Antiocheniſchen Predigt von den heiligen Märtyrern, (l. c. p. 650. ſq.) von den Tugenden derſelben, von der Kraft ihres Beyſpiels, von der Wirkſamkeit ihrer Gräber und Ueberbleibſale ſelbſt, (wovon die Stelle ſchon anderwärts, Th. IX. S. 181. beygebracht worden iſt,) mit allem Eifer. Allein beynahe die Hälfte dieſer Predigt iſt mit Ermahnungen angefüllt, das heilige Abendmahl ja nicht unwürdig zu genießen, weil man ſonſt eben ſo ſtrafbar werde, als diejenigen, welche Chriſtum gekreuzigt haben. Als dieſe Vorſtellung vielen in der Gemeine ſo hart zu ſeyn dünkte, daß ſie gegen den Chryſoſtomus ſchrieen: Du ziehſt uns von dem heiligen Tiſche ab! du ſtoßeſt uns vom gemeinſchaftlichen Mahl zurück! ſo

J. n. C. G. 363. bis 430.

nahm er davon Gelegenheit, kurz darnach in einer andern Predigt, (l. c. p. 658. sq.) zu zeigen, daß es sowohl für die Lehrer, als für die Zuhörer, gefährlich sey, blos nach dem Gefallen der leztern öffentlich zu reden; und daß es vielmehr nüzlich sey, sogar eine große Gerechtigkeit ausmache, sich wegen seiner Sünden selbst anzuklagen. Er vertheidigte darinne nicht nur die anstößig gewordene Behauptung; sondern erklärte sich auch über die ganze Pflicht des Predigers, seinen Zuhörern unangenehme Wahrheiten zu sagen, und über sein Verhältniß gegen dieselben überhaupt, auf eine lehrreiche Art. Es fehlt also in den Lob- und Gedächtnißreden des Chrysostomus auf die Märtyrer, gar nicht an gemeinnüzlichen Stellen. Und gleichwohl sind sie unter seinen Predigten diejenigen, welche bald eine zweydeutige Wirkung, bald eine schädliche gethan haben mögen.

Daß seine sieben Lobreden auf den Apostel Paulus (l. c. Opp. p. 476. sq.) eine Ausnahme von dieser Classe machen, wird man schon im voraus vermuthen. Denn hier war fester Grund, auf den der Redner treten konnte; eine Mannichfaltigkeit vortreflicher Eigenschaften, wo derselbe nicht zu vergrößern und auszuschmücken; sondern nur zu sammeln und zu stellen brauchte. Man sieht wohl, daß es ein Lieblingsgegenstand von ihm gewesen ist, den er immer noch zu verschönern sucht. Alles, was die Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und andere Heiligen an sich Bewundernswürdiges hatten, findet er an dem einzigen Paulus beysammen. Er vertheidigt denselben auch in der sechsten dieser Predigten gegen die Vorwürfe, welche ihm einige gemacht haben. Es ist keiner, sagt er, wenn man bisweilen an ihm eine Furcht vor Schlägen bemerkt. Eine solche Furcht kann an sich nicht tadelhaft heissen: denn sie liegt in der menschlichen Natur; aber aus einer solchen Furcht nichts wider die Gott-

Gottſeligkeit begehen, das war eine Frucht des tugendhaften Vorſatzes, (oder freyen Willens) welcher der Schwachheit der Natur zu Hülfe kam: und das gereicht ihm zu einem deſto größern Ruhme. Gleichergeſtalt wird die Furcht des Apoſtels vor dem Tode entſchuldigt: und wenn er dem Schmidt Alexander Böſes gewünſcht hat, ſagt der Verfaſſer, ſo geſchah dieſes nicht ſowohl aus Zorn, als aus Schmerz über ſeinen Widerſtand gegen das Evangelium. Selbſt zornig, wie es Paulus öfters war, hatte er vor den ſanft redenden einen Vorzug, indem er alles zur gehörigen Zeit, und zum Beſten des Chriſtenthums, that. Uebrigens hat Chryſoſtomus auch in dieſen Lobreden ſich oft von dem Perſönlichen ſeines Helden zu Materien von allgemeiner Erheblichkeit für die Chriſten gewandt. „Paulus, ſagt er unter andern, (p. 508.) zeigt durch ſein Beyſpiel, wie groß die Stärke des freyen Willens ſey, und ſtopft denjenigen den Mund, welche fragen, warum wir nicht von Natur gut geworden ſind? Denn was iſt es vor ein Unterſchied, ob ſolches von Natur, oder aus freyem Willen iſt? Ja, das leztere iſt um ſo viel beſſer, als das erſtere, je vorzüglicher es iſt, Kronen und herrliche Lobſprüche, als nichts zu erwerben. Geſezt aber, die Natur wäre ſchon feſt! Will jemand einen recht ſtarken Vorſatz annehmen: ſo wird dieſer doch feſter ſeyn, als jene.“ J. u. C. G. 363. bis 430.

Unter denjenigen ſeiner Predigten zu Antiochien, welche die Glaubens- und Sittenlehre betrafen, ſind zwo zum Unterrichte derer eingerichtet, die erſt getauft werden ſollten. (l. c. Opp. p. 225. ſq.) In der erſtern preiſet er ſie wegen deſſen, was ſie bald erfahren würden, beſonders wegen des ſchauderhaften Kelchs, (des heiligen Abendmahls,) den ihnen der König ſelbſt in die Hand geben werde, glückſelig. Er vergleicht darauf ihre Bereitwilligkeit zur Taufe, mit dem Aufſchub derſelben bey andern bis in ihre lezten Stunden, um zu zeigen, daß dieſe derſelben unter ſol-

J. II. C. G. 363. bis 430.

chen Umſtänden theilhaftig werden, wo ſie ihre Pflicht dabey gar nicht mehr auszuüben im Stande ſind. Weiter rühmt er ihre würdige Vorbereitung zur Taufe; zeigt ihnen die verſchiedenen Nahmen an, welche ſie in der heiligen Schrift führen ſoll, worunter nach ſeiner Meynung nicht allein die in der alten Kirche gewöhnliche Benennung der Erleuchtung, φωτισμὸς, (aus Hebr. C. VI. v. 4. C. X. v. 32.) ſondern auch die Nahmen Begräbniß, (Röm. C. VI. v. 4.) Beſchneidung, (Coloß. C. II. v. 11.) und Kreutz, (Röm. C. VI. v. 6.) gehören; erklärt ihnen den Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und der unbedeutenden jüdiſchen Taufe; zeigt, warum jene ein Bad der Wiedergeburt heiße; erinnert aber die Lehrlinge inſonderheit, daß ihr Kampf mit dem Teufel gleich nach empfangener Taufe anfangen, und daß ihnen dieſer vornehmlich durch die Zunge zu ſchaden ſuchen werde, weil er durch dieſes Werkzeug die Menſchen am leichteſten verderben könne. Daher warnet er ſie vor den Sünden, welche damit begangen werden; am ausführlichſten aber vor dem Schwören, das in der Gemeine bey den nichtswürdigſten Kleinigkeiten ſo gewöhnlich ſey. Er behauptet, daß dieſes eben darum eine ſchwere Sünde ſey, weil es nicht dafür angeſehen werde; entwickelt das Unehrerbietige in demſelben gegen Gott, und lehret, wie man ſich daſſelbe abgewöhnen müſſe; verwirft aber freylich das Schwören überhaupt. — In der zweyten dieſer unterrichtenden Predigten für die Täuflinge, (κατηχήσεις) dringt Chryſoſtomus abermals ſehr nachdrücklich darauf, daß der Neugetaufte, ſowohl wegen der von Gott erhaltenen Wohlthaten, als wegen der von ihm eingegangenen Verbindlichkeit, ſich der chriſtlichen Tugend befleißigen müſſe. Er hält ihm daher die Worte vor, die er bey der Taufe zu ſprechen hat: Ich entſage dir, o Satan! und deinem Gepränge, und deiner Verehrung; und vereinige mich mit dir, o Chriſte! zeigt, daß uns eigentlich nichts an der Frömmigkeit hindern könne, wenn man nur wolle;

le; daß die Verehrung Gottes überall Statt finde; und was der allgemeinen Lehren mehr ſind. Aber insbeſondere tadelt er mit vielem Eifer den Schmuck des weiblichen Geſchlechts, und das Gepränge des Satans, welches in Schauſpielen, allen Sünden, abergläubiſch gewählten Tagen, Gauckeleyen und Ahndungen beſtehe; worunter er auch die Thorheit nennt, Münzen Alexanders des Großen, als Verwahrungsmittel, am Leibe zu tragen. J. n. C. G. 363. bis 430.

Außerdem ſcheint auch eine Anzahl Predigten des Chryſoſtomus über die Buße oder Beſſerung, in ſeinen Aufenthalt zu Antiochien zu gehören. Von der vierten und fünften nach Montfaucons Ordnung iſt dieſes ziemlich gewiß; aber unter den neun Homilieen dieſes Inhalts, welche er zuſammen geſtellt hat, (T. II. Opp. Chryſoſt. p. 279. ſq.) haben die achte und neunte nicht alle Merkmale der Aechtheit. Chryſoſtomus war eine Zeitlang auf dem Lande krank geweſen: allein die Liebe zu ſeiner Gemeine, wie er in der erſten dieſer Predigten verſichert, führte ihn noch eher in die Stadt zurück, als ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt war. Er warnet ſie vor der Verzweifelung, als dem ärgſten Pfeile des Teufels, und vor der Trägheit. Darauf beſchreibt er drey Wege der Buße: das Bekenntniß, die Thränen, und die Demüthigung; alles mit bibliſchen Beyſpielen erläutert. Ein anderer Weg iſt das Almoſengeben, und noch ein vorzüglicher, das Gebet; wobey gelehrt wird, wie uns Gott durch die Trübſale zu Sich nöthige. Es folgt eine Betrachtung, daß Gott das Faſten angenehm ſey, und daß es heilſame Wirkungen habe; daß aber mit demſelben auch die Wurzeln der Sünde ausgerottet werden müſſen. Ueber das Verfahren Gottes gegen Gerechte und Sünder, und über die beſte Art, Vortheil daraus zu ziehen, werden verſchiedene Anmerkungen gemacht. Eben ſo wird gezeigt, daß auf die Sünde Schaam, und auf die Buße

J. n. C. G. 363. bis 430.

Grauſamkeit und andern Laſtern, die ſchwärzeſte Abſchilderung zu machen: und Zoſimus ſagt gerade zu, er habe den Kayſer, wie der Hirte ein Stück Vieh, regiert. (Hiſtor. L. V. c. 12. p. 421. ed. Reitem.) Genug, Eutropius, der den Chryſoſtomus, bey Gelegenheit von Staatsgeſchäften, die er in den Morgenländern beſorgen mußte, kennen gelernt hatte, entſchloß ſich, einem Manne, der ſo berühmt und ſo ehrwürdig war, das Bißthum von Conſtantinopel zu ertheilen. „Bis „dahin, ſchreibt Sokrates, (Hiſt. Eccl. L. VI. c. 3.) „war die Lebensart des Johannes ſo beſchaffen gewe„ſen. Aus Eifer für Ordnung und Anſtändigkeit, war „er, wie man ſagt, etwas bitter; und, wie einer, der „von ſeiner Jugend an, vertraulich mit ihm umgegan„gen war, verſicherte, mehr zum Zorne als zur Beſchei„denheit geneigt. Da er ein rechtſchaffenes Leben führ„te: ſo war er wegen des Zukünftigen nicht eben auf ſei„ner Hut; ſeine Aufrichtigkeit aber machte ihn ſehr fer„tig im Handeln. Er bediente ſich auch einer weit ge„triebenen Freymüthigkeit im Reden gegen jedermann. „Beym Lehren ſah er hauptſächlich darauf, die Sitten „ſeiner Zuhörer zu beſſern. Denjenigen, welche ſeine „Gemüthsart nicht kannten, kam er in Geſellſchaften „ſtolz vor.“ So wenig ihm hier der Geſchichtſchreiber geſchmeichelt hat, ſo wenig ſcheint er ihm auch unrecht gethan zu haben; einiges von ſeiner Beurtheilung wird ſchon durch dasjenige beſtätigt, was bisher von dem Betragen des Chryſoſtomus, beſonders aus ſeinen Predigten, angeführt worden iſt. Unterdeſſen kann man doch eben deswegen zweifeln, ob ſich derſelbe zu einem Biſchof in der Nähe des Hofs, und in genauerer Verbindung mit demſelben, geſchickt habe. Auf der einen Seite freymüthig, gerade und offen, ſeinem Endzwecke nacheilend, ohne darauf zu ſehen, was daraus erfolgen werde, und unbeſorgt um die Urtheile der Welt; auf der andern aber ſo wenig biegſam und gefällig gegen fremde Abſichten, konnte er nicht ſowohl ſein Glück machen,

ihen, als, ohngeachtet alles erworbenen Ruhms, ſich J. n. C. G. 363. bis 430. Feindſchaften zuziehen, und immer vermehren. Vielleicht ſuchte Eutropius, der keineswegs beliebt war, durch die Wahl eines ſolchen Mannes etwas von der öffentlichen Gunſt zu erſchleichen, auch ſeinen Eifer für die Beförderung der Frömmigkeit ſichtbar zu machen. Es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß er, wie andere Großen in einem ſolchen Falle, auf die dankbare Willfährigkeit des Mannes gerechnet habe, deſſen Wohlthäter er zu ſeyn glaubte. Er konnte jedoch nicht hoffen, daß Chryſoſtomus ſeine geliebte Gemeine ſo leicht verlaſſen, und gern Biſchof einer andern werden würde, wo ihn, außer den Zerrüttungen, welche ſie ſeit einiger Zeit erlitten hatte, noch Hinderniſſe und Einſchränkungen von einer neuen Art erwarteten. Es war ſogar zu befürchten, daß die Antiochener einen Aufſtand erregen möchten, wenn man ihnen ihren ſo bewunderten Lehrer zurückziehen verſuchte. Daher ſchrieb der Kayſer, auf Anrathen des Eutropius, an einen der vornehmſten Befehlshaber in den Morgenländern, der ſich zu Antiochien befand, (Comes Orientis) wie er dieſe Sache geſchwind und ohne alles Aufſehen zu Stande bringen ſollte. Kaum hatte dieſer das kayſerliche Schreiben erhalten, als er vom Chryſoſtomus verlangte, ſich an einem gewiſſen Orte außerhalb der Stadt einzuſtellen. Daſelbſt mußte er ſich auf einen Wagen ſetzen, und ein dazu abgeſchickter Verſchnittener, dem er übergeben wurde, führte ihn nach Conſtantinopel. Zwar machte der Alexandriniſche Biſchof Theophilus noch einige Schwierigkeit, ihn zum Biſchof zu weihen: und Palladius behauptet, (l. c. p. 43.) die vornehmſte Urſache ſeines Widerſtrebens ſey die unerſchrockene Freyheit im Reden geweſen, welche er auf die erſten Blicke am Chryſoſtomus bemerkt habe. Es iſt aber auch ſchon anderwärts gemeldet worden, (oben, S. 196.) wie bald Theophilus genöthigt worden ſey, nachzugeben.

Chry-

J. n. C. 398. 398. zum Biſchof von Conſtantinopel geweiht. Hier war er ſogleich auf den beſondern Zuſtand ſeiner neuen Gemeine, auf die Fehler, welche bey dem Lehrſtande, und unter andern Mitgliedern derſelben im Schwange giengen, und auf jedes ihrer Bedürfniſſe ſo aufmerkſam, daß man den wachſamen und thätigen Biſchof, aber auch den Mann erkannte, der einmal mit Ueberlegung angenommene Grundſätze, auch in einer neuen, denſelben nicht ſehr günſtigen Lage, keineswegs abzulegen geneigt war. Seine erſte Predigt, die er in der Hauptſtadt hielt, iſt zwar verloren gegangen; doch ſieht man aus der zweyten, von welcher bereits oben (S. 365.) ein kurzer Begrif ertheilt worden iſt, daß er die Chriſten zu Antiochien und zu Conſtantinopel, in Abſicht auf ihre guten Eigenſchaften mit einander zu vergleichen gewußt, und für die zahlreichen Anomöer in der leztern dieſer Städte gleich anfänglich geſorgt habe. Vorzüglich bald ſuchte er auch ein eben daſelbſt, ſogar unter dem Scheine der Frömmigkeit, eingeriſſenes Laſter, die Gewohnheit mancher Jungfrauen, die ſich Gott gewiedmet hatten, mit Mannsperſonen nur zu vertraut beyſammen zu leben, und vieler Geiſtlichen, welche mit dem Bruder- und Schweſternahmen im Munde, eine ſolche verführeriſche Hausgenoſſenſchaft errichteten, auszurotten; ob er gleich dadurch einen Theil ſeines Clerus, wie Palladius erzählt, (p. 45.) beleidigte. Es iſt auch ſchon an einem andern Orte, (Chr. KGeſch. Th. VIII. S. 18. fg.) von ſeinen zwo Schriften wider dieſe Ausſchweifung, einige Nachricht gegeben worden. Montfaucon hat dieſelben (Tom. I. Opp. Chryſoſt. p. 228. ſq.) in eine umgekehrte richtigere Ordnung, als die vorhergehenden Herausgeber gebracht: und ſie verdienen ſchon deswegen geleſen zu werden, weil er darinne mit vieler Kenntniß menſchlicher Neigungen, Leidenſchaften, ſündlicher Reizungen und Entſchuldigungen, und doch zugleich mit ziemlicher Schonung gegen dieſe

Heuch-

Heuchler beyderley Geſchlechts, ſpricht. Er giebt ihnen auch den Rath, lieber zu heyrathen, als ſich ſolchen Gefahren auszuſetzen. Palladius, ſein Freund, iſt in Anſehung der Zeit dieſer Schriften glaubwürdiger, als Sokrates, (H. E. L. VI. c. 3.) der ſie noch in ſeine Antiocheniſchen Jahre ſezt. Chryſoſtomus griff weiter, nach jenem Schriftſteller, die Habſucht ſeiner Geiſtlichen, ingleichen ihren Hang zum Wohlleben und zur Unmäßigkeit, an, welcher ſie oft zu Schmeichlern und Schmarozern der Großen machte. Wirklich ſagt er in einer ſeiner Predigten, (Homil. XV. in I. Epiſt. ad Timoth. p. 636. T. XI. Opp. ed. Montef.) man müſſe zwar den Lehrern das Nothwendige geben, damit ſie nicht muthlos werden; oder über der Sorge für irdiſche Dinge, die wichtigern Geſchäfte aus der Acht laſſen; aber mehr als Unterhalt und Kleidung brauchten ſie nicht zu bekommen, um nicht wiederum zu ſehr auf Ueberfluß und Bequemlichkeiten gezogen zu werden.

J. n. C. 363. bis 430.

Dieſer Eifer des Chryſoſtomus, ſeine Mitgenoſſen im Lehramte zu beſſern, hatte immer unangenehmere Folgen für ihn. Er ſezte freylich nur ſehr unwürdige ab; nahm fromme und gelehrte Männer in den Lehrſtand auf; ſcheint aber doch bisweilen, durch ſeine vom Argwohn entfernte Gemüthsart hintergangen, Perſonen, die es nicht werth waren, ſein Vertrauen geſchenkt zu haben. Ein ſolcher war, nach dem Socrates, (H. E. L. VI. c. 4.) der Diaconus Serapio, ein ſtolzer, hizziger und bis zur muthwilligen Beleidigung unbeſonnener Mann: der jedoch durch eine angenommene Strenge in der Kirchenzucht, ſich die vollkommene Gewogenheit ſeines Biſchofs erworben haben mag. Einſt ſagte er zu demſelben, in Gegenwart ſeines ganzen Clerus: „Du wirſt niemals über dieſe herrſchen können, wenn du ſie nicht alle mit Einem Stocke wegtreibſt!“ Es iſt glaublich, daß dieſe Geiſtlichkeit ſehr verdorben geweſen ſey; allein daß einer darunter von allen

J. n. allen ſo verächtlich zu dem Biſchof ſprechen durfte, ohne
C. G. von demſelben einen Rath der Mäßigung zu erhalten,
363. bis machte dieſen ſelbſt verhaßt; zumal da er bald darauf
430. mehrere aus der Kirchengemeinſchaft ſtieß. Dazu trug auch die Erinnerung nicht wenig bey, welche er einer vornehmen und reichen Wittwe, Olympias, ertheilte, die ſein Vorfahr im Bisthum, den Kirchengeſetzen zuwider, in noch jungen Jahren zur Diaconißin beſtellt hatte. Sie lebte ſelbſt gleich einer armen Büßenden, und ſogar mit äußerlichen Merkmalen der Dürftigkeit. Dagegen verſchenkte ſie ihr faſt unermeßliches Vermögen an Kirchen, Klöſter, Biſchöfe und andere Geiſtliche, mit verſchwenderiſcher Freygebigkeit. Chryſoſtomus lobte zwar, wie Sozomenus (H. E. L. VIII. c. 9.) erzählt, ihre Wohlthätigkeit überhaupt; ſezte aber hinzu, wer es zu einer Gott gefälligen Stärke in der Tugend bringen wolle, der müſſe ſeine Güter weislich zu vertheilen wiſſen. Da ſie hingegen Reiche noch reicher machte: ſo ſey dieſes eben ſo viel, als wenn ſie das Ihrige ins Meer würfe. Sie hätte doch freywillig ihr Vermögen um Gottes willen den Armen gewiedmet; mithin habe ſie keine Herrſchaft mehr über daſſelbe; ſondern nur eine Verwaltung, für welche ſie Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſey. — Solche Vorſchriften waren damals etwas ſehr ſeltenes in dem Munde eines Geiſtlichen, und brachten ſeine Mitbrüder ohnfehlbar wider ihn auf.

Auch die Mönche waren mit dem Chryſoſtomus nicht durchgängig zufrieden. Denn er rühmte zwar diejenigen von ihnen, welche ruhig in ihren Klöſtern blieben; war auch darauf bedacht, daß ſie von niemanden beleidigt wurden, und ihr Nothdürftiges erhielten. Allein Mönche, welche herumliefen, und ſich auf den Gaſſen der Städte ſehen ließen, ſah er als Leute an, die ihrer Lebensart Schande machten; er verwies ihnen dieſes ernſtlich. (Sozomen. l. c.) Bey aller unveränderlichen Liebe gegen dieſen Stand, glaubte er doch nicht,

daß

daß man durch denſelben berechtigt werde, ein Müßiggänger zu ſeyn, und ohne Arbeitſamkeit, wenn man gleich betete und faſtete, auf die Gaben der Chriſten Anſpruch zu machen. (Homil. XV. in Epiſt. ad Philipp. p. 311. Tom. XI. Opp. ed. Montefalc.) Er nahm ſich auch zeitig der Aufſicht über die Wittwen an, forſchte nach ihren Sitten, und wenn er fand, daß dieſelben üppig wären, rieth er ihnen, entweder an Statt der Bäder und niedlichen Kleidungen zu faſten; oder lieber gleich wieder zu heyrathen, damit ſie nicht die göttlichen Gebote überträten. (Pallad. l. c. p. 47.) Tillemont verſteht dieſes von den Diakonißinnen; (Mémoires, l. c. p. 134.) man ſieht aber keinen beſondern Beſtimmungsgrund dazu; wenn gleich dieſelben ordentlich Wittwen waren und genannt wurden. Dergleichen Ermahnungen zogen dem Chryſoſtomus auch auf dieſer Seite Feindſchaften zu. Denn indem er es öffentlich und in der Geſellſchaft den Wittwen, die ſich puzten, vorwarf, daß ſie in ihrem Alter ihren Körper zu verjüngen ſuchten, ihre Haare, wie verbuhlte Frauensperſonen, kräuſelten, ehrbare Wittwen beſchämten, und andere Menſchen hintergiengen: ſo verbanden ſie ſich zum Theil mit andern über ihn Mißvergnügten. (Pallad. loc. cit. p. 66.)

J. n. C. 363 bis 450.

Kein Wunder war es alſo, daß ihn Geiſtliche und Mönche einen mürriſchen, harten und hochmüthigen Mann nannten. Im Grunde wollte er nur die Kirchengeſetze und die Ehre des geiſtlichen Standes in Aufnahme bringen; allein er hatte deſto mehr das Schickſal derer, die es nicht beym Alten laſſen, und eine den Menſchen unleidliche Genauigkeit einführen wollen, da er ſchnell und ſtreng in ſeinen beſſernden Anſtalten war, manches darunter auf Eingeben eines ſchlechten Vertrauten zu thun ſchien, und ſelbſt als Muſter der Tugend, die er von andern forderte, ſo ſehr hervorragte. Als er ſein Amt angetreten hatte, ließ er ſich bald die Rechnun-

J. n. C. G. 363. bis 430.

gen des Verwalters der Einkünfte der Kirche vorlegen, und ſtrich mehrere überflüßige Ausgaben in denſelben weg. Am wenigſten litt er weiter den koſtbaren Aufwand, der für den Biſchof ſelbſt bisher gemacht worden war: Tapeten, ſeidene Kleider, und andere Pracht, welche der Biſchof Nectarius geliebt hatte. Er berührte das Kirchenvermögen nur ſo weit, daß er ſeinen täglichen geringen Unterhalt davon nahm; ja die vorhergenannte Olympias nahm ihm auch dieſe Sorgfalt ab. Dagegen ſcheint er manchen Kirchenſchmuck verkauft zu haben, um den Armen recht viel Gutes thun zu können. Außer dem vorhandnen Spital, dem er reichlichere Einkünfte anwies, ließ er mehrere Krankenhäuſer, hauptſächlich zum Beſten der ankommenden Fremden erbauen, und ſezte zween Aelteſten zu Vorſtehern derſelben. Gewohnt, überaus wenig, und bisweilen kaum am Ende eines Tags zu eſſen, ſpeiſte er ſtets allein, und fand ſich auch bey niemanden zur Mahlzeit ein. Man nahm ihm dieſes beſonders übel, weil ſeine Vorgänger nicht allein das Gegentheil thaten, und ſolches auch zum Wohlſtande erfordert wurde; ſondern weil überdieß die ankommenden Biſchöfe von ihm dieſe Gaſtfreyheit erwarten konnten. Es iſt aber auch verſchiedenes bekannt geworden, was ihn deswegen entſchuldigte. Seine ganze Neigung und Lebensart, ſein ſchwacher Magen, die Furcht vor unzähligen Zerſtreuungen und unangenehmen Auftritten, auch vor einer unerlaubten Anwendung der Kirchengüter, werden vornehmlich darunter gerechnet. (Pallad. l. c. p. 46. ſq. 101. ſq. 165. Socrat. L. VI. c. 4. Sozom. L. VIII. c. 9.) Die Beſchuldigung des Stolzes und Geizes, welche ſeine Feinde daraus herleiteten, gewann freylich in ihren Augen auch dadurch einigen Schein, daß Chryſoſtomus die Geſellſchaft überhaupt vermied, und, wenn jemand ſich lange mit ihm unterreden wollte, es ſogleich zu verſtehen gab, daß ihm dieſes beſchwerlich falle. (Pallad. l. c. p. 182.) Es könnte wohl ſeyn, daß er dieſe ungeſelligen

Sit-

Sitten etwas zu weit getrieben hätte. Das einſame ſtille Zimmer iſt zwar für den Mann von Geſchäften, der ſie ungehindert und bald durcharbeiten will, für den Freund von Unterſuchungen und Betrachtungen, der gerne immer näher mit ſich ſelbſt bekannt werden möchte, ein treflicher Zufluchtsort. Aber für den Religionslehrer und Vorſteher einer Gemeine iſt es gewiß nicht der beſte Uebungsplatz. Er wird aus demſelben die Menſchen zu ſehr in einer gewiſſen Entfernung beobachten, ſie ſtörriſch und unerbittlich beurtheilen, von ihren Urtheilen über ſich keinen oder geringen Vortheil ziehen, auf Gerüchte und Vorſpiegelungen ſeiner Vertrauten zu viel bauen, ſeine öffentlichen Vorträge zu wenig nach ihrer ſo mannichfaltigen Verfaſſung einzurichten wiſſen, und überhaupt zwiſchen ſich und ſeinen Zuhörern eine Scheidewand aufführen, die zwar die Ehrerbietung, aber nicht in gleichem Grade die Liebe gegen ihn, und die Fruchtbarkeit ſeines Amtes, befördern kann. J. n. C. G. 363. bis 430.

Allerdings war Chryſoſtomus, der bey dem Clerus und bey den Mönchen in keiner ausgebreiteten Gunſt ſtand, bey den übrigen niedern Ständen deſto beliebter. Eben ſein Ernſt in rühmlichen Verbeſſerungen, ſeine Sitten, und inſonderheit ſeine Predigten, hatten ihren ganzen Beyfall. Auch ſein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und für das äußerliche Religionscäremoniel, vermehrte die Gewogenheit der Einwohner von Conſtantinopel gegen ihn, wie Socrates (L. VI. c. 8.) und Sozomenus (L. VIII. c. 8.) melden. Theodoſius hatte den Arianern daſelbſt ihre Kirchen genommen; ſie behielten nur einige in den Vorſtädten übrig. Daher verſammleten ſie ſich in der Nacht vor den Tagen des öffentlichen Gottesdienſtes, das heißt, vor dem Sonnabend und Sonntage, unter den bedeckten Gängen der Stadt, und ſangen in Chöre getheilt, die mit einander abwechſelten, faſt die ganze Nacht hindurch Lieder. Mit anbrechendem Tage aber zogen ſie,

J. u. T. G. 393. bis 430. auf gleiche Art ſingend, zu ihrer Kirche vor die Stadt hinaus. Da ſie unter dieſe Geſänge auch Spöttereyen über die Katholiſchen miſchten, und öfters riefen: Wo ſind denn diejenigen, welche ſagen, daß drey nur Eine Macht ſind? ſo befürchtete Chryſoſtomus, die Einfältigen unter den Katholiſchen möchten durch dieſe Geſänge von der Kirche abgezogen werden. Er beſtellte alſo dagegen einige von ſeiner Gemeine, daß ſie ebenfals des Nachts geiſtliche Lieder abſangen: ſowohl, um die Arianer zu verdunkeln, als um die Seinigen im wahren Glauben zu befeſtigen. Er ließ ſie ſilberne Kreutze mit brennenden Wachskerzen vor ſich hertragen; und die Kayſerin Eudoxia gab die Koſten dazu her. Allein dieſes Gepränge reizte die ohnedieß zahlreichern Arianer, die noch von ältern Zeiten her zu Gewaltthätigkeiten bereit waren, zum Angriffe auf die Katholiſchen. Von beyden Seiten wurden etliche Menſchen getödtet; auch ward ein Verſchnittener der Kayſerin, der die katholiſchen Sänger anführte, verwundet. Hierauf verbot Arcadius den Arianern alles Singen auf den Straßen. Es giebt auch noch ein Geſetz von ihm, (C. Theod. L. XVI. t. 5. de Haeretic. l. 30. C. Iuſt. L. I. t. 4. de Haeret. l. 3.) worinne den Ketzern überhaupt das Abſingen ihrer Litaneyen in der Stadt, bey Tage und bey Nacht unterſagt wird. Da es aber ſchon ins Jahr 396. gehört, und folglich früher als dieſe Begebenheit iſt: ſo iſt vermuthlich noch ein anderer Befehl darauf gegeben worden. Die Katholiſchen hingegen ſezten die nun eingeführte Gewohnheit, in abwechſelnden Hauffen öffentlich Geſänge anzuſtimmen, ſeitdem immer fort; eine Gewohnheit, welche Socrates von einem Geſichte der auf gleiche Art ſingenden Engel, welches dem Ignatius, Biſchof von Antiochien, wiederfahren ſeyn ſoll, herleitet; Theodoretus aber (H. Eccl. L. II. c. 24.) weit glaubwürdiger der Stiftung zweyer Mönche zu Antiochien, unter der Regierung des Conſtantius, zuſchreibt.

Was

Was die Veranſtaltung des Chryſoſtomus anbetrifft: ſo darf ſie eben nicht wegen einer ausnehmenden Klugheit geprieſen werden. Man konnte es wahrſcheinlich vorausſehen, daß die beyden einander des Nachts begegnenden Hauffen von zwo feindſeligen Partheyen, Unruhen erregen würden. Dem rechtgläubigen und dem ketzeriſchen Pöbel mußten freylich ſolche geräuſchvolle andächtig ſeyn ſollende Aufzüge ſehr gefallen. Allein der verſtändige Mann ſieht daran nichts mehr als eine zur Schau getragene Gottſeligkeit, ein meiſtentheils gedankenloſes und die Religion entehrendes Geplärre. Am beſten wäre es geweſen, den Katholiſchen und den Arianern zugleich, vom erſten Anfange her, dieſelben zu verbieten. Chryſoſtomus würde ſich vermuthlich weniger heilſame Wirkungen davon verſprochen haben, wenn er nicht die Reinigkeit ſeiner Geſinnungen auch andern leicht zugetrauet, und noch aus dem Mönchsleben eine Neigung zu ſolchen frommen Uebungen beybehalten hätte. J. u. C. G. 363. bis 430.

Ueberhaupt traf er in dem öffentlichen Gottesdienſte manche Veränderungen, die zum Theil Erweiterungen der kirchlichen Gebräuche waren. Eine Stelle aus dem verlornen Werke des Theodorerus über den Chryſoſtomus, welche Photius (Cod. CCLXXIII. p. 1516. ed. Schotti) aufbehalten hat, zeigt, daß eine gewiſſe Weiſe, Pſalmen zu ſingen, welche zu Conſtantinopel üblich geblieben iſt, ſich von ihm herſchreibe: und Palladius (l. c. p. 48.) ſcheint ſolches zu beſtätigen. Der leztere gedenkt ausdrücklich, (p. 47.) daß er das nächtliche Gebet in der Kirche ſehr empfohlen habe; nur mit der Einſchränkung, daß die Frauensperſonen dabey nicht gegenwärtig ſeyn ſollten; wohl aber bey Tage, wenn die Männer dazu weniger Zeit hätten. Auch dieſes, ſagt der eben genannte Schriftſteller, mißfiel manchen Geiſtlichen, welche die ganze Nacht hindurch zu ſchlafen gewohnt waren. Zwar pflegten die Chriſten ſchon ſeit dem zweyten Jahrhunderte, in den

J. n. C. 363. bis 430.

auf einen beredten Ausdruck in öffentlichen Gebeten gesehen wurde: so entstanden nach und nach festgesetzte Abfassungen derselben. Der Anfang dazu scheint bereits in den spätern Zeiten des dritten Jahrhunderts gemacht worden zu seyn; wie man aus den Gebetsformeln schliessen kann, welche in den sogenannten Apostolischen Kirchenverordnungen vorkommen. Zwar hat sich Bingham (Origg. sive Antiquitt. Ecclesiastic. Vol. V. p. 127. sq. Halae, 1754. 4.) viele Mühe gegeben, schon seit dem Anfange des zweyten Jahrhunderts Spuren von bestimmten Gebetsformeln unter den Christen ausfindig zu machen: ein Versuch, den er sich allem Ansehen nach erspart haben würde, wenn ihn nicht der ehemalige heftige Streit der Episkopalen und Presbyterianer in seinem Vaterlande, über das Alter der Gebetsformeln bey den Christen, dazu veranlaßt hätte. Allein ob er gleich seine Neigung für die erstere dieser Partheyen mit ziemlicher Mäßigung an den Tag legt; so kommt doch genug Gezwungenes in seinen Erklärungen von Stellen christlicher Lehrer, oder Muthmaaßliches, das sich auf eine bloße Möglichkeit gründet, dabey vor. Auch die oben angeführte Redensart des Justinus kann nach seiner Meinung nicht nur von einem willkührlich freyen Gebrauche nach eines jeden Lehrers Fähigkeit; sondern eben sowohl von dem Eifer desselben, und der Richtung seines Gemüths, verstanden werden. Mit dem vierten Jahrhunderte, da die Ausbildung und Verschönerung des öffentlichen Gottesdienstes mehr als jemals die Sorgfalt der Lehrer beschäftigte, kam man auch in Ansehung der dabey gewöhnlichen Gebete, wie in der ganzen übrigen Liturgie, zu einer festern Uebereinstimmung. Wenn es gleich immer noch dem Bischof jeder Gemeine erlaubt war, darinne Veränderungen nach seinem Gutbefinden zu treffen; so trug doch der Nahme der angesehensten Lehrer, welche vorhandene Liturgieen billigten, vermehrten, oder sonst veränderten, viel dazu bey, daß dieselben nicht

nur

chen. Diejenigen Abdrücke, welche ſich in den Ausgaben der Werke des Chryſoſtomus vom Savile, (Tom. III. p. 383. ſq.) und Montfaucon, (Tom. XII. p. 776. ſq.) ingleichen in einer nützlichen liturgiſchen Sammlung des P. Goar, (Euchologium, ſeu Rituale Graecorum, pag. 58-107. Paris 1647. fol.) mit den Erläuterungen deſſelben, finden, werden den übrigen vorgezogen. Aber auch in dieſer Geſtalt kann ſie für keine Arbeit des Chryſoſtomus gehalten werden. Man hat mehr ſolcher Liturgieen, deren Verfaſſer in den erſtern Jahrhunderten gelebt haben ſollen; inſonderheit die dem ältern Apoſtel Jacobus, dem Evangeliſten Marcus, und Baſilius dem Großen zugeſchriebenen. Von dieſen behaupteten die Proteſtanten ehemals ſchlechtweg, daß ſie alle in weit ſpätern Jahrhunderten unter falſchen Nahmen erdichtet worden wären. Sie glaubten zu dieſem Urtheil dadurch berechtigt zu ſeyn, weil man in der älteſten Kirche ſich gewiß keiner unveränderlich beſtimmten Gebetsformeln, und ähnlicher Ordnungen des Gottesdienſtes, bedient hat. Das Vater Unſer war die einzige allgemeine Vorſchrift, der alle Chriſten folgten. Im übrigen betete jeder Lehrer mit der Gemeine nach ſeinem Vermögen, (ὅση δύναμις αὐτῷ) wie es Juſtin der Märtyrer nennt, (Apolog. I. c. 87. p. 63. ed. Thalem.) das heißt, nach ſeinen Einſichten und Kräften. Es würde ſchimpflich für ihn geweſen ſeyn, wenn er ſeine Geſinnungen und Empfindungen über die Religion, verbunden mit dem Zuſtande ſeiner Gemeine, Gott nicht ohne fremde Anweiſung hätte vortragen können: zu einer Zeit beſonders, da man noch den richtigen Begriff hatte, das Gebet ſey der Haupttheil des Gottesdienſtes. Da aber der erſte Eifer hierinne etwas nachließ, und nicht alle Lehrer eine gleiche Fertigkeit dieſer Art beſaßen; manche Gebetsformeln vermuthlich öfters wiederkamen; die von berühmten und ſehr ehrwürdigen Lehrern herrührenden länger beybehalten, und weiter ausgebreitet werden mochten; auch immer mehr

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 430.

kann man im geringſten nicht zweifeln, daß dieſe Liturgie ein Flickwerk ſey, welches aus Stücken älterer und jüngerer Jahrhunderte zuſammengeſezt worden iſt.

Um nicht allein die Weiſe, wie das heilige Abendmahl zur Zeit des Chryſoſtomus in den Gemeinen zu Conſtantinopel und Antiochien gehalten worden iſt; ſondern auch die ganze übrige Ordnung des Gottesdienſtes daſelbſt, in einiger Vollſtändigkeit zu überſchauen, kann man die Auszüge gebrauchen, welche Bingham (Origg. Eccleſiaſt. l. c. p. 193-294.) und Montfaucon (Opp. Chryſoſt. Tom. XIII. p. 183. ſq.) in dieſer Abſicht aus den Schriften deſſelben verfertigt haben. Der leztere erkennt die beſchriebene Liturgie eben ſo wenig, als andere ſeiner gelehrtern Glaubensgenoſſen, für ein ächtes Werk des Chryſoſtomus. Ueberhaupt ſind die Römiſchkatholiſchen und Proteſtantiſchen Schriftſteller der neuern Zeiten, in Anſehung der aus dem chriſtlichen Alterthum übrig ſeyn ſollenden Liturgieen, einander nach und nach etwas näher gerückt. Jene haben die Vertheidigung ihrer vollkommenen Aechtheit und unverfälſchten Erhaltung aufgegeben; dieſe aber haben eine alte Grundlage wenigſtens an denſelben erkannt. Von der erſtern Seite iſt Euſebius Renaudot (in Liturgiarum Orientalium Collectione, Paris. 1716. Tomi II. 4. beſonders in der Diſſert. de Liturgiarum Orient. origine et auctoritate, T. I. p. XXIII. ſq.) bey weitem der gelehrteſte und im Urtheilen gemäßigteſte; wenn er gleich ebenfals manche Fehltritte in der Feſtſtellung des Alters dieſer Liturgieen, oder ihres Gebrauchs wider die Proteſtanten begeht, gegen welche er auch nicht ſelten zu heftig und verächtlich ſchreibt. Dieſes iſt von einem ſehr guten Kenner der chriſtlichen Alterthümer, Johann Wilhelm Janus zu Wittenberg, in zwo akademiſchen Abhandlungen, (de Liturgiis Orientalibus, in doctrina de S. Euchariſtia antiquae vetitati Evangelicae — ſuffragantibus, Viteb. 1724. 4.) gründlich gezeigt

nur beybehalten, ſondern auch in andere Gemeinen fortgepflanzt, und ſelbſt nach Lehrern genannt wurden, die ihre Erfinder nicht waren. Man gieng alſo bis auf die Stifter und älteſten Lehrer der vorzüglichſten Gemeinen zurück, um den Liturgieen dadurch deſto mehr Ehre zu erweiſen. Solchergeſtalt ſind die Liturgieen, welche von Baſilius dem Großen und vom Chryſoſtomus den Nahmen haben, entſtanden. Sie hatten entweder einigen Antheil daran; oder dieſe kirchlichen Ordnungen wurden in der Conſtantinopolitaniſchen und andern Morgenländiſchen Gemeinen, ſeit ihren Zeiten recht herrſchend. Man machte auch in der Folge noch viele Zuſätze zu denſelben; ohne daß ſie darüber den Nahmen dieſer Lehrer verloren hätten. Es iſt alſo vergebens, ihr Alter genau beſtimmen zu wollen: und ſo gewiß ſie auch überhaupt als Quellen der Lehre der älteſten Kirche gelten können; ſo findet doch das Bedenken öfters bey ihnen Statt, daß ſie viele ſpätere Vermehrungen erlitten haben, die auch einen ſpätern Glauben verrathen. Daß inſonderheit die dem Chryſoſtomus beygelegte, wie ſie jezt vor uns liegt, nicht ganz ſeine Arbeit ſeyn könne, lehrt ſchon der Umſtand, daß verſchiedenes, was in ſeinen Schriften über die Liturgie vorkömmt, darinne fehlt. Wenn man aber vollends die ungeheure Menge von Cärimonien, Gebeten, Geſängen, Wendungen und Verrichtungen des Prieſters und Diakonus, Beräucherungen, und ähnlichen Gebräuchen oder Nahmen, die gar in dieſes Zeitalter nicht gehören, betrachtet: wenn man ſieht, daß ſich beyde Geiſtliche gleich anfänglich vor dem Bilde des Erlöſers und der heiligſten Mutter Gottes, (τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου) die es damals in den Kirchen gar nicht gab, dreymal verehrend tief bücken ſollen; daß noch mehrmals unſere Frau und Gottesgebährerin Maria, als Fürbitterin für die Chriſten, genannt wird; daß ſie auch dem Gebete vieler andern Heiligen, und ſogar des Chryſoſtomus ſelbſt, empfohlen werden: ſo

J. n. C. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

er, (Homil. contra ludos et theatra, p. 273. Tom. VI. Opp. Montef.) den heiligen Petrus, den heiligen Andreas, (dieſer wurde für den Stifter der Gemeine von Byzantium gehalten,) ingleichen den Paulus und Timotheus zu unſern Fürſprechern (συνηγόρους) an." Er nennt dergleichen Züge λιτανείας und ἱκετηρίας, von dem Gebete und Flehen um Abwendung öffentlicher Uebel, wegen welches ſie meiſtentheils angeſtellt wurden. „Nachdem aber, fährt er fort, der Zorn geſtillt war, ſchifften wir kühn über das Meer hinüber, und eilten zu den Anführern, zum Petrus, dem Grunde des Glaubens, und zum Paulus, dem auserwählten Werkzeuge; (es war eine dieſen Apoſteln gewiedmete Kirche auf der andern Seite des Bosphorus,) hielten eine geiſtliche Verſammlung, verkündigten ihre Kämpfe, ihre Siegszeichen und Siege über die Teufel." Dieſe Stellen befinden ſich übrigens in einer drey Tage nach jener Begebenheit gehaltenen Predigt, welche Montfaucon zuerſt herausgegeben hat, und über die er gar keine vortreflichere unter den Werken dieſes Lehrers kennt. Die Einwohner der Hauptſtadt hatten kaum die angezeigte Noth überſtanden, als ſie am zweyten Tage darauf, welches gerade der Karfreytag war, einem Wettrennen von Pferden beywohnten, und die Stadt mit ihrem Geſchrey erfüllten; am Sonnabend aber vor dem Auferſtehungsfeſte Chriſti ſogar das Schauſpiel beſuchten, wo ſich ihnen Sängerinnen mit wollüſtigen Geſängen und Geberden darſtellten. Ueber dieſes leichtſinnige Betragen klagte Chryſoſtomus in einer Predigt, die in der That einige ſtarke und ſchöne Stellen hat. Die feyerliche Zeit, da ſolches geſchehen war, die übrigen Umſtände, und traurigen Folgen, welche daraus entſtehen mußten, verſezten ihn in eine mit Unwillen vermiſchte Wehmuth; er drohete denen, die an einem ſolchen Tage ſich bey Schauſpielen einfinden würden, mit der Ausſchließung vom heiligen Abendmahl, und ermahnte die übrigen, ihren

Um-

eigt worden. Man kann damit auch Chriſtoph Matthäus Pfaffens Schrift (de Liturgiis, Miſſalibus, Legendis ed Libris eccleſiaſt. Eccleſiae Orient. et Occid. Tubing. 1718. 4.) nützlich verbinden. In unſern Zeiten hat Ludwig Anton Muratori bey einer an ſich bedächtlichen Sammlung dieſer Art, (Liturgia Romana vetus, cet. Tomi II. Venet. 1748. fol.) von neuem ähnliche Unterſuchungen in der voranſtehenden Abhandlung, (Diſſertatio de Rebus Liturgicis, p. 1-288.) angeſtellt, auch manche nützliche Nachrichten, nebſt in Kupfer geſtochenen Schriftproben von alten Sacramentarien und Miſſalien, mitgetheilt; zugleich aber, indem er die Lehre ſeiner Kirche vom heiligen Abendmahl, aus dieſen Urkunden, und andern alten Schriften, zu beweiſen ſuchte, eine hitzige Uebereilung und manche gröbere Mängel verrathen, die man von einem ſolchen Manne nicht hätte erwarten ſollen. Er hat einen ihm nur zu ſehr überlegenen Gegner am Johann Auguſt Erneſti gefunden, der in ſeiner vortreflichen Schrift: Anti-Muratorius, ſive Confutatio Muratorianae diſputationis de rebus Liturgicis, Lipſ. 1755. 8. auch über den Urſprung der alten Liturgieen, die kirchliche Sprache, die darinne herrſcht, und ihre richtige Benutzungen, viele der lehrreichſten Anmerkungen vorgetragen hat. J. u. C. G. 363. bis 430.

Wenn Chryſoſtomus durch ſeinen Eifer für ſolche äußerliche Andachtsübungen, nicht auch den Aberglauben, der ſich damals ſo mächtig regte, begünſtigt hätte: ſo würde ihm der Beyfall, den er durch denſelben bey dem größten Theil ſeiner Gemeine erlangte, zu einer noch größern Ehre gereichen. Allein die beſte Abſicht oder Erklärung kann ihn hier nicht völlig entſchuldigen. Als im Jahr 399. ein ſo anhaltender ſtarker Regen fiel, daß man befürchten mußte, die ganze Hofnung des Landmanns möchte zu Grunde gerichtet werden: zog er mit faſt allen Einwohnern von Conſtantinopel in die berühmte Apoſtelkirche daſelbſt. „Wir nahmen, ſagt er,

J. n. C. G. 363. bis 430.

von dem Zuſammenlaufen der Großen? oder von der Schande des Teufels? oder von der Niederlage der Dämonen? von dem Adel der Kirche? von der Kraft des Kreuzes? von den Wundern des Gekreuzigten? von der Herrlichkeit des Vaters? von der Gnade des Geiſtes? von dem Vergnügen des ganzen Volks?“ — und ſo ſteigt der Verfaſſer in noch mehrern Ausrufungen zu den verſchiedenen Claſſen von Menſchen herab, die an dieſer Herrlichkeit Antheil genommen hatten. Er findet kaum Worte genug, ſie, und beſonders die Kayſerin zu preiſen; läßt die Teufel durch dieſe Ueberbleibſale beſiegt werden, und eine Gnade des Geiſtes aus denſelben auf die Frommen herausfließen; verſichert, daß dieſe Begebenheit ſich in der ganzen Welt verbreiten werde; und was des vergeblichen Aufwandes von vergrößernder Beredſamkeit für einen ſo kleinen Gegenſtand mehr iſt. Er war aber nicht blos unbedeutend und verächtlich nach den Grundſätzen der chriſtlichen Gottſeligkeit; ſondern das Unglücklichſte dabey ſcheint Chryſoſtomus, wenigſtens damals, gar nicht bemerkt zu haben. Der laſterhafteſte Chriſt, oder der ſchlimmſte Heuchler, konnte ſich nach einer ſolchen gehörten Predigt füglich einbilden, daß es genug ſey, hinter einem Reliquienkaſten andächtig her zu ziehen, um für einen tugendhaften Mann gehalten zu werden; ſo wie der Fürſt oder Große durch eine ſolche beſchwerliche Begleitung zu Fuße alle ſeine Ausſchweifungen zu büßen glauben konnte: und es iſt bekannt, daß dieſe Meinungen nach und nach die Oberhand behalten haben. Man lieſt die Predigt, aus welcher alles dieſes genommen iſt, unter eilf andern, welche Montfaucon zuerſt ans Licht gezogen hat. (Tom. XII. Opp. Chryſoſt. p. 330. ſq.)

Für die Ausbreitung des Chriſtenthums, und für die Verminderung ſowohl der Heyden und Juden, als inſonderheit der Ketzer, war Chryſoſtomus auf eine Art beſorgt, die ihn zwar eben nicht zu einem har-

ngang zu fliehen, damit ſie deſto leichter gewon- J. n.
n würden. C. G.

Es ſcheint zwar deſto weniger nöthig zu ſeyn, Bey- 343.
ele von den andächtig ehrerbietigen Geſinnungen des bis
ryſoſtomus gegen die Märtyrer, und andere ſoge- 430.
nnte Heilige, hier zu häuffen, da man ſie ſchon aus
nchen Stellen ſeiner Schriften kennen gelernt hat.
5. oben S. 405.) Aber eine Gelegenheit, bey wel-
r er ſie äußerte, hat zu viel Sonderbares an ſich, als
ß ſie übergangen werden könnte. Die Kayſerin Eu-
xia entſchloß ſich im Jahr 398, die Ueberbleibſale ge-
iſſer Märtyrer aus der großen Kirche zu Conſtan-
nopel in die Kirche des heiligen Thomas, welche
trächtlich weit von der Stadt, nahe am Meere, lag,
ingen zu laſſen. Es wurde dazu die Nacht gewählet
elleicht, um dieſer Feyerlichkeit ein noch ehrwürdigeres
nſehen zu geben. Sie ſelbſt im kayſerlichen Schmu-
e, und vom Chryſoſtomus begleitet, gieng gleich
ch den Trägern der Kiſte mit jenen Ueberbleibſalen,
nd berührte dieſelbe nebſt dem Tuche, womit ſie bedeckt
ar. Ihr folgten eine unbeſchreibliche Menge Men-
hen: Mönche, Gottgeweihte Jungfrauen, Geiſtliche,
ndere Männer und Weiber von jedem Stande und Al-
r, die Vornehmſten ohne alles Gepränge, und dabey
ne nicht weniger große Anzahl Fackeln. Man kam
ſt mit anbrechendem Tage an den beſtimmten Ort.
achdem man die heilige Ladung daſelbſt abgeſezt hatte,
redigte Chryſoſtomus ſogleich, und fieng, durch die-
n außerordentlichen Aufzug offenbar außer ſich geſezt,
it den Worten an: „Was ſoll ich ſagen? und wovon
ll ich reden? Ich ſpringe vor Entzücken, und bin un-
nnig; aber dieſer Unſinn iſt beſſer, als die Klugheit
lbſt. Ich fliege und tanze, und werde hoch empor ge-
oben; ja ich bin trunken von dieſer geiſtlichen Wolluſt.
Was ſoll ich ſagen? und wovon ſoll ich reden? von der
Stärke der Märtyrer? oder von der Bereitwilligkeit
er Stadt? oder von dem Eifer der Kayſerin? oder

von

J. n. C. G. 363. bis 430.

von dem Zuſammenlaufen der Großen? oder von der Schande des Teufels? oder von der Niederlage der Dämonen? von dem Adel der Kirche? von der Kraft des Kreuzes? von den Wundern des Gekreuzigten? von der Herrlichkeit des Vaters? von der Gnade des Geiſtes? von dem Vergnügen des ganzen Volks?“ — und ſo ſteigt der Verfaſſer in noch mehrern Ausrufungen zu den verſchiedenen Claſſen von Menſchen herab, die an dieſer Herrlichkeit Antheil genommen hatten. Er findet kaum Worte genug, ſie, und beſonders die Kayſerin zu preiſen; läßt die Teufel durch dieſe Ueberbleibſale beſiegt werden, und eine Gnade des Geiſtes aus denſelben auf die Frommen herausfließen; verſichert, daß dieſe Begebenheit ſich in der ganzen Welt verbreiten werde; und was des vergeblichen Aufwandes von vergrößernder Beredſamkeit für einen ſo kleinen Gegenſtand mehr iſt. Er war aber nicht blos unbedeutend und verächtlich nach den Grundſätzen der chriſtlichen Gottſeligkeit; ſondern das Unglücklichſte dabey ſcheint Chryſoſtomus, wenigſtens damals, gar nicht bemerkt zu haben. Der laſterhafteſte Chriſt, oder der ſchlimmſte Heuchler, konnte ſich nach einer ſolchen gehörten Predigt füglich einbilden, daß es genug ſey, hinter einem Reliquienkaſten andächtig her zu ziehen, um für einen tugendhaften Mann gehalten zu werden; ſo wie der Fürſt oder Große durch eine ſolche beſchwerliche Begleitung zu Fuße alle ſeine Ausſchweifungen zu büßen glauben konnte: und es iſt bekannt, daß dieſe Meinungen nach und nach die Oberhand behalten haben. Man lieſt die Predigt, aus welcher alles dieſes genommen iſt, unter eilf andern, welche Montfaucon zuerſt ans Licht gezogen hat. (Tom. XII. Opp. Chryſoſt. p. 330. ſq.)

Für die Ausbreitung des Chriſtenthums, und für die Verminderung ſowohl der Heyden und Juden, als inſonderheit der Ketzer, war Chryſoſtomus auf eine Art beſorgt, die ihn zwar eben nicht zu einem har-

arten Verfolger machte; aber doch eine ausnehmende Religionsverträglichkeit nicht verſtattete, und ihn den ſogenannten Rechtgläubigen ſeiner Zeit ebenfals ſehr empfohl. Er predigte, jedoch, wie es ſcheint, nicht ſehr ſtark, wider dieſe verſchiedenen Gegner der Religion. Bisweilen that er freylich dem Heydenthum durch gewaltthätige Mittel Abbruch: und es iſt anderswärts (Theil VII. Seite 235.) bereits erzählt worden, wie er durch abgeſchickte Mönche, unter kayſerlicher Vollmacht, Götzentempel in Phönizien habe zerſtören laſſen. Daß er auch den Novatianern und Quartadecimanern, auf ſeiner Reiſe nach Aſien, viele Kirchen weggenommen habe, meldet Socrates. (H. Eccl. L. VI. c. 11.) Hingegen brachte ihn, nach dem Zeugniß eben dieſes Geſchichtſchreibers, (l. c. c. 22.) der Novatianiſche Biſchof zu Conſtantinopel, Siſinnius, durch einen Scherz, ſo weit, daß ihm Chryſoſtomus das Predigen nicht verwehrte. Denn da dieſer ſich gegen ihn erklärt hatte, die Stadt könne nicht zween Biſchöfe haben, und durch deſſen Antwort erhitzt, ihm drohte, er wollte ihn, als einen Ketzer, nöthigen, das Predigen einzuſtellen: ſagte Siſinnius, dafür wollte er ihm einen Lohn zahlen, wenn er ihn von einer ſo großen Arbeit befreyen würde. „Weil dir alſo, vergnügt Chryſoſtomus, das Predigen beſchwerlich fällt: ſo magſt du darinn fortfahren!“ Siſinnius ſchrieb noch ein Buch wider den Chryſoſtomus, weil dieſer in einer ſeiner Predigten, den Novatianiſchen Grundſätzen zuwider, oder vielmehr, wie es glaublich iſt, mißverſtanden, geſagt hatte, man könne wohl tauſendmal Buße thun.

n. C. 363. bis 430.

Da die Arianer unter allen irrgläubigen Parteyen die zahlreichſte und furchtbarſte ausmachten: ſo gab ſich Chryſoſtomus deſto mehr Mühe, ſie einzuſchränken. Die Gothen, deren in und um Conſtantinopel ſehr viele waren, gehörten gröſtentheils zu

dar-

J. n. C. G. 362. bis 430.

men wurden, müsse vielmehr vollstreckt werden; und wenn Gainas daselbst beten wolle, stünden ihm Kirchen genug dazu offen. Als dieser sich darauf berief, daß er von einer andern kirchlichen Parthey sey, und dem Reiche große Dienste geleistet habe; hielt ihm Chrysostomus seine ersten dürftigen Umstände und die reichlichen Belohnungen vor, die er empfangen hatte. Er konnte auch seine Absicht nicht erreichen. Unterdessen erwies er doch dem Bischof, der bey Gelegenheit der Empörung, welche Gainas bald darauf zu seinem eigenen Untergange stiftete, als Abgeordneter zu ihm kam, große Ehrerbietung. (Sozom. L. VIII. c. 4. Theodoret. L. V. c. 32. 33.)

Aber mitten unter solchen muthigen Handlungen, und bey einer allgemeinen Geschäftigkeit in kirchlichen Angelegenheiten, die ihm Bewunderung zuzog, hielt Chrysostomus den öffentlichen Unterricht in der Religion für die Hauptpflicht seines Amtes. Er scheint auch durch den unermüdeten Fleiß, mit welchem er denselben besorgte, und durch die vorzüglich große Geschicklichkeit, die er, um seinen Zuhörern nützlich zu werden, mit dem liebreichsten und redlichsten Eifer sehen ließ, den Weg zu ihrem Herzen am sichersten gefunden zu haben. Zwar sprach er immer mit einer gewissen Beredsamkeit, welche ihm Beyfall versprach; er bediente sich mancherley Erfindungen und künstlicher Mittel, damit er entweder Aufmerksamkeit erregte; oder verständlich würde; oder, worauf alles bey ihm abzielte, die Besserung beförderte. Doch konnten ihn Stellen, wie die folgende, nicht in den Verdacht bringen, als wenn er Empfindungen, die er nicht fühlte, bloß vor seiner Gemeine zur Schau trüge. „Wenn man mich nicht, sag„te er einst, (Homil. XLIV. in Acta Apostol. p. 335. T. „IX. Opp. ed. Montef.) einer überflüßigen Ehrbegierde „beschuldigen wollte: so würdet ihr mich täglich Ströh„me von Thränen vergießen sehen. Aber mein klei-

„nes

iner kurz darauf gehaltenen Predigt, gegen den Anfang J. u. C. G.
es Jahrs 400, (l. c. p. 405.) zur Entſchuldigung ſei- 365.
ier Abweſenheit von der Gemeine, ſagt, als ein ge- bis
meinſchaftlicher Vater von allen, ſo viele Gänge, 430.
Bemühungen und Bitten an, daß die beyden Herren, welche Gainas zum Tode beſtimmt hatte, nur verwie-
en wurden. Ueberhaupt war damals eine Zeit der Ver-
wirrung und mannichfaltiger Gefahren zu Conſtanti-
nopel und in der Nachbarſchaft, die Chryſoſtomus in
der gedachten Predigt abſchildert, und von der unerſätt-
lichen Geldbegierde der Vornehmen herleitet. Nach-
dem ſich Gainas hierauf mit dem Kayſer in einer Kir-
che bey Chalcedon völlig ausgeſöhnt hatte, und von
demſelben zum oberſten Feldherrn des Reichs erklärt
worden war: verlangte er, auf Antrieb der Arianiſchen
Biſchöfe, eine Kirche für dieſe Parthey zu Conſtanti-
nopel, indem er es unanſtändig nannte, daß ein Mann
von ſeinem Stande, wenn er öffentlich beten wollte, ſich
außerhalb der Stadt begeben müßte. Der Kayſer ver-
ſprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und ihm
möglichſt zu willfahren. Als er aber dem Chryſoſto-
mus dieſes Begehren anzeigte, und ihn zugleich durch
Vorſtellung der Macht und der übeln Geſinnungen des
Feldherrn wider den Staat zu bewegen ſuchte, ſich
hierinne gegen denſelben gefällig zu bezeigen: antworte-
te ihm der Biſchof, der Kayſer möchte dieſes ja nicht
verſprechen, noch das Heilige den Hunden geben laſſen;
er werde niemals diejenigen, welche den Sohn Gottes
laut verehrten, aus ihrer Kirche ſtoßen, um ſie denen
einzuräumen, welche ihn läſterten; wenn ſich aber der
Kayſer vor dem Barbaren fürchte, ſo möchte er ſie nur
beyde in ſeiner Gegenwart zuſammenkommen laſſen, und
ihre Unterredung anhören. Dieſes geſchah auch am
folgenden Tage. Chryſoſtomus behauptete geradezu,
ein frommer Kayſer dürfte nichts der Religion Nach-
theiliges zugeben; das Geſetz des Theodoſius, durch
welches den Ketzern alle Kirchen in der Stadt genom-

J. n. C. G. 363 bis 430.

men wurden, müsse vielmehr vollstreckt werden; und wenn Gainas daselbst beten wolle, stünden ihm Kirchen genug dazu offen. Als dieser sich darauf berief, daß er von einer andern kirchlichen Parthey sey, und dem Reiche große Dienste geleistet habe; hielt ihm Chrysostomus seine ersten dürftigen Umstände und die reichlichen Belohnungen vor, die er empfangen hatte. Er konnte auch seine Absicht nicht erreichen. Unterdessen erwies er doch dem Bischof, der bey Gelegenheit der Empörung, welche Gainas bald darauf zu seinem eigenen Untergange stiftete, als Abgeordneter zu ihm kam, große Ehrerbietung. (Sozom. L. VIII. c. 4. Theodoret. L. V. c. 32. 33.)

Aber mitten unter solchen muthigen Handlungen, und bey einer allgemeinen Geschäftigkeit in kirchlichen Angelegenheiten, die ihm Bewunderung zuzog, hielt Chrysostomus den öffentlichen Unterricht in der Religion für die Hauptpflicht seines Amtes. Er scheint auch durch den unermüdeten Fleiß, mit welchem er denselben besorgte, und durch die vorzüglich große Geschicklichkeit, die er, um seinen Zuhörern nützlich zu werden, mit dem liebreichsten und redlichsten Eifer sehen ließ, den Weg zu ihrem Herzen am sichersten gefunden zu haben. Zwar sprach er immer mit einer gewissen Beredsamkeit, welche ihm Beyfall versprach; er bediente sich mancherley Erfindungen und künstlicher Mittel, damit er entweder Aufmerksamkeit erregte; oder verständlich würde; oder, worauf alles bey ihm abzielte, die Besserung beförderte. Doch konnten ihn Stellen, wie die folgende, nicht in den Verdacht bringen, als wenn er Empfindungen, die er nicht fühlte, bloß vor seiner Gemeine zur Schau trüge. „Wenn man mich nicht, sag„te er einst, (Homil. XLIV. in Acta Apostol. p. 335. T. „IX. Opp. ed. Montef.) einer überflüßigen Ehrbegierde „beschuldigen wollte: so würdet ihr mich täglich Ströh„me von Thränen vergießen sehen. Aber mein klei-

„nes

„nes Haus und meine Einſamkeit kennen dieſel- J. u. E. S.
„ben. Glaubt es mir nur! ich habe beynahe die 363.
„Hoffnung an meiner Seligkeit aufgegeben; und indem bis
„ich euren Zuſtand beklage, höre ich nicht auf, über den 430.
„meinigen zu trauern. So ſehr ſeyd ihr mir alles!
„Merke ich, daß ihr in der Tugend wachſet: ſo fühle
„ich vor Vergnügen meine eigenen Uebel nicht; ſehe ich
„aber, daß ihr nicht zunehmt: ſo denke ich wiederum
„vor Betrübniß gar nicht an das Meinige! Ob ich für
„euch Rechenſchaft ablege oder nicht? das nützt mir
„nicht. Möchtet ihr nur ſelig werden, und ich Rechen-
„ſchaft geben müſſen, und angeklagt werden, daß ich
„meine Pflicht nicht erfüllt habe! Denn ich ſorge nicht
„ſowohl dafür, daß ihr durch meine Bemühung ſelig
„werdet, als daß ſolches geſchehe, durch wen es wolle!“
Solcher Stellen voll Treuherzigkeit und ehrlicher Aus-
ſchüttung des Herzens, giebt es eine Menge in den Ho-
milieen des Chryſoſtomus. Er bittet zum Beyſpiel
in einer andern ſeine Zuhörer nachdrücklich, nicht al-
lein ihm mit ihrem Gebete beyzuſtehen, weil er deſſel-
ben ſehr bedürfe; ſondern, wie ſich unter einander ſelbſt,
alſo auch ihn zu erinnern, wenn ſie Urſache zu haben
glaubten, ſich über ihn zu beſchweren. Er werde ſich
entweder entſchuldigen; oder, wenn er Unrecht hätte, um
Verzeihung bitten; übrigens aber ſich hüten, daß er
nicht wieder in ähnliche Fehler verfiele. Er zeigt den
Nutzen eines ſolchen Betragens, und wie leicht er, dem
ſo viel anvertrauet ſey, aus Unwiſſenheit ſündigen kön-
ne. Endlich ſezt er hinzu, er habe alles mit ihnen ge-
mein in Abſicht auf das Chriſtenthum; was er vor ihnen
voraus beſitze, wären nur größere Sorgen und Arbei-
ten, ein angenehmer Schmerz, den er für ſie empfinde.
(Homil. IV. in II. Epiſt. ad Theſſal. p. 535. ſq. Opp. T.
XI. ed. Mont.) Dagegen hielt er ſich auch verſichert,
daß ſeine Zuhörer, wenn er ſich in der äußerſten Gefahr
befände, ihm, wo möglich, ein abgeſchnittenes Stück
von ihrem Fleiſche geben würden. (Homil. VIII.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seine ungemein zahlreichen Predigten über die Bibel betreffen theils ganze Bücher derſelben, theils einzelne Stellen und Geſchichten. In Anſehung derjenigen, welche er über das Alte Teſtament gehalten hat, läßt ſich zwar nicht behaupten, daß er viel mehr hebräiſche Sprachwiſſenſchaft beſeſſen habe, als die allermeiſten Kirchenlehrer jener Zeiten. Deſto fleißiger aber hat er die griechiſchen Ueberſetzungen der Alexandriner, ingleichen des Aquila, Symmachus, und Theodotion, (worunter die beyden erſtern beym Ueberſetzen und Erklären ſo gute Dienſte leiſten, wenn ſie ein verſtändiger Ausleger zu verbinden weiß,) gebraucht; die er auch bisweilen, und ſelbſt den hebräiſchen Text, wie er ſie mit griechiſchen Buchſtaben in den Hexaplen des Origenes fand, in ſeinen Homilieen über die Pſalmen anführt. Sieben und ſechszig zu Antiochien gehaltene Predigten über das erſte Buch Moſis, (Tom. IV. Opp. ed. Mont. p. 1-643.) erſchöpfen gewiſſermaaßen den Inhalt dieſes Buchs, ſo weit es ſeine Abſicht war. Das heißt, der Verfaſſer erklärt den Wortverſtand der merkwürdigſten Stellen mit ziemlicher Ausführlichkeit; iſt aber immer darauf bedacht, häufige Vorſchriften und Warnungen für das Verhalten der Chriſten daraus zu ziehen. Ueber die guten und böſen Beyſpiele, welche dieſes Buch enthält, kommen manche lehrreiche Betrachtungen vor. In der Geſchichte des Sündenfalls, die er ganz buchſtäblich verſteht, wirft er auch die Frage auf, warum die Schlange beſtraft worden ſey, da ſich doch der Teufel derſelben, nur als eines Werkzeugs, bedient habe? und antwortet darauf, auch dieſes ſey ein Werk der unausſprechlichen Menſchenliebe Gottes. Denn Er habe dabey eben ſo gehandelt, wie ein mit Liebe gegen ſeinen Sohn erfüllter Vater, der, indem er den Mörder deſſelben beſtraft, auch das Schwerdt, mit welchem derſelbe getödtet worden iſt, in viele Stücke zerbricht. So habe auch der gute Gott der Schlange, die gleichſam das Schwerdt

(Biblioth. Cod. CLXXIV. p. 388. ed. Schotti,) einer mehrern Erklärung oder tiefern Unterſuchung bedürftig war, und er ſolches nicht fleißig genug erörtert hat: ſo muß man ſich darüber nicht verwundern. Denn was nur die Fähigkeit ſeiner Zuhörer verſtattete, und zu ihrem Heil und Nutzen diente, das hat er keinesweges vorbeygelaſſen. Daher kann ich dieſen hochſeligen Mann nicht genug bewundern, weil er ſtets in allen ſeinen Reden, den Nutzen der Zuhörer ſich zum Ziel geſezt; das Uebrige aber entweder gar nicht geachtet, oder nur wenig berührt hat. Er machte ſich aber, um des Nutzens der Zuhörer willen, ganz und gar nichts daraus, daß einige glauben mochten, er habe manche Deutungen nicht gewußt, oder habe es nicht verſuchen wollen, in tiefere Gegenden einzudringen, und dergleichen mehr. „Wie unverrückt Chryſoſtomus jenen angegebenen Hauptendzweck ſeiner Lehren vor den Augen gehabt habe, erkennt man auch daraus, weil ſeine Predigten ſo ſehr moraliſch ſind. Selbſt alsdann, wenn er keinen Theil der Sittenlehre abhandelte, vergaß er doch nicht, wenigſtens am Ende aus derſelben etwas aufzuleſen: und Stellen der Schrift, welche nur die gemeinſten und geringfügigſten Dinge zu enthalten ſchienen, wurden unter ſeinen Händen für das Leben der Chriſten ſehr ergiebig. Die Geſtalt von Predigten, in welche er ſeine bibliſchen Erklärungen einſchloß, gab ihm allerdings viele Freyheit, wortreicher und weitläufiger zu ſprechen, mehr Blumen auf ſeinen Vortrag zu ſtreuen, als wenn er eigentliche Auslegungsſchriften abgefaßt hätte. Allein ſo ſtark auch die Verſuchung bey einem Manne von ſeinen Gaben war, gänzlich in das Gebiet des Redners überzugehen; ſo unterlag er doch derſelben nicht oft. Und wenn die erſte eigentliche Beſtimmung chriſtlicher Predigten eine gemeinfaßliche und gemeinnützliche Auslegung der heiligen Schrift heißen kann: ſo hat Chryſoſtomus eine Menge ſchöner Beyträge dazu hinterlaſſen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. 363. bis 430.

Seine ungemein zahlreichen Predigten über die Bibel betreffen theils ganze Bücher derſelben, theils einzelne Stellen und Geſchichten. In Anſehung derjenigen, welche er über das Alte Teſtament gehalten hat, läßt ſich zwar nicht behaupten, daß er viel mehr hebräiſche Sprachwiſſenſchaft beſeſſen habe, als die allermeiſten Kirchenlehrer jener Zeiten. Deſto fleißiger aber hat er die griechiſchen Ueberſetzungen der Alexandriner, ingleichen des Aquila, Symmachus, und Theodotion, (worunter die beyden erſtern beym Ueberſetzen und Erklären ſo gute Dienſte leiſten, wenn ſie ein verſtändiger Ausleger zu verbinden weiß,) gebraucht; die er auch bisweilen, und ſelbſt den hebräiſchen Text, wie er ſie mit griechiſchen Buchſtaben in den Hexaplen des Origenes fand, in ſeinen Homilieen über die Pſalmen anführt. Sieben und ſechszig zu Antiochien gehaltene Predigten über das erſte Buch Moſis, (Tom. IV. Opp. ed. Mont. p. 1-643.) erſchöpfen gewiſſermaaßen den Inhalt dieſes Buchs, ſo weit es ſeine Abſicht war. Das heißt, der Verfaſſer erklärt den Wortverſtand der merkwürdigſten Stellen mit ziemlicher Ausführlichkeit; iſt aber immer darauf bedacht, häufige Vorſchriften und Warnungen für das Verhalten der Chriſten daraus zu ziehen. Ueber die guten und böſen Beyſpiele, welche dieſes Buch enthält, kommen manche lehrreiche Betrachtungen vor. In der Geſchichte des Sündenfalls, die er ganz buchſtäblich verſteht, wirft er auch die Frage auf, warum die Schlange beſtraft worden ſey, da ſich doch der Teufel derſelben, nur als eines Werkzeugs, bedient habe? und antwortet darauf, auch dieſes ſey ein Werk der unausſprechlichen Menſchenliebe Gottes. Denn Er habe dabey eben ſo gehandelt, wie ein mit Liebe gegen ſeinen Sohn erfüllter Vater, der, indem er den Mörder deſſelben beſtraft, auch das Schwerdt, mit welchem derſelbe getödtet worden iſt, in viele Stücke zerbricht. So habe auch der gute Gott der Schlange, die gleichſam das Schwerdt

der Bosheit des Teufels geweſen ſey, eine beſtändige Strafe auferlegt, damit wir aus dieſem ſinnlichen Anblicke ſchließen mögen, zu welcher Schande und Strafe der Teufel ſelbſt beſtimmt worden ſey. Photius (l. c. p. 385. ſq.) ſezt dieſe Homilieen in der Schreibart andern bibliſchen Erklärungen des Chryſoſtomus weit nach. Da er ſie oft durch andere unterbrochen, und vieles darinne vermuthlich ohne beſondere Vorbereitung ſagen mußte: ſo ſind daraus einige Mängel der Ausarbeitung, und lange verwickelte Perioden entſtanden. Doch haben ſie auch ihre angenehmen und fließenden Stellen, ingleichen Spuren von dem erfindſamen Geiſte des Verfaſſers. — Neun andere Predigten, die er noch früher als jene ſieben und ſechszig über einige Stellen der erſten Hauptſtücke des erſten Buchs Moſis gehalten hat, (l. c. Opp. p. 645. ſq.) kommen zwar mit denſelben im Inhalte überein; ſind aber weit redneriſcher geſchrieben, und heißen daher auch λόγοι, nicht μιλίαι. Ueberdieß ſind ſie großentheils moraliſch, und beantworten zuweilen Fragen, welche entweder erbauliche Gedanken veranlaſſen, (wie dieſe, warum Gott bey der Schöpfung des Menſchen geſagt habe: Laßet uns machen! bey der Schöpfung anderer Dinge hingegen: Es werde!) oder Einwendungen wegräumen, (wie die folgende Frage: warum die Menſchen die ihnen verprochene Herrſchaft über die Thiere nicht haben? So zeigt er in der vierten dieſer Reden, daß es drey Arten von Knechtſchaft gebe, welche die Sünde eingeführt habe; die Unterwürfigkeit des Weibes gegen ihren Mann; eines Menſchen gegen den andern, und der Unterthanen gegen ihre Fürſten. In eben dieſer Rede ſieht man ein Beyſpiel, wie Chryſoſtomus plözlich entſtehende Veranlaſſungen aus dem Stegreife genüzt habe. Während daß er ſprach, zündete man, weil es dunkel wurde, lichter in der Kirche an; und ſogleich wandten ſich ſeine Zuhörer an den Ort hin, wo ſolches geſchah. Er verweiſet ihnen dieſe Gleichgültigkeit gegen das Licht, welches

J. n. C. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er macht dabey, unter andern Anmerkungen über die Sprachen, auch dieſe, ſo lange Gott nur mit Einem Volke geredet habe, ſey auch nur die hebräiſche Sprache gebraucht worden, weil keine andere Nation darauf gemerkt haben würde; als aber die Zukunft Chriſti ſich genähert habe, der die ganze Welt zu ſich rufen ſollte, ſey die griechiſche Ueberſetzung zum Gebrauche vieler Nationen, unter dem Ptolemäus verfertigt worden. Es iſt jedoch leicht einzuſehen, wie unzulänglich die vom Chryſoſtomus angegebene Urſachen ſind. Beſſer und genauer iſt dasjenige, was er über den Jeſaias, C. II. v. 2. (p. 20. ſqq. T. VI. Opp.) von den Kennzeichen ſagt, nach welchen man die hiſtoriſchen Stellen der Propheten von den auf Chriſtum gerichteten ſicher unterſcheiden könne: und ein großer Kenner ſolcher Unterſuchungen, (*Erneſti* in Narratione crit. de interpret. Prophetiar. Meſſian. in Eccl. Chriſt. p. 513. in Opuſc. Theolog.) urtheilt davon, daß hier Beyſpiel und Regel beyſammen ſeyen. Nur Schade, daß Chryſoſtomus ſich in der Anwendung, wie man ſchon oben (S. 370.) geſehen hat, nicht immer gleich geblieben iſt. Selbſt die Beweiſe, welche er führt, daß die bekannte Stelle vom Immanuel im eigentlichen Verſtande nicht anders als von Chriſto erklärt werden könne, beruhen zum Theil auf ſeichtem Grunde.

Noch glücklicher als in der Auslegung des Alten Teſtaments, war Chryſoſtomus durch ſeine griechiſche Sprachkenntniß, nähere Bekanntſchaft mit den Sachen, Sitten und Lehren ſelbſt, treffende Beobachtungen, auch durch eine gewiß Empfindung der Größe und Vortreflichkeit des Chriſtenthums, in ſeinen Homilieen über das Neue. Sie gehen, ſo weit wir ſie wenigſtens haben, über die beyden Evangeliſchen Geſchichten des Matthäus und Johannes, über die Apoſtelgeſchichte, und über die ſämmtlichen Briefe Pauli. Die Homilieen über den Matthäus, welche

des Verfaſſers, die Pſalmen ohne feſte Grundſätze von Chriſto zu erklären. Bald behauptet er, daß ganze Pſalmen von demſelben handeln, wie der hundert und zehnte; bald aber findet er in andern, die, nach ſeinem Geſtändniſſe, blos menſchliche Geſchichten betreffen, kleine Stellen eingeſtreuet, welche Weiſſagungen von dem Erlöſer enthalten ſollen. So glaubt er, daß der hundert und neunte Pſalm, (oder, wie die Griechen zählten, der hundert und achte,) zwar Davids Begebenheiten angehe; daß hingegen eine prophetiſche Stelle von dem Verräther Judas in denſelben eingerückt worden ſey, auf die ſich Petrus (Ap. Geſch. C. I. v. 20.) berufen habe. (Expoſ. in Pſ. CVIII. p. 244. 246. Tom. V. Opp. Montef.) J. n. C. 363. bis 430.

Eben dieſe ſchwankende Auslegungsart in Abſicht auf die Weiſſagungen des Alten Bundes, trifft man auch, wo nicht durchgehends, doch öfters, in ſeinen Homilieen und andern Schriften über die eigentlich ſogenannten Propheten an. Man hat von ihm eine Erklärung der acht erſten Hauptſtücke des Jeſaias, von denen es ſich nicht beſtimmen läßt, ob ſie wirkliche Predigten geweſen ſind; ſechs Homilieen über die Stelle des erſtgenannten Propheten: Ich ſah den Herrn ſitzen auf einem hohen Stuhl; und auſſer andern, inſonderheit zwo merkwürdige Homilieen über die Dunkelheit der Propheten; alle im ſechsten Bande ſeiner Werke, nach Montfaucons Sammlung. In den zulezt gedachten beyden Predigten ſucht er die Urſachen auf, warum die Propheten dunkel geſchrieben haben? Eine derſelben iſt nach ſeiner Meinung dieſe, weil die Propheten ſonſt von den Juden umgebracht, und ihre Bücher vertilgt worden ſeyn würden, wenn ſie dieſen ihre unglücklichen Schickſale deutlich vorher verkündigt hätten. Die zweyte ſezt er darinne, weil man das Alte Teſtament jezt nur in der griechiſchen Ueberſetzung, nicht in der Urſprache, leſe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

p. 482.) lehrt er, daß man die Ketzer zwar auf mancherley Art einschränken, aber nicht umbringen dürfe. In einer andern Stelle (Homil. XXXVI. p. 411. 412.) widerlegt er nicht nur das Vorgeben, daß Christus in der Hölle geprediget habe; sondern versichert auch, diejenigen, welche Christum vor seiner Zukunft ins Fleisch nicht gekannt, aber doch die Abgötterey verlassen, Einen Gott verehret, und ein tugendhaftes Leben geführet hätten, würden gleichwohl nach Pauli Ausspruche (Röm. C. II. v. 10.) Belohnungen dereinst erhalten.

In seinen Homilieen über die Evangelische Geschichte Johannis, betritt er zwar öfters eben dieselbe Bahn, wie beym Matthäus; folgt aber doch eigentlich einem andern herrschenden Entwurfe. Da diese Geschichte hauptsächlich zur Bestätigung der Lehre von der Gottheit Christi aufgesezt worden ist, und die Arianer, deren es zu Antiochien so viele gab, besonders aber unter ihnen die Anomöer, eben weil man sie aus den so deutlichen Stellen des Buchs so häufig bestritt, die Waffen gleichsam umkehrten, das heißt, aus den gedachten Stellen das Gegentheil wider die Katholischen zu beweisen suchten, (wie zum Beyspiel aus den Worten: Im Anfange war das Wort, folgerten, daß hier kein anderer Anfang verstanden werden könne, als in jener Stelle: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde:) so unterrichtet Chrysostomus seine Zuhörer, wie sie die Beweise für die Gottheit Christi in diesem Buche geschickt gebrauchen, und allen Verdrehungen jener Gegner ausweichen müßten. Man kann nicht läugnen, daß er neben vielen gründlichen Erörterungen auch manchmal zu spitzfindig werde; wie wenn er auf das Wort War in der angeführten Stelle die Ewigkeit des Sohnes Gottes gründet; und dergleichen mehr. Das Moralische in diesen Homilieen, das nicht selten ist, erweitert ihre Nutzbarkeit. Ueberhaupt sind sie beynahe durchgängig weit kürzer, als die über den Matthäus: und aus ihrer besondern Bestimmung

so-

ſowohl, als aus der ungewöhnlichen Zeit des anbrechenden Tages, da ſie gehalten wurden, vermuthet Montfaucon, (Praef. in T. VIII. Opp. Chryſ. §. II.) daß nur lernbegierigere und fähigere Zuhörer denſelben beygewohnt haben. Der Abſchnitt von der Ehebrecherin im achten Hauptſtücke Johannis fehlt darinne: ein wahrſcheinliches Anzeichen, daß ihn Chryſoſtomus in den Handſchriften ſeiner Gegend nicht geleſen habe. J. n. C. G. 363. bis 430.

Von dieſer und faſt allen andern Arbeiten des Chryſoſtomus über die Bibel, unterſcheiden ſich ſeine Predigten über die Apoſtelgeſchichte durch eine großentheils ſchlechte, holperichte, abgebrochene und verworrene Schreibart, auch eine magere und gezwungene Auslegung. Erasmus konnte ſich daher nicht überwinden, ſie ihm beyzulegen. Allein nicht zu gedenken, daß die Zeugniſſe der Alten hier keinen Zweifel übrig laſſen, giebt es auch Stellen ſittlichen Inhalts genug darinne, die des Chryſoſtomus an Gedanken und Ausdrucke würdig ſind. Ob die Vernachläßigung des übrigen Theils derſelben davon herrühre, weil ſie der Verfaſſer unter ſehr vielen Geſchäften, und den gewaltigen Unruhen der Jahre 400 und 401 zu Conſtantinopel gehalten habe, iſt eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung Montfaucons. (Praefat. in Tom. IX. Opp. Chryſ. p. V.) Mit Rechte ſezt er hinzu, daß die Abſchreiber dieſe ohnedieß wenig ausgearbeiteten Predigten durch ihre Uebereilungen noch mehr verunſtaltet haben, und daß die zweyte Erklärung, welche Chryſoſtomus faſt einem jeden Verſe dieſes Buchs beyfügt, darum als eine Wiederholung der erſtern ohne weitere Vorbereitung angehängt worden ſeyn mag, weil er die Apoſtelgeſchichte, die ſeinen meiſten Zuhörern unbekannt war, deſto mehr empfehlen wollte. Sein Geſtändniß, (Homil. III. p. 29.) daß nicht viele Biſchöfe ſelig werden, ſo große Gaben würden zu ihrem Amte erfordert, verdient hier eine Stelle.

Aber

J. n. C. G. 368. bis 430.

Aber den höchſten Rang unter ſeinen bibliſchen Auslegungen nehmen ſeine Predigten über die Briefe Pauli ein; die auch nachher von allen Exegeten der griechiſchen Kirche in der Erklärungsmethode und in den eingeſtreuten theologiſchen Lehrſätzen nachgeahmt, oder in Auszüge gebracht worden ſind. Wie vorzüglich Chryſoſtomus dieſen Apoſtel unter allen chriſtlichen Lehrern bewundert habe, hat man bereits oben (S. 406. fg.) geſehen. Es ſind aber auch die Spuren davon in ſeinen meiſten Schriften verbreitet, wo er ſo oft, ſelbſt unerwartet, ſich in das Lob Pauli verliert. Deſto fleiſſiger hatte er ſich mit den Briefen und mit der ganzen Denkungsart deſſelben bekannt gemacht: und wenn er dieſe letztere nicht immer getroffen hat, ſo ſind die ſelbſt deswegen angeſtellten Verſuche merkwürdig. Der Vorzug, welcher dem Briefe an die römiſchen Chriſten vor den übrigen eigen iſt, ſcheint nach dem allgemeinen Urtheil, auch in die Homilieen über denſelben fortgepflanzt worden zu ſeyn. Wenigſtens ſagt der Schüler des Chryſoſtomus, Iſidorus von Peluſium, (Libr. V. Ep. 32.) von demſelben, wenn Paulus ſelbſt in Attiſcher Mundart ſich hätte auslegen ſollen, ſo würde er es nicht beſſer und zierlicher haben thun können. Eine Einleitung über die Zeitordnung, in welcher die Briefe dieſes Apoſtels auf einander gefolgt ſind, geht voran. Bey jedem Abſchnitte, über welchen er predigt, erklärt er zuerſt den Wortverſtand ſehr ſorgfältig; ſucht, wo es nöthig iſt, den Lehrbegriff und die Schlußart des Apoſtels zu erläutern; begegnet Einwürfen der Irrlehrer, und vergißt niemals, mit der ihm gewöhnlichen Vorliebe für moraliſche Lehren, über dieſe hauptſächlich ſeine Beredſamkeit anzuſtrengen. Ohne ſich durch die gewöhnlichen nicht unverdienten Lobſprüche blenden zu laſſen, wird man finden, daß manche Stellen einer Entſchuldigung bedürfen, und daß der ſonderbaren Auslegungen und Meinungen genug vorkommen. Beſonders glaubt der Verfaſſer bey dem neunten Hauptſtücke

owohl, als aus der ungewöhnlichen Zeit des anbrechenden Tages, da ſie gehalten wurden, vermuthet Montfaucon, (Praef. in T. VIII. Opp. Chryſ. §. II.) daß nur lernbegierigere und fähigere Zuhörer denſelben beygewohnt haben. Der Abſchnitt von der Ehebrecherin im achten Hauptſtücke Johannis fehlt darinne: ein wahrſcheinliches Anzeichen, daß ihn Chryſoſtomus in den Handſchriften ſeiner Gegend nicht geleſen habe. J. n. C. G. 563. bis 430.

Von dieſer und faſt allen andern Arbeiten des Chryſoſtomus über die Bibel, unterſcheiden ſich ſeine Predigten über die Apoſtelgeſchichte durch eine großentheils ſchlechte, holperichte, abgebrochene und verworrene Schreibart, auch eine magere und gezwungene Auslegung. Erasmus konnte ſich daher nicht überwinden, ſie ihm beyzulegen. Allein nicht zu gedenken, daß die Zeugniſſe der Alten hier keinen Zweifel übrig laſſen, giebt es auch Stellen ſittlichen Inhalts genug darinne, die des Chryſoſtomus an Gedanken und Ausdrucke würdig ſind. Ob die Vernachläßigung des übrigen Theils derſelben davon herrühre, weil ſie der Verfaſſer unter ſehr vielen Geſchäften, und den gewaltigen Unruhen der Jahre 400 und 401 zu Conſtantinopel gehalten habe, iſt eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung Montfaucons. (Praefat. in Tom. IX. Opp. Chryſ. p. V.) Mit Rechte ſezt er hinzu, daß die Abſchreiber dieſe ohnedieß wenig ausgearbeiteten Predigten durch ihre Uebereilungen noch mehr verunſtaltet haben, und daß die zweyte Erklärung, welche Chryſoſtomus faſt einem jeden Verſe dieſes Buchs beyfüge, darum als eine Wiederholung der erſtern ohne weitere Vorbereitung angehängt worden ſeyn mag, weil er die Apoſtelgeſchichte, die ſeinen meiſten Zuhörern unbekannt war, deſto mehr empfehlen wollte. Sein Geſtändniß, (Homil. III. p. 29.) daß nicht viele Biſchöfe ſelig werden, ſo große Gaben würden zu ihrem Amte erfordert, verdient hier eine Stelle.

Aber

n. Chr. G. 363. bis 430.

die enge Pforte! (Tom. I. p. 707. ſq.) zwo über die Verrätherey des Judas, und über das Abendmahl Jeſu; (Tom. II. p. 376. ſq.) eine über das Gleichniß von dem Knechte, der zehntauſend Thaler ſchuldig war; (Tom. III. p. 1. ſq.) vier über die Veränderung der Nahmen in der heiligen Schrift; (l. c. p. 98. ſq.) und noch andere mehr rechnen.

Ein Auszug aus der heiligen Schrift, Σύνοψις τῆς παλαιᾶς τε καὶ καινῆς) der unter dem Nahmen des Chryſoſtomus vorhanden iſt, (Tom. VI. Opp. p. 314. ſq. ed. Montef.) kann nirgends eine bequemere Stelle finden, als hier. Montfaucon hat es zuerſt (l. c. p. 308. ſq.) ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß ihm dieſe Schrift zugehöre, weil Meinungen, Erklärungen und Leſearten in der Bibel, welche dem Chryſoſtomus eigen waren, auch darinne angetroffen werden. Den Anfang macht ein vorläufiger Begriff von der Verbindung des Alten und Neuen Bundes zu Einem Endzwecke, zur Beſſerung der Menſchen; von den Schriften, welche zu beyden gehören; von den Hauptveränderungen der Iſraelitiſchen Nation, und von den verſchiedenen Gattungen der Weiſſagungen, durch Werke und durch Worte. Zum Alten Bunde werden auch die Bücher der Weisheit, Sirachs, Tobias und Judith gezählt. Die Auszüge aus den Büchern Moſis und einigen Propheten ſind die weitläufigſten; es wird zuweilen auch bemerkt, welche Stellen man gegen die Juden nützen könne; aber die aus den Pſalmen und fünf kleinen Propheten gemachten Auszüge fehlen gänzlich. Eben ſo iſt auch der ganze Auszug aus dem Neuen Teſtamente verlohren gegangen. Doch ſieht man aus der Einleitung, daß der Verfaſſer unter den Büchern deſſelben den zweyten Brief Petri, den zweyten und dritten Brief Johannis, den Brief Judäa, und die Offenbarung Johannis nicht gehabt habe. Vielleicht iſt, wie Montfaucon muthmaaßt, der beträchtlichſte

da noch keine Neſtorianiſchen Händel darüber entſtanden waren; er würde aber füglicher auf dem Lehrſtuhl ſich ihrer ganz enthalten, und nur mit Vorſtellungen der heiligen Schrift geſprochen haben. Seine Vermuthung über die Worte: Wie geſchrieben ſteht: das kein Auge geſehen hat, u. ſ. w. daß dieſes in einem von den heiligen Büchern der Juden geſtanden haben möchte, deren viele verlohren gegangen wären, und nur wenige, ſelbſt in ihrer Gefangenſchaft, ſich erhalten hätten, (Homil. VII. in I. Epiſt. ad Corinth. p. 53. Tom. X. Opp. Montef.) iſt zwar etwas gewagt; wird aber von einer andern begleitet, daß nämlich die gedachten Ausdrücke zwar nicht wörtlich, aber doch dem Verſtande nach, in dem Alten Teſtament enthalten ſeyn könnten; wie denn die Stelle: diejenigen, welchen nichts von ihm verkündigt worden iſt, werden ihn ſehen, u. ſ. w. mit dieſer gleichbedeutend ſey. Mehr bemerkungswürdige Beyſpiele aus dieſen Homilieen hat Richard Simon (Hiſt. critique des principaux Commentateurs du Nouveau Teſtament, C. XI. XII. p. 161-191. Rotterd. 1693. 4.) beygebracht, und dieſelben zwar freymüthig, aber doch mit einer gewiſſen Ehrerbietung gegen ihren Verfaſſer, beurtheilt.

J. n. J. G. 363 bis 430.

Nach dieſen allgemeinen Nachrichten von der Auslegungsart des Chryſoſtomus in ſeinen Predigten über ganze bibliſche Bücher, erfordern diejenigen, welche er über einzelne Stellen und Erzählungen der heiligen Schrift gehalten hat, kaum eine beſondere Anzeige. Doch ſind einige darunter, welche nicht ganz übergangen werden dürfen. Darunter kann man fünf Predigten über die Geſchichte der Hanna, Samuels Mutter; (Tom. IV. Opp. Montef. p. 699. ſq.) ſieben über das Gleichniß vom Lazarus und reichen Manne, verbunden mit den Stellen: Wir wollen euch aber nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da ſchlafen, ingleichen: Gehet ein durch

J. n. C. G. 363. bis 430.

war auch unmöglich, daß er ganz und gar von dieſen Flecken frey hätte bleiben ſollen, da er in ſeinen frühern Jahren bereits das Einſiedlerleben mit ſo vieler Strenge nachgeahmt hat, und noch in ſeinen Aemtern gegen ſich am wenigſten ſchonend geweſen iſt. In der That hat man auch ſchon an den Schriften, welche er zur Empfehlung des Mönchsweſens, der Jungfrauſchaft, und des Wittwenſtandes aufgeſezt hat, die Beſtätigung davon geſehen; und es laſſen ſich noch einige andere übertriebene moraliſche Lehrſäze aus ſeinen Büchern ſammeln. Aber glücklicher Weiſe hat das Gebäude ſeiner Sittenlehre dadurch nicht ſo viel im Ganzen gelitten, als bey manchen andern Lehrern ſeiner Zeit. Vielleicht iſt die Urſache darinne zu ſuchen, weil er ein ſo guter und praktiſcher Ausleger der heiligen Schrift war; weil er in derſelben das thätige Chriſtenthum weit richtiger kennen lernte, als aus den Grillen der Aſceten. Er legt daher manchen hochgerühmten Uebungen derſelben, wie dem anhaltenden Faſten, an ſich einen nur geringen Werth bey. Er lehrt faſt immer die gemeinnützliche chriſtliche Tugend in den geſellſchaftlichen Verbindungen der Menſchen, ohne zu vergeſſen, daß ihr Hauptſiz in einem gebeſſerten Herzen ſeyn müſſe. Dabey ſpricht er als ein Mann, der den Menſchen ſtudiert hat; der mit den Bedürfniſſen, Neigungen, Leidenſchaften, Entſchuldigungen und Erwartungen deſſelben wohl bekannt iſt; auch aus den kleinſten Beobachtungen über denſelben ſeinen Vortheil zu ziehen, oder vielmehr ihm nüzlich zu werden weiß. Es iſt ihm nicht genug, die Nothwendigkeit und Nuzbarkeit der Chriſtenpflichten ſcharf zu beweiſen, und beredt abzuſchildern; er giebt auch mehrere Erleichterungen und Beförderungsmittel derſelben an die Hand, um zu zeigen, wie man Schwierigkeiten, oft ſich ſelbſt überwinden könne, und daß man es in der Gottſeligkeit weit höher zu bringen im Stande ſey, als die meiſten glaubten. Kurz, Chryſoſtomus iſt ohngeachtet der Fehler, die

er

lichſte Theil dieſer Schrift darum verloren gegangen, weil die ſpätern Griechen nichts ſo fleißig als Homilieen der Kirchenväter abgeſchrieben haben. J. n. C. G. 363. bis 430.

Man wird zwar nunmehr eine oben (S. 412.) angeführte Stelle des Chryſoſtomus, nach welcher ſeine Zuhörer von ihm nur die Auslegung der heiligen Schrift, nicht die ihnen genugſam bekannte Sittenlehre, zu erwarten hätten, nicht leicht mißverſtehen. Es iſt aber gleichwohl dienlich, hinzuzuſetzen, daß er, ſo ſehr er auch ſeine Predigten über die Bibel mit moraliſchen Vorſchriften anfüllt, dennoch dieſen noch überdieß viele eigene Predigten gewiedmet hat. Sie handeln von der Nutzbarkeit des Leſens der heiligen Schrift, von der vollkommenen Liebe, vom Almoſen, vom Troſte wider den Tod; zeigen, daß niemand an ſich ſelbſt verzweifeln dürfe; daß man die Sünden der Brüder nicht bekannt machen müſſe; und ſchärfen andere ähnliche Lehren ein. Ein Theil derſelben ſteht im dritten Bande von Montfaucons Sammlung. Im zwölften aber (p. 432. ſq.) iſt eine lange Reihe von Auszügen (Ἐκλογαὶ) eingerückt, die man nach den Zeiten des Chryſoſtomus, aus ſeinen ſämmtlichen Homilieen, nach gewiſſen größtentheils moraliſchen Materien, wie zum Beyſpiel, vom Gebete, vom Glück und Unglück, von Armuth und Reichthum, vom Geiz, von der Traurigkeit, von der Achtung, die man gottesdienſtlichen Verſammlungen ſchuldig iſt, und dergleichen mehr, verfertigt hat. Zwar kann man ſehr natürlich auf den Argwohn gerathen, daß die Sittenlehre des Chryſoſtomus zu viel von der Mönchsfrömmigkeit an ſich haben, und die unverfälſchten chriſtlichen Grundſätze zu ſehr verleugnen, nicht auf helle Begriffe, ſondern auf angefeuerte Einbildungskraft, auf eine übermenſchliche Vollkommenheit, unaufhörliche Büßungen, und beynahe frommen Menſchenhaß, gebauet ſeyn möchte. Es

J. n. C. G. 363. bis 430. überhaupt nicht weniger lehrreich. Es iſt zwar bisher alles ſorgfältig vermieden worden, wodurch das alte, noch ziemlich gewöhnliche Vorurtheil begünſtigt werden könnte, als wenn Chryſoſtomus der vollkommenſte unter allen Rednern geweſen ſey, welche jemals den Lehrſtuhl in einer chriſtlichen Gemeine betreten haben. Vollſtändige Auszüge aus mehrern ſeiner Predigten haben, ohne daß beſondere Anmerkungen nöthig geweſen wären, ſchon gezeigt, daß er ſich nicht ſtets vor allen Fehlern in ſeinen Predigten gehütet habe. Es begegnet ihm zuweilen, daß er über der Begierde zu gefallen, weniger nützlich wird; ſeine Bilder und Vergleichungen, an denen er ſo reich iſt, erkünſtelt, mit redneriſchem Ueberfluſſe und ohne Noth ausmahlt; in Deklamationen verfällt, die nichts mehr als Gepränge und ein halbleerer Schall ſind; auf allerley Ausſchweifungen verwandten Inhalts geräth; und was man ſonſt von kleinern oder größern Flecken bey ihm ausfindig machen könnte. Allein man muß ihm auch auf der andern Seite Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Die alte Kirche hat keinen Lehrer aufzuweiſen, der mit ihm in der weiſen Geſchicklichkeit des öffentlichen Religionsvortrages nur verglichen werden könnte: und viele Neuere, die ihn darinne zu übertreffen glaubten, ſind weit hinter ihm ſtehen geblieben. Sonderbar genug iſt es freylich, und beynahe unbegreiflich, daß ſeit ſo vielen Jahrhunderten über das Chriſtenthum geprediget wird, und noch ſo gewaltig geſtritten wird, wie man darüber predigen müſſe; daß in keiner Gattung des Vortrags, der Verirrungen alle Tage ſo viele und ſo grobe ſind. Vielleicht iſt aber auch keine Art von Lehrern mit den Menſchen, welche ſie unterrichten ſollen, oft weniger bekannt, und dem Chryſoſtomus hierinne unähnlicher, als dieſe. Diejenigen kennen ihn ſicher ſehr ſchlecht, welche glauben, daß er alle Größe, Pracht und Schönheit der Beredſamkeit auf die Kanzel gebracht, und daſelbſt durch einen ſinnreichen Witz, oder durch tiefſinnige und ſchulgerechte Un-

er auf dieſem Felde begangen hat, unter allen Sittenlehrern der alten Kirche, welche dieſe Perſon im öffentlichen Religionsunterrichte mit Würde und Nutzen vorgeſtellt haben, derjenige, von dem man in dieſer Rückſicht am meiſten lernen kann. Diejenigen inſonderheit, welche wider gehäufte und faſt unaufhörliche moraliſche Predigten, aus gut gemeinten Beſorgniſſen für die Rechtgläubigkeit, aber ſchwerlich nach einer genauen Kenntniß und gelaſſenen Ueberlegung des Zuſtandes der meiſten Chriſten, auch der einzig nützlichen Verbindung von Glaubenslehre und Sittenlehre zu Einem großen Endzwecke, ſo ſehr eingenommen ſind, können durch die Betrachtung des glücklichen Eifers, mit welchem Chryſoſtomus die Moral ſo vorzüglich und unermüdet gepredigt hat, jene Abneigung vielleicht am erſten vermindern; beſonders, wenn ſie ſehen, daß dieſer Mann, der in einem Zeitalter lebte, wo dogmatiſche und ſogar polemiſche Predigten für außerordentlich nothwendig gehalten wurden, die er auch ſelbſt nicht ganz unterließ, dennoch zu jeder Zeit, und bey jeder Veranlaſſung, der Moral, mit der Schrifterklärung vereinigt, den erſten Platz eingeräumt habe. Wenn auch unter einer ſolchen Menge ſittlicher Erörterungen oder Ermahnungen, die in ſeinen Predigten und andern Schriften verbreitet ſind, keine an die trefliche Stelle von der allgemeinen dringenden Verbindlichkeit der Chriſten zum Leſen der heiligen Schrift, in ſeiner dritten Predigt über den Lazarus reichte, die im vorhergehenden Theil dieſer Geſchichte (S. 99. 105. 116. eingerückt worden iſt; ſo würde man doch wenigſtens daraus ſchlieſſen können, weſſen er bey ſolchen Materien fähig war, und wie viel Edles, Starkes und Rührendes ſich auch über die bekannteſten Pflichten ſagen laſſe, wodurch die reinſten Begriffe vom Glauben erſt recht brauchbar werden.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Seine Art zu predigen, und der Grad von Beredſamkeit, zu welchem er ſich dabey erhoben hat, ſind

J. n. C. G. 363. bis 430.

dern auch einnehmend zu werden, sie gleichsam an seinen Vortrag zu heften. Daß er nicht selten über ihre kleine Anzahl, oder über die geringe Stärke seiner Ermahnungen klagt, beweiset die Erfahrungswahrheit aller Zeiten, daß diejenigen Redner, welche am eifrigsten bewundert werden, nicht immer den starken thätigen Einfluß auf Einsichten und Sitten haben, den man für unfehlbar halten sollte, weil der große Haufen alles für sie gethan zu haben glaubt, wenn er ihnen die höchste Bewunderung schenkt. Es würde übrigens eine unnöthige Bedenklichkeit seyn, zu zweifeln, ob auch die Predigten des Chrysostomus, bey aller Verschiedenheit zwischen seinen und unsern Zeiten, Sitten, Wissenschaften und Künsten, gleichwohl noch viel Musterhaftes enthalten könnten. Die wahre gute Methode, und der richtige Geschmack, sind in ihrer Art einzig und unveränderlich; was aber die Fehltritte eines großen Geistes betrifft: so sind sie weit merkwürdiger und belehrender, als die von mittelmäßigen Köpfen begangenen. Insbesondere lassen sich diejenigen, welche man Chrysostomus als Redner, oder Prediger, oder Schriftausleger vorwerfen kann, aus dem damaligen Zustande der Theologie, aus seiner Gemüthsart, und aus der großen Menge seiner geschwind auf einander folgenden Predigten, erklären.

Er suchte recht eigentlich die Ruhe, wenn gleich nicht zum Nachtheil einer sehr geschäftigen Amtsführung; allein er wurde gar bald zu Constantinopel in unangenehme Händel verwickelt, und die traurigen Folgen, welche sie für ihn hatten, endigten sich erst mit seinem Tode. Antoninus, Bischof zu Ephesus, gab dazu die erste Gelegenheit. Als dieser im Jahr 400 zu Constantinopel gegenwärtig war, überreichte Eusebius, Bischof zu Valentinopolis in Asien, dem Chrysostomus, und mehr als zwanzig mit ihm versammleten Bischöfen, eine Klagschrift wider denselben, worinne

Unterſuchungen geglänzt habe. Eben das iſt einer ſeiner Vorzüge, daß er zugleich auf die angenehmſte und feinſte Weiſe beredt, und dennoch ſo deutlich und leicht ſich auszudrücken gewußt, bey allem Erhabenen in Gedanken, Bildern und Worten, ſich zur gemeinen Faſſung ohne Mühe herabgelaſſen hat. Er iſt nichts weniger als zu karg in Worten: ein Abweg, dem man ſich durch die Abſicht, ſehr beſtimmt und bündig zu ſprechen, bald nähern kann. Allein man findet ihn auch nicht zu wortreich, und auf eine eckelhafte Weiſe wiederholend, indem er ſich vielmehr, auch wenn er öfters auf einen Gegenſtand zurückkömmt, nicht vor den Augen ſeiner Zuhörer in einerley Kreiſe herumdreht. Ob er gleich gern in einer Predigt vermiſchte, und zugleich einigermaaßen zuſammenhängende Betrachtungen und Lehren anbringt; ſo hat er ſich doch meiſtentheils ein kluges Geſetz der Sparſamkeit vorgeſchrieben: und die nicht vielen bekannte Kunſt, wenig in einer Predigt zu ſagen, gehörte, wie er ſelbſt in einer derſelben (Tom. I. Opp. p. 480. ed. Montef.) zu verſtehen giebt, zu ſeiner Hauptanlage. Er verachtete jene wirkliche Armuth des Geiſtes, die am liebſten ſehr reichhaltige Materien wählt, um entweder mit der größten Bequemlichkeit allerhand darüber reden zu können; oder um ſich gar das Anſehen zu geben, als wenn man ſie gänzlich erſchöpft habe. Vielmehr ſcheint er es wohl empfunden zu haben, daß keine von beyden Abſichten, ſo ſehr ſie auch dem Lehrer ſchmeichelte, für den Zuhörer nützlich heiſſen könne. Da er auf die Verfaſſung ſeiner Gemeine, herrſchende Irrthümer, Ausſchweifungen, Urtheile, Neigungen, häufig wiederkommende Reizungen zur Zerſtreuung oder Gleichgültigkeit gegen das Chriſtenthum, und andere Eigenthümlichkeiten derſelben, ſehr aufmerkſam war: ſo traf er auch gerade dasjenige, was für ſie beſonders wichtig und nothwendig war. Er hat viele kleine gefällige, aber erlaubte Kunſtgriffe in ſeiner Gewalt, um den Zuhörern nicht nur verſtändlich, ſondern

F. n. C. 363. bis 430.

J. u. C. G. 363. bis 420.

von ihm erkauft hatten, wurden abgesezt, und bekamen auf ihre Bitte, nach der Verordnung der Synode, das dafür gegebene Geld zurück; behielten aber von ihrem geistlichen Stande nur das einzige Vorrecht übrig, daß sie mit den übrigen Geistlichen innerhalb des Altars das heilige Abendmahl genießen durften. An ihre Stelle wurden andere würdige Männer ernannt, und Sozomenus (H. Eccl. L. VIII. c. 6.) versichert, daß Chrysostomus in den angränzenden Gegenden noch mehr schlechte Bischöfe aus ihrem Amte gestoßen habe. Unter diesen war auch Gerontius, Bischof von Nicomedien, dem bereits Ambrosius, Bischof zu Mediolanum, die Stelle eines Diakonus genommen, und den Nectarius, der Vorgänger des Chrysostomus, umsonst abzusezen gesucht hatte. Gerontius war so beliebt zu Nicomedien, weil er die Arzneykunst, die er verstand, bey Armen und Reichen gleich willig und glücklich ausübte, daß die Einwohner, wie bey einem öffentlichen Unglücke, in ihrer Stadt, und selbst zu Constantinopel, Aufzüge anstellten, in denen sie Gebete absangen, daß ihnen Gott ihren Bischof wieder schenken möchte; und es mußte Gewalt angewandt werden, damit sein Nachfolger angenommen wurde. (Pallad. l. c. Socrat. L. VI. c. 15. Sozom. L. VIII. c. 6.)

Chrysostomus, der solchergestalt für die Kirchenzucht in Asien viel gethan hatte, kehrte nach einer mehr als dreymonatlichen Abwesenheit, nach Constantinopel zurück; fand aber daselbst einiges verändert. Er hatte seine Gemeine, während daß er sich in Asien aufhielt, dem Severianus, Bischof von Gabala in Syrien, zur Aufsicht empfohlen. Dieser Mann war wegen seiner Beredsamkeit und Wissenschaft berühmt. Nach dem Sokrates (l. c. c. 11.) und Sozomenus (l. c. c. 10.) bewog ihn der gute Fortgang, welchen Antiochus, Bischof von Ptolemais in Phönicien, ein wegen gleicher Gaben geschäzter und mit dem Nahmen

Chry-

inne er ihn beſchuldigte, ſich vieles von Kirchengütern zugeeignet, Bißthümer verkauft, und andere Ausſchweifungen begangen zu haben. Vergebens bemühte ſich Chryſoſtomus, eine Ausſöhnung zwiſchen den beyden Biſchöfen zu ſtiften; oder den Kläger zu einer gelaßnern Ueberlegung ſeines Vorhabens zu bringen. Er mußte die Klagſchrift vorleſen laſſen; Antoninus läugnete alle darinne enthaltene Vorwürfe: und da die übrigen Biſchöfe eine Unterſuchung derſelben in Aſien ſelbſt für nothwendig hielten, entſchloß ſich Chryſoſtomus, in dieſer Abſicht dahin zu reiſen. Doch Antoninus wußte ihn durch einen Herrn des Hofs unter dem Vorwande zurückzuhalten, daß die noch zerrüttete Hauptſtadt ſeiner Gegenwart benöthigt ſey; er zog ſogar den Euſebius auf ſeine Seite. Als daher Chryſoſtomus, im Einverſtändniß mit ſeiner Kirchenverſammlung, an Statt ſeiner, drey Biſchöfe nach Aſien ſchickte, unter welchen auch Palladius, Biſchof von Helenopolis, war, dem man alle dieſe Nachrichten zu danken hat, (Dial. de vita S. Ioh. Chryſoſt. p. 125. ſq. ed. Bigot.) erſchien Euſebius nicht einmal vor ihnen mit den Zeugen, welche er ſtellen ſollte; Antoninus aber gieng kurz darauf mit Tode ab. Gleichwohl wurde Chryſoſtomus ſowohl von der Geiſtlichkeit zu Epheſus, als von mehrern benachbarten Biſchöfen, dringend gebeten, wegen der daſelbſt eingeriſſenen kirchlichen Unordnungen, ſo bald als es möglich ſeyn würde, hinzukommen. Er that dieſes endlich auch im Jahr 401, ob er gleich kränklich war, und ſelbſt im Winter. Zu Epheſus hielt er eine Verſammlung von ohngefähr ſiebzig Aſiatiſchen Biſchöfen; fand, daß es daſelbſt zwo Partheyen in Anſehung der Beſetzung des dortigen Bißthums gab, die er nicht vereinigen konnte, und weihte daher nach dem Gutbefinden der Synode, ſeinen Diakonus Heraklides zum Biſchof dieſer Stadt. Die Sache des Antoninus wurde ebenfals auf der Synode vorgenommen. Sechs Biſchöfe, welche ihre Aemter

n. C. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 370.

Vertrauten des Chryſoſtomus angefeuert worden ſey. Denn eben derſelbe nahm ſich einſt nicht die Mühe auf zuſtehen, als Severianus vorbeygieng. Dieſes Merkmal der Verachtung brachte den erſtgenannten Biſchof ſo ſehr auf, daß er ohne alle Ueberlegung ausrief: „Wenn Serapio als ein Chriſt ſtirbt, ſo iſt Chriſtus nicht Menſch geworden.“ Aus dieſer Uebereilung machte Serapio ſogleich eine Ketzerey, indem er vorgab, auch dazu Zeugen von ſeiner Parthey anführte, der Biſchof habe ſchlechtweg die Menſchwerdung Chriſti geleugnet. Severianus vertheidigte ſich zwar; allein Chryſoſtomus glaubte ſeinem Diakonus mehr, und der große Hauffen wurde vollends gegen den Biſchof erhizt. Es kam ſo weit, daß dieſer die Stadt verlaſſen mußte: entweder, weil ihn der Patriarch aus derſelben vertrieb, wie Sokrates (H. Eccl. L. VI. c. 11.) ausdrücklich meldet; oder, wie manche zur Ehre des Chryſoſtomus aus einer ſeiner Predigten (Tom. III. p. 413.) ſchließen, durch einen Aufruhr des Volks genöthigt. Die Kaiſerin Eudoxia, welche dem Severianus ſehr gewogen war, ließ ihn ſogleich zurückkommen, und machte dem Chryſoſtomus darüber Vorwürfe; der aber, ſo ſehr ihn auch viele baten, allen Umgang mit dem Biſchof ablehnte. Endlich erſuchte ihn die Kaiſerin auf eine außerordentliche Weiſe darum, indem ſie ihren Prinzen Theodoſius, der noch ein kleines Kind war, in der Kirche zu ſeinen Füßen hinlegte, und in deſſen Nahmen flehte; er ließ ſich, nicht ohne Schwierigkeit erweichen. Darauf hielt er eine Predigt, (l. c. p. 412.) worinne er auch die Gemeine ermahnte, den Severianus im Frieden wieder aufzunehmen; ſo wie dieſer am folgenden Tage ebenfals predigte, und dieſe Ausſöhnung beſtätigte. Gleichwohl, ſagt Sokrates, (l. c.) blieb ein verborgner Groll zwiſchen den beyden Biſchöfen übrig. Man mag auch ſagen, was man will, und etwan, wie Tillemont, der ſtandhafte Heilige habe nur auf Gott in dem Menſchen geſehen:

Chryſoſtomus beehrter Lehrer, durch ſeine Predigten zu Conſtantinopel gewonnen hatte, indem er dafür reichlich beſchenkt worden war, ſich eben dahin zu begeben. Obgleich Severianus keine ſo angenehme griechiſche Ausſprache hatte, wie derſelbe; ſo wurde er ihm doch in der Schrifterklärung und in der Schönheit der Gedanken vorgezogen. Man kann ſich von ſeiner Geſchicklichkeit einen Begriff aus ſechs ſeiner Predigten über die Schöpfungsgeſchichte machen, die unter andern vom Montfaucon, (Opp. Chryſoſt. Tom. VI. p. 436. ſq.) nebſt einer Predigt eben dieſes Verfaſſers von der ehernen Schlange, herausgegeben worden: und dieſer Gelehrte hat noch andere Predigten des Severianus in ſeine Sammlung eingerücket. (Tom. III. p. 413. Tom. XII. p. 403. ſq.) Sie zeigen freylich, daß er weit hinter dem Chryſoſtomus ſtehe; daß er zwar kein verächtlicher Ausleger ſey, den Wortverſtand ſogar gegen die allegoriſchen Deutungen vertheidige, auch hin und wieder gründliche Betrachtungen einmiſche; aber doch weder in der Wahl der Sachen, noch im Vortrage der Sittenlehre, ſelbſt nicht in der Schreibart, ausnehmende Vorzüge habe. Er läßt ſich inſonderheit zu viel in phyſikaliſche Erläuterungen ein; bisweilen ſind es auch ſpielende Einfälle. Unterdeſſen ſcheinen ihn die Neuern meiſtentheils zu verächtlich beurtheilt zu haben, weil er einer von den Gegnern des Chryſoſtomus geweſen iſt. Genug, dieſer Biſchof erwarb ſich im Predigen zu Conſtantinopel, ſelbſt bey Hofe, einen großen Beyfall. Man giebt ihm jedoch Schuld, daß er, der ſich anfänglich in die Freundſchaft des Chryſoſtomus einſchmeichelte, während daß dieſer abweſend war, ihn aus der Gunſt ſeiner Gemeine durch allerley Künſte zu verdrängen geſucht habe. Serapio, dieſer Diakonus, der bereits oben (S. 415.) abgeſchildert worden iſt, meldete ſolches ſeinem Biſchof: und hier wird es ſehr wahrſcheinlich, daß die Uneinigkeit zwiſchen den beyden Biſchöfen hauptſächlich durch dieſen

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ver-

J. u. C. G. 363. bis 430.

Bestreben nach der allgemeinen Liebe, sich doch täglich mehrere Feindschaften zuzog, weil er sein Herz oft allein reden und handeln ließ, ohne ihm stets Bedachtsamkeit und Klugheit zu Wegweiserinnen zu geben.

Es braucht nunmehr nicht wiederholt zu werden, mit welcher zudringlichen Heftigkeit und Ungerechtigkeit Chrysostomus, seit dem Jahr 401. durch den Epiphanius und Theophilus in die Origenianischen Streitigkeiten, an welchen er niemals Antheil genommen hatte, gezogen, verketzert, auf der Kirchenversammlung zur Eiche im Jahr 403. abgesezt, und ins Elend verwiesen worden sey, nachdem alles dieses in der Geschichte der eben genannten Streitigkeiten, (oben S. 220-240.) ausführlich erzählt worden ist. Hier sieht man jedoch erst deutlich, wodurch diesen seinen Gegnern ihr Vorhaben erleichtert worden sey, und daß es ihnen an Reizung oder Unterstützung von Personen mancherley Standes, die wider ihn gleich gesinnt, zum Theil auch sehr mächtig waren, nicht gefehlt haben könne. Auch gehören hieher einige Erläuterungen dieser lezten Schicksale des Chrysostomus, die am gedachten Orte nicht schicklich genug angebracht worden wären.

Wenn man dem Palladius, (Dial. p. 48. sq.) der freylich ein eifriger Freund und Verehrer des Chrysostomus war, in allem was diesen betrift, glauben darf: so verbanden sich, außer den beyden schon erwähnten Bischöfen, Antiochus und Severianus, auch Akacius, Bischof von Beröa in Syrien, und Isaacius, ein Abt aus eben diesem Lande, wider denselben. Die beyden erstern waren seine Nebenbuhler an Beredsamkeit und Beyfall; der Abt hatte sich schon lange ein Geschäfte daraus gemacht, Bischöfe zu lästern, und Akacius hielt sich von dem Patriarchen verachtet. Er hatte nämlich zu Constantinopel keine bequeme Wohnung bekommen, und scheuete sich daher nicht, vor einigen

Geist-

Geiſtlichen deſſelben zu ſagen: „Ich will ihm ſchon ein Gericht zubereiten!“ Zuerſt ſchrieben ſie nach Antiochien, um etwas aus den jüngern Jahren des Chryſoſtomus zu erfahren, das ihm zur Schande gereichte. Da ſie aber vergeblich nachgeforſcht hatten, wandten ſie ſich an den Patriarchen Theophilus zu Alexandrien, der aus alter Abneigung gegen den Chryſoſtomus, und durch dasjenige, was mit den langen Brüdern vorgefallen war, erbittert, zur Beförderung ihrer Abſichten das meiſte beytragen konnte. Epiphanius, ſein Freund, machte die erſten Verſuche dieſer Art zu Conſtantinopel, die jedoch mißlangen. Nach ſeiner Abreiſe im Jahr 403, bemühten ſich nicht allein die Verbundenen, ſondern auch die Kaiſerin, und andere über den Chryſoſtomus Mißvergnügte, den Theophilus zum Werkzeuge ihrer Rache in die Hauptſtadt zu ziehen. Er war zwar ſelbſt von Aegyptiſchen Mönchen am kaiſerlichen Hofe verklagt, und zur Verantwortung gefordert worden; aber ſeine Parthey hatte ſich nach und nach dergeſtalt verſtärkt, daß er die gleich anfänglich entworfene Abſetzung des Chryſoſtomus, im Vertrauen auf den Beyſtand der Kayſerin, durch die widerrechtlichſten Mittel zu Stande brachte.

J. n. C. G. 363. 416 430.

Ob man gleich in der angeführten Stelle bereits geſehen hat, (oben S. 230. fg.) mit welchem Bewußtſeyn der Unſchuld, und mit welcher Mäßigung gegen ſeinen Hauptfeind, ſich Chryſoſtomus in dieſer Verfolgung betragen habe; wie ganz erdichtet inſonderheit die Beſchuldigung des Origenismus wider ihn geweſen ſey; ſo iſt doch eben hier der Ort, wo auch die übrigen Klagpunkte, welche zuſammengerafft wurden, um ihn mit einigem Scheine des Rechts ſtürzen zu können, aus der ſchon bekannten Nachricht des Photius angeführt werden müſſen. Die neun und zwanzig erſten, welche ein Diakonus zu Conſtantinopel übergab, warfen ihm vor, daß er eben dieſen abgeſetzt, Kirchengüter verkauft,

J. u. C. G. 363. bis 430. Bestreben nach der allgemeinen Liebe, sich doch täglich mehrere Feindschaften zuzog, weil er sein Herz oft allen reden und handeln ließ, ohne ihm stets Bedachtsamkeit und Klugheit zu Wegweiserinnen zu geben.

Es braucht nunmehr nicht wiederholt zu werden, mit welcher zudringlichen Heftigkeit und Ungerechtigkeit **Chrysostomus**, seit dem Jahr 401. durch den **Epiphanius** und **Theophilus** in die **Origenianischen** Streitigkeiten, an welchen er niemals Antheil genommen hatte, gezogen, verketzert, auf der **Kirchenversammlung zur Eiche** im Jahr 403. abgesezt, und ins Elend verwiesen worden sey, nachdem alles dieses in der Geschichte der eben genannten Streitigkeiten, (oben S. 220-240.) ausführlich erzählt worden ist. Hier sieht man jedoch erst deutlich, wodurch diesen seinen Gegnern ihr Vorhaben erleichtert worden sey, und daß es ihnen an Reizung oder Unterstützung von Personen mancherley Standes, die wider ihn gleich gesinnt, zum Theil auch sehr mächtig waren, nicht gefehlt haben könne. Auch gehören hieher einige Erläuterungen dieser lezten Schicksale des Chrysostomus, die am gedachten Orte nicht schicklich genug angebracht worden wären.

Wenn man dem **Palladius**, (Dial. p. 48. sq.) der freylich ein eifriger Freund und Verehrer des **Chrysostomus** war, in allem was diesen betrift, glauben darf: so verbanden sich, außer den beyden schon erwähnten Bischöfen, **Antiochus** und **Severianus**, auch **Akacius**, Bischof von Beröa in Syrien, und **Isaacius**, ein Abt aus eben diesem Lande, wider denselben. Die beyden erstern waren seine Nebenbuhler an Beredsamkeit und Beyfall; der Abt hatte sich schon lange ein Geschäfte daraus gemacht, Bischöfe zu lästern, und Akacius hielt sich von dem Patriarchen verachtet. Er hatte nämlich zu Constantinopel keine bequeme Wohnung bekommen, und scheuete sich daher nicht, vor einigen Geist-

Geiſtlichen deſſelben zu ſagen: „Ich will ihm ſchon ein Gericht zubereiten!“ Zuerſt ſchrieben ſie nach Antiochien, um etwas aus den jüngern Jahren des Chryſoſtomus zu erfahren, das ihm zur Schande gereichte. Da ſie aber vergeblich nachgeforſcht hatten, wandten ſie ſich an den Patriarchen Theophilus zu Alexandrien, der aus alter Abneigung gegen den Chryſoſtomus, und durch dasjenige, was mit den langen Brüdern vorgefallen war, erbittert, zur Beförderung ihrer Abſichten das meiſte beytragen konnte. Epiphanius, ſein Freund, machte die erſten Verſuche dieſer Art zu Conſtantinopel, die jedoch mißlangen. Nach ſeiner Abreiſe im Jahr 403, bemühten ſich nicht allein die Verbundenen, ſondern auch die Kaiſerin, und andere über den Chryſoſtomus Mißvergnügte, den Theophilus zum Werkzeuge ihrer Rache in die Hauptſtadt zu ziehen. Er war zwar ſelbſt von Aegyptiſchen Mönchen am kaiſerlichen Hofe verklagt, und zur Verantwortung gefordert worden; aber ſeine Parthey hatte ſich nach und nach dergeſtalt verſtärkt, daß er die gleich anfänglich entworfene Abſetzung des Chryſoſtomus, im Vertrauen auf den Beyſtand der Kayſerin, durch die widerrechtlichſten Mittel zu Stande brachte.

J. n. C. 363. bis 420.

Ob man gleich in der angeführten Stelle bereits geſehen hat, (oben S. 230. fg.) mit welchem Bewußtſeyn der Unſchuld, und mit welcher Mäßigung gegen ſeinen Hauptfeind, ſich Chryſoſtomus in dieſer Verfolgung betragen habe; wie ganz erdichtet inſonderheit die Beſchuldigung des Origenismus wider ihn geweſen ſey; ſo iſt doch eben hier der Ort, wo auch die übrigen Klagpunkte, welche zuſammengerafft wurden, um ihn mit einigem Scheine des Rechts ſtürzen zu können, aus der ſchon bekannten Nachricht des Photius angeführt werden müſſen. Die neun und zwanzig erſten, welche ein Diakonus zu Conſtantinopel übergab, warfen ihm vor, daß er eben dieſen abgeſetzt, Kirchengüter verkauft,

J. n. C. G. 363. bis 430.

kauft, einen Mönch habe prügeln laſſen, die Geiſtlichen mit Schimpfnahmen belegt, Kirchendiener als Diebe vorgefordert, einen groben Verbrecher zum Biſchof, ja auf einmal vier Biſchöfe geweiht, den Serapio, wider welchen ebenfals harte Beſchuldigungen vorkamen, zum Aelteſten beſtellt, andere Geiſtliche verfolgt, einen anſehnlichen Herrn an die aufrühriſchen Soldaten verrathen habe; weder beym Eingange in die Kirche, noch beym Ausgange bete; ganz allein mit Frauensperſonen umgehe; allein bade, allein und auf eine unmäßige Art eſſe; und dergleichen mehr. Als Chryſoſtomus ſich geweigert hatte, vor den geſammten Biſchöfen, die ihn wegen dieſer Klagen verhören wollten, zu erſcheinen, wenn nicht ſeine offenbaren Feinde unter ihnen abtreten würden: ſo unterſuchten ſie zwo derſelben, nahmen aber bald noch mehrere an, die wider ihn angebracht wurden. Durch dieſe ward er einer gewaltſamen Partheylichkeit für die Origeniſten, eines Mangels an Gaſtfreyheit, weil er allein ſpeiſete, einer unerlaubten Nachſicht gegen oftmalige Sünder, einer aufrühriſchen Verhetzung des Volks gegen die Synode, ſogar einer Gotteslästerung beſchuldigt, weil er in der Kirche geſagt hätte, das Gebet Chriſti ſey deswegen nicht erhört worden, weil er nicht recht gebetet habe. Auch ſollte er ſich hart und beſchimpfend gegen Biſchöfe und andere Geiſtliche betragen, ſich in fremde Kirchenſprengel eingedrungen, und darinne Biſchöfe geweiht, ſich in der Kirche gerühmt haben, er ſey wahnwitzig; anderer unerheblicher Punkte nicht zu gedenken. — Daß nicht alle dieſe Vorwürfe erdichtet geweſen ſind, fällt ſogleich in die Augen. Aber ſelbſt diejenigen, von welchen man einigen Grund in dem Leben des Chryſoſtomus findet, wurden zu bitter und feindſelig gedreht. Wenn er in dem Kirchenſprengel des Biſchofs von Epheſus eine kirchliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hat: ſo geſchah dieſes in einem außerordentlichen Falle, auf Verlangen der dortigen Geiſtlichkeit, und mit Einwilligung einer daſelbſt zuſammenberufe-

rufenen Synode. Er ſagt freylich im Anfange einer oben angeführten Predigt, daß er vor Freude über ein geiſtliches Siegsgepränge beynahe unſinnig ſey; aber die ſonderbare Gelegenheit und der Zuſammenhang ſeiner Rede milderten dieſen Ausdruck. Eben ſo leicht, zum Theil noch leichter, laſſen ſich andere dieſer Anklagen zu ſeinem Vortheil wenden: und daraus allein wird es ſchon höchſt wahrſcheinlich, daß ihn ſeine Feinde ungerecht behandelt, vieles in ſeinem Verhalten übertrieben, unſichere Gerüchte aufgehaſcht, und beſonders ſeine um anderer Urtheile unbekümmerte offene Art zu reden und zu handeln wider ihn genuzt haben mögen. Der ſchlimme Ruf, in welchem Theophilus ſtand, und die Ränke, welche er mit ſeiner Parthey ſpielte; ſo wie das Zeugniß, welches für den Chryſoſtomus, ſein öffentliches Leben, ſeine Gemeine, Geſchichtſchreiber und Nachwelt abgelegt haben, beſtätigen dieſe Meinung noch mehr. J. u. C. G. 303. bis 430.

Chryſoſtomus betrug ſich bey dieſen Angriffen auf ſeine Ehre und ſein Leben ſelbſt, (denn er wurde dem Kaiſer als ein Verbrecher wider die höchſte Gewalt vorgeſtellt,) mit aller Würde und Standhaftigkeit. Allein nachdem er auf kaiſerlichen Befehl aus der Stadt geführt, und gleich darauf wieder, wegen der ungeſtümen Forderung des Volks, auch weil der Hof durch ein Erdbeben erſchröckt wurde, zurückberufen worden war, hütete er ſich eben ſo wenig, als vorher geſchehen ſeyn mag, durch gewiſſe Freyheiten, die er ſich nahm, ſeinen Feinden Blößen wider ſich zu geben. In einer von den Predigten, welche er alsbald nach ſeiner Zurückkunft an ſeine erfreuete Gemeine hielt, verglich er die Verſuche des Theophilus, als eines Aegyptiers, gegen dieſelbe, obgleich ohne ihn zu nennen, mit dem vergeblichen Beſtreben des Aegyptiſchen Königs, die Keuſchheit der Sara zu verletzen. Dieſer Barbar, ſagte er, habe gleichwohl ſein Vergehen gegen den Abraham erkannt; allein der jetzige Verfolger der Kirche bleibe bey

J. u. C. G. 363. bis 420.

seiner Wuth, nachdem er den Hirten verjagt, und die Heerde zerstreuet habe. Darauf erzählte er seinen Zuhörern, wie er schon durch das Meer von ihnen getrennt, doch immer mit ihnen beschäftigt gewesen sey; aber mitten in der Nacht einen Brief von der Kaiserin empfangen habe, worinne die Worte enthalten waren: „Deine Heiligkeit mag ja nicht glauben, daß ich das Geschehene gewußt habe; ich bin unschuldig an deinem Blute. Schlimme und verdorbene Menschen haben diese Unternehmung ausgeführt. Gott aber, dem ich diene, ist Zeuge meiner Thränen.“ Er rühmte darauf ihren Eifer um seine Zurückberufung, und nicht weniger die liebevolle Ergebenheit seiner Gemeine gegen ihn. Ueberhaupt fehlt es dieser Rede nicht an rührenden Stellen; aber seiner Feinde hätte der Verfasser mit mehr Sanftmuth, oder, um den höchsten Sieg über sich davon zu tragen, gar nicht gedenken sollen. (Homil. post reditum ab exsilio p. 427. sq. Tom. III. Opp. ed. Montef.)

Kaum waren jedoch zween Monathe nach der Rückkunft des Chrysostomus verflossen, als seine Feinde gleichsam von neuem zu seinem Schaden aufwachten. Mit Rechte verlangte er zwar, daß auf einer neuen Kirchenversammlung das ungerechte Urtheil der vorhergehenden über ihn aufgehoben werden möchte. Es erklärten ihn auch schon viele in der Hauptstadt anwesende Bischöfe für unschuldig. Allein unglücklicher Weise wurde um diese Zeit eine silberne Bildsäule der Kaiserin, auf einem erhabenen Fußgestelle, nicht weit von der Sophien-Kirche aufgerichtet; und das Volk belustigte sich dabey, wie es gewöhnlich war, durch allerhand Spiele und Tänze. Chrysostomus, der immer gegen die Schauspiele mit einem besondern Eifer geprediget hatte, weil sie die Sitten wirklich zu vergiften schienen, und Kälte gegen den öffentlichen Gottesdienst bey vielen erzeugten, glaubte, daß diese lärmende Feyerlichkeit

lichkeit recht eigentlich zum Schimpfe der Kirche veranſtaltet worden ſey. Er beklagte ſich alſo mit gewohnter Freymüthigkeit vor der Gemeine darüber. An Statt, ſchreibt Sokrates, (H. E. L. VI. c. 18.) daß er den Hof durch glimpfliche Vorſtellungen dahin hätte bringen ſollen, dieſe Luſtbarkeiten einzuſtellen, bediente er ſich vielmehr Schmähworte wider diejenigen, welche ſie angeordnet hatten. Eudoxia zog dieſes vornehmlich auf ſich, und ließ eine Anzahl Biſchöfe ſich wider ihn verſammlen. Als Chryſoſtomus davon Nachricht bekam, hielt er die berühmte Predigt, die ſich mit den Worten anfieng: „Abermals wütet die Herodias! „abermals iſt ſie in der heftigſten Bewegung! abermals „tanzt ſie! abermals wünſcht ſie das Haupt Johannis „auf einer Schüſſel zu empfangen.“ Mit dieſer Erzählung ſtimmt auch die beym Sozomenus (L. VIII. c. 20.) befindliche faſt in allem überein. Tillemont ſezt zwar (Mémoires, T. XI. p. 216. ed. de Paris,) der Anmerkung des Sokrates eine Nachricht des Theophanes (Chronogr. p. 68. Pariſ. 1655. fol.) entgegen, nach welcher Chryſoſtomus allerdings dem Befehlshaber der Stadt über dieſe Unanſtändigkeit Vorſtellungen gethan habe; daß aber dieſer, der ein noch mit heydniſchen Grundſätzen angefüllter Manichäer geweſen ſey, die Kaiſerin vielmehr wider den Chryſoſtomus, als einen Mann, dem Ehrenbezeugungen, welche ihr erwieſen würden, unausſtehlich wären, mehr erbittert habe. Geſezt ſogar, daß hier ein Schriftſteller vom Anfange des neunten Jahrhunderts mehr Glauben verdiente, als Sokrates, der ſo bald nach dieſer Begebenheit geſchrieben hat; ſo würde dieſes doch keine hinlängliche Rechtfertigung ſeyn, um mit Tillemont behaupten zu können, „der Heilige habe bey dieſer Angelegenheit mit aller Klugheit und Schonung gehandelt, die ſich für einen Biſchof ſchicke.“ Eben ſo partheyiſch und noch gezwungener iſt es, wenn dieſer Schriftſteller hinzuſezt, Chryſoſtomus und ſein Schüler Pallas-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

dius hätten ſtets ſo viele Ehrerbietung gegen die Kaiſerin bewieſen, daß man ihn für unfähig halten müſſe, das Volk ſo beleidigend wider ſie aufgebracht zu haben; es könne wohl ſeyn, daß er die angeführten Worte gebraucht habe, ohne an ſie zu denken; aber die Bosheit ſeiner Feinde hätte dieſelben auf die Kaiſerin gedeutet, damit er ihr deſto verhaßter würde. (p. 217.) So muß man dem gemeinſchaftlichen Zeugniſſe chriſtlicher und heydniſcher Geſchichtſchreiber dieſer Zeit widerſprechen, oder es dreiſt verdrehen, wenn ein Mann, der als Heiliger verehrt wird, durchaus keinen Fehler begangen haben ſoll. Allein Theophanes ſagt nicht einmal dasjenige völlig, was ihm beygelegt wird; er meldet nur, daß Chryſoſtomus, unwillig über die Störung des öffentlichen Gottesdienſtes durch die in der Nähe von dem Befehlshaber angeſtellten Luſtbarkeiten, heftig wider ihn geredet habe: und das konnte gar wohl in einer Predigt geſchehen ſeyn. Es giebt auch noch eine Predigt mit dem berüchtigten Anfange von der Herodias unter den übrigen Werken des Chryſoſtomus (Tom. VIII. inter ſpuria, p. 1. ſq. ed. Mont.) Sie iſt aber nur eine mittelmäßige Beſchreibung böſer und guter Weiber, die nicht von ihm, ſondern, wie Montfaucon gezeigt hat, von einem Griechen gleich nach ſeiner Zeit, zur Nachahmung ſeiner wahren Predigt, aufgeſezt worden ſeyn mag.

Eudoxia alſo ließ eine zahlreiche Verſammlung von Biſchöfen in der Hauptſtadt zuſammenkommen, um an der Abſetzung des Chryſoſtomus zu arbeiten. Welchen Vorwand ſeine Feinde auf derſelben zur Erreichung ihrer Abſicht gewählt haben, iſt bereits oben (S. 235. fg.) gemeldet worden. Er hatte zwar mehr als vierzig Biſchöfe auf ſeiner Seite, und vertheidigte ſich muthig auf dieſer Synode. Allein der Kaiſer wurde bald dahin gebracht, daß er ihm befehlen ließ, ſich aus der Kirche wegzubegeben. Nach dem Sokrates (L. VI. c. 18.) gehorchte Chryſoſtomus dieſem Befehl; Palladius

:dius hingegen, ſein Vertrauter, berichtet, (p. 81. J. n. C. G. 363. bis 430.
.) daß er geantwortet habe, da ihm Gott die ſogenann-
: heilige Sorge für ſeine Kirche übergeben habe, ſo
önne er ſie nicht verlaſſen, wenn er nicht mit Gewalt
us derſelben vertrieben würde. Dieſe wurde auch
irklich angewandt; man erlaubte ihm bloß in ſeinem
iſchöflichen Hauſe zu bleiben. An eben demſelben Ta-
e, (es war der Sabbath; oder der Sonnabend vor
ſtern im Jahr 404.) verübte die nunmehr ſiegende Ge-
enpartheq des Patriarchen in den vornehmſten Kir-
hen der Hauptſtadt die ſchändlichſten Gewaltthätigkei-
en, um alle Verbindung zwiſchen ihm, den Aelteſten,
Kirchendienern, und der Gemeine überhaupt, zu zer-
eiſſen. Die Kirchen waren am Abend deſſelben Tages
nit Menſchen angefüllt; es war inſonderheit die feyer-
iche Zeit, da Tauſende die Taufe, und gleich darauf
as heilige Abendmahl empfiengen. Auf Anſtiften des
Akacius, und anderer verbundenen Biſchöfe, drangen
Schaaren von Soldaten in die Kirchen, zerſtreuten,
chlugen und mißhandelten ſonſt die Anweſenden, beſon-
ers die Geiſtlichen; begiengen auch allerhand andern
Muthwillen. Als ſich eine Menge der Flüchtlinge in
ie Bäder des Conſtantius zog, wo ſie die gottesdienſt-
ichen Handlungen fortſezten, wurden ſie auch daſelbſt
on Soldaten überfallen, und litten vielfaches Unge-
nach. Dieſe Ausſchweifungen, welche in einem groſ-
en Theil der Nacht vorfielen, giengen auch am Morgen
es Oſterfeſtes mit verſtärkter Härte fort. Die Feinde
es Chryſoſtomus wollten alle Einwohner von Con-
antinopel nöthigen, die kirchliche Gemeinſchaft mit
hm aufzugeben, und ſie mit ihnen öffentlich zu unter-
alten. Daher wurden mehrere, die ihm ergeben blie-
en, ins Gefängniß geworfen, auch Leibesſtrafen ge-
raucht, ſie von ihm abwendig zu machen. Da aber
eine ſtandhaften Anhänger in verſchiedenen Gegenden
er Stadt fortfuhren, ihre Verſammlungen anzuſtellen,
annte man ſie ſeitdem Johanniten. Er ſelbſt wand-

J. u. C. G. 363. bis 430.

te ſich während dieſer Zerrüttung ſeiner Gemeine, und gewiſſermaaßen eigenen Gefangenſchaft, an die vornehmſten Italiäniſchen Biſchöfe, um von der abendländiſchen Kirche einige Unterſtützung zu erlangen, die er ſich in der morgenländiſchen nicht mehr verſprechen durfte; aber wie vergeblich, obgleich der Kaiſer Honorius ſogar ſich ſeiner Sache annahm, hat man auch bereits an einem andern Orte (oben S. 237-238.) geleſen. Sein Schickſal verſchlimmerte ſich nach und nach: es zeigten ſich wahrſcheinliche Merkmale, daß ihm Meuchelmörder nach dem Leben trachteten. Zwar wachten deswegen die hitzigſten ſeiner Verehrer unter dem Volke bey Tage und bey Nacht um ſein Haus herum. Allein deſto eifriger ſtellten die Biſchöfe, ſeine Verfolger, dem Kaiſer vor, der Pöbel werde nicht eher ruhig werden, bis Chryſoſtomus aus der Stadt vertrieben worden ſey; auch würden ſonſt die Kirchengeſetze ihre Gültigkeit verlieren. Arcadius ließ ihm alſo befehlen, ſeine Gemeine und Wohnung gänzlich zu verlaſſen. (Pallad. Dial. p. 76. ſq. Socrat. L. VI. c. 18. Sozom. L. VIII. c. 20-22.)

Jezt entſchloß ſich Chryſoſtomus, nicht allein der Gewalt zu weichen; ſondern auch zu verhüten, daß es nicht, wie man beſorgte, zwiſchen den Soldaten, welche nöthigen Falls den kaiſerlichen Befehl vollſtrecken ſollten, und dem ungeſtümen Hauffen, der ihn zu beſchützen bereit war, ſeinetwegen zu blutigen Händeln käme. Er küßte zum Abſchiede einige ſeiner Freunde unter den Biſchöfen mit Thränen: denn bey allen konnte er es vor Schmerz nicht thun. Darauf ſagte er in der Taufkapelle zu der Olympias, und zu zwo andern Diakoniſſinnen, er glaubte ſeinen Lauf bald vollendet zu haben, und ſie würden ihn ſchwerlich wieder ſehen; aber er bitte ſie, der Kirche ſo wie bisher, ihre Dienſte zu leiſten, und demjenigen, der zwar ungern, jedoch mit allgemeiner Einwilligung, an ſeine Stelle zum Biſchof würde geweiht werden, ſich eben ſo, wie ihm, zu unter-

unterwerfen. Da ſie weinend ſeine Füße umfaßten, ließ er ſie durch einen Aelteſten wegbringen, damit das Volk nicht durch ſie in Bewegung geſezt würde. Vor die eine Kirchthüre ließ er ſein gewöhnliches Pferd führen; gieng aber zur andern hinaus, und überlieferte ſich den Soldaten, unter deren Bedeckung er nach Nicäa in Bithynien reiſte. (Pallad. l. c. p. 89. ſq.) J. n. C. G. 363. bis 430.

Seine Entfernung ſtellte gleichwohl die Ruhe zu Conſtantinopel nicht wieder her. Schon die Nachricht von ſeiner Wegführung ſtiftete großes Mißvergnügen, Getümmel und Unordnungen in der Hauptkirche. Als dieſe aber gleich darauf plözlich zu brennen anfieng, und mit derſelben das benachbarte Rathhaus, ein nicht weniger prächtiges Gebäude, zu Grunde gieng: da ſtieg die Erbitterung beyder Partheyen gegen einander noch höher. Die Anhänger des Chryſoſtomus, welche zum Theil in der Kirche eingeſchloſſen worden waren, als man ihn wegbrachte, beſchuldigten ſeine Feinde, das Feuer angelegt zu haben, um ſie mit zu verbrennen. Dieſe hingegen behaupteten, die Freunde des abgeſezten Patriarchen hätten die Kirche aus Wuth und Rache angezündet. Man muß geſtehen, daß dieſe leztere Erzählung durch den Beytritt von zween ſo anſehnlichen Geſchichtſchreibern beyder Religionspartheyen, als Sokrates (L. VI. c. 18.) und Zoſimus (Hiſt. L. V. c. 24. p. 451. ſq. ed. Reitem.) ſind, die wahrſcheinlichſte werde; zumal da das gemeine Volk, dem in ſeiner Rachbegierde nichts zu ehrwürdig und heilig iſt, weil es ſelbſt ſehr wenig zu verlieren hat, mit ſo vieler Hize auf der Seite des Chryſoſtomus beharrte. Genug, dieſes Unglück zog den ſogenannten Johanniten eine noch heftigere Verfolgung zu. Viele derſelben wurden gefangen geſezt, und gemartert, damit ſie bekennen möchten, die Feuersbrunſt geſtiftet zu haben; aber keiner von ihnen geſtand etwas dergleichen, und man konnte es auch nicht erwarten, da gerade die verſtändigſten von ſeiner

J. n. C. G. 363. bis 430.

Parthey, Geiſtliche beyderley Geſchlechts inſonderheit, ja er ſelbſt, als Theilnehmer dieſes Verbrechens angeſehen wurden. Dazu kam eine neue Verlegenheit, in welche ſich ſeine Freunde geſezt ſahen. Sie ſollten den Arſacius, einen Bruder des ehemaligen Biſchofs Nectarius, der als ein Aelteſter von achtzig Jahren, und, wie ihm Palladius (Dial. p. 94.) vorwirft, wider ſeinen Eid, niemals ein Bißthum anzunehmen, das Conſtantinopolitaniſche erhielt, als Nachfolger des Chryſoſtomus erkennen. Als ſie aber noch ferner ihre abgeſonderten gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten, zeigte ſolches Arſacius, der ſonſt für einen ſanften und frommen Mann gehalten wurde, dem Kaiſer an. Auf deſſen Verordnung drangen wiederum Soldaten in dieſe Zuſammenkünfte, ſchlugen und plünderten die Anweſenden. Hierauf verließen manche Johanniten die Stadt; die übrigen verſammelten ſich heimlich. Eine neue Unterſuchung über das Feueranlegen verurſachte, daß mehrere von ihnen ins Gefängniß geſchleppt, einige auch mit Martern belegt wurden, unter welchen ein Vorleſer den Geiſt aufgab. Olympias mußte eine anſehnliche Geldſtrafe zahlen, weil ſie ſich der Kirchengemeinſchaft mit dem Arſacius entzog; verſchiedene Biſchöfe verloren deswegen ihre Aemter. (Pallad. l. c. p. 91. ſq. Socrat. l. c. et c. 19. Sozom. l. c. c. 22. 23.)

Unterdeſſen wurde Chryſoſtomus nach Cucuſus, der ödeſten Stadt von Armenien, fortgeführt. Er hatte ſich umſonſt durch ſeine Freunde Mühe gegeben, daß ihm kein ſo ſehr entlegener Ort ſeiner Verweiſung beſtimmt werden möchte. Die Kaiſerin wollte es: ſie ſtarb noch in dieſem Jahr 404, und es fehlte nicht an Leuten, welche ihren Tod, ein furchtbares Hagelwetter, das die Hauptſtadt um dieſe Zeit traf, und andere Begebenheiten, göttliche Strafen nannten, welche auf die ungerechte Abſetzung eines ſo vortreflichen Lehrers gefolgt wären. Neuere Schriftſteller ſind, nach einer gewöhnlichen

lichen Uebereilung der Menſchen in der Entſcheidung über Gottes Abſichten, geneigt geweſen, dieſem Urtheil beyzupflichten. Allein Sokrates (H. E. L. VI. c. 19.) geſteht mit einer weiſern Beſcheidenheit, daß er die Urſachen dieſer Vorfälle Gotte, der das Verborgene kennt, überlaſſe. Chryſoſtomus hatte auf ſeiner langen und beſchwerlichen Reiſe eine harte Krankheit auszuſtehen; er erfuhr auch ſehr verſchiedene Begegnungen. Perſonen von jedem Geſchlechte und Stande kamen ihm entgegen, und mit Zeichen ihrer Ehrerbietung und mitleidigen Liebe hülfreich zuvor. Hingegen entbrannte der Biſchof von Cäſarea in Cappadocien eben über dieſe große und allgemeine Zuneigung, die ſich gegen den unglücklichen Patriarchen, während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt, offenbarte, in eine ſo heftige Eiferſucht gegen ihn, daß er ſeine Wohnung durch einen Haufen wütender Mönche umringen ließ, welche dieſelbe anzuzünden drohten, wenn er nicht die Stadt räumte. Weder der Befehlshaber der Stadt, noch die begleitenden Soldaten, konnten ihn dawider ſchützen. Er mußte zu einer Zeit, da die umliegenden Gegenden durch die Iſauriſchen Räuber höchſt unſicher gemacht wurden, abreiſen, und langte endlich zu Cucuſus an, einem ſo elenden Städtchen, daß es nicht einmal einen Markt von Lebensmitteln hatte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Gleichwohl fand er daſelbſt die beſte Aufnahme, und eine Ruhe, die er zu Conſtantinopel nicht genoſſen hatte. Viele Verehrer und Freunde von ihm, in der Nähe und in der Ferne, darunter auch Olympias war, ſorgten hinlänglich für ſeine Bedürfniſſe. Er bekam Beſuche aus allen umliegenden Städten und Landſchaften; wirklich wurde er als ein Verwiesner berühmter und geehrter, als da er noch der zweyte Biſchof des Reichs geweſen war. Da er ſolchergeſtalt aufgemuntert ward, verließ ihn die Lebhaftigkeit und Thätigkeit ſeines Geiſtes deſto weniger. Er führte noch immer

J. n. C. G. 368. bis 430.

eine Art von Aufſicht über den ihm getreuen Theil der Gemeine zu Conſtantinopel, indem er den Arſacius für keinen rechtmäßigen Biſchof hielt; tröſtete ihre Mitglieder im Leiden, und empfohl ihnen einen ſtandhaften Muth. Mit gleichem Eifer nahm er ſich vieler anderer kirchlicher und beſonderer Angelegenheiten an. Es fehlte ihm ſo wenig an Gelde, daß er vielen Dürftigen Geſchenke machen, und eine ziemliche Anzahl Gefangener von den Iſauriern, welche den Zugang zu ſeinem Aufenthalte ſehr beunruhigten, loskaufen konnte. Um die Ausbreitung des Chriſtenthums in Phoenizien zu befördern, verſprach er alle Koſten zur Aufbauung von Kirchen, oder Unterſtützung der Chriſten daſelbſt herzugeben. Eben dieſe Abſicht betrieb er unter den Perſern und Gothen; er war unermüdet, Chriſten aller Art Anleitungen zum Beſten ihrer Religion, und zu ihrem eigenen, zu geben. Dieſes iſt ohngefähr der mannichfaltige Inhalt einer Menge von Briefen, die er vom Anfange ſeiner Verfolgung her, aber hauptſächlich als ein Verwiesner, geſchrieben hat. Er fand in dieſem Briefwechſel mit ſo vielen feurigen Freunden, die ihm ſein Unglück am deutlichſten entdeckte, ein ungemeines Vergnügen, und hörte nicht auf, ihre Zuſchriften mit aller Sehnſucht einzufordern. Einige der ſeinigen ſind ausführliche Abhandlungen, die er beſonders an ſeine Freundin Olympias richtete. So ſpricht er ihr in einem aus Cucuſus geſchriebenen Briefe (Tom. III. Opp. p. 527. ſq. ed. Montef.) Troſt zu, wegen der Uebel, welche die Kirche betrafen; erinnert ſie an ſeine oftmalige Vorſtellung, daß nichts zu fürchten ſey, als die Sünde, und zeigt an bibliſchen Beyſpielen, warum Gott nicht ſelten die Trübſale eine Zeitlang fortwähren laſſe. In dem darauf folgenden noch weitläuftigern Schreiben, (l. c. p. 535. ſq.) ermahnte er ſie wiederum durch viele Gründe, ihre Traurigkeit abzulegen, und fuhr noch in einem dritten fort, (l. c. p. 552. ſq.) ihr die ſchlimmen Folgen einer übermäßigen Betrübniß zu entwickeln;

wickeln; aber auch begreiflich zu machen, daß die Widerwärtigkeiten dem Frommen vielmehr Freude wegen ſeiner künftigen Belohnung erwecken müſſen. Es gehört in der That eine gewiſſe Hoheit der Seele dazu, andere, die über unſer Unglück trauern, mit ſo vieler Stärke aufzurichten, als es Chryſoſtomus hier gethan hat. Ueberhaupt erblickt man ihn in ſeinen Briefen von mehrern beſonders rührenden und liebenswürdigen Seiten. J. n. C. G. 363. bis 430.

Aber einer unter denſelben, wenigſtens unter den ihm beygelegten, hat in den neuern Zeiten ſo merkwürdige Streitigkeiten veranlaßt, daß ſeiner hier beſonders gedacht werden muß. Petrus Martyr, dieſer berühmte Dominikaner, der zu den Proteſtanten übergieng, ſchrieb zuerſt die lateiniſche Ueberſetzung von einem Briefe des Chryſoſtomus an den Mönch Cäſarius, aus einer Handſchrift im Dominikanerkloſter zu Florenz, ab, und führte dieſen Brief wider die Römiſch-katholiſchen an, ohne zu ſagen, wo er ihn hergenommen habe. Seine Abſchrift gieng jedoch nach des Engliſchen Erzbiſchofs Cranmers Tode, in deſſen Bücherſammlung er ſie zum Denkmal der Glaubwürdigkeit niedergelegt hatte, verloren. Man antwortete daher den Proteſtanten, welche ſich ebenfals auf dieſen Brief, als auf ein Zeugniß wider die Brodverwandlung im heiligen Abendmahl beriefen, er ſey nirgends vorhanden, und Martyr möchte ihn wohl ganz erdichtet haben. Emerich Bigot war indeſſen aufrichtiger, als andere ſeiner Glaubensgenoſſen: er hängte die in einigen ſpätern griechiſchen Schriftſtellern befindlichen Stücke der griechiſchen Urſchrift dieſes Briefs, mit der gedachten Ueberſetzung, die er aus der genannten Handſchrift abzuſchreiben gewußt hatte, ſeiner Ausgabe von des Palladius Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus, (Paris, 1680. 4.) an; begleitete ſie auch mit einer Vorrede und Anmerkungen. Schon war alles dieſes abgedruckt, als der Cenſor, aus Beſorgniß für die Ehre des Lehrbegriffs

J. n. C. 363. bis 430. begriffs ſeiner Kirche urtheilte, daß es weggelaſſen werden müßte: und die Blätter, worauf es ſtand, wurden auf des Königs eigenen Befehl zerriſſen. Daraus iſt eine Lücke in der Seitenzahl jener Ausgabe entſtanden, welche von der 234. Seite ſogleich zur 245ſten geht. Allein die Proteſtanten, welche dieſe Verſtümmelung erfuhren, rügten ſie nicht allein gar bald öffentlich; ſondern machten auch das Unterdrückte, welches ihnen in die Hände fiel, bekannt. Stephan le Moyne ließ die Ueberſetzung dieſes Briefs dem erſten Theile ſeiner Sammlung, Varia Sacra, (Tom. I. p. 530-535. Lugd. Bat. 1685. 4.) beydrucken. Genauer nach Bigots, ſeines Freundes, Ausgabe, und alſo auch mit den griechiſchen Fragmenten, ſtellte ihn Jacob Basnage, nebſt drey beſondern Abhandlungen, zu Utrecht im Jahr 1687. 8. ans Licht: und er wurde überhaupt ſeitdem mehrmals gedruckt. Nunmehr fiengen alſo die Römiſchkatholiſchen Gelehrten an, die Sache ihrer Kirche gegen einen Brief zu führen, der ihr ſo nachtheilig war. Nichts kann deutlicher ſeyn, als die Worte, welche in demſelben vom heiligen Abendmahl vorkommen: Sicut enim antequam ſanctificetur *panis*, *panem* nominamus, divina autem illum ſanctificante gratia, mediante ſacerdote, liberatus eſt quidem *appellatione panis*; dignus autem habitus eſt *Dominici Corporis appellatione*, etiamſi *natura panis in ipſo permanſit*, et non duo corpora, ſed unum corpus Filii praedicatur: ſic et hic divina ἐνιδρυσάσης, id eſt inundante corporis natura, unum Filium, unam perſonam, utraque haec fecerunt. Der Jeſuit Hardouin aber, der durch ſo viele ſeltſame Meinungen berühmt geworden iſt, behauptete gleichwohl, (Chryſoſt. Epiſt. ad Caeſarium, cum notis ac Diſſ. de Sacramento Altaris, Pariſ. 1689. 4. ingleichen in ſeinen Operib. ſelectis, p. 239. ſq. Amſterd. 1709. fol.) daß in dieſer Stelle natura oder φύσις gar nicht die Subſtanz des Brodes, ſondern blos das Zufällige an demſelben, oder die Accidentien bedeute. Du Pin (Nouv. Bibli-

Biblioth. des Auteurs Eccleſiaſt. Tom. III. p. 57. 38.) ſchreibt faſt eben ſo dreiſt, durch Natur könne man hier das Beſtehen und Anſehen verſtehen; überdies habe Chryſoſtomus die Verwandlung des Brodes und Weins im heiligen Abendmahl in andern Stellen genugſam feſtgeſezt. Ihm folgt nicht allein Tillemont hierinne, (Mémoires, T. XI. p. 342.) weil ſonſt, wie er geradezu geſteht, dieſer Brief die Lutheraner begünſtigen würde; ſezt aber auch dreiſt genug hinzu, wenn darinne etwas wider die Transſubſtantiation ſtünde, ſo könne er nicht vom Chryſoſtomus ſeyn. Doch nach und nach mochten es die Römiſchkatholiſchen Gelehrten merken, daß dieſe gezwungene Wendungen den Brief nicht zu ihrem Vortheil lenken könnten. Sie wählten daher im jetzigen Jahrhunderte einen andern Weg, und leugneten, daß er ſich vom Chryſoſtomus herſchreibe. Der Dominikaner Le Quien gab ſich zuerſt viele Mühe, (in Opp. Io. Damaſceni, Tom. I. Diſſert. III. p. XLVIII. ſq. Pariſ. 1712. fol.) darzuthun, daß dieſer Brief erſt nach dem Anfange der Neſtorianiſchen Händel aufgeſezt worden ſeyn könne, weil ſich darinne Redensarten fänden, die nur ſeit dieſer Zeit bey den Kirchenlehrern üblich geworden wären, wie zum Beyſpiel, daß Chriſtus aus und in zwo Naturen ſein Daſeyn habe. Montfaucon giebt zwar zu, (Monit. in Epiſt. ad Caeſarium, p. 737. ſq. T. III. Opp. Chryſoſt.) daß ſolche Ausdrücke wohl auch bereits zu den Zeiten des Chryſoſtomus gebraucht worden ſeyn möchten; findet aber in der ſchlechten Schreibart des Briefs, in der darinne herrſchenden Art zu ſchließen, welche dieſes Lehrers nicht würdig ſey, und auch in dem Umſtande, daß des Mönchs Cäſarius ſonſt nirgends gedacht werde, Urſachen genug, dieſen Brief für untergeſchoben zu halten. Man muß ſich wundern, daß zween Gelehrte, beſonders von dem Scharfſinne des leztern, auf ſolche Gründe ſo viel gebauet haben. Da Cäſarius durch dieſen Brief von dem Irrthum der Apollinariſten abgezogen wer-

J. n. C. G. 363. 9. 3 430.

J. n. C. G. 393. bis 430.

werden ſollte: ſo mußte dieſes ſchon Gelegenheit zu ähnlichen Redensarten mit denen geben, welche nachmals in den Neſtorianiſchen und Eutychianiſchen Händeln ſo häufig wurden. Die Schreibart des Chryſoſtomus wechſelt ſo ſehr in ſeinen Schriften ab; konnte zumal in ſeiner damaligen Lage ſo leicht nachläßig werden, und auch ſeine Stärke im Beweiſen iſt ſich ſo wenig immer gleich, daß dergleichen Vermuthungen gegen das Zeugniß griechiſcher Schriftſteller vom ſechsten Jahrhunderte bis ins achte, welche den oftgenannten Brief als eine Arbeit des Chryſoſtomus anführen, nichts gelten können. Zu gleicher Zeit mit dem Montfaucon, griff auch Maffei (Iſtoria Diplomatica, p. 261. ſq. in Mantova 1727. 4.) die Aechtheit dieſes Briefs an; konnte aber ebenfals keine andere hiſtoriſchkritiſche Gründe ausfindig machen, als daß man denſelben unter den übrigen Handſchriften der Werke des Chryſoſtomus nicht antreffe, und daß es noch einen andern von dieſem ganz verſchiedenen Brief deſſelben an den Cäſarius in der Großherzoglichen Bibliothek zu Florenz gebe, wodurch beyde verdächtig würden. Jacob Basnage, zu deſſen Widerlegung Maffei ſchrieb, antwortete ihm in aller Kürze hinlänglich, und rückte beyde Briefe, den ſtreitigen inſonderheit mit den Leſearten der Handſchriften, mit Anmerkungen und einer Einleitung, in ſeine neue Ausgabe von *Caniſii* Lectionibus Antiquis ein (Tom. I. p. 226. ſq.) Auch Muratori (Diſſert. de Rebus Liturg. 150. ſq.) hat noch in den neueſten Zeiten, ohngefähr nach Hardouins Art, dieſen Brief zu deuten verſucht; verdient aber nur deswegen hier genannt zu werden, um der ſo feinen und richtigen Anmerkungen über die äußerſt gemißbrauchten Ausdrücke der griechiſchen Kirchenverehrer vom heiligen Abendmahl, (μεταβάλλεθαι, μεταστοιχεῖν, μεταρρυθμίζειν, μεταμορφῶν, u. dgl. m.) zu gedenken, welche Erneſti bey dieſer Gelegenheit vorgetragen hat. (Anti-Muratorem. p. 32. ſq. 74. ſq.)

So

So lebte und beſchäftigte ſich Chryſoſtomus als ein Verwieſner. Wenn er in dieſem Zuſtande weiter nichts geſchrieben hätte, als die ſchöne Abhandlung, daß ein jeder Menſch nur von ſich ſelbſt beleidigt werden könne: (Tom. III. Opp. p. 444. ſq.) ſo würde man die Heiterkeit ſeines Gemüths daraus allein erkennen. Nachdem er bis ins Jahr 407. zu Cucuſus geblieben war, ſcheint ſein immer mehr ſich ausbreitender Ruhm ſeine Feinde bewogen zu haben, ihn aus dieſem Kreiſe von unzähligen Bewunderern fortzureiſſen. Es kam daher ein kaiſerlicher Befehl, ihn nach Arabiſſus, und bald darauf nach Pityus, einer wüſten Stadt am ſchwarzen Meere, in die entlegenſten Gränzen des Reichs fortzuführen. Er ſtand auf dieſer Reiſe alle Arten von Beſchwerlichkeiten aus; ſo daß es das Anſehen hatte, als wenn man vorſetzlich ſeinen Tod beſchleunigen wollte. Wirklich ſtarb er auch unterwegens, zu Comana in Pontus, am vierzehnten September dieſes Jahrs, in einem ſechszigjährigen Alter. Als er die Annäherung ſeines Endes merkte, zog er beſſere Kleider an, genoß das heilige Abendmahl, ſprach die ihm geläufigen Worte: Gott ſey in allem geprieſen! und ſagte das letzte Amen! dazu mit dem Zeichen des Kreuzes. (Pallad. l. c. p. 96. ſq. Socrat. L. VI. c. 21. Sozom. L. VIII. c. 28.) J. n. C. 363. bis 430.

Je mehr er am Ausgange ſeines Lebens gelitten hatte, deſto eifriger vereinigte man ſich nach ſeinem Tode, ſein Andenken zu ehren. Seine Gegner nahmen nach und nach billigere Geſinnungen gegen ihn an; die ſeinetwegen in der Kirche entſtandene Trennung, welche ſelbſt die abendländiſchen Gemeinen von vielen morgenländiſchen ſchied, hörte auf. Man brachte im Jahr 438. ſeinen Körper nach Conſtantinopel, um ihn in der Kirche der Apoſtel beyzuſetzen. Die Menge von Menſchen, welche ihm auf Schiffen und mit brennenden Fackeln entgegen eilte, machte beynahe die Meeren-

ge

J. n. C. G. 363. bis 430.

ge zwiſchen beyden Welttheilen zum feſten Lande. Der damalige Kaiſer Theodoſius der jüngere bückte ſich mit dem Geſichte auf den Sarg, und bat den Verſtorbenen, daß er ſeinen todten Eltern die Beleidigungen verzeihen möchte, welche ſie ihm aus Unwiſſenheit zugefügt hätten. (Theodoret. H. Eccl. L. V. c. 36.) Sokrates macht bey dieſer ruhmvollen Wiederaufnahme des Chryſoſtomus zu Conſtantinopel die Anmerkung, (L. VII. c. 45.) man könnte ſich wundern, warum der Neid den Origenes nach ſeinem Tode verfolgt, den Chryſoſtomus hingegen nach dem ſeinigen verſchont habe; jener ſey ohngefähr zweyhundert Jahre nach ſeinem Abſterben mit dem Kirchenbanne belegt, dieſer aber, etwas über dreyßig Jahre nach ſeinem Ende, wieder zur Kirchengemeinſchaft zugelaſſen worden; man könne daraus den Unterſchied zwiſchen den Biſchöfen Theophilus zu Alexandrien, und Proklus zu Conſtantinopel erkennen; verſtändige Männer ſähen auch wohl ein, wie es damit zugegangen ſey. Hier ſind die Neuern ſogleich mit einer andern Beantwortung dieſer Frage bereit; die Ketzereyen des Origenes, ſagen ſie, mußten nothwendig eine ſehr verſchiedene Art der Behandlung gegen beyde verſtorbene Lehrer hervorbringen. Allein Chryſoſtomus ſelbſt, und andere rechtgläubige, gelehrte und fromme Lehrer, haben doch keinesweges geglaubt, daß Origenes wegen ſeiner ſonderbaren Meinungen ein ſolches Schickſal verdient habe: und Sokrates möchte alſo wohl Recht haben, indem er zu verſtehen giebt, daß es Leidenſchaften geweſen ſind, welche auf dieſes entgegengeſezte Betragen den ſtärkſten Einfluß gehabt haben. Bey dieſer Gelegenheit iſt es nicht unnütz, zu bemerken, daß man eben dieſem Geſchichtſchreiber in den neuern Zeiten mehrmals den Vorwurf gemacht hat, er verrathe ſtets eine gewiſſe Abneigung gegen den Chryſoſtomus. Man hat auch wohl die Quelle derſelben darinne zu finden geglaubt, weil er zu den Novatianern gehört habe, denen dieſer Patriarch

Kir-

Kirchen entriſſen hat. Es iſt in der That unangenehm zu ſehen, wie oft man bey Schriftſtellern, deren Urtheile mit den unſrigen nicht übereinſtimmen, mühſam und mit vermeinter Scharfſichtigkeit nach den geheimen Urſachen forſcht, aus welchen die ihrigen entſtanden ſeyn möchten. Man ſollte ſich doch daran begnügen, wenn ein Geſchichtſchreiber ſehr merkliche Beweiſe ſeiner Wahrheitsliebe und Mäßigung blicken läßt; man ſollte ihn deſto höher ſchätzen, wenn er nicht immer einen bloßen Bewunderer ſelbſt von allgemein bewunderten Männern abgiebt. Die würdigſte Art, vortrefliche Perſonen zu loben, das heißt, es ſelbſt aus ihren Vorzügen, aus ihrem erhabenen Geiſte begreiflich zu machen, wie ſie, indem ſie ſich über das Betragen gewöhnlicher Menſchen ſorglos wegſezten, in mancherley Fehler verfallen ſind, oder ihrer Hochachtung und Liebe bey vielen geſchadet haben; dieſe hiſtoriſche Gerechtigkeit hat Sokrates dem Chryſoſtomus mehr erwieſen, als andere Schriftſteller jener Zeiten. Er wiederholt die oben (S. 412.) angeführte Abſchilderung, welche er von ihm macht, noch an einem andern Orte: (L. VI. c. 21.) und man ſieht daraus wiederum, daß er ihn keineswegs verächtlich vorzuſtellen geſucht, ſondern nur licht und Schatten in ſeinem Bilde gehörig vertheilt habe. J. n. C. G. 363. bis 430.

Wirklich helfen uns auch die uneingeſchränkten Lobſprüche, mit welchen ſo viele jenen berühmten Mann in alten und neuen Zeiten überſchüttet haben, zu ſeiner Beurtheilung beynahe gar nichts. Sie zeigen nur, daß diejenigen, welche ſie ihm ertheilten, ſeine Schüler, Freunde und Verehrer geweſen ſind; oder, daß ſie ihm gleichſam dadurch das Unrecht haben vergüten wollen, das ihm in ſeinen lezten Jahren widerfahren iſt. Tillemont (l. c. p. 352. ſq.) und Montfaucon (Tom. XIII. Opp. Chryſ. p. 256. ſq. p. 284. ſq.)

§. n. C. 360 bis 430. ſq.) haben eine Menge ſolcher Stellen geſammlet, worunter doch die aus dem Photius und Suidas genommenen, mit etwas freyerer Einſicht geſchrieben ſind. Die Lebensbeſchreibungen des Chryſoſtomus haben auch größtentheils den panegyriſtiſchen Ton, an ſtatt des biographiſchen, an ſich. Inſonderheit hat die bisher oft angeführte Schrift ſeines Freundes, *Palladii* Dialogus cum *Theodoro*, Eccles. Rom. Diacono, de vita et converſatione *Iohannis Chryſoſtomi*, welche Bigot zuerſt griechiſch und lateiniſch mit einer Vorrede zu Paris im Jahr 1680. 4. herausgegeben, Montfaucon aber neu hat abdrucken laſſen, (l. c. p. 1. ſq.) und wovon die Pariſer Ausgabe im Jahr 1738. mit einem neuen Titelblatte erſchienen iſt, zur Abſicht, die chriſtliche Größe und die unverſchuldeten Leiden des Patriarchen in einem rührenden Denkmal aufzuſtellen. Glaubwürdig genug ſcheint dieſer Schriftſteller in der Haupterzählung, und auch in vielen einzelnen Umſtänden zu ſeyn. Zugleich aber bekömmt alles bey ihm eine ſo einſeitige Geſtalt; er geräth ſo oft in andächtige theologiſche oder homiletiſche Ausſchweifungen; alle Gegner des Chryſoſtomus werden von ihm ſo ſchwarz abgemahlt, daß es ein groſſer Fehler ſeyn würde, ſich auf ſeine Nachrichten und Urtheile allein zu verlaſſen. Ueber die Lebensumſtände des Palladius iſt ſchon anderwärts (Chr. KGeſ. Th. VII. S. 193. fg. Th. VIII. S. 324. fg.) das Erheblichſte mitgetheilt worden. Von den übrigen alten Schriftſtellern, welche das Leben des Chryſoſtomus ausführlich beſchrieben, oder Lobreden auf ihn hinterlaſſen haben, hat Heinr. Savile eine leſenswürdige Abhandlung geſchrieben, welche Cave (Hiſt. Litter. Scriptor. Eccleſiaſt. p. 327. ſq. Vol. I. Baſil. 1741. fol.) ans Licht gezogen hat. Ein noch vollſtändigeres, wenn gleich nicht ſo genau beurtheilendes Verzeichniß jener Schriftſteller, bis ins zwölfte Jahrhundert herab, auch der Neuern bis auf ſeine

Zeit,

Zeit, hat Fabricius (Bibioth. Graec. Vol. VII. p. 555. ſq.) geſammelt. Georgius, Patriarch von Alexandrien im ſiebenten Jahrhunderte, (welches am wahrſcheinlichſten iſt,) braucht allein noch unter den Alten genannt zu werden, weil die von ihm verfertigte Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus nicht nur eine der weitläufigſten iſt, ſondern auch von den ſpätern Griechen immer ausgeſchrieben wurde, und ſelbſt den Beyfall einiger Neuern erhalten hat. Schon Photius, der einen Auszug daraus aufgeſezt hat, (Biblioth. Cod. XCVI. p. 252. ſq. ed. Schotti.) wirft dem Verfaſſer Fehler wider die Geſchichte vor. Nachdem aber Savile (Opp. Chryſoſt. Tom. VIII. p. 157-265.) die griechiſche Urſchrift des Buchs vollſtändig hat abdrucken laſſen, von welcher vorher ſchon eine lateiniſche Ueberſetzung bekannt gemacht war, hat man es noch genauer beurtheilen können: und Savile hat es ſelbſt am beſten beym Cave (l. c. p. 338. ſq.) gethan. Obgleich Georgius die Erzählungen des Palladius, Sokrates, und anderer aus jenen erſten Zeiten zum Grunde gelegt, auch vieles andere dazu fleißig zuſammengetragen hat; ſo wird doch ſeine Glaubwürdigkeit faſt in allem, was ihm eigen iſt, durch eine Menge fabelhafter Erſcheinungen, Wunder und ähnlicher, zum Theil ziemlich ungereimter Nachrichten, überaus verdächtig. Die erſte ſehr vollſtändig und angenehm abgefaßte Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus von einem neuern Gelehrten, gab im Jahr 1664. zu Paris in einem Quartbande Gottfried Hermant, (aber unter dem angenommenen Nahmen Menard,) in franzöſiſcher Sprache heraus. Sie ward daſelbſt im J. 1669. und zu Lyon im J. 1683. in zwey Oktavbänden neu gedruckt. Die gute Aufnahme, welche ſie in Frankreich fand, gebührte ihr jedoch nur wegen ihrer beredten Schreibart, guten Ordnung, und der vielen lehrreichen Auszüge aus den Schriften des Chryſoſtomus. Uebrigens iſt ſie eine ſo vollkom-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

mene Lobſchrift, daß es am Ende derſelben in einer Vergleichung zwiſchen dem Patriarchen und dem Apoſtel Paulus wenig fehlt, daß jener nicht dieſem vorgezogen werde. Zuweilen regen ſich zwar bey ihm einige Zweifel über die Mährchen jüngerer Griechen; doch hat er unter andern ein ſehr kindiſches von der Unbeweglichkeit des Leichnams Chryſoſtomi, als man ihn nach Conſtantinopel abführen wollte, und von der Biegſamkeit deſſelben, nach einem Schreiben des Kaiſers an den todten Lehrer, ohne Bedenken abgeſchrieben. (Vol. II. p. 711. 713. ed. de Lyon.) Mit mehr prüfender Bedachtſamkeit ſchrieb Du Pin ſein Leben des Thryſoſtomus; (Nouv. Biblioth. des Auteurs Eccleſiaſt. T. III. p. 7-75.) ſezte meiſtentheils brauchbare Auszüge aus den Schriften deſſelben hinzu, wenn er gleich den Werth der wichtigſten darunter nicht ſcharf genug beſtimmte; brachte auch ſeine merkwürdigſten Stellen über die Sittenlehre in eine Sammlung; wagte ſich aber nirgends an freyere Urtheile. Tillemont übertraf dieſe beyden Gelehrten durch die äußerſte Genauigkeit, mit welcher er eine Menge von Umſtänden in dem Leben des Chryſoſtomus, beſonders die Zeitordnung ſeiner Schriften und Homilieen, unterſuchte; durch die ſorgfältigſte Anführung aller Quellen, auch einige gute Beobachtungen über die Lehrart und die Geſinnungen des Patriarchen. Den Inhalt ſeiner Schriften hingegen zergliederte er nicht mit gleicher Aufmerkſamkeit, und durchgehends erſcheint bey ihm der geprieſene Heilige, niemals der Menſch mit einigen Schwachheiten. (Memoires, Tome XI. p. 1-405. Notes ſur St. Iean Chryſoſt. p. 547-626. ed. de Paris.) Eine neue Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus hat Montfaucon in ſeine Sammlung von deſſen Werken (Tom. XIII. p. 91-177.) eingerückt. Ob ſie gleich der vorhergehenden an Vollſtändigkeit gewiſſermaaßen weicht, auch in die Gemüthsart, Gelehrſamkeit und Schrif-

Schriften des Patriarchen nicht ſo tief eindringt, als J. n. C. G.
man von dieſem Verfaſſer vor vielen andern hätte er- 363.
warten können; ſo beſizt ſie doch auch ihr Vorzügli- bis
ches. Die Zeitrechnung, über welche Tillemont al- 430.
les ergründet zu haben ſchien, iſt darinne öfters noch
sicherer feſtgeſezt worden. Zwölf neuentdeckte Homi-
lieen des Chryſoſtomus haben dazu, und zur Kennt-
niß einiger merkwürdiger Auftritte ſeines Lebens, viel-
leicht gegeben. Die ganze Erzählung iſt weniger
erquickend, und mehr hiſtoriſch; Wahl, Ordnung
und Zuſammenhang ſind wohlgerathen; und wenn
man die vorläufigen Erläuterungen, (Monita) die
Montfaucon einer jeden Schrift des Chryſoſto-
mus vorgeſezt hat, ingleichen ſeine ausgeſuchten An-
merkungen, die er aus eben dieſen Werken über den
kirchlichen Zuſtand der damaligen Zeiten, den Lehrbe-
griff, die gottesdienſtlichen Gebräuche, die ketzeri-
ſchen Partheyen, und manches Eigenthümliche des
Verfaſſers gezogen hat, (Synopſis eorum, quae in
Operibus Chryſoſtomi obſervantur, l. c. p. 178-184.)
damit verbindet: ſo wird man noch eine Reihe nüz-
licher Ergänzungen zu dieſer Lebensbeſchreibung fin-
den. Mit dieſen Hülfsmitteln verſehen, aber auch
mit Gebrauch der Quellen ſelbſt, hat in unſern Tagen
der Kanzler Cramer das Leben des Chryſoſtomus,
im Eingange des erſten Bandes der von ihm und
einigen andern Gelehrten herausgegebenen treuen und
derlichen deutſchen Ueberſezung vieler Schriften deſſel-
ben, (Leipzig, 1748. fg. 10 Bände in 8.) beſchrieben,
einige Fehltritte ſeiner Vorgänger verbeſſert, und hin
und wieder mit der Freymüthigkeit eines Proteſtanten
urtheilt. Noch weit mehr aber zeichnen ſich die
Abhandlungen aus, welche er dem zweyten, ſechs-
ten, ſiebenten und zehnten Bande der gedachten
Ueberſezung beygefügt hat. Sie betreffen den Cha-
rakter der Beredſamkeit des Chryſoſtomus; die
Ordnung in denſelben; ſeine Kunſt, ſich edel

J. n. C. G. 368. bis 430. und erhaben, und doch für den Begriff des groſſen Hauffens deutlich auszudrücken; die Fehler ſeiner Beredſamkeit, und ſeine Theologie. Man hat über die redneriſchen Eigenſchaften des Chryſoſtomus nichts ſo Richtiges und Scharfſinniges, als dieſe Unterſuchungen. Sie haben den Wunſch nach ähnlichen Abhandlungen über den exegetiſchen und moraliſchen Charakter ſeiner Schriften rege gemacht.

Dieſe Schriften, welche durch die dem Chryſoſtomus nachgeſchriebenen Predigten zu einer ſo groſſen Menge angewachſen ſind, hat man nach ſeinen Zeiten noch mit ſehr vielen unächten, freygebiger als bey irgend einem andern alten Kirchenlehrer, vermehrt; ein Zeichen der immer ſteigenden Verehrung gegen ihn, die alles mit Freuden, obgleich nicht mit Unterſcheidungskraft annahm, was unter ſeinem Nahmen angeboten wurde. Die erſte vortrefliche Ausgabe derſelben, aber blos in der griechiſchen Urſchrift, veranſtaltete der Engliſche Gelehrte Heinrich Savile, auf ſeine Koſten zu Eton im Jahr 1612. in acht Foliobänden, nachdem er dieſe Schriften aus allen Büchersammlungen vollſtändig zu ſammeln, lange Mühe angewandt hatte. Die ungemeine Schönheit und Richtigkeit des Drucks, die wohlgetroffene Kritik des Herausgebers, ſeine und anderer Gelehrten ſehr nüzliche Anmerkungen, ſind einige Hauptempfehlungen dieſer Ausgabe, und deſto ſtärkere, je ſeltner ſie in unſern Zeiten geworden iſt. Faſt um gleiche Zeit ſtellte der Jeſuit Fronton le Duc ſeit dem Jahr 1609. viele von den Werken des Chryſoſtomus in ſechs Foliobänden zu Paris ans Licht, ſezte die lateiniſche Ueberſetzung, und hin und wieder einige Anmerkungen dazu. Im Jahr 1633. vollendete Carl Morel dieſe Ausgabe durch ſechs andere Bände, in welchen er die Homilieen des Chryſoſtomus über das neue Teſtament, aus Commelins Heidelbergiſcher Ausgabe (vom

Jahr

Jahr 1591. bis 1603. in Fol.) abdrucken ließ. Dieſe ordentlich vom Le Duc genannte Ausgabe in zwölf Bänden, die freylich in Abſicht auf die Prüfung der Aechtheit mancher Schriften, Genauigkeit des Abdrucks, Treue der Ueberſetzungen, und manche nöthige Erläuterungen, noch genug zu wünſchen übrig ließ, iſt dennoch wegen ihrer Brauchbarkeit zu Frankfurt am Mayn, ſeit dem Jahr 1698. in eben ſo viel Bänden, aber mit weit engerm Drucke, und einigen Verbeſſerungen, wiewohl nicht mit äußerlicher Schönheit, nachgedruckt worden. Endlich hat **Bernhard von Montfaucon**, mit Beyſtand einiger andern Benediktiner, durch ſeine Ausgabe der Werke des **Chryſoſtomus**, (zu **Paris** vom Jahr 1718. bis 1738. in dreyzehn Foliobänden,) die eben genannte ſehr verdunkelt, die Saviliſche zwar keineswegs überflüßig gemacht, aber an Vollſtändigkeit und neuen Hülfsmitteln merklich übertroffen, und überhaupt eine der prächtigſten und faſt vollkommenen Ausgaben von einem alten Kirchenlehrer zu Stande gebracht. Der ächten, zweifelhaften und untergeſchobenen Schriften, welche ſie enthält, ſind zuſammen tauſend ſieben hundert vier und vierzig. Beynahe funfzig derſelben ſind zum erſtenmal bekannt gemacht, keine iſt ohne Begleitung von kritiſchen und andern Erörterungen abgedruckt worden. Eine Menge von Handſchriften und eigene Beurtheilung, haben dem Herausgeber zur größern Berichtigung des Textes viele Dienſte geleiſtet. Die Ueberſetzungen ſind verbeſſert, manche ganz von neuem verfertigt worden. Die Ordnung, in welche die Schriften geſtellt werden, iſt theils von der Zeitfolge, theils von gewiſſen Claſſen derſelben hergenommen. Außer demjenigen, was bereits vorher bey der neuen Lebensbeſchreibung des **Chryſoſtomus vom Montfaucon**, über dieſes und andere Verdienſte deſſelben um den Kirchenlehrer geſagt worden iſt, muß noch hinzugeſetzt werden, daß ſich in dem

J. n. C. G. 365. bis 420.

J. n. C. G. 393. bis 430. lezten Bande ein, zwar nur kurzes, Onomasticon, seu voces in libris Chrysostomi vel novae, vel singularis significationis, ein nach den griechischen Anfangsworten der Schriften eingerichtetes Verzeichniß derselben, und sehr ausführliche Register vorkommen. Aehnliche Verzeichnisse nebst dem Inhalte und der Ordnung der beyden erstern Ausgaben, findet man beym Fabricius, und von allen drey beym Cave, an den angeführten Orten, mit andern guten Erläuterungen. Der angenehmen Hoffnung, die seit einiger Zeit erregt worden ist, daß ein Mann von den vorzüglichsten Fähigkeiten zu einer so gemeinnützlichen Arbeit, Herr D. Morus, eine neue Ausgabe der Homilieen des Chrysostomus über das neue Testament besorgen werde, wird jedermann eine baldige Erfüllung wünschen.

Es ist schwer, sich von einem solchen Lehrer und Schriftsteller zu trennen, über den so ungemein viel lehrreiches gesagt werden kann. Eine allgemeine Religions- und Kirchengeschichte erlaubt hier nicht ganz diejenige Vollständigkeit, welche von einer musterhaften Lebensbeschreibung desselben gefordert werden kann; aber nach allem, was für die gegenwärtige Absicht bereits beygebracht worden ist, scheint noch eine Anmerkung am bequemsten den Beschluß zu machen. Chrysostomus hat überaus stark auf die christliche Nachwelt durch das Beyspiel seines Lebens, seine Lehrart und seine Schriften gewirkt. Allein so sehr seine rühmlichen und nachahmungswürdigen Seiten hervorglänzen; so schwer ist es oft geworden, zu urtheilen, ob und worinne er getadelt werden müsse? Einige Fehler sind von einer gleichsam so heroischen Art, so schmeichelnd

chelnd und beruhigend für denjenigen, der ſie in der redlichſten Abſicht begeht, ſo verwandt mit Größe und Erhabenheit der Seele in den Augen der Zuſchauer, auch oft von einem ſo ſcheinbar wichtigen Nutzen, daß beynahe jedermann verführt wird, ſie Tugenden zu nennen. Dahin gehört jene unerſchrockene Freymüthigkeit, mit der man über alles geradezu ſeine Meinung, die unangenehmſten Wahrheiten auch am unſchicklichſten Orte, ohne Maaß und Achtung für irgend eine Perſon, ſogar zum Schaden der Wahrheit, ſagt, blos weil man ſich einbildet, die Wahrheit dürfe ſich niemals ſcheuen, ans Licht zu treten; die Heftigkeit gegen anders Denkende, die man mit aller Friedensliebe und Verträglichkeit vereinigen zu können glaubt, weil es unverzeihlich ſey, in wichtigen Angelegenheiten gelaſſen und kalt zu bleiben; auch der übertrieben hohe Begriff von der Würde und dem Anſehen ſeines Standes, in Rückſicht gegen andere Stände, ſelbſt den obrigkeitlichen, weil man dadurch eine deſto lebhaftere Wirkſamkeit im Guten zu erlangen denkt. Chryſoſtomus hatte einen nicht geringen Antheil von dieſen Schwachheiten. Aber er verließ ſich auf das Bewußtſeyn ſeiner guten, uneigennützigen, edlen Abſichten, auf ſeine Menſchen- und Friedensliebe, auf die Vortheile, welche er der Religion und Gottſeligkeit ſichtbarlich verſchaffte. Mehr als Philoſoph, und weniger als Mönch, oder doch als ein von der Welt abgeſonderter ſtrenger Sittenrichter zu denken, würde für ihn ein ungemeiner Gewinn geweſen ſeyn. Er arbeitete mit aller Anſtrengung

J. n. C. G. 383. bis 430.

für

J. u. C. G. 363. bis 430. für Endzwecke, über welche ſich nichts Höheres denken läßt; ſehr oft mit beneidenswerthem Glücke; nicht ſelten unter Verirrungen und Anſtößen; und bleibt dem ohngeachtet der ehrwürdigſte Lehrer der alten Kirche.

Ende des zehnten Theils.

Register.

A.

Abelonier, Abelianer oder Abeliten. 88. fg.
Abendmahl, heil. ſchauderhafte und übertriebene Vorſtellung von demſelben. 238. fg. 277. 341. vom Kaltſinn der Chriſten gegen daſſelbe. 340. von deſſen würdigem Genuſſe. 405.
Aetius, widerlegt vom Epiphanius. 72. fg.
Akacius, Biſch. von Berba. 462.
Alogер, ihre Einwürfe gegen die Offenbarung Johannis. 60. fg.
Ammian. Marcell. B. XXI. C. 2. S. 353.
Ammonius, ein ſehr bewunderter Mönch. 204.
Anaſtaſius, Röm. Biſchof, ſein Antheil an den Origen. Händeln. 176. fg. ſeine grobe Unwiſſenheit. 179.
Anker des chriſtl. Glaubens, ein Werk des Epiphanius. 13.
Anomöer, Predigten des Chryſoſtomus wider dieſelben im Auszuge. 333. fg.
Anthropomorphiten, öffentliche Beſtreitung derſelben. 138. 206. ob Theophilus, B. von Alexand. zu ihnen übergegangen ſey? 206. fg.
Antiochien, Aufruhr in dieſer Stadt, und Predigten darüber. 375. fg.
Antiochus, Biſch. von Ptolemais, genannt Chryſoſtomus. 459.
Antoninus, Biſch. zu Epheſus, Händel wegen deſſelben 456. fg.
Apoſtel, von ihren mündlichen Vorſchriften. 63. ihre Anrufung vom Chryſ. begünſtigt. 427.
Apoſtelgeſchichte, Predigten über dieſelbe vom Chryſoſtomus 445.
Apoſtoliſches Glaubensbekenntniß, Erklärung deſſelben. 118. fg.
Arianer, Beſtreitung derſelben vom Epiphanius. 66. fg.
Arſacius, Patriarch von Conſtantinopel. 472.
Ἀρχιμανδρῖται. 45.
Aterbius, ein Feind des Origenes. 135.
Auferſtehung des jetzigen Leibes vertheidigt. 37. aus dem A. Teſt. bewieſen. 40. fg. wider die Heyden vertheidigt. 127. wider den Origenes. 152. viele bibliſche Stellen für dieſelbe gebraucht. 154. fg.
Auguſtinus, ſein Buch von den Ketzereyen. 86. bezeigt dem Hieronymus ſein Mißfallen über deſſen Streithändel. 192. tadelt den lauten und lärmenden Beyfall, der ſeinen Predigten gegeben wurde. 324.

B.

Babylas, Abhandlung über dieſen Märtyrer. 309.
Barbarismus, ein Religionszuſtand. 47. fg.
Baſilius, ein Freund des Chryſoſtomus. 252. fg.
Beſeſſene in der Gemeine. 341. fg.
Beyfall, lauter und lärmender, welcher den Predigten gegeben wurde, in Beyſpielen. 319. fg. Tadel deſſelben bey den Kirchenlehrern. 320. warum ſie ihn gleichwohl geduldet haben? 327. fg.

Bild Gottes, wo es zu ſuchen iſt? 28.
Biſchöfe, von ihrer Wahl und ihren Pflichten. 263. ihre Gaben und Aufführung. 267. ihre Aufſicht über die Jungfrauen, und ihr Richteramt. 268.
Brüder, die langen, ihre Schickſale. 204. fg.

C.

Cäſarius, berühmter Brief des Chryſoſtomus an denſelben. 475. fg.
Carmeliter, rechnen den Biſchof Johannes von Jeruſalem zu ihrem Orden. 111.
Chriſten, ihre Sitten zur Zeit des Epiphanius. 83. zur Zeit des Chryſoſtomus. 321. 340.
Chriſtus, Beweis ſeiner Gottheit beym Epiphanius. 13. fg. 23. fg. 31. fg. ob er eine menſchliche Seele angenommen habe? 35. ſeine Auferſtehung. 38. Vertheidigung ſeiner göttlichen Würde gegen die Arianer. 66. wider die Anomöer. 359. 365. wider die Juden und Heyden. 369. Chriſti Höllenfahrt ſoll in den Pſalmen vorhergeſagt ſeyn. 124. ſeine Auferſtehung in Weiſſagungen des A. Teſt. 125. warum ihm kein nachahmender Betrüger ganz nahe gekommen ſey? 311. von ſeinem Geburtsfeſte. 346. 349. fg. Urſprung deſſelben. 350. Vertheidigung der Lehre von ſeiner Geburt. 351. das Feſt ſeiner Taufe. 356. vom Sitzen zu ſeiner Rechten und Linken. 360. fg. über ſeine Auferweckung des Lazarus. 362. fg. von ſeinen erniedrigenden Reden und Handlungen. 362. fg. von ſeinem Kreuze. 371.
Chryſoſtomus, Johannes, ſein Betragen bey den Origen. Händeln in Aegypten. 221. ſein ſanftes Verhalten gegen die Beleidigungen des Epiphanius. 224. fg. wird vom Theophilus verfolgt. 229. ſein großmüthiges Bezeigen gegen denſelben. 230. Klagſchriften wider ihn. 231. weigert ſich, auf der Synode ſeiner Feinde zu erſcheinen. 233. er wird von derſelben ſeines Amts entſezt. 233. er wird aus der Stadt vertrieben, und zurückberufen. 234. fg. ſeine Verweiſung. 236. er wendet ſich an die vornehmſten Italiäniſchen Biſchöfe. ebend. ſein Leben und ſeine Schriften. 245. fg. ſeine Lehrer. 246. ſein Mönchsleben. 247. lernt die Schriftauslegung vom Diodorus, B. von Tarſus. 247. fg. wird Vorleſer. 251. entweicht dem zugedachten Bißthum. 252. fg. Auszug aus ſeinem Werke vom Prieſterthum. 254-83. Beurtheilung deſſelben. 283. 286. ſein Einſiedlerleben. 288. ſein Buch von der Zerknirſchung des Herzens. 288. wird Diakonus. 293. ſeine Ermahnungsſchrift an einen vom Teufel geplagten Aſceten. 294. ſeine Bücher an eine junge Wittwe 306. fg. ſeine Abhandlung über die Jungfrauſchaft. 309. ſeine Schrift über den Märtyrer Babylas. 309. wird Presbyter. 316. ſeine Fertigkeit und ſein lauter Beyfall im Predigen. 317. fg. er mißbilligt denſelben oft und nachdrücklich. 321. fg. bisweilen duldet er ihn. 326. ſeine erſte Predigt. 328. fg.

ſcheuet ſich Gott zu lyben. 330. ſeine Predigten wider die Unwender im Auszuge. 333. fg. 359. fg. ſeine Lobrede auf den heil. Philogonius. 346. fg. ſeine Predigt am Geburtsfeſte Chriſti. 349. am Feſte der Taufe Chriſti. 356. ſeine Streitart auf der Kanzel. 368. ſein Buch wider die Juden und Heyden im Auszuge. 368. fg. ſeine Predigt vom Anathema. 373. ſeine ein und zwanzig Homilieen über die Bildſäulen im Auszuge. 376. fg. ſeine Lebensart zu Antiochien. 412. er wird Patriarch von Conſtantinopel. 413. er greift die daſelbſt herrſchende Laſter an. 414. fg. wird bey vielen wider ſeine Schuld verhaßt. 415. fg. ſeine ſtrenge Lebensart. 418. ſeine Eingezogenheit. 418. erweitert das Kirchenceremoniel. 419. fg. fehlt bey einem öffentlichen Religionsgepränge. 421. Nachricht von der ihm beygelegten Liturgie. 423. fg. begünſtigt das Anrufen der Apoſtel, und die Verehrung von Märtyrern und ihren Reliquien. 309. 405. 428. 429. ſein Antheil an dem Schickſal des Eutropius. 432. widerſteht dem mächtigen Feldherrn Gainas. 433. hält die öffentliche Erklärung der heil. Schrift für die wichtigſte Pflicht ſeines Lehramts. 436. ſeine Methode bey derſelben. 437. ſeine Predigten über die Bibel in Auszügen und Beſchreibungen. 438. 450. ſein Auszug aus der heil. Schrift. 450. ſeine moraliſchen Predigten. 451. von ſeiner Art zu predigen, und dabey gebrauchten Beredſamkeit. 453. ſeine Lobreden auf den Apoſtel Paulus. 406. ſein Antheil an Aſiatiſchen Kirchenangelegenheiten. 457. fg. ſeine Händel mit dem Severianus. 460. fg. wird bey der Kaiſerin verhaßt, vom Epiphanius und Theophilus verfolgt und verkezert. 461. fg. Klagpunkte wider ihn. 463. fg. ſeine Predigt nach ſeiner Zurückberufung. 465 ſeine Predigt wider die Kaiſerin. 467. ſeine Abſetzung und Landesverweiſung. 468. ſein Zuſtand als eines Verwieſenen. 472. fg. ſein Briefwechſel. 474. fg. ſein Brief an den Mönch Cäſarius. 475. fg. ſein Tod. 479. Verſetzung ſeines Leichnams nach Conſtantinopel. ebend. Lebensbeſchreibungen von ihm. 482. fg. vornehmſte Ausgaben ſeiner Schriften. 486. fg. einige ſeiner glänzenden Fehler. 489.

Conſtit. Apoſt. L. V. c. 13. L. VIII. c. 33. S. 353.

Cramer, J. A. ſein Leben des Chryſoſtomus, und Ueberſetzung ſeiner Schriften. 485. fg.

D.

Diakoniſſinnen, ihre Beſtimmung. 78.

Diodorus, Biſch. von Tarſus, ein berühmter Schriftausleger. 247. fg. ſeine Schriften. 248. fg. ſein Lob des Chryſoſtomus. 250.

E.

Ebioniten, Beſchreibung und Widerlegung dieſer Parthey. 55. fg.

Edelgeſteine im Kleide des Aaron erklärt. 92. fg.

Ehe, Beobachtungen in Anſehung derſelben. 78.
Einſamkeit iſt für den chriſtlichen Lehrer nicht immer dienlich. 419. fg.
Τυραννὶς τῆς ἐκκλησίας. 85.
Ἐπιφάνια, ein Feſt. 353. 355. 358.
Epiphanius, ein merkwürdiger Mann in der Geſchichte der Religionsſtreitigkeiten. 3. fg. ſein Leben. 4. fg. ſeine Freundſchaft mit dem Hilarion. 7. ſeine ſchöne Regel. 7. ſein Biſchöfl. Amt ebendaſ. ſein Anſehen. 11. fg. ſeine Schriften. 13. fg. Auszug aus ſeinem Anker des Glaubens. 13. fg. Beſchreibung ſeines hiſtoriſchpolemiſchen Werks wider die Ketzer. 45. fg. Fehler und Entſchuldigungen deſſelben. 84. ſein Auszug aus dem Werke wider die Ketzer. 85. ſein Buch von den Gewichten und Maaßen in der h. Schrift. 90. andere Schriften deſſelben. 94. Verfaſſer ſeiner Lebensgeſchichte. 96 fg. verketzert zuerſt den Origenes. 105. greift denſelben und den B. Johannes zu Jeruſalem öffentlich an. 137. fg. ſeine Eingriffe in einen fremden Kirchenſprengel. 140. fg. ſein Gebet für den Johannes. 142. ſeine Reiſe nach Conſtantinopel, und ſein unbeſonnenes Betragen daſelbſt. 224. ſöhnt ſich mit den langen Brüdern aus. 227.
Eremiten, Lebensbeſchreibungen derſelben. 117.
Erneſti, J. A. ſein Anti-Muratorius. 427.
Evangeliſten, Erzählungen von denſelben. 58.
Euſebius, Ueberſetzung ſeiner Kirchengeſchichte durch den Ruffinus. 115. fg.
Eutropius, Staatsbedienter zu Conſtantinopel. 411. fg.

S.

Faſten der Chriſten beſchrieben. 80. fg. Faſtenzeit, und weſſen man ſich in derſelben enthalten ſoll. 219.
Flavianus, Biſch. von Antiochien 316. ſein Lob vom Chryſoſtomus. 331. 384. ſeine Fürbitte bey dem Kaiſer für Antiochien. 483. bewirkt dieſer Stadt Verzeihung. 401.
Fragen, ob ſie der Gottheit unanſtändig ſind? 25. 41. fg.

G.

Gebet, warum man es mit der Gemeine verrichten müſſe? 340 fg. Empfehlung des nächtlichen in und außerhalb der Kirchen. 421. fg. ohne vorgeſchriebene Formeln. 423. fg.
Geburtsfeſt Chriſti. S. Theophania. Gründe für die Zeitbeſtimmung deſſelben am 25. December. 350. 352. fg.
Geiſt, heiliger, Gottheit deſſelben und Ausgang vom Vater. 14. fg. 31. fg.
Geiſt des Gebets, eine Wundergabe. 447.
Geiſtlicher Stand, Beſchreibung deſſelben. 78. S. auch Prieſterthum. Chryſoſtomus mißbilligt die übermäßige Freygebigkeit gegen denſelben. 415. fg.
Georgius, Patr. von Alexandrien, ſein Leben des Chryſoſtomus. 483.

Gericht; Tag deſſelben iſt dem Sohne Gottes bekannt. 21.
Germain, ſeine Lebensbeſchreibung des Epiphanius. 99.
Gewichte und Maaße der heil. Schrift. 90.
Gnoſtiker, Beſchreibung und Widerlegung derſelben beym Epiphanius. 53. fg.
Gothen, Sorgfalt des Chryſoſtomus für das Chriſtenthum unter ihnen. 431. fg.
Gott, Lehre des Epiphanius von demſelben. 13. fg. Glaube an denſelben, im Apoſtol. Symbolum ausgedrückt. 119. fg. von der Unbegreiflichkeit ſeines Weſens. 333. fg. 336. fg. 339. fg. ſelbſt für die Engel. 342. iſt nur dem Sohne Gottes und dem H. Geiſte bekannt. 345.
Gottesdienſtliche Verſammlungen der Chriſten. 79. Nutzen von denſelben für die Chriſten. 357.
Gotteslaſterer, Ermahnung ſie nachdrücklich zu beſtrafen. 379.
Gregorius von Nazianzus iſt nicht unzufrieden mit dem lauten Beyfall ſeiner Predigten. 326.

H.

Heilig und Seine Heiligkeit, das Unbedeutende dieſer Ehrennahmen. 173. 178. 195.
Heilige, warum Gott ſie ſo viele Trübſale leiden läßt? 378.
Hellenismus, oder Abgötterey. 52.
Hermant, Gottfr. ſeine Lebensbeſchreibung des Chryſoſtomus. 483.
Heydenthum, Gründe wider daſſelbe. 312. fg.
Hieronymus, ſeine Geſinnungen gegen den Rufinus. 113. fg. tadelt ein Werk deſſelben. 118. ſein rühmliches Urtheil vom Origenes. 134. Er ändert ſich darinne. 135. fg. erklärt den Origenes für einen Ketzer. 136. ſeine Händel mit dem B. Johannes von Jeruſalem. 137. fg. ſein Schreiben wider den Origenes und Johannes v. Jeruſ. im Auszuge. 150. fg. ſein Streit mit dem Rufinus über den Origenes. 171. fg. ſeine Erklärung über den leztern. 174. fg. Vorwürfe gegen ihn vom Rufinus. 182. fg. ſeine Vertheidigungsſchrift wider den Rufinus. 184. fg. Fortſetzung derſelben. 189. fg. ſeine Spottnahmen wider den Rufinus. 191. fg. bekommt Verweiſe vom Auguſtinus. 192. fg. ſeine Verbindung mit dem Theophilus wider den Origenes. 212. fg. ſein bitteres Urtheil über den Chryſoſtomus. 240.
Hilarion, ſeine Unterredung mit dem Epiphanius. 6. fg.
Höllenfahrt und Begraben iſt einerley. 123. Stelle davon im Apoſtol. Symbolum. 127. fg.

I.

Innocentius, B. von Rom, ſein Betragen bey der Verfolgung des Chryſoſtomus. 237.
Johannes, von ſeiner Evangel. Geſchichte. 59. fg. Predigten des Chryſoſtomus über dieſelbe. 444.
Johannes, Biſchof zu Jeruſalem. 110. Sammlung unächter Schriften deſſelben. 110. ſeine

Händel mit dem Epiphanius und Hieronymus. 137. fg.
Johannes, Erzb. von Nicäa, ſeine Nachricht vom Geburtsfeſte Chriſti. 354.
Johanniten, Anhänger des Chryſoſtomus. 469. 471.
Iſidorus, ein ägyptiſcher Geiſtlicher. 196. 201.
Iſraeliten, ihr Recht an die Schenkung Canaans. 42.
Judaismus, ſieben Partheyen deſſelben. 50.
Julianus, Schrift des Chryſoſtomus wider denſelben. 309.
Jungfrauen ohne Zahl. 75.
Juſtin. Mart. Apol. I. c. 87. S. 423.

K.

Käiſer, ſind durch ihr Begräbniß Thürhüter der Fiſcher geworden. 370.
Kebsweiber im Hohenliede. 57. 75. 93.
Kenntniß, angebohrne des Guten und Böſen. 394.
Ketzer, Beſchreibung und Widerlegung derſelben in dem Hauptwerke der alten Kirche. 45. fg. nützlichſte Methode eines ſolchen Werks für dieſe Zeiten. 46. fg. von jüdiſchen und chriſtlichen Ketzern. 31. fg. Auguſtins Schrift darüber. 86. fg. ſollen die Schriften des Origenes verfälſcht haben. 161. fg. Sanftmuth gegen ſie, empfiehlt Chryſoſtomus. 335. fg.
Kirche, Geſetze der rechtgläubigen. 77. anſtändiges Betragen in derſelben. 323.
Kirchengeſchichte, in den Abendländern durch den Ruſinus verbreitet. 117.
Kirchenverſammlung zur Eiche. 231.
Königinnen im Hohenliede. 75.
Kreuz Chriſti, Gedanken des Ruſinus darüber. 122. fg. des Chryſoſtomus. 370. fg.
Κρότος der Zuhörer bey Predigten. 321.

L.

Δωρεὰ τῆς εὐνομίας, vom heil. Abendmahl. 81.
Lehre des göttlichen Worts bey einem Geiſtlichen. 270.
Lehrer, chriſtliche, ihre wahre Beſtimmung und Würde. 285.
Libanius, ſein Urtheil vom Joh. Chryſoſtomus. 246. ob er als Abgeordneter von Antiochien nach Conſtantinopel gereiſet ſey? 384.
Liturgieen der alten Kirche überhaupt, und beſonders die dem Chryſoſtomus zugeſchriebene. 422. fg.
Lucas, ſeine Evangeliſche Geſchichte. 59.
Lucifexianer, Nachricht von denſelben. 87. fg.

M.

Macarius ſchreibt wider die Sterndeuter. 160.
Märtyrer, Verehrung ihrer Reliquien. 429. fg.
Manes, Schriftſtellen, deren er ſich bedient hat. 65. fg.
Marcella, ihr Antheil an den Origen. Händeln. 173.
Marcus, von ſeiner Evangel. Geſchichte. 59.
Maria, Θεοτόκος. 35. Anmerkungen über dieſelbe vom Ruſinus. 121.

Matthäus, Predigten über die Evangel. Geſchichte deſſelben vom Chryſoſtomus. 442. fg.
Meletianiſche Spaltung. 316. fg.
Miſſam audire. 80.
Mönche, und verſchiedene Arten von Aſceten. 82. Empfehlung ihrer Lebensart vom Chryſoſtomus. 293. viele derſelben ſind mit ihm unzufrieden. 416.
Μονογενὶς, vom h. Geiſte. 16.
Μονότης, 77.
Montfaucon, ſeine Verdienſte um die Lebensbeſchreibung und die Schriften des Chryſoſtomus. 485. 487.
Moſes, Predigten über Stellen aus ſeinem erſten Buche. 390. fg. über dieſes ganze Buch, vom Chryſoſtomus. 438.
Muratori, ſein Werk über die alte Römiſche Liturgie. 427.
Μυσήριον, das heil. Abendmahl. 200.

N.

Naſaräer, eine jüdiſche Parthey. 50.
Natur, Belehrungen derſelben für den Menſchen. 391. fg.
Nazoräer, eine chriſtliche Sekte. 54.
Noetianer, widerlegt. 62.

O.

Olympias, Freundin des Chryſoſtomus, eine reiche und gottſelige Wittwe. 416.
Ὁμοούσιος, Vertheidigung dieſes Worts. 69. fg.
Origenes, widerlegt vom Epiphanius. 27. 29. fg. 37. fg. Streitigkeiten über ſeine Lehrſätze. 100. fg. Urtheile der alten Lehrer von ihm. 101. fg. wird gegen den Vorwurf des Arianismus vertheidigt. 103. ihn nennt zuerſt Epiphanius einen Ketzer. 104. verzeichnet ſeine Irrthümer. 105. Quellen ſeiner Meinungen. 106. fg. ſeine Schriften unter den Mönchen. 108. fg. Urtheil des Hieronymus über ihn. 134. dieſer erklärt ihn für einen Ketzer. 136. Verzeichniß ſeiner Irrthümer. 144. fg. ein anderes vom Hieronymus. 150. fg. über die Verfälſchung ſeiner Schriften durch die Ketzer. 162. fg. 168. 186. Urtheil darüber. 163. fg. Streit darüber zu Alexandrien. 165. Urtheile des Sulpit. Severus und Vincent. Lirin. von ihm. 166. fg. latein. Ueberſetzung ſeines Werks περὶ ἀρχῶν durch den Rufinus. 169. Beurtheilung der Streitigkeiten über ſeine Lehrſätze zwiſchen dem Hieronymus, Rufinus und andern. 193. fg. neue Streithändel über ihn, in Aegypten und zu Conſtantinopel. 195. fg. ſeine Lehrſätze werden vom Theophilus verdammt. 209. Verzeichniß ſeiner Irrthümer von dieſem. 210. Urtheil über die ägyptiſchen Händel wegen ſeiner Lehrſätze. 241. fg.
Origenier, eine ketzeriſche Parthey. 104.
Oſtener, eine jüdiſche Parthey. 51.
Οὐσία und ὑπόστασις ſind einerley. 69.

P.

Pachomius wirft Schriften des Origenes ins Waſſer. 108.
Palladius, ſein Leben des Chryſoſtomus. 482.
Pamphilus, Ueberſetzung ſeiner Schutzſchrift für den Origenes. 161.
Πανάριον, ein Werk des Epiphanius. 45.
Paradies, Meinungen von demſelben. 27. fg.
Patriſtik, polemiſcher Mißbrauch derſelben. 98.
Paulinianus, ſeine gezwungene Weihung zum Diakonus und Presbyter. 141. fg.
Paulus, der Apoſtel, ſeine Beredſamkeit. 272. Predigten über deſſen Briefe vom Chryſoſtomus. 446. ſeine Lobreden auf dieſen Apoſtel. 406. fg.
Paulus von Samoſata widerlegt 8.
Pelagius, eine Schrift von ihm. 130.
Petavius, ſeine Ausgabe des Epiphanius. 96.
Phariſäer, ihr Eigenthümliches. 50.
Philipp. C. III. v. 12. 13. S. 338.
Philogonius, heiliger, Lobrede auf denſelben. 346. fg.
Photinus widerlegt. 71.
Predigt, komiſche Auftritte bey einer zu Jeruſalem. 137. fg.
Predigten, auf dieſelben muß viel Arbeit gewandt werden. 273. am meiſten von einem ſehr beredten Lehrer. 274. ſie müſſen Gott gefallen. 275. man macht künſtliche Reden daraus. 319. die Zuhörer derſelben bezeigen ihren Beyfall mit lautem Zujauchzen, Klatſchen u. dgl. m. 319. fg. ohne Gebet helfen nichts. 340. des Chryſoſtomus. 328. fg. Hauptinhalt derſelben. 414. über die heilige Schrift vom Chryſoſtomus. 438. fg. ſeine Kunſt, wenig in einer Predigt zu ſagen. 455.
Prieſterthum, oder Lehrſtand, Buch des Chryſoſtomus davon. 254. fg. Würde und Schwierigkeiten deſſelben. 255. fg. 258. fg. 277. fg. deſſen Gewalt zu binden und zu löſen. 258. fg. erfordert mehr als menſchliche Tugend. 261. damit verbundene Rechenſchaft. 276. Vergleichung deſſelben mit dem Einſiedlerleben. 279.
Prieſterthum iſt für chriſtliche Lehrer kein ſchicklicher Ausdruck. 284.
Prozeßionen der Katholiſchen und Arianer mit Geſängen zu Conſtantinopel, veranlaſſen eine Schlägerey. 420. fg.
Pſalmen, Predigten des Chryſoſtomus über eine große Anzahl derſelben. 440.
Propheten, Predigten des Chryſoſtomus über dieſelben. 441.

R.

Reiche und Arme, Betrachtungen über dieſelben vom Chryſoſtomus. 382. fg.
Renaudot, ſein Werk über die morgenländiſchen Liturgieen 426.
Rufinus, ſeine Lebensgeſchichte. 112. fg. ſein Tod, ſeine Ueberſetzungen und Schriften. 115. fg. ſeine Lebensbeſchreibungen von Eremiten. 117. ſeine Erklärung des Apoſtol. Glaubensbe-

kennt-

kenntniſſes. 118. andere Schriften deſſelben. 119. und untergeſchobene. 129. fg. Urtheil und Unterſuchungen über ihn. 132. fg. ſein Antheil an den Origenianiſchen Händeln. 137. 139. ſeine Streitigkeiten mit dem Hieronymus. 160. fg. ſeine Ueberſetzungen von Schriften des Pamphilus und Origenes. 160. fg. 171. ſeine Händel mit dem Hieronymus. 171. er verantwortet ſich. 176. fg. ſeine Schutzſchrift wider den Hieronymus. 180. fg. vom Hieronymus gemißhandelt, von andern gelobt. 191. fg.
Ruſticana haereſis. 88.

S.

Sacramenta Domini conficere. 140.
Sacramentum omne chriſtiani dogmatis. 153.
Salomons Hohes Lied erklärt vom Epiphanius. 92. Proben ſeiner Erklärung. 93.
Salom. Sprüche C. VIII. v. 22. S. 25.
Samariter, vier Partheyen derſelben. 49.
Schrift, heilige, wie ſie Chryſoſtomus ausgelegt habe. 436. fg. ſeine Predigten über Bücher und Stellen derſelben. 438. fg. Auszug aus denſelben vom Chryſoſtomus. 450.
Schwören, Warnungen vor demſelben. 388. fg. 395. fg. von den ſchlimmen Folgen des Leichtſinnes bey demſelben. 395.
Scultetus, Abr. ſeine Bibliothek von Kirchenvätern. 97.
Scythismus, eine Art von Religionszuſtande. 48.
Seelen, Fragen über dieſelben. 150.
Seligkeit, wer ſie nur erlangen könne? 281.
Serapio, Diakonus und Vertrauter des Chryſoſtomus. 227. 415. ſeine Händel mit dem Severianus. 459. fg.
Severianus, Biſch. von Gabala. 458.
Sittenlehre, chriſtliche, wird vom Chryſoſtomus ſehr fleißig in Predigten vorgetragen. 451. ſeine Denkungsart über dieſelbe. 451. fg.
Socrates, ob er in der Beurtheilung des Chryſoſtomus partheyiſch ſey? 480. fg.
Sünde, nur vor dieſer muß man ſich fürchten. 388.
Symbolum beym Epiphanius. 43. warum das den Apoſteln beygelegte Glaubensbekenntniß ſo heiße, und deſſen Erklärung. 119. fg.

T.

Taufe über den Todten. 54. Chriſti. 358.
Täuflinge, Predigten für dieſelben vom Chryſoſtomus. 407 fg.
Tertullianus und Tertullianiſten, beyde Ketzer. 87.
Teufel, Meinung des Epiphanius von deſſen Verhalten. 56. ingleichen des Rufinus. 123. plagt einen Aſceten gewaltig. 294. fg. Troſtgründe dawider. 295. fg. wie man wider ſeinen Willen, viele Vortheile durch ihn erlangen könne? 297. fg. warum Gott zuließ, daß er die Menſchen verführte? 298. ob alle Reizungen zum Selbſtmorde von ihm herkommen? 303. von ſeiner Wirkung auf die Beſeſſenen. 344.

Theodoretus, ſein Werk von allen Ketzereyen. 89. fg.
Theodoſius vergiebt der Stadt Antiochien. 403.
Theodotus, ſeine Einwürfe wider die Gottheit Chriſti widerlegt. 61. fg.
Theophania, wie dieſes Feſt begangen werden ſollte. 199. 347.
Theophilus, B. von Alexandrien, ſein Antheil an den Origen. Händeln in Paläſtina. 147. fg. 157. fg. ſeine Lebensgeſchichte. 195. fg. ſein Charakter. 197. ſeine Schriften. 197. fg. ſein Kunſtgriff zur Beſänftigung wütender Mönche. 206. fg. er verdammt die Lehrſätze des Origenes. 209. ſeine Gewaltthätigkeiten gegen die Origenianer. 275. fg. ſeine drey Oſterbriefe. 217. fg. beſtreitet Irrlehren des Origenes. 218. wird zu Conſtantinopel verklagt. 221. erſcheint daſelbſt, und verfolgt den Joh. Chryſoſtomus. 229. ſein Buch wider denſelben. 238. Urtheil des Facundus über ihn. 239.
Theotimus, ein ſcythiſcher Biſchof. 225.
Timotheus, Anmerkungen über denſelben. 377.
Traurigkeit, Warnung und Gründe wider dieſelbe. 303. 305.

U.

Ueberſetzungen, griechiſche, des A. Teſt. Nachricht davon. 91.

V.

Paleſier, Nachricht von ihnen. 62.
Verfluchung, kirchliche Predigt darüber. 373.
Verſöhnung, mit den Feinden empfohlen. 400.
Verſuchungen, allerley Fragen über dieſelben. 300. fg. 301. fg.
Vigilantius wirft dem Hieronymus Origenis Meinungen vor. 135. fg.
Vincentius von Lirinum, ſein Urtheil vom Origenes. 166.

W.

Wahlen der Geiſtlichen, Regeln darüber. 262. fg. 265. fg.
Walchs, C. W. F. Beſchreibung der Origen. Händel. 244.
Wallfahrten zu Hiobs Miſthaufen. 389.
Waſſer, um Mitternacht eines Feſtes geſchöpft, erhält ſich Jahre lang friſch. 358.
Wittwe, junge, Troſtſchriften an dieſelbe vom Chryſoſtomus. 307. Erinnerungen an dieſelben überhaupt von ihm. 417. fg.

Z.

Zerknirſchung des Herzens, ein Buch davon. 288. fg.
Zeugung des Sohnes Gottes, Folgen die Aetius daraus zog. 72. fg.
Zweyheit Gottes in den Propheten. 33.